Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

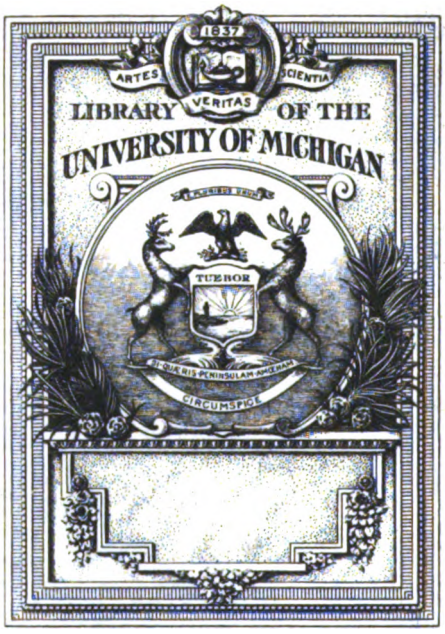
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 3 9015 00240 806 3
University of Michigan – BUHR

Digitized by Google



Digitized by Google
OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

.G N
700
.M2 C

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

14. Band (1922)

Leipzig * Verlag von Curt Kabitzsch
1922

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Anthropology
Harr.
4-14-25
11414

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Abhandlungen	1, 187
Mitteilungen	141, 275
Bücherbesprechungen	175, 314
Aus Museen und Vereinen	169
Nachrichten	182, 317
Nachrufe (Otto Olshausen, Stubenrauch)	185, 316
Mitglieder-Verzeichnis der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte	I

Bayer, J.: Kritische Gruppierung und Neubenennung der geologischen Abschnitte des Eiszeitalters. Mit 1 Textabb. . . . 250
Bing, Just: Die Götter der südskandinavischen Felsenzeichnungen. Mit 39 Textabb. 259
Caemmerer, E.: Ein Steinplattengrab in Arnstadt. Mit 6 Textabb. . . . 154
Fleischer, Oskar: Die vorgeschichtliche germanisch-griechische Kulturgemeinschaft . 1
Günther, Hermann: Der Goldfund von Kommerau, Kr. Schwetz, Westpreußen. Mit 19 Textabb. und Tafel I—IV . . . 100
Jahn, Martin: Literatur zur Vorgeschichte Schlesiens 1900—1921 . . . 275
Jahn, Martin: Literatur zur Vorgeschichte der Provinz Posen. 1900—1920 . . . 300
Kossinna, Gustaf: Das Reitergrab von Kommerau in Westpreußen und die germanischen Trinkhörner, Spielsteine und goldenen Schlangenkopfarmspiralen der Kaiserzeit. Mit 36 Textabb. . . . 110
Kossinna, Gustaf: Zwei neue Trachtenfunde älterer germanischer Bronzezeit aus Dänemark und Schweden. Mit 1 Textabb. . . . 148
Kossinna, Gustaf: Otto Olshausen † . . . 184
Martin, Rud.: Der neue Schädelfund von Rhodesia. Mit 1 Textabb. . . . 141
Rademacher, Erich: Die Chronologie der Germanengrabfelder in der Umgebung von Köln. Mit Tafel V—XIII. . . . 187
Schulz, Walther: Neuere Literatur zur Vorgeschichte Westfalens . . . 158
Tode, Alfred: Das vorgeschichtliche Landschafts- und Siedelungsbild Ostholsteins 171
Walter, Emil: Konservator Stubenrauch, Stettin . . . 316
Wilke, Georg: Der Weltenbaum und die beiden kosmischen Vögel in der vorgeschichtlichen Kunst. Mit 23 Textabb. . . . 73

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

	Seite
Elbinger Jahrbuch (Heß v. Wichdorff)	175
Girke, Georg: Die Tracht der Germanen (Jahn)	305
Kossinna, Gustaf: Die Herkunft der Germanen (Jahn)	314
Kossinna, Gustaf: Die Indogermanen (Jahn)	178
Wiegers, Fritz: Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft (Bayer)	177

Digitized by Google

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte
1. Mai 1922.

Geschäftsführender Ausschuß.

Kossinna, Berlin, Vorstand		Snethlage,	1. Schriftführer
Bezzenberger, stellvertr. Vorsitzender		Hahne,	2. „
Wilke, Rochlitz,	„	Bayer,	3. „

Snethlage, Schatzmeister.

Erweiterter Ausschuß.

1.—7. die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses.

8. Fleischer, Berlin.
9. Günther, Koblenz-Lützel.
10. Heß v. Wichdorff, Berlin.
11. Jahn, Breslau.
12. Paape, Berlin-Schöneberg.
13. Rademacher, Köln.
14. Schmidt, Görlitz.
15. Schulz, Halle.

A. Ehrenmitglieder.

Mestorf, Johanna, Prof. Dr., Direktor des Museums in Kiel (17. April 1909; † 20. Juli 1909).
Montelius, Oskar, Prof. Dr., Reichsantiquar, Stockholm (4. Aug. 1911; † 4. Nov. 1921).
Koehl, Karl, Geh. San.-Rat Dr., Worms (7. Nov. 1917).
Rehlen, W., Magistratsrat, Nürnberg, Rieterstr. 10 (18. April 1922).
Stahel, Hnr. Maxim., Fabrikbesitzer, Bielefeld und Berthelsdorf, Kr. Landeshut (Schlesien) (18. April 1922).

B. Ordentliche Mitglieder.

I. Lebenslängliche.

S. Majestät König Ferdinand von Bulgarien, Koburg, Charlottenpalais (1922).
S. Kgl. Hoheit Ernst August, Herzog von Cumberland, Gmunden (1909).
*[1]) Dom Rath, Emil, Dr. h. c., Geh. Kommerzienrat, Köln, Kaiser Wilhelm Ring 15 (1909).
Frödin, Otto, Dr., Antiquar, Stockholm 15, Historisches Museum (1919).
Staehle, Karl Friedrich, Pforzheim, Zerrennerstr. 2a (1921).

[1]) Ein Stern * bezeichnet die Gründer der Gesellschaft.

Digitized by Google

II. Jährlich zahlende.

Abeling, Theodor, Schriftsteller, Berlin N 113, Gotlandstr. 9 (1919).
Åberg, Nils, Dr. phil., Dozent, Upsala (Schweden) (1911).
Ailio, J., Dr. phil., Dozent, Helsingfors (Finnland), histor. Museum (1912).
Albrecht, Christoph, stud. phil., Halle a. S., Geiststr. 59/60 b. Mollsberger (1919).
Almgren, Oskar, Dr., Professor an der Universität Upsala (1909).
Altertümersammlung, Städtische, Göttingen (1909).
Altertumsgesellschaft, Elbinger (Anschrift Prof. Dr. Ehrlich, Elbing, Königsbergerstr. 16) (1909).
Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg i. Pr. (1910).
Altertumsverein, Schlesischer, Breslau I (1909).
Altertumsverein, Weißenburg i. Bayern (1911).
Amende, E., Prof., Seminaroberlehrer, Altenburg, Hohe Str. 44 (S.-A.) (1913).
Andree, Julius, Dr., Münster i. W., Kampstr. 2/III (1920).
Anterist, Gerichtssekretär, Andernach a. Rh. (1912).
Antoniewicz, Wladimir v., Mus.-Assistent, Warschau, Nowy-Swiat 72 (1917).
Apparat für deutsche Archäologie der Universität Berlin, Kaiser Franz-Joseph-Platz, Universitätsgebäude (1911).
Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Vorgeschichte, Beuthen, O.-Schl. (Anschrift: Seminaroberlehrer Alfred Arndt, Beuthen, O.-Schl., Gutenbergstr. 10 (1922).
Arndt, Alfred, Seminaroberlehrer, Beuthen, O.-S. (1919).
Asmus, Rudolf, Dr. med., Teterow i. M. (1909).
Auerbach, Alfred, Rektor, Vorstand d. Städt. Mus., Gera (Reuß) (1909).
Auerswald, Annemarie v., Heiligengrabe, Post Techow (Ostprignitz) (1914).
Balthasar, Fritz, Mittelschullehrer, Dessau, Werderstr. 12 (1921).
Bangert, Karl Ed., Architekt, Berlin W 50, Nachodstr. 17 (1912).
Banse, Ewald, Braunschweig, Körnerstr. 1 (1922).
Barner, Dr. phil. et med., Braunlage i. Harz, Sanatorium Barner (1916).
Bartsch, Rechnungsrat, Landgerichtsobersekretär, Koblenz a. Rh., Neuendorfer Straße 20 (1917).
*Baum, Albert, Prof., Museumsdirektor, Dortmund, Leipziger Str. 6 (1909).
Baumann-Seyd, Frau A., Hamburg, Jordanstr. 36 (1910).
Baumert, Paul, Dr. phil., Spandau, Potsdamer Str. 46 (1909).
Bayer, Josef, Dr., Dozent, Leiter der Vorgeschichtlichen und Anthropologischen Sammlungen des Naturhistorischen Museums, Wien I, Burgring 7 (1919).
Bec[illegible]. Friedrich, Hauptlehrer, Konstanz, Werderstr. 10/I (1921).
Becker, [illegible]. Fabrikbesitzer, Berlin-Reinickendorf, Graf Roedern-Allee 18—24 (1920).
Becker, Heinrich, [illegible] Aschersleben, Breite Str. 32 (1922).
Befeldt, Wernher, stud. rer. pol., Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 134 (1920).
*Beltz, Robert, Prof. Dr., [illegible] Museumsvorstand, Schwerin i. M., Mühlenstr. 22 (1909).
Beninger, Eduard, Wien [illegible] VIII, Strozzig. 32 (1922).
Bergell, Peter, Univ.-Prof. [illegible]r. med., Berlin W 50, Rankestr. 28 (1921).
Berger, Paul, Halle a. S., Kr[illegible]onprinzenstr. 46 I (1909).
Bestehorn, Friedrich, Dr., Mu[illegible]seumsleiter, Potsdam, Schodtstr. 3 (1920).
*Bezzenberger, Adalbert, Geh. [illegible].-Rat, Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Steind. Wall ½ (1909).
Biagosch, Heinrich, Geh. Kommer[illegible]zienrat, Leipzig, Schwägrichenstr. 31 (1921).
*Bieder, Theobald, Hamburg 26, [illegible] Hammersteindamm 114 (1909).

Digitized by Google

Bing, Just, Dr., Bergen (Norwegen), Stiftsarkivet (1914).
Blancke, Otto, Pferdingsleben bei Gotha (1919).
*Blume, Karl, Rentier, Berlin-Steglitz, Fichtestr. 11 (1909).
Bock, Franz, Hochschulprof. Dr., Berlin-Steglitz, Brüderstr. 20 (1913).
*Bodenstab, privatisierender Apotheker, Braunschweig, Am Wendenwehr 2 (1909).
Boehlich, Ernst, Dr., Breslau 5, Schwerinstr. 8 (1921).
Boehmcker, R., Direktor, Wien III, Haimburger Str. 17 (1921).
Bohl, Dr. med., Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburger Str. 35 (1914).
Bohm, Waldtraut, Lehrerin, Berlin SO 33, Mariannen-Ufer 3/II (1920).
Bonin, Frau v., geb. v. Zanthier, Schönwerder bei Dölitz (Pomm.) (1922).
Bork, Ferdinand, Professor, Studienrat, Königsberg i. Pr., Weberstr. 7 (1909).
Bosch-Gimpera, Pedro, Univ.-Prof. Dr., Barcelona (Spanien), Lauria 56 (1914).
Bosek, Karl, Dr. med., pratt. Arzt, Stolp (Pomm.), Bismarckplatz 9 (1909).
Brachwitz, O., Lehrer, Bitterfeld, Dessauer Str. 29 (1922).
Brandis, Franz, Dr. med., Arzt, Bielefeld, Kaiserstr. 5 (1922).
Braß, Photograph, Camen (Westfalen) (1912).
Bredow, Karl, Frhr. v., Hauptmann a. D., Rittergutsbesitzer, Dom. Dietznitz bei Friesack (Mark) (1910).
Bremer, W., Univ.-Prof. Dr., Marburg a. L., Lutherstr. 6 (1915).
Buchholz, Fritz, Referendar, Landsberg a. d. Warthe, Heinersdorfer Str. 77 (1920).
Bünte, W., Dr., Hannover-Linden, Deisterstr. 8 (1909).
Busse, Frau Helene, Woltersdorf, Buchhorsterstr. 4 bei Erkner (1920).
Caemmerer, Erich, Dr., Oberlehrer, Sondershausen, Possenweg (1919).
Central-Museum, Römisch-Germanisches, Mainz (1911).
Cervinka, J. L., Ing., Staatskonservator, Kojetein (Mähren) (1909).
Claß, Heinrich, Justizrat, Berlin W 10, Rauchstr. 27 (1913).
Claußnitzer, Ernst Alfred, Lehrer, Blattersleben, Post Prietzewitz (1921).
Crons, H. W., stud. hist. et archaeol., Bonn, Adolfstr. 31 (1921).
Danicke, B., Professor, Berlin-Neukölln, Richardplatz 5 (1919).
Dege-Joachimi, Frau Dr. phil., Frankfurt a. d. Oder, Bahnhofstr. 16 (1919).
Degel, Ferdinand, Dr., Studienrat, Bamberg, Schützenstr. 53/I (1921).
Demetrykiewicz, Wladimir, Prof. Dr., Krakau, Gabarska Gasse 7a (1916).
Diculescu, Konstantin, Dr. phil., Charlottenburg, Wielandstr. 13 (1922).
Dietrich, Karl, Weißenfels a. S., Blücherstr. 4 (1921).
Diewitz, Georg, Dr. med., Leipzig, Sidonienstr. 19/I (1911).
Dörre, Rudolf, Lehrer, Bodenbach (Böhmen) (1922).
Drescher, Eberhard, Major a. D., Rittergutsbesitzer, Ellguth b. Ottmachau, Kr. Grottkau (1922).
Ebersbach, Schulrat, Unruhstadt, Kreis Bomst (Grenzmark Posen—Westpreußen) (1922).
Ebert, Max, Dr., Privatdozent, Königsberg i. Pr., Schönstr. 8/II (1919).
*Eichhorn, Gustaf, Dr. med., Sanitätsrat, Mus.-Konservator, Jena, Leutrastr. 33 (1909).
Eisler, Robert, Ingenieur und Direktor, Breslau 8, Brüderstr. 67 (1919).
Engels, Dr., Direktor, Lähn, Kreis Löwenberg (Schlesien), Pädagogium (1920).
Erbt, Wilhelm, Lic. Dr., Oberlyzealdirektor, Neumünster, Fritz Reuterstr. 6 (1914).
Eulenburg, Graf Fritz zu Prassen, Kreis Rastenburg, Ostpr. (1914).
Falb, Alfred, Dr. jur., Berlin-Wilmersdorf, Güntzelstr. 35 (1920).
Falke, Frdr., Geh.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Leipzig, Johannisallee 23 (1922).
Fiddicke, Sanitätsrat, Dr. med., Freienwalde a. O. (1909).

Digitized by Google

Fischer, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B., Mozartstr. 20 (1909).
Fleischer, Oskar, Geh. Regierungsrat, Univ.-Prof. Dr., Berlin W, Motzstr. 17 (1909).
Fleming, Joseph, Mannheim L 11. 2 (1922).
Flemming, Hans, Berlin-Reinickendorf West, Scharnweberstr. 105, (1922).
Florschütz, Prof. Dr., Gotha (1909).
Focke, Ernst, Technischer Direktor, Hagen i. Westf., Konkordiastr. 20 (1920).
Förster, Max, Geh. Hofrat, Prof. Dr., Leipzig, Sedanstr. 4 (1921).
*Forrer, Robert, Dr., Straßburg i. E., Musée d'Archéologie, Palais de Rohan. (1909).
Forster, S. v., Hofrat Dr., Nürnberg, Egidienplatz (1911).
Fortbildungs- und Museumsverein, Mährisch-Trübau (1921).
Franck, Ernst, Frankfurt a. M., Weberstr. 53 (1909).
*Franke, Ernst, Rittergutsbesitzer, Rohrsheim b. Halberstadt (1909).
Frenzel, Walther, Leipzig-Oetzsch, Hauptstr. 35 (1920).
Freystedt, Alwin, Landesbauinspektor, Liegnitz, Sophienstr. 38/I (1909).
Frickhinger, Ernst, Dr., Nördlingen (Bayern), Einhornapotheke (1921).
Friedländer, Sanitätsrat Dr., Cobern a. Mosel (1911).
Frischbier, Erich, Dr. phil., Halle a. S., Landesanstalt für Vorgeschichte, Richard Wagnerstr. 9/10 (1920).
Fritze, Hans, Dr., Studienassessor, Freiburg i. Schles. (1922).
Fritzweiler, Frau Geheimrat, Berlin-Halensee, Joachim Friedrichstr. 56 (1920).
Frohböse, Ferd., Lehrer, Hamburg 26, Saling 5/I (1919).
Frühling, Magda, Dresden-A., Reichenbachstr. 67/II (1920).
*Fuhse, Franz, Prof. Dr., Mus.-Direktor, Braunschweig, Gaußstr. 27 (1909).
*Gädcke, Karl, Prof., Salzwedel (1909).
Gaerte, W., Dr. phil., Königsberg i. Pr., Kaiserstr. 37 (1914).
Gaeßner, Heinz, stud. phil., Charlottenburg, Spreestr. 58 (1920).
Gaisberg-Schöckingen, Frd., Freiherr v., Rechtsritter des Johanniterordens, Schöckingen, O.-A. Leonberg (Wttbg.) (1916).
Gandert, Otto Friedrich, stud. arch., Berlin NW 5, Stephanstr. 61/1 (sonst Söllichau, Kr. Bitterfeld) (1921).
Gehrke, Amtsrichter, Criwitz i. Mecklenburg (1920).
Genthe, Theod., Dr., Dozent an der Humboldtakademie, Berlin-Dahlem, Podbielski-Allee 1, Post Schmargendorf (1909).
Genzmer, Felix, Univ.-Prof. Dr., Marburg a. L., Baleckestr. 7 (1912).
Georgi, Walter, Dr., Reg.-Assessor, Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 64 (1914).
Geschichts- und Altertumsverein für Mayen und Umgebung, Mayen (Rheinland). Anschrift: Konservator Peter Hörter, Genovevaburg (1911).
Geschichtsverein, Aschaffenburg (1911).
Gesellschaft, Naturhistorische, Anthropologische Sektion, Nürnberg (1909).
Gesellschaft, Oberlausitzer, f. Anthropologie und Urgeschichte, Bautzen (1909).
Gesellschaft, Oberlausitzer, für Anthropologie und Urgeschichte, Görlitz. Anschrift: Mus.-Dir. Prof. Ludwig Feyerabend (1919).
Gläser, Elly, Charlottenburg, Leibnizstr. 30 bei Rudloff (1921).
Götze, Alfred, Prof. Dr., Museumskustos, Berlin-Lichterfelde, Steglitzer Str. 42 (1909).
Gohlke, Otto, Berlin NW 87, Ottostr. 17 (1922).
Goldbach, Lehrer, Berlin SO 36, Plesserstr. 9 (1921).
Graef, Josef, Juwelier, Kronstadt (Siebenbürgen), Pürzengasse (1910).

Digitized by Google

Graefe, Holm, Chemiker, Berlin NW 23, Holsteiner Ufer 18/III (1909).
Graf, C. Engelbert, Schriftsteller, Rutesheim b. Leonberg, (1909).
Graff, Wilhelm, Schleswig, Gutenbergstr. 3 (1911).
Grahl, Paul, Halle a. S., Landsbergerstr. 5/I bei Brandt (1922).
Grauert, A., Lehrer, Taugwitz bei Bad Kösen i. Th. (1920).
*Günther, A., Städt. Museumsdirektor, Coblenz-Lützel, Trierer Str. 122 (1909).
Gütte, Otto, Lyzeallehrer, Berlin NW 21, Bochumer Str. 9 (1919).
Gummel, Hans, Dr. phil., Assistent am Provinzialmuseum, Hannover-Kleefeld, Spinozastr. 11 (1911).
Guth, M., Frl., Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 3 (1920).
Gymnasium und Realgymnasium, Bielefeld (Anschrift. Prof. Otto Steinbach, Dornberger Str. 13) (1922).
Hackman, A., Dr., Museumsintendent, Helsingfors, Fredsgatan 13 (1909).
Haenchen, Karl, Studienrat, Oberlehrer, Berlin-Zehlendorf, Hohenzollernstr. 25 (1919).
*Hagen, v. d., Joachim Otto, Rittergutsbesitzer, Schmiedeberg bei Greiffenberg (Uckermark) (1909).
*Hahne, Hans, Univ.-Professor Dr., Museumsdirektor, Halle a. S., Reilstr. 91 (1909).
Hartmeyer, Hans, Dr., Schriftsteller, Wien, Hadersdorf-Weidlingen (1914).
Haupt, Albrecht, Prof. Dr., Geh. Baurat, Hannover, Escherstr. 23 (1913).
Heck, Hermann jr., Weinhändler, Diez a. d. Lahn, Luisenstr. 51 (1920).
Heimatmuseum der Stadt Friedeberg, Neumark (Anschrift: Gymnasialprofessor Dr. Müller) (1920).
Heimatmuseum, Naturkundliches, Leipzig, Tröndlinring 1 (1921).
Heimatmuseum Swinemünde (Anschrift: Rektor Robert Burkhardt, Usedom) (1922).
Heimat- u. Museumsverein Heiligengrabe, Post Techow, Ostprignitz (1914).
Heimatverein, Westhavelländischer, Rathenow (Anschrift: Studienrat Prof. H. Günther, Rathenow, Bahnhofstr. 31) (1921).
Hellmich, M., Oberlandmesser, Liegnitz, Neue Haynauer Str. 49 (1909).
„Hellweg", Wochenschrift für Kunst, Essen (Ruhr), Theaterplatz 10 (1921).
Herrmann, Carl, Lehrer, Naumburg (Saale), Bahnhofstr. 22/I (1909).
*Heß v. Wichdorff, Hans, Bergrat Dr., Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
Heßler, Karl, Rektor, Kassel, Weißenburgstr. 9a (1919).
Heym, W., Studienrat, Marienwerder i. Westpr., Hindenburgstr. 63/I (1921).
Hildebrand, Pfarrer, Leuthen b. Kottbus (1909).
*Hintze, Robert, Dr., Arzt, Lüchow (Hannover) (1909).
Hippe, Ella, Dresden-A., Reichenbachstr. 1/I (1920).
Hirschmann, S., Revierförster, Kipfenberg bei Eichstätt (1920).
Hobus, Felix, Pastor, Dechsel, Kr. Landsberg a. W. (1909).
Hock, Georg, Professor Dr., Landeskonservator, Würzburg, Lessingstr. 1/III (1911).
Hoech, Theodor, Baurat, Kolberg i. Pomm., Moltkestr. 17 (1918).
Hoffmann, C. Tassilo, Dr. phil., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 33/III (1911).
Hofrichter, H., Meißen, Talstr. 14 (1920).
Hohmann, Direktor Dr., Eichwalde, Kr. Teltow (1922).
Holtz, Adalbert, Swinemünde, Buchhandlung Hans Heinrich Kopp, Blücherstr. 8/9 (1922).
Holwerda, J. H., Direktor des Reichs-Altertumsmuseums, Leiden (Holland) (1920).
Holzberger, Joh., Kötzschenbroda-Niederlößnitz (1922).
Hoops, Joh., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg, Klingenteich 13 (1909).

Digitized by Google

Fischer, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B., Mozartstr. 20 (1909).
Fleischer, Oskar, Geh. Regierungsrat, Univ.-Prof. Dr., Berlin W, Motzstr. 17 (1909).
Fleming, Joseph, Mannheim L 11. 2 (1922).
Flemming, Hans, Berlin-Reinickendorf West, Scharnweberstr. 105, (1922).
Florschütz, Prof. Dr., Gotha (1909).
Focke, Ernst, Technischer Direktor, Hagen i. Westf., Konkordiastr. 20 (1920).
Förster, Max, Geh. Hofrat, Prof. Dr., Leipzig, Sedanstr. 4 (1921).
*Forrer, Robert, Dr., Straßburg i. E., Musée d'Archéologie, Palais de Rohan. (1909).
Forster, S. v., Hofrat Dr., Nürnberg, Egidienplatz (1911).
Fortbildungs- und Museumsverein, Mährisch-Trübau (1921).
Franck, Ernst, Frankfurt a. M., Weberstr. 53 (1909).
*Franke, Ernst, Rittergutsbesitzer, Rohrsheim b. Halberstadt (1909).
Frenzel, Walther, Leipzig-Oetzsch, Hauptstr. 35 (1920).
Freystedt, Alwin, Landesbauinspektor, Liegnitz, Sophienstr. 38/I (1909).
Frickhinger, Ernst, Dr., Nördlingen (Bayern), Einhornapotheke (1921).
Friedländer, Sanitätsrat Dr., Cobern a. Mosel (1911).
Frischbier, Erich, Dr. phil., Halle a. S., Landesanstalt für Vorgeschichte, Richard Wagnerstr. 9/10 (1920).
Fritze, Hans, Dr., Studienassessor, Freiburg i. Schles. (1922).
Fritzweiler, Frau Geheimrat, Berlin-Halensee, Joachim Friedrichstr. 56 (1920).
Frohböse, Verd., Lehrer, Hamburg 26, Saling 5/I (1919).
Frühling, Magda, Dresden-A., Reichenbachstr. 67/II (1920).
*Fuhse, Franz, Prof. Dr., Mus.-Direktor, Braunschweig, Gaußstr. 27 (1909).
*Gädcke, Karl, Prof., Salzwedel (1909).
Gaerte, W., Dr. phil., Königsberg i. Pr., Kaiserstr. 37 (1914).
Gaeßner, Heinz, stud. phil., Charlottenburg, Spreestr. 58 (1920).
Gaisberg-Schöckingen, Frd., Freiherr v., Rechtsritter des Johanniterordens, Schöckingen, O.-A. Leonberg (Wttbg.) (1916).
Gandert, Otto Friedrich, stud. arch., Berlin NW 5, Stephanstr. 61/I (sonst Söllichau, Kr. Bitterfeld) (1921).
Gehrke, Amtsrichter, Criwitz i. Mecklenburg (1920).
Genthe, Theod., Dr., Dozent an der Humboldtakademie, Berlin-Dahlem, Podbielski-Allee 1, Post Schmargendorf (1909).
Genzmer, Felix, Univ.-Prof. Dr., Marburg a. L., Baleckestr. 7 (1912).
Georgi, Walter, Dr., Reg.-Assessor, Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 64 (1914).
Geschichts- und Altertumsverein für Mayen und Umgebung, Mayen (Rheinland). Anschrift: Konservator Peter Hörter, Genovevaburg (1911).
Geschichtsverein, Aschaffenburg (1911).
Gesellschaft, Naturhistorische, Anthropologische Sektion, Nürnberg (1909).
Gesellschaft, Oberlausitzer, f. Anthropologie und Urgeschichte, Bautzen (1909).
Gesellschaft, Oberlausitzer, für Anthropologie und Urgeschichte, Görlitz. Anschrift: Mus.-Dir. Prof. Ludwig Feyerabend (1919).
Gläser, Elly, Charlottenburg, Leibnizstr. 30 bei Rudloff (1921).
Götze, Alfred, Prof. Dr., Museumskustos, Berlin-Lichterfelde, Steglitzer Str. 42 (1909).
Gohlke, Otto, Berlin NW 87, Ottostr. 17 (1922).
Goldbach, Lehrer, Berlin SO 36, Plesserstr. 9 (1921).
Graef, Josef, Juwelier, Kronstadt (Siebenbürgen), Pürzengasse (1910).

Digitized by Google

Graefe, Holm, Chemiker, Berlin NW 23, Holsteiner Ufer 18/III (1909).
Graf, C. Engelbert, Schriftsteller, Rutesheim b. Leonberg, (1909).
Graff, Wilhelm, Schleswig, Gutenbergstr. 3 (1911).
Grahl, Paul, Halle a. S., Landsbergerstr. 5/I bei Brandt (1922).
Grauert, A., Lehrer, Taugwitz bei Bad Kösen i. Th. (1920).
*Günther, A., Städt. Museumsdirektor, Coblenz-Lützel, Trierer Str. 122 (1909).
Gütte, Otto, Lyzeallehrer, Berlin NW 21, Bochumer Str. 9 (1919).
Gummel, Hans, Dr. phil., Assistent am Provinzialmuseum, Hannover-Kleefeld, Spinozastr. 11 (1911).
Guth, M., Frl., Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 3 (1920).
Gymnasium und Realgymnasium, Bielefeld (Anschrift. Prof. Otto Steinbach, Dornberger Str. 13) (1922).
Hackman, A., Dr., Museumsintendent, Helsingfors, Fredsgatan 13 (1909).
Haenchen, Karl, Studienrat, Oberlehrer, Berlin-Zehlendorf, Hohenzollernstr. 25 (1919).
*Hagen, v. d., Joachim Otto, Rittergutsbesitzer, Schmiedeberg bei Greiffenberg (Uckermark) (1909).
*Hahne, Hans, Univ.-Professor Dr., Museumsdirektor, Halle a. S., Reilstr. 91 (1909).
Hartmeyer, Hans, Dr., Schriftsteller, Wien, Hadersdorf-Weidlingen (1914).
Haupt, Albrecht, Prof. Dr., Geh. Baurat, Hannover, Escherstr. 23 (1913).
Heck, Hermann jr., Weinhändler, Diez a. d. Lahn, Luisenstr. 51 (1920).
Heimatmuseum der Stadt Friedeberg, Neumark (Anschrift: Gymnasialprofessor Dr. Müller) (1920).
Heimatmuseum, Naturkundliches, Leipzig, Tröndlinring 1 (1921).
Heimatmuseum Swinemünde (Anschrift: Rektor Robert Burkhardt, Usedom) (1922).
Heimat- u. Museumsverein Heiligengrabe, Post Techow, Ostprignitz (1914).
Heimatverein, Westhavelländischer, Rathenow (Anschrift: Studienrat Prof. H. Günther, Rathenow, Bahnhofstr. 31) (1921).
Hellmich, M., Oberlandmesser, Liegnitz, Neue Haynauer Str. 49 (1909).
„Hellweg", Wochenschrift für Kunst, Essen (Ruhr), Theaterplatz 10 (1921).
Herrmann, Carl, Lehrer, Naumburg (Saale), Bahnhofstr. 22/I (1909).
*Heß v. Wichdorff, Hans, Bergrat Dr., Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
Heßler, Karl, Rektor, Kassel, Weißenburgstr. 9a (1919).
Heym, W., Studienrat, Marienwerder i. Westpr., Hindenburgstr. 63/I (1921).
Hildebrand, Pfarrer, Leuthen b. Kottbus (1909).
*Hintze, Robert, Dr., Arzt, Lüchow (Hannover) (1909).
Hippe, Ella, Dresden-A., Reichenbachstr. 1/I (1920).
Hirschmann, S., Revierförster, Kipfenberg bei Eichstätt (1920).
Hobus, Felix, Pastor, Dechsel, Kr. Landsberg a. W. (1909).
Hock, Georg, Professor Dr., Landeskonservator, Würzburg, Lessingstr. 1/III (1911).
Hoech, Theodor, Baurat, Kolberg i. Pomm., Moltkestr. 17 (1918).
Hoffmann, C. Tassilo, Dr. phil., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 33/III (1911).
Hofrichter, H., Meißen, Talstr. 14 (1920).
Hohmann, Direktor Dr., Eichwalde, Kr. Teltow (1922).
Holtz, Adalbert, Swinemünde, Buchhandlung Hans Heinrich Kopp, Blücherstr. 8/9 (1922).
Holwerda, J. H., Direktor des Reichs-Altertumsmuseums, Leiden (Holland) (1920).
Holzberger, Joh., Kötzschenbroda-Niederlößnitz (1922).
Hoops, Joh., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg, Klingenteich 13 (1909).

Digitized by Google

Horney, Studienrat, Barth i. Pomm. (1921).
Hoyer, Richard, Hauptlehrer, Augustfehn i. Oldbg. (1922).
Hüter, Arthur, Studienassessor, Charlottenburg, Kaiser Friedrichstr. 94 (1922).
Hüttenheim, Dr., Geh. Reg.-Rat, Charlottenburg, Thüringer Allee 1 (1912).
Hüttig, Kurt, Dr. med., prakt. Arzt, Lübeck, Johannisstr. 13 (1920).
Hungerland, Lektor, Dr., Osnabrück, Riedenstr. 6/II (1909).
Hutloff, Dr. phil., Studienrat, Frankfurt a. d. Oder, Hohenzollernstr. 2/II (1920).
Hutt, Eugen, Hauptlehrer, Heidelberg, Rohrbacher Str. 66 (1922).
Institut f. Geschichte d. Medizin an der Universität Leipzig, Leipzig, Talstr. 38 (1909).
Institut, Kunsthistorisches, der Universität Leipzig, Leipzig (1910).
Jacob-Friesen, K. H., Dr., Abt.-Dir. am Provinzialmuseum, Hannover, Veilchenstraße 5 (1912).
Jahn, Martin, Dr. phil., Direktorialassistent, Breslau XVII, Frankfurter Str. 115/IV (1909).
Janke, Hans, Lehrer, Berlin NW 23, Flensburger Str. 14 (1921).
Jarausch, Konrad, stud. phil., Berlin NW 21, Oldenburger Str. 23 (1921).
Jekelius, Erich, stud. theol., Kronstadt, Rudolfsring 13 (1909).
Jira, Josef Anton, Dejwitz bei Prag, Svatovitskagasse 5 (1909).
Junkermann, Louis (Agentur f. Konfektion), Bielefeld, Turnerstr. 11 (1922).
Kaack, H., Lehrer, Segeberg i. Holst., Kl. Seestr. 20 (1918).
Kade, Apotheker, Römhild i. Th. (1909).
Kahle, Nik. Hub., Dr. med., prakt. Arzt, Köln a. Rh., Hohe Straße 156 (1920).
Kallenowski, Martin, Weißenfels a. S., Gutenbergstr. 3 (1921).
Kalliefe, Hilmar, Hermsdorf bei Berlin, Berliner Str. 23a (1914).
Kallius, Erich, Geh. Med.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Heidelberg (früher Breslau, Beethovenstr.); jetzt: Anat. Institut (1909).
Karnahl, Fritz, Leipzig-Stötteritz, Marienbrunnenstr. 5 (1919).
Kauffmann, Hildegard, Berlin N 20, Schwedenstr. 1 (1921).
Kellner, Heinrich, Rentner, Köln, Gereonstr. 17—19 (1909).
Kern, Jos., Fachlehrer, Leitmeritz i. Böhmen, Johannisstiege 14 (1916).
Kießling, Franz, Ingenieur, Wien 5/1, Franzensgasse 13 (1919).
Kimakowicz v., Mus.-Direktor, Hermannstadt (Siebenbürgen) (1909).
Kirchhoff, Heinrich, Nahrungsmittelchemiker, Schandelah, Kr. Braunschweig (1914).
Kiszely, K. J. v., Gymn.-Prof. und Kustos am Museum, Neusohl (Banska Bystrica, Tschechoslowakei) (1918).
Klein, W., Postsekretär, Stettin, Postsiedelung, Haus 4 (1919).
Klicks, Karl, Berlin NW 5, Birkenstr. 32 (1919).
Klinghardt, Univ.-Prof. Dr., Greifswald, Karlsplatz 3/I (1921).
Kluge v., Oberleutnant, Jüterbog, 3. Feldartillerie-Regiment, Lehrabteilung (1921).
Knoke, Friedrich, Geh. Rat Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Osnabrück, Wittkopstr. 2 (1909).
Koch, Julius, Dr., Marburg (Lahn), Afföllerstr. 3 (1910).
Kocher, Walter, Apothekenbesitzer, Langenschwalbach, Adlerapotheke (1922).
Korn, Joh., Prof. Dr. phil., Landesgeologe, Berlin-Wilmersdorf, Bingerstr. 87 (1909).
*Kossinna, Gustaf, Geheimer Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde 3, Karlstr. 10 (1909).
Kossinna, Richard, Geheimer Justizrat, Stadtverordnetenvorsteher, Nordhausen a. H. (1909).
Kothe, Konrad, Dr. phil., Bromberg, Dolina 17a—c (1914).
Kozlowski, Leon, Univ.-Prof. Dr., Lemberg, Universität (1913).

Digitized by Google

Krafft, C., Landschaftsmaler, Charlottenburg, Sybelstr. 6 (1922).
Krause, Paul Gust., Prof., Landesgeologe, Berlin-Eberswalde, Bismarckstr. 27 (1909).
Krauth, Prof. Dr., Erfurt, Klingenstr. 3 (1910).
Krehan, Finanzrat, Apolda (S.-Weimar) (1910).
Kreismuseum, Oberharzer, Zellerfeld (1909).
Kreis Ruppin, Neuruppin (1912).
*Kropp, Philipp, Ulrichswalde bei Roda, S.-A. (1909).
Krügel, Gerhard, Berlin SW 29, Bellealliancestr. 47 (1913).
Krügel, Max, Lehrer, Berlin N 58, Stargarder Str. 54/II (1919).
Krüger, Fr., Lehrer, Lieske, Post Neuwelzow N. L. (1915).
Kühn, Herbert, Dr., Berlin W 30, Aschaffenburger Str. 12 (1922).
Kumm, Prof. Dr., Danzig, Westpreuß. Provinzial-Museum, Langemarkt 24 (1912).
Kunst- und Gewerbe-Museum, Städt., Dortmund (1912).
Kuntze, H., Rentmeister, Naumburg a. S., Weißenfelser Str. 41/II (1909).
Lampe, W., Lehrer, Harriehausen bei Gandersheim (1910).
Landesbibliothek, Darmstadt (1909).
Landesbibliothek, sächs., Dresden-N. (1909).
Landesbibliothek, steirische, und Johanneum, Graz, Raubergasse 10 (1913).
Landes- und Stadtbibliothek, Düsseldorf (1909).
Landesdirektorium, Hannover (1909).
Landeskunstsammlungen, Württ., vor- u. frühgesch. Abteilung (Altertümersammlung I), Stuttgart, Neckarstr. 8 (1911).
Landesmuseum, Badisches, Karlsruhe i. Bad. (1909).
Landesmuseum Nassauischer Altertümer, Wiesbaden (1921).
Landesmuseum, Schlesisches, Troppau (1919).
Langer, Franz, Oberpostsekretär, Waidmannslust b. Berlin, Kurhausstr. 15 (1913).
*Langerhans, Wilhelm, Geheimer Justizrat, Berlin W 15, Kaiser-Allee 221 (1909).
Lebius, Rudolf, Buchdruckereibesitzer, Berlin C 2, Breitestr. 4 (1922).
Lechler, Georg, Dr. phil., Charlottenburg, Savignyplatz 6/I (1915).
Lehmann, Ernst, Studienassessor, Erfurt, Burgstr. 18 (1920).
Lehmann, Herbert, Museumstechniker, Berlin S 14, Annenstr. 10 (1921).
Lehmann, J. F., Verlagsbuchhändler, München, Paul Heysestr. 26 (1914).
*Lehmann-Haupt, Carl Fr., Univ.-Prof. Dr., Innsbruck-Mühlau, Villa Edelweiß (1909).
Leinveber, Geh. Reg.-Rat, Goslar, Nonnenweg 4 (1920).
*Lemcke, Hugo, Geh. Rat Prof. Dr., Vorst. d. Gesellschaft f. Pommersche Geschichte, Stettin, Pölitzerstr. 8 (1909).
*Lienau, M. M., Altertumsforscher, Frankfurt a. Oder, Villa Lienau (1909).
Limmer, Fr., Prof. Dr., Darmstadt, Olbrichweg 14 (1911).
Lindau, Gustaf, Univ.-Prof. Dr., Kustos am Botan. Museum, Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 3 (1911).
Lissauer, Fritz, cand. med. dent., Berlin W 30, Goltzstr. 38 (1911).
Lorentzen, A., Dr. med., Kreisarzt, Langenschwalbach, Reg.-Bez. Wiesbaden (1911).
Los, Maryan, Graf von Grodkow, Lemberg, Ziemiałkowskig. 4 (1922).
Lüdemann, Karl, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Freiberg (Sachsen), Albertstr. 26 (1915).
Lütke, Heinrich, Dr. phil., Charlottenburg, Wilmersdorfer Str. 95 (1909).
Märkisch, G., Lehrer, Charlottenburg, Fritschestr. 59 (1922).
Magdalinski, Pastor, Schwessin bei Köslin, Pommern (1919).
Mahr, Adolf, Dr., Wien I, Burgring 7, Naturhistorisches Museum (1921).

Digitized by Google

Malfer, D., Dr., Gries b. Bozen, Tirol, Villa Mignon (1912).
Marquart, Josef, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde, Dahlemer Str. 62 (1921).
Martian, J., Major d. Res., Gutsbesitzer, Naszod (Siebenbürgen) (1913).
*Martin, J., Geh. Reg.-Rat, Prof. Dr., Museums-Dir., Oldenburg (1909).
Marx, P., Dipl.-Ingenieur, Koblenz, Fischelstr. 26 (1911).
Massenbach, Frhr. v., Regierungspräsident a. D., Muskau O. L. (1909).
Matern, Erich, San.-Rat Dr. med., prakt. Arzt, Berlin NW 87, Turmstr. 66 (1909).
Matthes, Walter, stud. phil., Berlin NW 21, Waldenser Str. 30/IV b. Gielen (1921).
Matz, Amtsgerichtsrat a. D., Köpenick-Spindlersfeld, Landhaus Daheim (1919).
Meiner, Arthur, Hofrat Dr., Leipzig, Dörrienstr. 16 (1918).
Meißen, Oberstabsarzt Prof. Dr., Essen (Ruhr), Bahnhofstr. 14 (1916).
Mertinat, Otto, Buchdruckereibesitzer, Berlin-Lichterfelde, Potsdamer Str. 57a (1920).
Michel, Fritz, Dr. med., Koblenz, Markenbildchenweg 13 (1921).
Milleker, Felix, Musealkustos, Werschetz (Ungarn) (1909).
Mitscha v. Mährlein, Ritter Herbert, Wien XIII/5, Lintzer Str. 440 (1921).
Möhle, Ludwig, Oberlehrer, Helmstedt, Wilhelmstr. 8 (1920).
Mötefindt, Hugo, Dr., Charlottenburg 2, Savignyplatz 6/I, Tell-Halaf-Museum (1909).
Mohrmann, Geh. Baurat, Prof. a. d. technischen Hochschule, Hannover, Herrenhäuser Kirchweg 17 (1909).
Momburg, Fritz, Prof. Dr., Bielefeld, Bahnhofstr. 50 (1921).
Morgenstern-Museum, Städtisches, Geestemünde (1909).
Moschkau, Rudolf, Lehrer, Leipzig-Stünz, Zweenfurterstr. 19 (1913).
Mühlenpfordt, Dr., Studiendirektor, Freiburg i. Schlesien, Friedrichstr. 17 (1922).
Müller, Ch., Maurer- und Steinhauermeister, Kassel, Wörthstr. 3 (1916).
Müller, Gerhard, Studienrat, Berlin-Grunewald, Hubertusbaderstr. 10 (1920).
Müller, Johannes, Leutnant a. D., Berlin-Dahlem, Ladenbergstr. 3 (1921).
Museum, Bergens, Bergen (Norwegen) (1909).
Museum, Städtisches, Braunschweig, Steintorwall 14 (1909).
Museum der Stadt Essen (Ruhr) (Anschrift: Dr. E. Kahrs), Burgstr. 18, Abt. f. Vor- und Frühgesch. (1913).
Museum, Oberhess. u. Gailsche Sammlung G. m. b. H., Gießen (Anschrift: Prof. Dr. Kramer, Major a. D.) (1919).
Museum für Völkerkunde, Hamburg 13, Binderstr. 14 (Anschrift: Dr. Byhan) (1912).
Museum, Historisches, des Staates, Helsingfors (Finnland) (1909).
Museum, Schleswig-Holstein., Vaterl. Altertümer, Kiel (1909).
Museum, Prähistorisches, Köln (1919).
Museum, Städtisches, für Völkerkunde, Leipzig (1909).
Museum für Natur- und Heimatkunde, Magdeburg (1909).
Museum, Städtisches, München-Gladbach (Direktor Prof. Dr. Schurz) (1914).
Museum, Städtisches, Nordhausen (1913).
Museum, Städtisches, Potsdam, Brauerstr. 8 (1920).
Museum, Histor. der Pfalz, Speyer, (Anschrift: Museumsdirektor Dr. Sprater) (1915).
Museum, Stavanger, Stavanger (Norwegen) (1910).
Museum, Städtisches, Weimar (1919).
Museum, Naturhistorisches, Anthropolog.-ethnograph. Abtlg., Wien I, Burgring 7 (1921).
Museums- und Geschichtsverein, Uckermärkischer, Prenzlau (1911).

Digitized by Google

Museumsverein Goslar, Goslar (1909).
Museumsverein Harburg (Elbe) (1909).
Museumsverein, Koblenzer, Koblenz (1912).
Museumsverein f. d. Reg.-Bez. Osnabrück, Osnabrück (1909).
Museumsverein Pettau, Pettau (Ptuj), Jugoslawien (Anschrift: Konservator Viktor Skrabar) (1922).
Museumsverein, Altmärkischer, Stendal (1909).
Näbe, S. Max, Rentier, Pottenstein i. Obfr. (1909).
Nagorsni, R., Berlin-Steglitz, Belfortstr. 38 (1920).
Negelein, E. v., Leutnant a. D., Breslau XVI, Hobrechtufer 15 (1915).
Neibert, Franz, Deetz, Kr. Zerbst (1920).
Neumann, Gotthardt, Jena, Riemannstr. 4 (1919).
Neumann, Willi, Studienassessor, Berlin W 30, Barbarossastr. 60 (1921).
Niederstein, Friedrich, Dr., Facharzt f. Chirurgie, Bielefeld, Koblenzer Str. 8 (1921).
Niehoff, J., techn. Assistent an der Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle a. S. (1920).
Niklasson, Nils, Museumsassistent, Halle a. S., Landesanstalt f. Vorgeschichte (1919).
Noth, Hermann, Rektor, Berlin-Lankwitz, Seydlitzstr. 34 (1921).
Obst, Kurt, Kaufmann, Bromberg, Postschließfach 6 (1913).
Odensaß, Studienassessor, Stettin, Moltkestr. 19/III (1920).
Osten, v. d., Landschaftsrat, Rittergutsbesitzer, Wisbu bei Muddelmow, Kr. Regenwalde, Pomm. (1921).
Osten, v. d., Hans Henning, Leutnant, Charlottenburg, Uhlandstr. 193 bei Lenz (1920).
Oßwald, Hans, Oberregierungsrat, Hammelburg i. Unterfranken (1915).
Otto, Johannes, Kirchschullehrer, Bernsdorf, Erzgeb. (1919).
Paape, Konrad, Prof. Dr., Berlin-Schöneberg, Meininger Str. 3 (1909).
Padtberg, August, München, Veterinärstr. 9 (1922).
Pätzold, Alfred, Prof. Dr., Oberrealschulstudiendirektor, Kottbus, Bahnhofstr. 56a (1913).
Panzer, Friedrich, Dr., Universitätsprofessor, Heidelberg (1913).
Panzl, Rud. v., Unterkritzendorf bei Wien, Rosenhügel 18 (1822).
Paschen, Ernst Heinrich, Oberarzt, Berlin NW 52, Melanchthonstr. 21/IV hof l. (1913).
Paulsen, Jens, Dr., Arzt, Kiel-Ellerbek, Friedenstr. 34 (1916).
Paulsen, Ingwer, Kunstmaler, Ziegelhof bei Friedrichstadt, Schleswig (1922).
Peschel, E., Lehrer, Nünchritz, Bez. Dresden (1910).
Petermann, Studienrat Dr., Berlin-Neukölln, Friedelstr. 28 (1922).
Peters, N., Prof. Dr., Paderborn, Dörener Weg 10 (1915).
Pfeiffer, Prof. Dr., Physikus, Hamburg, Carlstr. 7 (1913).
Pipo, W., Dr. med., Barmen-R., Freiligrathstr. 23 (1919).
Plasse, H., Marienwerder, Graudenzerstr. 4 (1921).
Plettke, Friedrich, Konservator, Geestemünde, Buchtstr. 10/II (1915).
Polthier, C., Professor, Wittstock (Dosse) (1909).
Popp, Hermann, Dr., München, Herschelstr. 23 (1916).
Preidel, Helmut, stud. phil., Bodenbach II (Böhmen) (1921).
Preuß, Eugen, Bankier, Berlin NW, Flensburger Str. 2 (1909).
Preysing, H., Univ.-Prof. Dr., Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 77 (1912).
Prietze, H. M., Reg.- u. Baurat, Hannover-Linden, Falkenstr. 8 (1921).
Provinzialkonservator der Provinz Brandenburg, Brandenburgische Landeshauptkasse, Berlin W 10, Matthäikirchstr. 19/II (1920).
Provinzialmuseum, Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle a. S., Richard Wagnerstr. 9/10 (1909).

Digitized by Google

Provinzialmuseum, Westpreußisches, Danzig, Langemarkt 24 (1912).
Provinzialmuseum, Hannover (1909).
Quarg, Hugo, d. J., Weißenfels a. S., Jüdenstr. 23 (1921).
*Rademacher, Carl, Museumsdirektor, Köln a. Rh., Eifelstr. 66 (1909).
Ratig, Wilhelm, Rendant, Perleberg (1909).
Rauch, W., Inspektor, Helmsdorf, Mansf. Seekreis (1909).
Recke v. Volmerstein, Graf v. d., Oberstleutnant a. D., z. Zt. Kolberg, Waldenfelsstr. 1 (1913).
Reichhelm, Zahnarzt, Treuenbrietzen (1916).
Reinicke, Erich, Charlottenburg, Schillerstr. 4 (1919).
Reischel, G., Prof. Dr., Hannover, Jfflandstr. 11 (1909).
Reismann-Grone, Theodor, Dr., Zeitungsverleger, Essen (Ruhr), Theaterplatz 8 (1921).
Reißenberger, Ludwig, Dr., Bezirksarzt, Hermannstadt (Siebenbürgen) (1913).
Richter, Adolf, Komm.-Rat, Rudolstadt (1916).
Richter, Johannes, Dr., Direktorialassistent, Leipzig-Schleußig, Könneritzstr. 23, Waldhaus (1912).
Rieckmann, Eva, Berlin NW 5, Quitzowstr. 116 (1921).
Riedel, Kurt, Lehrer, Leutnant d. R., Chemnitz, Humboldtplatz 3 (1916).
Rieken, San.-Rat Dr., Kottbus, Bahnhofstr. 72 (1909).
Römer-Museum, Hildesheim, Am Stein (1909).
Rohkrämer, Rich., Roßleben a. U., Wiehescheſtr. 5 (1922).
Rose, v., Amtsgerichtsrat, Hameln (1912).
Roth, Karl, stud. phil., München, Alramstr. 18/I r. bei Boll (1920).
Salbach, Rudolf, Rektor, Berlin SO 30, Reichenberger Str. 45 (1921).
Salgendorff, Hermann, Dr. med., Kreisarzt, Geilenkirchen-Heinshoven bei Aachen (1918).
Sammlung, Städtische naturwissensch., Chemnitz (König Albert-Museum) (1909).
Sammlungen, Fürstl. Fürstenbergische, Donaueschingen (1912).
Sartori, Professor, Dortmund, Ardeystr. 29 (1912).
Saucken, v., Rittergutsbesitzer, Berlin W 57, Ziethenstr. 6 (1922).
Schade, W., stud. electr., Danzig, Olivaer Tor 1 (1921).
Scheidemandl, Dr. med., Hofrat, Nürnberg (1909).
Schelzig, Elisabeth, Glienicke bei Berlin (Nordbahn) (1909).
Schemmel, Hertha, Berlin-Tempelhof, Hohenzollernstr. 68 (1921).
Scheu, Hugo, Dr. phil. h. c., Generallandschaftsdirektor u. Ök.-Rat, Königsberg i. Pr. (1915).
Schick, Pfarrer, Quedborn (Oberhessen) (1913).
Schilling, Friedrich, stud. germ., Frankfurt a. Oder, Huttenstr. 6/II (1922).
Schirmer, Oberst, Berlin-Schöneberg, Eisenacher Str. 76/I (1911).
Schirwitz, Quedlinburg, Lauenburgerstr. 11 (1917).
Schluckebier, Richard, Architekt, Bielefeld, Hermannstr. 63 (1921).
Schmidt, Heinrich, Univ.-Prof. Dr., Klausenburg (Siebenbürgen), Kossuthgasse 51 (1909).
Schmidt, Hermann, Oberlehrer, Görlitz, Gutenbergstr. 23 (1909).
Schmidt, Johannes, Pfarrer, Ketzin (Havel) (1913).
Schmidt, Rob. R., Prof. Dr., Privatdozent, Tübingen, Geolog. Institut (1909).
Schmorl, Justizrat, Oschatz (Sachsen) (1911).
Schneider, Dr., Zahnarzt, Münster i. Westf., Königstr. 46 (1921).

Digitized by Google

Schönefeldt, M., Ministerialamtmann, Waidmannslust bei Berlin, Hubertusstr. 10 (1914).
Schoener, G. Ludwig, Bremen, Straßburger Str. 64 (1921).
Schönfeld, Heinrich, Fabrikbesitzer, Herford, Deichtorwall 2 (1921).
Schöninger, Dr., Karlsbad (1922).
Schoppe, Willy, Steiger, Buer-Hugo i. Westf., Westfalenstr. 6 (1922).
Schreiter, Feodor, Steueramtmann, Zschoppau (Sachsen) (1921).
Schröder, Arno, Pfarrer, Hainichen b. Dornburg a. S. (1909).
Schröder, H., Geh. Bergrat, Prof. Dr., Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
Schubart, Reinhard, stud. geod., Berlin N 20, Schönstedtstr. 1 (1920).
Schütz, Konrad, Charlottenburg, Röntgenstr. 9/I (1920).
Schultze, Hugo, San.-Rat. Dr. med., Driedorf (Dillkreis) (1920).
*Schultze, M., Pfarrer, Fahrenwalde bei Brüssow (Uckermark) (1909).
Schulz, Walther, Dr. phil., Direktorial-Assistent am Prov.-Museum, Halle a. S., Wielandstr. 22/II (1909).
Schulze, Louis, Leipzig, Kronprinzenstr. 32/II (1921).
Schumacher, Paul, Seminaroberlehrer, Weißenfels a. S., Leipziger Str. 29/I (1918).
Schwantes, G., Lehrer, Hamburg 39, Baumkamp 62 (1909).
Seelmann, Hans, San.-Rat, Dr. med., Dessau, Kavalierstr. 7 (1909).
*Seemann, Otto, Dr. med., Zahnarzt, Berlin N 37, Schönhauser Allee 174 (1909).
Seibertz, Norbert, Assessor, Berlin-Wilmersdorf, Düsseldorfer Str. 72 bei Müller (1913).
Seiffert, J., Architekt, Charlottenburg, Lohmeyerstr. 24 (1915).
Sellmann, Lehrer, Mühlhausen i. Th. Kiliansgraben 5 (1909).
Seminar, Deutsches, Hamburg I, Domstr. 9 (1911).
Seminar für indogermanische Sprachwissenschaft an der Universität München (1922).
Sickel, Ernst, Oberlehrer, Görlitz, Goethestr. 1 (1914).
Sieglerschmidt, Prof. Dr., Binz auf Rügen, Ecke Lottumstr. u. Mukraner Str. (1912).
Sieling, Heinrich, Buchdruckereibesitzer, Naumburg (Saale), Topfmarkt 7 (1916).
Sievers, Direktor, Leiter des St. Realprogymnasiums i. Sensburg i. Ostpreußen (1918).
Sievert, Heinrich, Gutsbesitzer, Schwanebeck, Kr. Oschersleben, Kapellenstr. 453a/I (1909).
Simonis, Engelbert, Brauereidirektor, Koblenz, Adamstr. 4 (1917).
*Snethlage, Ernst, Reg.-Inspektor, Berlin NW 5, Quitzowstr. 123 (1909).
Solger, Friedrich, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Wilmersdorf, Brandenburgische Str. 20/IV (1921).
Sommer, Erich, Dipl.-Ing., Niederlößnitz-Kötzschenbroda bei Dresden, Zillerstr. 26 (1921).
Sonder, Wolfgang, Bad Oldesloe i. Holst., Apotheke (1920).
Stadtbibliothek, Hannover, Friedrichstr. 16 (1909).
Staffel, San.-Rat Dr., Chemnitz, Langestr. 19 (1909).
Stahel, August Josef, Hofbuchhändler, Würzburg (1922).
Stahel, Karl, Fabrikdirektor, Bielefeld, Wertherstr. 1c (1920).
Stahel, Rainer, Oberstleutnant, Åbo (Finnland), Väståstrandgatan (1920).
Stark, Werner, Woltersdorf-Schönblick b. Berlin, Lenzstr. (1921).
Staritz, Ekkehart, Dr., Berlin-Steglitz, Fritschstr. 1 (1920).
Steiner, Franz, Schaab bei Podersam (Böhmen) (1921).
Stephan, Paul, Regierungs-Landmesser, Merseburg, Unteraltenburg 17 (1913).

Digitized by Google

Stimming, Richard, prakt. Arzt, Gr.-Wusterwitz b. Brandenburg (1909).
Stoye, Dr. phil., Quedlinburg, Pölkenstr. 15/II (1922).
Strantz, Kurt v., Reg.-Rat, Berlin-Friedenau, Offenbacher Str. 30 (1912).
Strauch, Paul, ord. Lyzeallehrer, Berlin NW 87, Wullenweberstr. 7 (1919).
Strauß, Konrad, Frankfurt a. Oder, Linden 2/I (1916).
Streitberg, Wilhelm, Univ.-Prof. Dr., Leipzig, Schillerstr. 7 (1909).
Strobach, G., Apotheker, Berlin S 59, Grimmstr. 21/II (1916).
Tabbert, Oberingenieur, Waidmannslust bei Berlin (1920).
Tallgren, J. M., Univ.-Prof. der Urgeschichte, Dorpat, Peplerstr. 15 (1909).
Tanzmann, Bruno, Schriftsteller, Hellerau b. Dresden (1916).
Tatarinoff, E., Prof. Dr., Direktor d. Hist. Museums, Solothurn (Schweiz) (1909).
Tegtmeyer, Dr., Silberberg-Sternberg (Neumark) (1912).
Tetzer, Fabrikbesitzer, Buckow, Kr. Lebus, Ringstr. 5/6 (1922).
Teutsch, Julius, Mus.-Vorstand, Kronstadt-Brassо (Rumänien), Roßmarkt 4 (1909).
Thomaß, Ludwig, Kommerzienrat, München, Prinzregentenstr. 9 (1922).
Thomson, A., Reval, Estland, Dompromenade 10 u. 4 (1918).
Thümmel, Konsistorialrat Dr., Groß Salze-Elmen, Kaiserstr. 12a (1921).
Tode, Alfred, stud. phil., Kiel, Hasseld. Weg 11 (1921).
Traub, Dr., Pfarrer, Solln b. München (1920).
Turobin, Bankdirektor, Schwiebus (1919).
Universitätsbibliothek Gießen (1911).
Universitätsbibliothek Greifswald (1909).
Universitätsbibliothek Innsbruck (1917).
Universitätsbibliothek Königsberg i. Pr. (1913).
Universitätsbibliothek Münster i. W., Dispinkhof (1918).
Universitätsbibliothek Rostock (1915).
Universitätsbibliothek Tübingen (1909).
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln a. Rh., Gereonskloster 12 (1921).
Verein für Geschichte und Altertümer, Stade (1909).
Verein für Geschichte und Altertum in Bernburg (1911).
Verein für Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Erfurt, Stadtbücherei, Anger 18/II (1909).
Verein für Vogtländische Geschichte und Altertumskunde zu Plauen (Vogtl.) (1913).
Verein für Heimatkunde, Kottbus, Gymnasialstr. 8 (1909).
Verein für Heimatkunde, Kreuznach (Anschrift: Gymnasiallehrer K. Gieb, Hofgartenstr. 24) (1919).
Verein für Heimatkunde für den Kreis Lebus, Müncheberg (Mark) (1909).
Verein für Heimatkunde zu Merseburg (Anschrift: Richard Ortmann, Merseburg, Schmale Str. 17) (1921).
Verein für Heimatkunde Strausbergs und seiner Umgebung (Anschrift: Studienrat Dr. K. H. Weber, Strausberg (Mark), Wilhelmstr. 13/14) (1922).
Verein für Heimatpflege und Altertumskunde im Kreise Neuwied (Anschrift: Felix Arendt, Neuwied) (1912).
Verein Heimatmuseum für Stadt und Kr. Cöthen (Anschrift: Lehrer W. Bethge, Cöthen, Lange Str. 12) (1921).
Verein, Hennebergischer altertumsforschender, Meiningen (1919).
Verein, Historischer, von Oberbayern, München, Zweibrückenstr. 12III (1912).
Verein, Historischer, Neustadt a. d. Hardt (Anschrift: Studienrat Prof. Dr. Mehlis) (1922).

Digitized by Google

Verein, Naturhistorischer, Bielefeld (Anschrift Dr. Zickgraf, Bielefeld, Reichspoststr. 12) (1920).
Wagner, Friedrich, Dr., Museumsassistent, München O 8, Preysing-Platz 1b (1919).
Wahle, Ernst, Dr. phil., Privatdozent, Heidelberg, Zwingerstr. 7 (1909).
Wallraf, Staatsminister a. D., Exz., Bonn a. Rh., Koblenzer Str. 95 (1913).
*Walter, Emil, Geh. Studienrat Prof. Dr., Stettin, Birken-Allee 8b (1909).
Walter, Heinrich, Dr., Pirna (Elbe), Landwirtschaftl. Schule (1909).
Walther, Max, Architekt, Berlin-Friedenau, Laubacherstr. 18 (1909).
Wangenheim, A., Freih. v., Berlin-Wilmersdorf, Detmolder Str. 9 (1922).
Weber, Joh. Emil, Schweizerhäusl in Milland b. Brixen, Südtirol (1918).
Wedepohl, Theodor, Prof., Kunstmaler, Charlottenburg, Gervinusstr. 4 (1922).
Weise, Julius, Prof. Dr., Amalienau b. Königsberg i. Pr., Kranzer Allee 35 (1909).
Weisker, Dr., Studienrat, Neuruppin, Wallstr. Haus Franke (1920).
Wels, Ober-Postassistent, Wittstock (Dosse) (1910).
Welz, Dr., Fulda, Schloßstr. 12 (1921).
Wendemuth, Hauptredakteur, Waldenburg (Schles.), Sandstr. 1 (1921).
Werner, Prof. Dr., Butzbach, Oberhessen (1916).
Wespy, Prof. Dr., Direktor, Berlin-Schöneberg, Mühlenstr. 11 (1918).
Wilcke, Max, Dr., Kreisschulrat, Zeitz (1909).
*Wilke, Georg, Dr., Obergeneralarzt, Rochlitz (Sachsen), Bahnhofstr. 4b (1909).
Wilke, W., Kaufmann, Berlin O 34, Memeler Str. 60a (1919).
Wilser, Ludwig, Dr., Heidelberg, Leopoldstr. 41 (1911).
Winckler, Albert, Dr., Halle a. S., Laurentiusstr. 6 (1909).
Winkelmann, Fr., Dr., Eichstätt (Bayern) (1911).
Wirth, Herm. F., Professor Dr., Baarn in Holland, Eemnesserweg 38 (1919).
Witte, Erhard, Dr., Wolfgang bei Hanau, Reichswerk Wolfgang (1919).
Witz, Major a. D., Ingolstadt, Nürnbergerstr. 20, bayer. Hauptlaboratorium (1911).
Wohlenberg, Fritz, Firma (Inhaber Karl Paulsen), Hannover-Döhren (1919).
Wolf, Realgymnasialdirektor, Hannover-Linden, Falkenstr. 11 (1919).
Wolff, Distriktskommissar, Putzig b. Schönlanke, Kr. Filehne (1909).
Wolff, Karl Felix, Schriftsteller, Bozen (Tirol), Obstmarkt 4 (1909).
Wossidlo, Rich., Prof. Dr., Waren (Mecl.) (1909).
Wünschmann, K., Dr. Oberlehrer, Halberstadt, Moltkestr. 57 (1918).
Wüst, Ewald, Univ.-Prof. Dr., Kiel (1909).
Wurzer, Major a. D., Neuburg a. D., Theresienstr. 126/I (1911).
Zechlin, Konrad, Mus.-Konservator, Salzwedel (1909).
Zinn, Arno, Lehrer, Ohrdruf (Thür.), Reinhardtsbrunnerstr. 5 (1921).
Zscheile, Arthur, Dr. ing., Berlin-Friedenau, Cranachstr. 20 (1921).
Zschiesche, Landgerichtsrat, Nordhausen, Stolbergerstr. 11 (1910).

In Austausch steht die Gesellschaft mit:

a) Schweizer Gesellschaft für Urgeschichte in Solothurn.
b) Universitätsbibliothek in Upsala.
c) Wiadomosci Archeologiczne in Warschau.

* * *

Gesamtzahl der Mitglieder: 518.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Die vorgeschichtliche germanisch-griechische Kulturgemeinschaft.

Von Oskar Fleischer.

I.

Die Kultur der nordischen Bronzezeit kann nicht sang- und klanglos in den Orkus hinabgesunken sein, sondern muß ihre Spuren hinterlassen haben. Nicht nur bei den Germanen, sondern auch bei anderen Völkern. Das ergibt sich aus folgender Überlegung.

Die Bronze setzt sich aus Kupfer und Zinn zusammen. Beides gab und gibt es zwar reichlich in Südschweden, besonders im alten Bergwerk Falun; Kupfer wurde vielleicht bereits gegen Ende der Steinzeit im Salzburgischen gegraben; aber wir wissen nicht, ob diese Bergschätze schon den Nordländern bekannt waren und von ihnen ausgenützt wurden. War dies nicht der Fall, so mußten die zur Bronze nötigen Stoffe aus anderen Ländern herbeigeschafft werden, und zwar entweder durch fremde Kaufleute und Vermittlung fremder Völker im Austausch, oder dadurch, daß die Nordländer sie selbst aus anderen Gegenden holten. In beiden Fällen müssen sie dabei mit Fremden in Berührung gekommen sein und teils von ihnen irgendwelche Einflüsse erfahren, teils solche Fremden übermittelt haben. Die vielen Bernsteinfunde aus den ältesten Zeiten in Griechenland und Italien legen von einem uralten Handel südlicher Gegenden mit dem Nordlande genügend Zeugnis ab.

Jedenfalls ist es nicht im mindesten anzunehmen, daß die nordischen Völker in der Bronzezeit gänzlich abseits allen Verkehres mit der Welt gestanden haben. Bei dem hohen Range ihrer Kultur, der sich in den künstlerisch höchst eigenartigen und geschmackvollen Formen und der Mannigfaltigkeit der Bronzesachen, in der bewundernswürdigen Feinheit der Goldsachen [1]), in den musikalisch so hochbedeutsamen Musikinstrumenten und in ihren astronomischen Steinsetzungen unbestreitbar dartut, und ferner bei dem Mangel

[1]) Man betrachte sich nur die Goldfunde der germanischen Bronzezeit in G. Kossinnas Werk, Mannusbibl. Nr. 12!

Digitized by Google

ähnlicher Kulturhöhe unter den nächstangrenzenden Völkern zu gleicher Zeit muß von vornherein angenommen werden, daß sich dabei die Nordländer ebenso gebend als empfangend verhalten haben. Dies nachzuweisen ist der Zweck der folgenden Untersuchungen.

Fragen wir zunächst, woher die nordischen Bronzegießer ihr Metall herbezogen haben können, wenn sie es nicht im eigenen Lande fanden, so wird die Antwort lauten müssen, daß nach Plinius' Naturgeschichte das Erz zuerst in Cypern gefunden wurde[1]; von der Insel Kypros, im Mittelalter von den Deutschen Kipper genannt, hat ja auch das „Kupfer" seinen Namen bei den Römern (als Cyprium, cuprum[2], cyprinum) und von diesen aus bei den Franzosen (cuivre), den Albanesen (*χίπρεα*), Serben (kupor) und ganz besonders noch vor dem 7. Jahrhundert bei den Germanen (ahd. chuphar, engl. copper, an. koparr, schwed. koppar, dän. kobbar usw.), von denen das Wort zu den Iren (copar), Finnen (kupari), Lappen (kuoppar) und Esten (kubar-waśk) gelangt ist. Nach Kypros fuhr man schon zu Homers Zeiten (Od. 1, 182), „um in Temesa Kupfer für blinkendes Eisen zu tauschen".

Die Bezeichnung „Kupfer" stammt aus später Zeit, wahrscheinlich ward sie erst allgemein, nachdem im Jahre 57 vor Chr. die Römer die Insel in Besitz genommen. Der indogermanische Ausdruck für Erz und Kupfer ist vielmehr im Gotischen aiz, ahd. êr (vgl. nhd. ehern, agf. âr, engl. ore, nord. eir), lat. aes, sanskr. áyas, zend. ayañh. Aber auch dieser geht auf einen Namen der Insel Kypros zurück oder hängt mit ihm zusammen, denn um 1467 vor Chr. wird sie Ajas-ja, später Alasja genannt[3].

Noch viel früher war allerdings bekanntlich die Bronze den Sumer-Akkadern bekannt, ihre Mischung aus Kupfer und Zinn wird in einer akkadischen Hymne besonders angegeben. Ihr Name sumerisch zabar, babylonisch-assyrisch siparru klingt verdächtig an Kypros an, vielleicht holten die ältesten Babylonier ihre Bronze bei ihren Zügen nach dem Westen eben auch von Kypern. Denn sowohl Gudia als Sargon im 3. Jahrtausend vor Chr. berichten uns, daß sie bis an die Küsten des „Westmeeres" d. h. des Mittelmeeres vordrangen, und Sargon von Agade überschritt es sogar und verweilte drei Jahre im Westen, also wohl zunächst auf Kypern[4]. Indessen wird man für den Bezug der Bronze seitens der Nordländer zunächst an das nähergelegene Delos denken müssen, denn das war in alter Zeit der eigentliche griechische Markt für Erz, den der ganze Erdkreis aufsuchte, um sich hier für seine Werkstätten zu versorgen. „Der älteste Ruhm des Erzes gebührt dem von Delos", sagt

[1]) 34, 1: in Cypro, ubi prima fuit aeris inventio.

[2]) Zuerst bei Spartianus, Hist. Aug. I, 725 im 3. Jahrh. nach Chr.

[3]) Kossinna, Die Indogermanen, Leipzig 1921, S. 3, wo diesbezügliche Literatur.

[4]) Vgl. auch die Anmerkung S. 15 weiter unten.

Digitized by Google

Plinius [1]), wo man zuerst Dinge des praktischen Lebens, wie Bettstellen und Sesselfüße, aus Erz fertigte, später auch zur Anfertigung von Kunstwerken wie Götterbildern, Menschenbildnissen und Figuren lebender Wesen überging. Die Insel selbst erzeugte zwar kein Erz, es kam aus Kypros; aber der Welthandel für Erz war hier schon in ältesten Zeiten aufgetan. Auch wurde auf Delos (nach Plinius 4, 22) das Feuer, also der Guß statt des Kaltschmiedens erfunden. Von Delos kam das „heilige Feuer" mit besonderer Feierlichkeit nach Lemnos, der Insel des Schmiedegottes Hephaistos. Hieß doch Delos selbst ursprünglich Pyrpilis von πῦρ Feuer und πίλναμαι herzuführen.

Wenn also die nordische Bronze überhaupt vom Süden kam, so wurde sie mittel- oder unmittelbar von Delos bezogen. Wir werden im Verlaufe unserer Untersuchungen deutlich sehen, daß ein solcher Handelsverkehr tatsächlich bestand, und zwar in beiderlei Gestalt, sowohl über andere Völker hinweg und durch deren Hand, das war die spätere mittelbare Form; in den ältesten, der Vorgeschichte angehörenden Zeiten aber war er ein unmittelbarer, ein Tauschhandel vom Erzeuger zum Verbraucher ohne Zwischenhandel.

Zum Erweis dessen muß ich auf die vielerörterte Sage von dem hyperboreischen Apollo zurückgreifen. Der alte Mythos ist freilich ein Baustein, den die Baumeister der Philologie und Geschichte als unbrauchbar verworfen haben. Ich würde ihn unberührt liegen lassen, wenn ich ihm nicht durch die folgenden Betrachtungen eine wie mi scheint recht beachtliche neue Seite abgewinnen könnte, zu welchem Behufe ich freilich gar manches Allbekannte wiederholen muß, damit diese Untersuchungen ein zusammenhängendes Ganzes darstellen.

Gerade die ältesten griechischen Zeiten, die uns ihre Meinungen, Ansichten und Tatsachen nur in der leicht irreführenden Form von Sagen und Mythen vernehmlich machen können, sind es, die die Herkunft ihrer Kultur aus hohem Norden mit aller Entschiedenheit behaupten und sich dadurch im Einklange mit mancherlei archäologischen Befunden halten. Denn daß der Gott der griechischen Kultur und insbesondere der Musik von einem Lande im äußersten Norden, von den Hyperboreern, zu den Griechen gekommen sei, war ihnen selbst eine ausgemachte Sache. Claudius Älianus, ein Sammler von allerlei alten Geschichten und Anekdoten um 200 nach Chr., sagt ausdrücklich auf Grund seiner Auszüge aus alten Schriften: „Von dem Volke der Hyperboreer und der Verehrung, die dort dem Apollo gezollt wird, singen die Dichter, und die Geschichtsschreiber stimmen ein. Unter den letzteren auch Heka-

[1]) Plin., Hist. nat. 34, 4: Antiquissima aeris gloria Deliaco fuit, mercatus in Delo concelebrante toto orbe, et ideo cura officinis, tricliniorum pedibus fulcrisque. Ibi prima nobilitas aeris. Pervenit deinde ad Deûm simulacra, effigiemque hominum, et aliorum animalium. Erst später kam das äginetische Erz in Aufnahme.

Digitized by Google

täus, nicht der Milesier, sondern der aus Abdera [1])". Wir wollen uns zunächst gar nicht auf die mannigfaltigen und widersprechenden Erklärungen einlassen, die man den Hyperboreern gewidmet hat, sondern nur feststellen, daß schon Herodot und der später selbst zu einem Hyperboreer gemachte Lykier Olen, der erste der das Phöbische Orakel besang [2]), ebenso wie das Gedicht von den Epigonen dieser Herkunft als sicher Erwähnung tun. Hoch im Norden, über dem Boreaswinde, meldet uns Pausanias [3]), wohnten die Hyperboreer in einem Lande, wo Freude und selige Ruhe herrschte und wo die Hälfte des Jahres lichter Tag, die andere helle Nacht war. In diesem Lande wurde Apollo unausgesetzt mit heiligen Liedern gefeiert. Er wohnte in einem hüttenähnlichen Tempel, aus Bienenwachs und Federn gebaut [4]).

Das klingt gewiß recht sagenhaft, war aber offenbar den Griechen der früheren Zeiten durchaus keine Ausgeburt der Phantasie, sondern galt, wie wir sehen werden, als Tatsache. Ehe wir darauf eingehen, wollen wir einmal den (nächst Herodot) ausführlichsten Bericht über Apollos Aufenthalt bei den Hyperboreern mit kritischen Augen betrachten, nämlich die bekannte Erzählung Diodors von Sizilien (2, 47). Ich will die Stelle daher in ihrer ganzen Ausdehnung hier in Übersetzung geben:

„Unter denen, welche die alte Sagengeschichte verzeichnet haben, melden Hekatäus [5]) und einige andere, daß in der Gegend jenseits des Keltenlandes sich eine Insel im Ozean befindet, nicht kleiner als Sizilien. Diese liegt gegen Norden und werde von den Hyperboreern bewohnt, die so genannt würden, weil sie noch jenseits der Gegend wohnen, woher der Boreas weht. Die Insel habe guten Boden und sei fruchtbar, und das Klima so günstig, daß jährlich zwei Ernten stattfinden. Auf dieser Insel soll Leto geboren sein, weshalb denn auch Apollo vor allen Göttern am meisten dort verehrt werde, und die Einwohner seien gleichsam als Priester des Apollo anzusehen, weil dieser Gott jahraus jahrein, Tag für Tag von ihnen mit Lobgesang gepriesen und ganz ausnehmend verehrt werde. Auch ein herrlicher Hain des Apollo sei auf dieser Insel und ein berühmter Tempel, mit vielen Weihgeschenken geschmückt und von kugelrunder Gestalt. Selbst eine diesem Gott geweihte Stadt gebe es dort, und die Mehrzahl ihrer Einwohner seien Kitharaspieler und säßen immer im Tempel, mit Zitherspiel und Gesang dem Gotte lobsingend und seine Taten verherrlichend. Diese Hyperboreer sollen eine besondere Sprache reden und den Hellenen sehr freundlich gesinnt sein, insbesondere aber den Athenern

[1]) De natura animal. 11, 1. Ausg. Fr. Jacobs, S. 243. Dieser Hekatäus lebte zu Alexanders d. Gr. Zeit.

[2]) *ὃς γένετο πρῶτος Φοίβοω προφάτας* sagt Boio, deren Echtheit allerdings bezweifelt wird, bei Pausanias X. 5.

[3]) *ὑπὲρ τὸν ἄνεμον οἰκοῦσι τὸν Βορέαν* 5, 8.

[4]) Paus. 10, 5.

[5]) Der nach Plin. Hist. nat. 6, 20 ein eigenes Buch über die Hyperboreer geschrieben hat: privatim condidit volumen de Hyperboreis.

Digitized by Google

und Deliern, und dies Wohlwollen soll schon aus alter Zeit stammen. Auch seien einige Hellenen in das Land der Hyperboreer gekommen und hätten daselbst kostbare Weihgeschenke zurückgelassen mit hellenischen Aufschriften. Desgleichen sei auch vor alter Zeit ein Hyperboreer namens Abaris nach Hellas gekommen und habe Freundschaft und Verwandtschaft mit den Deliern erneuert. Von jener Insel aus soll der Mond nur in einer sehr geringen Entfernung von der Erde erscheinen und ganz deutlich sichtbare Erhöhungen wie die Erde zeigen. Immer nach je neunzehn Jahren soll der Gott selber die Insel besuchen, in welchem Zeitraum auch die Gestirne immer wieder in dieselbe Stellung zurückkehren, weshalb denn auch bei den Griechen ein neunzehnjähriger Zeitraum das Jahr des Meton genannt werde. Wenn aber der Gott dort erscheine, so spiele und tanze er alle Nächte hindurch von der Frühlingsnachtgleiche an bis zum Frühaufgang der Plejaden, indem er sich über seine eigenen Siegestaten freut. Die Könige jener Stadt, zugleich auch die Aufseher des heiligen Haines, sollen Boreaden heißen, als Nachkommen des Boreas (der nach Hekatäus von der Chion drei Söhne hatte), und unter ihnen vererbe sich die Herrschaft von Geschlecht zu Geschlecht."

Der Hinweis auf den bekannten Metonschen 19jährigen Jahreszyklus — der ja im wesentlichen bis auf heute noch beibehalten worden ist und sich in der sog. güldenen Zahl in unseren Kalendern wirksam erhalten hat — weist uns deutlich auf den Weg, den wir bei einer kritischen Betrachtung dieser wichtigen Nachricht Hekatäus-Diodors einzuschlagen haben. Der Metonsche Zyklus besteht aus einem Zeitraum von 19 Jahren, nach dessen Ablauf die Stellung des Mondes zur Sonne wieder genau die gleiche ist, wie bei seinem Anfange, so daß sich nun die Mondphasen bei jeder weiteren periodischen Wiederkehr genau in denselben Beziehungen zur Sonne folgen, als beim ersten Male, und die Neumonde immer auf die gleichen Tage des Sonnenjahres bei allen Perioden treffen.

Einen solchen periodischen Ablauf aufzustellen ward dem Griechen Meton gar nicht leicht; es gelang ihm 432 vor Chr. nur durch eine höchst verwickelte Berechnung und Jahresteilung, deren Erfindung und Gebrauch man freilich einem Volke von unbekannter Intelligenz nicht ohne weiteres zutrauen kann.

Nun handelt es sich bei Metons Kalender nur um die Stellung des Mondes zur Sonne. Das muß hier fest im Auge behalten werden. Der diodorische Bericht aber spricht von einer Wiederkehr genau der gleichen Stellung der Gestirne untereinander, das ist ein sehr wesentlicher Unterschied.

Es gibt nämlich noch einen weit einfacheren Weg, zu einem ähnlichen kalendarischen Ergebnis zu gelangen, wie Meton, einen so wenig gewundenen, daß ihn selbst ein Volk von geringem Bildungsgrade hätte gehen können. Denn um eine kalendarische Einrichtung handelt es sich in Diodors Bericht

Digitized by Google

ganz offenbar. Er spricht zunächst vom Monde, der in jenem Lande der Hyperboreer der Erde viel näher stehe als sonstwo, so daß man sogar die Mondgebirge deutlich erkennen könne. Der Mond konnte also im Hyperboreerlande besser beobachtet werden als anderwärts, und darum — so muß man notwendigerweise im Hinblick aufs Folgende schließen — fand er eine genauere Beobachtung und größere kalendarische Beachtung.

Ging man nun von einer bestimmten Stellung der Gestirne zueinander aus, also zunächst des Mondes zur Sonne und den anderen Sternen, so fand es sich jedesmal nach 19 Jahren, ohne irgendwelche Rechenkünste als einfache erfahrungsmäßige Tatsache, daß der Mond dieselbe Stellung zu den übrigen Gestirnen nach diesem Zeitraume wieder einnahm wie vordem. Dann kam der Gott und es begannen Freudenfeste und Spiele mit Tänzen, die von der Frühlingsnachtgleiche bis zum Frühaufgange der Plejaden dauerten. In unserer nun aufzustellenden Rechnung dreht es sich also um einen größeren Zeitraum von 19 Jahren, der bestimmt wird durch die empirisch leicht festzustellende Tatsache der Wiederkehr einer bestimmten Mondkonstellation, und um einen kleineren Zeitraum, der begrenzt wird durch das Frühlingsäquinoktium am 21. März und den Frühaufgang der Plejaden (der gewöhnlich um Mitte, meist 12.—16. Mai stattfindet), der also 52—56 Tage beträgt.

Diese 52—56 Tage oder $7^1/_2$—8 Wochen sind mithin jene außergewöhnliche, festliche Zeit, die den gewöhnlichen Lauf des bürgerlichen Lebens wie des Kalenders bei den Hyperboreern unterbrach. Kalendarisch ist es eine Ausgleichs- oder Schaltzeit, nicht auf ein oder wenige Jahre berechnet, wie das sonst bei den Völkern des Altertums der Fall war, sondern summarisch auf den größeren Zeitraum von 19 Jahren. Solche Schaltzeiten wurden bei allen Völkern festlich begangen. Man denke nur an das Jubeljahr der Juden [1]), an die Saturnalien der Römer, an die Nationalfeste der Griechen und an die Zwölfnächte der Germanen. Hier, bei den Hyperboreern, muß es sich um eine ebensolche, nur größere Schaltzeit, eine Zulage von 52—56 Tagen handeln, die nach je 19 Jahren eintrat, um den Kalender in Ordnung zu erhalten. Es müssen mithin für jedes Jahr $\frac{52}{19}$ bis $\frac{56}{19}$ Tage einzuholen gewesen sein, d. h. 2,73(6842) bis 2,95 für ein Jahr. Die erstere Zahl ist, bis auf die Tausendstel, genau das Zehntel eines siderischen, die letztere ganz genau das Zehntel eines synod. Monates. Daß hier kein blinder Aberglaube, keine nichtige Mythenschreiberei vorliegt, ist von vornherein deutlich genug zu erkennen. Hier muß eine höchst reale Tatsache zugrunde liegen. Besonders da ich im Mannus 11/12 nachgewiesen habe, daß die Rechnung nach siderischen Monaten im Norden, die nach synodischen im Süden Europas heimisch war.

---

[1]) Vgl. 3. Mos. 25.

Digitized by Google

Diodors Bericht hat nun ausdrücklich die Stellung des Mondes zu den Gestirnen im Auge, die am Ende des 19jährigen Zyklus die gleiche war wie am Anfang. Er spricht also zunächst nur vom Monde als dem maßgebenden Kalenderstern. Nach dem Monde richteten die Hyperboreer ihre Zeitrechnung. Auch tanzt der Gott Apollo, der doch sonst als Sonnen- und Tagesgottheit gilt, nur die Nächte hindurch. Deshalb haben wir es hier offenbar mit einer Kalenderrechnung zu tun, die sich auf den Mond und seine Bewegungen gründet, wie übrigens im Grunde genommen fast alle Kalender. Die augenfälligste Veränderung des Mondes ist seine Wandlung nach 4 Phasen, Neu-, zunehmender, Voll- und abnehmender Mond, die Niemandem entgehen kann. Jede dieser Wandlungen vollzieht sich in etwas über 7 Tagen, was im bürgerlichen römischen und heutigen Kalender sich in der 7tägigen Woche und dem 4wöchigen Monat maßgebend erhalten hat. Solcher Monate hat dann das Sonnenjahr 13 nebst 1 Tag darüber. Astronomisch gerechnet aber kehrt die gleiche Phase erst in 29,53059 Tagen wieder, die den sog. synodischen Monat ausmachen. Ein solcher hat also rund $29\frac{1}{2}$ Tage, und wenn man nicht mit halben Tagen rechnen will, muß man abwechselnd dem Monate 29 und 30 Tage zuteilen. Im Laufe eines Sonnenjahres von $365\frac{1}{4}$ Tagen ergeben sich 12 volle synodische Monate oder 354 Tage. Dies wollen wir das synodische Mondjahr nennen; es ist um $11\frac{1}{4}$ Tag kürzer als das Sonnenjahr. Oder genauer gerechnet beträgt das synodische Mondjahr 354,36708 Tage und ist, da das Sonnenjahr 365,2425 Tage umfaßt, um 10,87542 Tage kürzer als dieses.

Nicht so augenfällig, aber ebenso leicht für den Laien und einfachen naturbeobachtenden Menschen ist die Feststellung des siderischen Umlaufes des Mondes, d. h. der Zeit, die der Mond braucht, um seinen östlichen Lauf am gestirnten Himmel zu vollenden und genau in dieselbe Stellung zu den übrigen Gestirnen wieder zu gelangen als vorher. Darum dreht sich aber Diodors Bericht, nach welchem also der siderische Monat der maßgebende bei den Hyperboreern war. Um ihn festzustellen braucht man nur einen oder mehrere der großen Fixsterne ins Auge zu fassen und im Vergleich mit diesem die Fortbewegung und Wiederkehr des Mondes zu verfolgen. Dieser Umgang des Mondes vollzieht sich in 27,32166 also fast $27\frac{1}{3}$ Tagen; in einem Sonnenjahr geschieht es 13mal, was 355,18158 Tage ausmacht. Das siderische Mondenjahr bleibt also gegenüber dem Sonnenjahr von 365,2425 Tagen um 10,06092 Tage im Rückstand.

Wie wir nun heute im bürgerlichen Kalender nicht mit 365,2425 sondern nur mit 365 Tagen im Jahre rechnen, dem Überschusse von 0,2425 Tagen aber im ganzen nach 4 Jahren durch Einschaltung eines Tages Rechnung tragen (und da es dann immer noch an astronomischer Genauigkeit mangelt, nach längerer Zeit Wiederausschaltungen vornehmen müssen), so ist im bürgerlichen Leben allerwärts und zu allen Zeiten nur möglichst mit ganzen Tagen gerechnet worden. Die Monatszeiten bis auf die Sekunde genau aus-

Digitized by Google

zurechnen, gelingt selbst unseren Astronomen noch nicht, weil die Mondbewegung mannigfachen Störungen unterliegt. Wieviel weniger also wird dies für den rein praktischen Gebrauch des Alltags vorausgesetzt werden können! Solche kleinste Zeitteile machten sich eben erst im Verlaufe vieler Jahre und Jahrzehnte bemerkbar. In Diodors Hyperboreer-Bericht handelt es sich um einen Zeitteil, der sich nach 19 Jahren störend aufdrängte und daher nach Berücksichtigung verlangte.

Nahm man nun den siderischen Monat von rund 27 Tagen an, so ergab sich bei 13 Monaten im Sonnenjahr ein Mondenjahr von 351 Tagen, gegenüber dem astronomischen siderischen Mondenjahr von 355,18158, die Differenz beträgt 4,18158 oder rund 4 Tage. Hierbei ergibt sich als nächstliegende Teilung eine Unterteilung des Monates in 3 Wochen zu je 9 Tagen. Das ist eine Monatsrechnung, wie ich sie bei den Germanen der vorchristlichen Zeit aus alten erhaltenen Runenkalendern in Skandinavien und Süddeutschland als ursprünglich nachgewiesen habe [1]), die aber bei keinem anderen Volke weder im Altertum noch in späterer Zeit in Anwendung gewesen, oder doch bisher noch bei keinem im praktischen Gebrauche sicher nachgewiesen worden ist.

Nun mußte es öfter begegnen, daß bei Wiedereintritt derselben Gestirnstellung auch dieselbe Mondphase wiederkehrte. Das konnte auch dem einfachsten Beobachter nicht entgehen, denn Niemand konnte den Eintritt etwa des Voll- oder Neumondes dabei übersehen. Wenn dieses Zusammentreffen sich aber auch noch mit der gleichen Stellung der Sonne verband, so ergab das eine Gestirnkonstellation von denkbar eindrucksvollster Wirksamkeit. Dann konnte man im höchsten Wortsinne von einem astronomisch-kalendarischen Phänomen sprechen, wo „die Gestirne wieder in dieselbe Stellung zurückkehren", wie Diodor sagt.

Das geschieht jedesmal eben nach 19 Jahren. Denn 19 Sonnenjahre ergeben genau 6939, 6075 Tage. Fast peinlich genau soviel, nämlich 6939,68865 Tage machen 235 synodische Monate zu je 29,53059 Tagen aus, und ebenso sind 254 siderische Monate 6939,70164 Tage. Der Eintritt aller drei Phänomene, des Mondes in die gleiche Stellung zu den Gestirnen einerseits, des vollendeten Jahresumlaufes der Sonne anderseits und zum dritten auch der gleichen Phase des Mondes, vollzieht sich innerhalb weniger Stunden an einem und demselben Tage, ein Ereignis, das schon an und für sich wegen seiner Seltenheit und astronomisch-kalendarischen Wichtigkeit einer gewissen Festlichkeit nicht entbehrt. Es kommt aber noch Bedeutsames hinzu.

Es gibt eine dritte Art der Berechnung eines Mondmonates. Sie knüpft ebenfalls an „die Stellung der Gestirne" an. Es ist der sogenannte Drachenmonat, d. h. die Zeit von dem Augenblicke an, wo der Mond die Bahn der Erde durchschneidet (Mondknoten) bis zu dem Augenblicke, wo er nach einem

[1]) Vorgeschichtliche Musiktheorie in Europa, Mannus, Bd. 11/12, S. 276ff.

Digitized by Google

vollen Umlaufe zu ebendiesem Punkte zurückkommt. Das vollendet sich durchschnittlich in 27 Tagen 5 Stunden 5 Minuten 34 Sekunden, so daß ein Sonnenjahr 13 Monate = 353 Tage 18 Stunden 12 Min. 22 Sek. enthält. 255 solcher Drachenmonate ergeben ebenfalls 6939 Tage (2 Stunden 39 Min. 30 Sek.) [1])

Da aber hiervon und besonders von der Lage der Mondknoten wesentlich die Mond- und Sonnenfinsternisse abhängen, so spielen sich nach Ablauf von diesen 19 Jahren alle Mondfinsternisse nahezu genau in der gleichen Reihenfolge wieder ab, wie in der vorhergängigen Periode. Die 19jährige Periode des Drachenmonates ist also auch ein sehr wichtiges meteorologisches Moment.

Nun wird durch Hekatäus und Diodor ausdrücklich berichtet, daß nach dem Ablauf von 19 Jahren eine Festperiode begann mit dem Tage des Frühlings-Äquinoktiums. Das ist aber erfahrungsgemäß gerade die Zeit, wo gern Polarlichter auftreten, zuweilen von einer großen Heftigkeit und Glut, deren Größe und Zahl mit dem Wechsel der Sonnenflecken, also einer scheinbaren Verminderung des Sonnenlichtes zusammenhängen, und die ebenfalls in Perioden (von mehr als 11 Jahren) wiederkehren. Dieser innige Zusammenhang des Polarlichtes mit der Sonnentätigkeit konnte selbstverständlich auch schon im Altertum beobachtet werden, und war dies der Fall, so ließ sich das mythologisch gar nicht anders ausdrücken, als es Diodor ausgesprochen hat, nämlich daß der Lichtgott erscheint und — wie das auf- und abwogende Polarlicht — eine Zeitlang „alle Nächte hindurch spielt und tanzt".

Gleichzeitig treten zur Zeit der Äquinoktien die stärksten Gezeiten auf, d. h. es zeigt sich Ebbe und Flut zu dieser Zeit am auffälligsten und steigert sich nicht selten zu Springfluten. Das wußte man schon im Altertum, denn Aulus Gellius sagt, „daß einige irdische, dem Menschen nahe liegende Dinge durch einen fühlbaren inneren Zusammenhang mit den Himmelskörpern beeinflußt werden, wie z. B. die Ebbe und Flut des Meeres, welches gleichsam mit dem Monde Hand in Hand geht und sich zugleich nach dem Abnehmen und Zunehmen desselben richtet [2])". Für nordische Völker war aber die Beobachtung der Gezeiten wesentlich, für die am Mittelmeer, das kaum Ebbe und Flut hat, jedoch bedeutungslos. Nur der Norden des adriatischen Meeres bei den Venetern hat Ebbe und Flut [3]). Und wiederum ist es ein 19jähriger Zyklus, den man noch heute für die Feststellungen der Gezeiten eines Ortes benützt.

---

[1]) Zieht man von den $6939^{1}/_{3}$ Tagen die eines vollen synodischen Jahres also $354^{1}/_{3}$ Tage ab, so erhält man die sog. Chaldäische Periode von $6585^{1}/_{3}$ Tagen, nach welcher schon die ältesten Astronomen Babylons (nach Geminus) die Finsternisse der Sonne und des Mondes berechneten. Man nennt sie auch die Saros- und neuerdings die Halleysche Periode. Nach ihr, d. h. nach 242 Drachenmonaten, hat der Mond in Beziehung auf die Sonne, auf die Erde und auf die Knoten seiner Bahn wieder dieselbe Lage wie zuvor.

[2]) Noct. Att. 14, 1, 3.

[3]) Strabo 5, 1, 5.

Digitized by Google

In den alten römischen Kalendern ist ferner bei der Frühlings-Tagundnachtgleiche öfters vermerkt: Aequinoctium pluit, interdum tonat und Servius spricht von schweren Gewittern, die an eben diesem Tage einträten [1]). Kurz, der Tag der Frühlingsnachtgleiche ist kalendarisch, meteorologisch, und nach Beziehung der Schiffahrt und des täglichen Lebens von größer Wichtigkeit.

Die Festeszeit dauerte bis zu dem Frühaufgange der Plejaden. Das Erscheinen der Plejaden spielt ja auch sonst im Altertum eine bemerkenswerte Rolle, denn Griechen und Römer rechneten von ihm an die der Schiffahrt günstige Jahreszeit und den Sommer, ebenso wie mit deren Untergang die Zeit der Stürme eintrat [2]).

Die ganz besondere Wichtigkeit, die dem Siebengestirne in der antiken Mythologie beigelegt wird, ist bekannt. Hier bezeichnet der Aufgang des Siebengestirnes das Ende der hyperboreischen Kalender-Festzeit.

Da nun die Tages- und Nachtgleiche auf den 21. März fällt, der Frühaufgang der Plejaden aber auf die Mitte, gewöhnlich den 12.—16. Mai, so ergibt sich, wie bereits gesagt wurde, als Dauer der Festzeit die Zahl von 52—56, im Mittel von 54 Tagen. Das entspricht aber den durch das siderische Mondenjahr gegebenen Verhältnissen in so auffälliger Weise, daß man über die Genauigkeit der Diodorschen Angaben nur staunen kann.

Die 19 Sonnenjahre, die der hyperboreische Jahreszyklus umfaßt und die 6939 Tage ergeben, sind gleich 254 siderischen Monaten oder 235 synodischen; der Unterschied zwischen den beiden beträgt 19. Faßt man diese 19 als siderische Monate auf, so sind es $27{,}32166 \times 19 = 519{,}11154$ also nahezu 10×52 Tage, nimmt man sie aber als synodische, so kommen $29{,}53059 \times 19 = 561{,}08121$ Tage heraus, also rund 10×56. Das heißt 10×52 bis 56 Tage beträgt der Ausgleich zwischen den beiden Kalenderrechnungen, die den Mond sei es seiner siderischen Stellung nach, sei es im Hinblick auf die Mondphasen, zur Maßgabe haben, und darum handelt es sich hier. Das aber ist verzehnfacht eben derjenige Zeitraum, der die Festzeit der Hyperboreer bildet.

Rechnet man das siderische Mondenjahr zu 12 Monaten, so sind 254 Monate = 21 siderische Mondenjahre nebst 2 siderischen Monaten. Diese 2 Monate aber sind $2 \times 27{,}32166 = 54{,}64332$ Tage, also rund 54 Tage. Zu genau dem gleichen Ergebnis kommt man, wenn man das hyperboreische Mondenjahr zu 14 Monaten annimmt, dann sind es ebenfalls 2 Monate = 54 Tage über 18 Jahre. Das nämliche ergibt sich, nimmt man das Jahr zu 9 Monaten an, es bleiben 2 Monate über 28 Jahre, man kommt also immer auf die durchschnittlichen 54 Tage der hyperboreischen Festzeit.

---

[1]) Zu Aeneis 11, 259: Constat Graecos tempestate laborasse aequinoctio vernali, quando manubiae Minervales, i. e. fulmina tempestates gravissimas commovent.

[2]) In einem alten römischen Kalender findet sich beim 13. Mai der Vermerk: Pleiades oriuntur. Aestatis initium; Ovidausgabe Basel 1569. II. S. 364. Und beim 1. Nov: Vergiliae occidunt, pruina decidit matutino... aerisque ad frigora fit conversio, ebenda S. 405.

Digitized by Google

Gerade die letzte Annahme eines siderischen Jahres von 9, 12 oder 14 Monaten zu $27^1/_3$ Tagen ist geeignet, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, wenn wir auf die Kalenderordnung achten, die Solon als Archon 594—93 vor Chr. in Athen einführte. Er stellte bekanntlich eine Trieteris auf, d. h. wörtlich ein Dreierjahr, einen Zyklus von drei Jahren. In Wirklichkeit besteht sein Zyklus aber doch nur aus zwei Jahren?! Die Bezeichnung verstößt so auffällig gegen ihren sachlichen Inhalt, daß man hieraus einen wichtigen Schluß ziehen kann, nämlich den, daß dem Ausdrucke Trieteris ursprünglich eine andere Kalenderrechnung zugrunde gelegen haben muß.

Der zweijährige solonische Schaltzyklus setzte sich folgendermaßen zusammen. Er besteht aus:

6 hohlen Monaten (κοῖλοι μῆνες)	zu 29 Tagen	= 174 Tage
6 vollen Monaten (πλῆρεις)	zu 30 Tagen	= 180 „
macht ein synodisches Jahr		oder 354 Tage
Das ergibt bei zwei Jahren		354 × 2 = 708 „
Dazu alle zwei Jahre ein Schaltmonat	von 30 Tagen	= 30 „
		Zusammen 738 Tage

Somit ist das gewöhnliche Jahr Solons synodisch, das Schaltjahr aber ein siderisches von 384 Tagen = 14 Monaten wie soeben hypothetisch angenommen bei den Hyperboreern. Der Unterschied zwischen ihnen und den 365 Tagen des Sonnenjahres beträgt 19. Faßt man aber die Trieteris, der ursprünglichen Wortbedeutung gemäß, als Zeitraum von drei Jahren auf, so entfallen auf 1 Jahr 738:3 = 246 Tage oder 9 siderische Monate, ebenfalls wie bei den Hyperboreern. Der Unterschied zwischen ihnen und dem Sonnenjahr beträgt 119 Tage. Somit lag dem Solon ein großes siderisches Mondenjahr von 14 und ein kleines von 9 Monaten zu je $27^1/_3$ Tagen vor, die er aber beide, von der alten siderischen Kalenderrechnung zu der synodischen übergehend, durch ein nach der Sonne orientiertes (gebundenes) synodisches Mondenjahr mit zwölf $29^1/_2$- (bzw. abwechselnd 29- und 30)tägigen Monaten ersetzte. Dadurch wurde er zur Einschiebung eines 13. Monates von 30 Tagen als Schaltmonat aller 2 Jahre gezwungen. So kam er zu einem Jahr von 384 Tagen. Das ist ebensoviel als ein synodisches Mondenjahr von 13 Monaten, denn 13 × 29,53059 = 383,89767 Tage [1]).

Aus allen diesen Tatsachen und Betrachtungen ergibt sich wohl mit unwiderleglicher Sicherheit, daß Diodors Bericht keine Fabel sein kann, sondern daß er auf Wahrheit beruht. Weder er noch irgend ein anderer Gewährsmann konnte sich die berichteten Tatsachen selber erdichten, weil weder der eine noch der andere von ihnen von den sie erklärenden Tatsachen auch nur die leiseste Ahnung mehr gehabt haben kann.

[1]) Beachte hierzu Anhang I, S. 67.

Digitized by Google

Indessen könnte man vielleicht im Hinblick auf den von Diodor gebrachten Hinweis auf Metons Zyklus vom Jahre 432 vor Chr. den vielgebrauchten Einwand machen, daß dieser ganze Diodorsche Bericht nur spätere gelehrte griechische (alexandrinische) Mache oder die Zahl 19 der Jahre „eine Akkomodation an den metonischen Zyklus statt ursprünglich 9" sei (Preller). Aber die Zahl 9 ist, wie wir zeigen werden, so innig mit dem Apollokult verquickt, daß niemand einer gelehrten Schrulle zuliebe davon abweichen konnte, ohne sich lächerlich zu machen. So etwas will bewiesen und nicht bloß behauptet sein.

Gerade Diodors Hinweis auf Meton ist vielmehr ein gewichtiges Zeugnis für die Ursprünglichkeit seiner Angaben. Denn Metons 19jähriger Zyklus ist kalendarisch ganz etwas anderes als die hyperboreische 19jährige Periode. Das konnte Diodor nicht wissen, er dachte irrigerweise durch den Hinweis die alte Tradition rechtfertigen zu können.

Erstens begann nämlich das Metonsche Jahr nicht, wie das hyperboreische, mit dem Frühlingsäquinoktium, sondern mit dem Sommersolstitium. Damit widersprechen sich beide Rechnungen gerade in dem, was die Hauptsache an der ganzen Erzählung ist. Denn die Festzeit mit der Einkehr Apolls in seiner nordischen Heimat ist doch das wesentlichste am ganzen Bericht, um den er sich dreht, wie um seinen Angelpunkt. Gerade, daß sie mit der Tagundnachtgleiche beginnt, ist durch die astronomischen, meteorologischen, nautischen u. a. Verhältnisse, die sich damit verbinden, überaus wichtig.

Zweitens ist in der hyperboreischen Periode die kalendarisch notwendige Schaltzeit, eben diese Festzeit von 54 Tagen, an ihr Ende gesetzt. Das ist zwar ein etwas plumpes Mittel, mehr empirisch als wissenschaftlich, aber sehr einfach und natürlich. Meton jedoch verteilte die Schaltzeit durch seine astronomische Berechnung sehr kunstvoll über die verschiedenen Jahre des Zyklus hinweg in einer Weise, daß man Mühe und Not hat, sich durch diese künstliche Rechnung hindurchzuwinden. Denn 12 Jahre seines Zyklus haben je 12 Monate, 7 andere wieder 13; das gab eine recht verwickelte Rechnung, die man nicht so einfach im Kopfe anstellen oder wie die hyperboreische einfach vom Himmel ablesen konnte. Darum verfertigte man παραπήγματα als Kalender mit den Angaben des Sonnen-Jahresumlaufes, der Mondphasen, der Auf- und Untergänge der hauptsächlichsten Fixsterne, der Jahreszeiten usw., die an der Mauer an der Pnyx in Athen in goldenen Lettern aufgeschrieben wurden, damit das Volk sich danach richten konnte, ohne erst selber kopfbrecherische Berechnungen anstellen zu müssen.

Drittens war der Monat, mit dem Meton einzig und allein rechnete, der athenische, synodische, auf den Mondphasen aufgebaute, während die Hyperboreer sich nach der Stellung des Mondes zu den Gestirnen richteten, d. h. den siderischen Monat ihrer Zeitrechnung zugrunde legten.

Digitized by Google

Im übrigen ist die 19jährige Periode keine Erfindung, worauf Meton oder die alten Griechen überhaupt ein ausschließliches Recht geltend machen könnten, im Gegenteil. Einen 19jährigen Zyklus haben auch die Juden. Ihr Mondenjahr besteht aus 12 Monaten zu 29½ Tagen, wie das Solons, beginnt mit dem Neumond, und der Jahresanfang fällt auf denjenigen Neumond, welcher dem Herbstäquinoktium am nächsten liegt, nämlich im September-Oktober. Das Jahr hat regelmäßig 354 Tage, doch kann es auch mehr oder weniger haben. Je 19 Jahre bilden eine Periode, worin das 3., 6., 8., 11., 14., 17. Jahr Schaltjahre sind, d. h. es wird ihnen ein synodischer Monat von 29½ Tagen eingefügt, so daß es dann wie Solons Jahr 383½ Tage, oder einmal 383, ein andermal 384 und 385 hatte. Mit einem Worte, es ist im Grunde genommen Metons Zyklus, vielleicht auch sein Vorbild oder umgekehrt. Mit der von Diodor bezeugten hyperboreischen Zeitrechnung haben beide unmittelbar nichts zu tun. Die Juden rechnen sehr summarisch:

7 Jahre zu je 13 Monaten von 29½ Tagen = 383 × 7 = 2681
12 Jahre zu je 12 Monaten von 29½ Tagen = 354 × 12 = 4248
Zusammen 6929

während Metons Periode von 6940 Tagen der genauen hyperboreischen Rechnung mit 6939 Tagen erheblich näher kommt. Auch feierten die Juden nicht nach 19, sondern erst nach 7 × 7 = 49 Jahren ihr großes Kalenderfest des Jubeljahres.

Eine 19-Jahresperiode kennen auch die Chinesen schon sehr frühe. Das Jahr ist ein synodisches Mondenjahr mit 12 Monaten zu 29—30 Tagen (kleiner und großer Monat). Zum Ausgleich mit dem Sonnenjahr schaltet man einen Monat ein, innerhalb der 19 Jahre hat man 7 Schaltjahre mit 13 Monaten von 383—384 Tagen. Der Monat beginnt mit dem Tage des Neumondes, der Tag mit der Mitternachtsstunde. Diese Kalenderrechnung wurde um 600 nach Chr. durch den buddhistischen Priester Kwankin aus Korea in Japan eingeführt [1]). Sie hat mit der hyperboreischen Periode ebenfalls unmittelbar nichts zu tun. Daraus ergibt sich, daß man auf sehr verschiedenen Wegen und unabhängig voneinander zu einem 19jährigen Zyklus gelangen konnte.

Von welcher Seite wir auch Diodors Hyperboreer-Bericht betrachten, — wir kommen überall zu dem Schlusse, daß sich ihn weder Diodor noch sein Gewährsmann Hekataios erdacht haben kann, sondern daß wir in ihm ein brauchbares historisches Denkmal besitzen. Gerade der Hinweis auf Metons Periode, wahrscheinlich Diodors Zutat, ist ein wichtiges Zeugnis dafür, daß jener fest auf Tatsachen ruht, sonst würde der naive Widerspruch in diesem Vergleiche mit einer Rechnung, die jede summarische Festzeit grundsätzlich beseitigt, nicht haben aufkommen können. Die hyperboreische Zeitrechnung war auf Empirie, rein praktischer Naturbeobachtung begründet, deshalb

[1]) M. Tunas, Vom Kalender der Japaner. Memnon II, 1913, S. 199.

Digitized by Google

naturgegeben und einheitlich, Metons Kalender aber wissenschaftlich durch theoretische Rechnung gefunden, daher der amtlichen Aufzeichnung bedürftig. Dieser schwankt zwischen 12 und 13 Monaten und zwischen 28—31 Tagen im Monate (wie unser Kalender) hin und her, eine Kontrolle durch den Laien war ausgeschlossen. Daher hat sich von Metons Kalender auch nur das erhalten können, was das Wesentliche, weil Naturgegebene an ihm ist, das Gesetz der Güldenen Zahl mit seiner Reihe 1—19, die im altgermanischen Kalender so scharf hervortritt [1]). Das hat Metons Kalender mit dem hyperboreischen allerdings gemeinsam; aber ob es von ihm stammt, ist noch sehr die Frage, wenigstens wissenschaftlich nicht erwiesen. Wenn man auf Grund unserer Darlegung bedenkt, daß die vorsolonische griechische Zeitrechnung offenbar ihrem ursprünglich siderischen Wesen nach Verwandtschaft mit der hyperboreischen hat, so kann man sogar recht wohl vermuten, daß Meton zu seinem 19jährigen Zyklus durch alte Überlieferungen angeregt und bei näherer Ausarbeitung des Gedankens vielleicht von orientalischer Seite her unterstützt worden ist.

II.

Man wird hierbei an die nationalen Festspiele denken, die die alten Griechen seit Lykurg und Iphitos von Rhegion um 888 zum Zwecke des kalendarischen Ausgleiches einrichteten und die, wie die Olympischen, so regelmäßig wiederkehrten, daß man danach die ganze Chronologie einrichtete. Eine Olympiade umfaßte einen Zeitraum von mehr als 4 Jahren. Im 5. Jahre am dritten Vollmond nach der Sommersonnenwende wurde das Fest im August oder Sept. 5 Tage lang gefeiert. Es waren 50 Monate, die zwischen je zwei Festspielen lagen, weshalb denn die Zahl 50 auch in der griechischen Mythologie so häufige und auffällige Verwendung findet. Auf diesen Punkt näher einzugehen liegt im Plane meiner Beweise.

50 Köpfe hat der Sohn des Uranos und der Ge, Briareus, sowie die riesigen Hekatoncheiren Aigaion, Kottos und Gyges, dazu 50 Paar Hände; 50 Köpfe auch bei Hesiod der Kerberos und die Hydra [2]). 50 Töchter hat Nereus, der Gatte der Doris (bei Hesiod), 50 Töchter auch der altargivische Heros Danaus, wie sein Bruder Aigyptos 50 Söhne. 50 Söhne hat des Pelasgos Sohn Lykaon, der vorsintflutliche König in der Peloponnes und Gründer der meisten Städte in Arkadien. 50 Söhne hat der Arkader Pallas, die ihrem Vetter Theseus die Herrschaft streitig machen. 50 Töchter hat Thespios, der König von Thespiae, der den Herakles 50 Tage lang bewirtete, wobei er ihm allnächtlich eine seiner Töchter beigab, woraus 50 Söhne hervorgingen, von

[1]) Mannus 11/12, S. 295ff. Beachte hierzu Anhang II, S. 71.

[2]) Wofür häufig nur 3 Köpfe des Kerberos (Apollodor, Euripides) und der Hydra gezählt oder dargestellt werden. Nach A. Kuhn soll Kerberos Bruder des Ἐρμείας = ind. Sârameyas sein, also einem Kalendermythos angehören. Vgl. Rigveda 10, 14 u. 10.

Digitized by Google

denen dann 7 in Thespiae unter dem Namen Demuchoi die Regierung bis zu Diodors von Sizilien Zeit in Händen hatten. Hier verbindet sich bereits die Zahl 50 mit der 7. Ebenso in der Sage vom Zuge der Sieben gegen Theben, wo die Thebaner den Argivern einen Hinterhalt von 50 Mann legen, Tydeus sie bis auf einen erschlägt und dann die 7 Führer die 7 Tore der Stadt belagern. Als die Achäer unter Aratus Akrokorinth erobert hatten, legten sie 50 Jäger und 50 Hunde zur Besatzung nebst 400 Mann hinein [1]). 50 Jahre lang versprechen die Herakliden den Angriff auf die Peloponnes zu unterlassen, wenn Hillos im Zweikampfe falle [2]).

Es handelt sich hier vorzugsweise um altpeloponnesische Sagen und Mythen [3]). Weniger kommen die Beispiele für 50 im übrigen Griechenland vor, wie wenn den Kadmosenkel Aktaion auf Betreiben der Mondgöttin Artemis seine 50 Hunde zerreißen, oder Hermes als Säugling dem Apoll in Pierien am Olymp seine 50 Kühe entführt. Wohl aber tragen griechische Helden offenbar die Zahl 50 nach Kleinasien hinüber [4]). 50 Helden beteiligen sich an der Argonautenfahrt. Mit 50 Schiffen kommt Achill nach Troja, mit eben sovielen folgt ihm Phönix, und auch Nestor geht mit 50 Schiffen nach Troja. Dort hat König Priamos 50 Söhne; er hieß früher Podarkes und wird von den Mythologen als Sonnenheros angesehen. Dem Gründer Ilions, Ilos, verspricht und gibt der phrygische König 50 Jünglinge und 50 Jungfrauen als Wettkampfpreis nebst einer scheckigen Kuh (die mythologisch auf den Mond deutet). 50 Mannen gibt Tros, der Gründer Trojas, seinem Sohne Ganymed mit nach Lydien, um dem Zeus ein Opfer darzubringen. 50 Töchter wuchsen dem Erbauer von Paphos auf Kypern, Kinyras, heran, die sich über Hera erhoben und deshalb von ihr zu Steinen verwandelt wurden.

Ganz besonders auffällig ist, daß sich diese Zahl 50 gern mit der 7 verknüpft. Theben hatte 7 Tore, 7 Helden ziehen gegen sie und in Heerhaufen von je 50 verteilt dringen sie in die Stadt. Nach Plinius soll Theseus 50 Jahre alt gewesen sein, als er die 7jährige Leda entführte. In der Sage von Phöbos

---

[1]) Plutarch, Aratus.

[2]) Diesen Hillos erklärt Siecke, Mondgottheit bei den Griechen, Progr. Berlin 1885, S. 24 als den glänzenden Sonnenball, sk. svaryas, * σϝελjο, s. Kuhn, Zeitschr. 10, S. 174.

[3]) Die Zahl Fünfzig erfreute sich im ältesten Ninive einer ganz besonderen Heiligkeit, denn der Gründer Ghanna-ki's, des späteren Ninive am Tigris, Gudi'a erbaute um das Jahr 2340 vor Chr., den „Tempel der Zahl Fünfzig". Er war bis zum Mittelmeer vorgedrungen, vom Amanusgebirge zwischen Kilikien und Syrien holte er Zedern und schmolz bereits Bronze (Hommel, Geschichte Babyloniens, Berlin 1885, S. 326; H. Winckler, Die Euphratländer und das Mittelmeer, Leipzig 1905, S. 9) und so könnte wohl die „heilige Zahl" allmählich nach Westen bis zu den Griechen gelangt sein. Später wurde die Sieben die heilige Zahl der Babylonier.

[4]) Wie schon in der Endymionsage der Held den Rest seines Lebens auf dem phrygischen Latmosgebirge zubringt, nachdem er ἐκ Θεσσαλίας Αἰολέας ἀγαγὼν Ἴλιον kolonisiert hatte. (Apollodor. 1, 7, 5).

Digitized by Google

oder Helios auf Thrinakia bei Homer hat Helios von der ewig jungen Neaira 7 Herden Rinder und 7 Herden Schafe zu je 50 Stück, die sich unter der Obhut zweier leuchtender Nymphen (Phaetusa und Lampethe) nie mehren noch mindern, und auf- und absteigend am Himmel hatte Helios seine Lust an diesen seinen Herden. Das hat schon Aristoteles auf die 7×50 Tage (Kühe) und 7×50 Nächte (Lämmer) gedeutet, denn das alte Mondjahr hatte 50 Wochen zu je 7 Tagen und Nächten.

Deutlicher kann die Beziehung auf den Kalender kaum ausgesprochen werden, der auch offenbar in den Mythos von Endymion, dem Könige von Elis, hineinspielt. Endymion soll zuerst unter den Sterblichen auf den Mond und seine Veränderungen acht gegeben haben [1]), er habe den Mond geliebt und 30 Jahre lang diese Mondbeobachtungen betrieben [2]). Mit der Mondgöttin zeugte er 50 Töchter, in denen A. Boeckh und Otfr. Müller mit Recht die Personifikation der 50 Monate zwischen den von Endymion begründeten olympischen Spielen erblickten.

Rechnet man dabei mit synodischen Monaten zu 29,5 Tagen, so ergeben 50 Monate 1475 Tage, das sind 15 Tage mehr als 4 Sonnenjahre, die 1460,97 Tage ausmachen. Diese Rechnung geht also nicht auf. Wohl aber ist das in überraschender Genauigkeit der Fall, wenn man die synodische Monatsrechnung mit der siderischen vergleicht, denn 1475 Tage oder 50 synodische Monate sind genau 54 siderische Monate. Die Sache liegt also so, daß man ursprünglich in Elis die siderische Monatsrechnung hatte, vielleicht (wenn man überhaupt mit Jahren rechnete) mit einem 9monatigen Jahre, wobei dann 54 Monate 6 Jahre ergaben, oder wie die Akarnanier mit 6monatigem Jahre, wobei 54 Monate 9 Jahre bildeten.

Dann ging man zur synodischen Monatsrechnung über. Hier sind 50 synodische Monate = 54 siderischen. Der Ausgleich zwischen beiden führte zum 1475tägigen Zyklus. Die vermutlich noch später eingeführte Sonnenjahrsrechnung aber führte zu keiner gemeinsamen Periode [3]).

Daß man bei den Olympiaden wirklich mit synodischen Monaten rechnete, wird schon aus dem Umstande klar, daß man ein olympisches Fest mit dem Vollmonde (dem nächsten nach der Sommersonnenwende) beschloß. Aber anderseits zeigt die Zahl der Tage, die nach des Aristoteles obiger Angabe das alte Jahr ausmachten, daß die siderische Rechnung noch keineswegs überwunden war, sondern neben der neuen synodischen herging. Denn bei 350 Tagen im Jahr kann es sich eben nur um ein siderisches Mondenjahr handeln, das bei 13 Monaten zu 27 Tagen 351 Tage im Sonnenjahr ergab, wobei also die

[1]) Scholiastes Aristophanis *Νεφ* 397.

[2]) Nach Mnaseas apud Fulgent. Mythologicon 2, 19.

[3]) Wenn man die Olympiade mit 4 Sonnenjahren ansetzt, so ist dies falsch. Die 15,6595 Tage Überschuß machen bei 24 Olympiaden schon beinahe ein Jahr, nämlich 360,1685 Tage aus.

Digitized by Google

$^1/_3$ Tage unberücksichtigt blieben. Das ist ein Tag mehr als 350, und dies führte offenbar zu einer grundlegend verschiedenen Teilung, nämlich $350 = 7 \times 50$, d. h. 50 Siebenerwochen, $351 = 13 \times 27 = 13 \times 3 \times 9$, d. h. 13 Monate zu 27 Tagen oder drei 9tägigen Wochen. Erstere sehen wir in den oben beigebrachten Mythen verwendet. Auch bei den Römern erscheint sie in der Einrichtung, daß 10 Dekurionen nach Romulus' Tode eingesetzt wurden, von denen jeder 5 Tage regierte, und da ihre Zwischenherrschaft ein Jahr dauerte, so kam jeder 7mal an die Regierung, also 7×50 [1]).

Die zweite Teilung mit der Neun, also die Zeitrechnung nach Monaten von je 3 Neunerwochen aber ist in den alten Mythen so häufig und zeigt sich mit der ganzen griechischen Sagenwelt dermaßen innig verschmolzen, daß man ihr das älteste und unbedingte Heimatsrecht zuschreiben muß [2]).

Besonders ist es der Kreis um Apollo, der die Neunzahl pflegt. Schon mit Apolls Geburt beginnt die lange Reihe der apollinischen Neun, denn 9 Tage und 9 Nächte dauern die Wehen, unter denen Leto die Artemis und den Apollo gebiert. Für ihren Beistand dabei erhielt Iris ein Halsgeschmeide von 9 Ellen Länge. In 9 Kreisen wand sich der Drache um den beschneiten Parnaß, als ihn das Kind Apollo tötete. Leto wird von einem Riesen Tityos angegriffen, der 9 Klafter groß ist und dann in der Unterwelt schwer bestraft wird. Als Apolls Schwester Artemis noch ein Kind war, erbat sie sich von Zeus, auf seinen Knien spielend, außer ewiger Jungfrauenschaft noch sechzig 9jährige Okeanostöchter zum Spielen beim Tanze [3]). Beide Geschwister erschießen mit ihren Pfeilen die Söhne und Töchter der Niobe, die dann 9 Tage und 9 Nächte lang unbestattet in ihrem Blute liegen, bis sie von den Göttern begraben werden. 9 Tage und 9 Nächte lang nahm Klytia, als sich Apoll von ihr ab der Leukothea zuwandte, weder Speise noch Trank, beständig ihr Antlitz zur Sonne wendend, bis sie Apollo in eine Blume verwandelte. Als Artemis den nach Troja ausziehenden Griechen in Aulis eine Windstille sandte, weil Agamemnon ihre heilige Hirschkuh getötet hatte, und als ihr deshalb Iphigenia geopfert werden sollte, ersetzte zwar Artemis das Opfer durch eine Hirschkuh und sandte einen günstigen Wind, aber unter dem alten Altare schoß ein greulicher Drache hervor, schwang sich auf einen Platanenbaum über dem Altar und verschlang 9 Sperlinge, nämlich 8 Junge nebst der Mutter, und dieses Zeichen erklärte Kalchas wegen der heiligen Zahl 9 dahin, daß die Griechen 9 Jahre vor Troja liegen würden, ehe sie die Feindesstadt eroberten. In

---

[1]) Die Prytanen in Athen regierten jede der 10 Abteilungen je 35 (und mehr) Tage, ihre 5 Unterabteilungen je 7 Tage.

[2]) Die häufigen Tessarakontaden weisen auf ein Jahr von 360 Tagen hin, d. h. ein Sonnenjahr, das aber noch die alte Rechnung mit siderischen Neunerwochen beibehalten hat: $40 \times 9 = 360$. Um ein volles Sonnenjahr zu erhalten, mußte man noch eine Fünferwoche zulegen. Vgl. Anhang I.

[3]) Kallimachos, Hymn. in Dianam III, 14. 43.

Digitized by Google

Sparta und seinen Kolonien, wie Thera und Kyrene, aber auch in Messene, Argos und Sikyon, feierte man dem Apollo Karneios im Sommer die Karneien als Apollofest. Es war das eigentliche spartanische Nationalfest, das von Theben aus durch das kadmeische Geschlecht der Aegiden schon vor der dorischen Wanderung nach Amyklai gekommen war und sich erst später mit dem dorischen Apollokult vereinigt hatte. Dieses Kriegsspiel wurde vom 7.—15. August, der selber Karneios hieß, vom ersten Viertel bis Vollmond 9 Tage lang gefeiert als eine Art militärischen Manövers. 9 zeltähnliche Hütten wurden im Freien aufgeschlagen, in denen sich je 9 Mann 9 Tage und 9 Nächte lang wie im Feldlager unter dem Befehle eines Hauptmannes aufhielten. Gewichtiger als hier geschieht, kann die Zahl 9 als eine dem Apoll heilige kaum betont werden. Man wird dabei wohl auch an die 9 Musen denken, mit denen sich Apollo umgab, doch hat es mit ihnen eine eigene Bewandtnis, wie wir sogleich sehen werden. In den Kultkreis der Artemis gehört auch die Sage, nach welcher Oineus die Helden, die zur Jagd auf den kalydonischen Eber gekommen waren, 9 Tage lang bewirtete, ehe sie zur Jagd auszogen. Artemis hatte den Eber zur Strafe dafür gesandt, daß Oineus beim Opfern sie allein von allen Göttern vergessen hatte. Das erinnert an unsere bekannte 13. See, die auch in der griechischen Mythologie eine Rolle spielt. Aller 9 Jahre ward in Theben das Fest der Daphnephorien dem Apollon Ismenios gefeiert, das einen chronologischen Sinn hatte. Denn der *Δαφνηφόρος*, ein schöner Knabe, trug in feierlicher Prozession einen mit Lorbeer, Blumen und Wollbinden geschmückten Olivenstab zum Tempel, und der Stab hatte oben eine größere eherne Kugel, an der kleinere Kugeln herabhingen; diese Kugeln aber bedeuteten Sonne, Mond und Sterne. Auch in Delphi war die Apollofeier enneaterisch [1]). 9 Jahre lang muß Apollo die Herden des Admet am Amphryssos im thessalonischen Magnesia weiden.

Man darf wohl sagen, daß die Hochhaltung der Neunzahl schon sehr früh gemeingriechisch gewesen ist. Nach ursprünglicher geographischer Anschauung der Griechen umströmte der Okeanos mit 9 Teilen den Rand der Erde in silbernen Wirbeln, der zehnte ergoß sich als Styx ins Totenreich innerhalb der hohlen Erdscheibe. Bei der Styx schwören die Götter, und 9 Jahre lang wird ein eidbrüchiger Gott vom Olymp ausgeschlossen [2]). Wer bei den Arkadern am Altar des Lykaon einen Menschen opferte, was ursprünglicher Gebrauch war, wurde zu einem Wolf (*λύκος*) verwandelt, d. h. er mußte flüchtig umherirren und durfte erst nach 9 Jahren, also nach 9jähriger Buße wieder zum Menschen werden und in seine Heimat zurückkehren. 9 Tage und 9 Nächte mußten Deukalion und Pyrrha im Schiff bleiben, bis es auf dem Parnaß halt machte und das letzte Menschenpaar das Orakel der Themis befragen konnte, denn solange währte die Flut. 9 Tage lang durchirrte Demeter

[1]) Plut. de def. orac. 418 A.

[2]) Hesiod. Theog. 282. 795.

Digitized by Google

auf der Suche nach ihrer Tochter Persephone alle Länder ohne zu essen, zu trinken und zu baden; am 10. begegnete ihr Hekate (die Mondgöttin), die ihr vom Raube der Tochter erzählen konnte [1]), oder sie erfuhr vom Helios das Nähere darüber. Am 9. Tage fand bei den alten Griechen die Taufe eines Kindes statt, wobei es seinen Namen erhielt. 9 Köpfe hat die lernäische Schlange [2]), die Herakles endlich dadurch tötet, daß er ihr das unsterbliche Haupt in der Mitte der 9 abschlägt, vergräbt und mit einem schweren Steine bedeckt; vorher wuchsen, sobald er mit seiner Keule einen Kopf abgeschlagen, je zwei andere nach. Auf Bildwerken wird die Hydra teils mit 9, teils mit 3 Köpfen dargestellt [3]), nach anderen hatte sie 50 Köpfe — alles uns bekannte Zahlen. Herakles heißt übrigens der Neunfingrige (ἐννεαδάκτυλος) weil der Nemeische Löwe ihm im Kampfe einen Finger abgebissen hatte, wie der Mondwolf dem germanischen Tius. — 9 Jahre lang herrschte Minos von Kreta [4]) und in Athen war die frühere königliche Gewalt seit dem Jahre 683 unter 9 Archonten geteilt, der zweite Archont oder βασιλεύς, dem die heiligen Gebräuche wie z. B. die Eleusinischen Mysterien und alle auf religiöse Angelegenheiten bezüglichen Prozesse unterstellt waren, war ebenfalls ἐννέωρος, d. h. immer nur auf 9 Jahre gewählt. 9 Tage dauerte das Fest der Eleusinischen Mysterien [5]). 9 Jahre dauerte der Feldzug, den Sesostris gegen die Länder des Ostens bis nach Thrakien hinein führte.

Eigenartig berührt es, daß die Neunzahl wie im apollinischen Kreise, so auch im thrakischen Kultkreise besonders stark hervortritt. Daß die 9 in Thrakien eine besondere Bedeutung hatte, ergibt sich schon aus dem Namen Ἐννέα ὁδοί für die Gegend um das spätere Amphipolis, also die „Neunwege". In Pierien ruhte Zeus 9 Nächte lang bei Mnemosyne und diese gebar ihm die 9 Musen. Daneben gebiert sie vom Acheloos auch die 3 (2) Sirenen, die mit den Musen wettsingen, aber von diesen besiegt ihrer Federn beraubt werden, die die Musen fortan als Kopfschmuck tragen, sie schmückten sich mit fremden Federn. Aber die 9 Musen gehören ursprünglich überhaupt in den thrakischen Kultkreis, sie wurden dem Apoll erst später zugelegt, denn Apolls Musen waren anfänglich nur drei an der Zahl, auf Lesbos erscheinen sie in der Siebenzahl und erst später sind es 9 geworden [6]). Das geschah nach thrakischem Vorbild. Der König Pieros von Emathia am Axios hatte 9 Töchter, die sog. Pieriden oder auch Emathiden. Ihr Dienst ward von den Aloaden, die noch unsere besondere Aufmerksamkeit beanspruchen werden, im boiotischen Askra

[1]) Kallimachos Cer. 10.
[2]) Bei Apollodor 2, 5, 2.
[3]) Preller, Gr. Myth. 2, 192 A. 4.
[4]) Homer Od. 19, 179.
[5]) H. S. Anton, Die Mysterien von Eleusis 1898, S. 41.
[6]) Die betreffende Stelle bei Homer (Od. 24, 60) mit Angabe von 9 Musen ist späteren Ursprunges. Doch nennt schon Hesiod die Namen der 9 Musen. Vgl. übrigens Diodor 4, 7.

Digitized by Google

von Pierien aus eingeführt. Die Pieriden ließen sich nun mit den 9 Musen Apolls in einen Wettstreit ein, aber ihr Gesang war so traurig, daß alle Welt darüber betrübt und finster ward, wenn sie sangen. Als sich dagegen die Musen Apolls hören ließen, standen der Himmel und die Gestirne und Flüsse still um zu lauschen, und der Helikon hüpfte vor Vergnügen hoch auf, so daß Poseidon den Pegasus abschicken mußte, um ihm mit dem Fuße auf den Kopf zu schlagen, damit er nicht höher steige. Die Pieriden verloren infolgedessen den Sieg und wurden zur Strafe von den Musen in Elstern oder 9 verschiedene Vögel verwandelt. Auch den thrakischen Sänger Thamyris besiegen sie im Sangesstreit und berauben ihn des Gesanges und Gesichtes [1]).

Pierien wird auch sonst allgemein als das Ursprungsland der griechischen Musik und Musiker betrachtet. Die ältesten Sänger der Griechen waren Thraker aus Pierien, wie Orpheus, Linos, Thamyris, Philammon u. a., und mit ihnen allen ward Apollo später in Verbindung gebracht. Denn das thrakische Sängervolk zog zum Teil, von den Makedoniern vertrieben, im 7. Jahrh. an den Pangaios und gründete dort ein neues Pierien, zum Teil wanderten sie nach Boiotien an den Helikon aus. Man kann nun ziemlich genau verfolgen, wie dabei der thrakische Kult in den Apollinischen überfließt. Zum Beispiel, wenn des Thamyris Liebling Hyakinthos, ein Sohn des Pieros und der Muse Kleio, auch von Apollo begehrt und letzterer dem Thamyris vorgezogen wird. Das Fest der Hyakinthien, das die Spartaner in Amyklai feierten, war zum Andenken an den durch Apollo verschuldeten Tod des schönen Knaben von traurigem, threnodischem Charakter, wie der Gesang der Pieriden. Erst nachträglich aber ist dieses Fest von den Doriern mit dem Apollokultus in Verbindung gesetzt worden. Ähnlich ist es mit dem schönen Knaben Linos, auf dessen frühen Tod das Klagelied mit dem Refrain *Αἴλινον* gesungen ward, das schon Homer (Il. 18, 570) erwähnt und das nach Herodot (2, 79) im ganzen Orient verbreitet war. In Theben galt Linos als ein Sänger der Urzeit und mit dem Musendienst auf dem Helikon verknüpft, der im Wettstreit mit Apoll von diesem getötet wird; in Argos aber ward er Sohn des Apoll [2]). Immer tritt Apollo als Feind einer früheren Kultur auf, die er bekämpft und deren beste Vertreter er vernichtet. Im musikalischen Wettstreite mit dem Phrygier Marsyas zieht er diesem die Haut ab, Midas verhunzt er, an Amphion rächt er sich blutig, Linos und Hyakinth tötet er, ebenso den Aressohn Phlegyas, der seinen Tempel anzündete, kurz überall ist er der Bekämpfer einer älteren, besonders musischen

[1]) Hom. Il. 2, 594ff.

[2]) „Ach Linos, du bist von den Göttern
Geehrt, sie verliehen zuerst dir
Vor allen anderen Menschen die Gabe
Hellstimmig Lieder zu singen.
Da erschlug dich Phöbos im Zorne.
Nun klagen am Grabe die Musen".
sagt ein Vers des alten Linosliedes.

Digitized by Google

Kultur, an deren Stelle er sich und seinen Kultkreis einsetzt. Darum wird er auch als Wolf, d. h. als Nichteingeborener, als Fremder oder sein Beschützer dargestellt, der in Wolfsgestalt die Telchinen tötet und als Wolf sich mit Kyrene vermählt, dem ein eherner Wolf in Delphi errichtet war, dessen Mutter Leto eine Wölfin war, als dessen steter Begleiter, Symbol und Herold der Wolf galt. Er ist eben ein Fremdling von Hause aus in Griechenland und hat vieles, was einer früheren Kultur gehörte, sich zugeeignet; dafür aber auch neue Kulturanschauungen und Elemente in die vorhandene eingeführt. So ist Apollo auch erst nachträglich der Anführer der 9 Pieriden, der *Μουσαγέτης*, geworden, die indessen trotzdem die Begleiterinnen oder Ammen des thrakischen Dionysos bleiben, wie sie es wohl von Anfang an waren. Ursprünglich ist nicht Apoll, sondern Dionys der Vorsteher der Musen [1]); man feierte am libethrischen Gebirge in Pierien 9 Tage lang am Grabe des Orpheus nach uralter Überlieferung ein Fest, das man später unter den makedonischen Königen nach Dion übertrug. Dort wurden besonders unter Alexander d. Gr. die Olympien ebenfalls 9 Tage lang zu Ehren des Zeus und der 9 Musen gefeiert. Ohne auf die engen Beziehungen Apolls zu Dionys einzugehen, will ich hier nur darauf hinweisen, daß Preller aus anderen Gründen zu dem Schluß gekommen ist, daß Apollo den Doriern ursprünglich fremd war und zwischen ihm und Dionys „nur ein gradueller, kein prinzipieller Unterschied" stattfindet [2]). Gemeinschaftliche Heiligtümer und gemeinschaftliche Verehrung bezeugen auch äußerlich die Vermischung ihrer Kulte; sogar auf Delos wurde Dionys wie in Naxos besonders gefeiert. Die Musen aber gehören zuerst dem thrakischen Dionys zu [3]), und in Delphi selbst galt Dionys als erster Inhaber des Orakels [4]). Der Tempel zeigte in den Giebelfeldern vorn Apoll mit den Musen, hinten Dionys mit den Thyiaden. Delphos, der Delphi den Namen gab, ist Sohn der Thyia von Apoll, und gerade diese ist es, die zuerst dem Dionys opferte und von welcher die Teilnehmerinnen an den dionysischen Orgien den Namen Thyiaden hatten. Hier ist die Übertragung auf Apoll sehr deutlich. Dionys ist aber ein Kalendergott. Schon sein Beiname als „trieterischer" Gott zeugt dafür, er bringt bei Persephone *τριετῆρα χρόνον* zu; immer ein Jahr ums andere wird er neu geboren; während Apollo bei den Hyperboreern weilt, nimmt Dionys seine Stelle ein, und zwar die 3 Wintermonate lang, während Apoll 9 Monate (3 : 9!) in Delphi waltet. Ja einige alte Mythologen haben beide gänzlich identifizieren wollen [5]), nur daß die apollinische Musik heiter,

[1]) *Διόνυσος μουσαγέτης* auf Naxos s. Bull. de corr. hell. 1878, S. 587 Nr. 3. In Orchomenos ging die Sage, daß Dionys zu den Musen geflohen sei und bei ihnen (im Winter) verborgen lebe.

[2]) Gr. Myth. 222.

[3]) Gr. Myth. 402.

[4]) Arg. Pind. 297.

[5]) Macrob. Sat. 1, 18.

Digitized by Google

ruhig und vom Saitenspiel getragen war, die dionysische aber „sich zwischen Jubel und Schmerz, skurriler Lustbarkeit und ernster Klage hin und her bewegte“ [1]), lärmend und schallend mit Blasinstrumenten und Pauken.

Beide waren Götter der Wahrsagung. Die feierliche Ausdrucksweise der Orakelkunst nannte man τρὶς ἐννέα, das 3mal 9, was aus der Kalenderrechnung von 3 Monaten zu je 9 Tagen zu erklären ist.

Dabei will ich bemerken, daß Aristoteles, um die himmlischen Phänomene zu erklären, 27 kristallene feste und durchsichtige Sphären annahm, eine immer in die andere eingeschlossen, von denen die einen die Gestirne tragen, die anderen aber allen verschiedenen durch den unregelmäßigen Gang der Planeten erforderten Achsen als Stützpunkte dienen [2]). Eine recht interessante Wortbildung geht auch auf die Heilighaltung der Neunzahl zurück: ἐννεακαιεικοσικαιεπτακοσιοπλασιάκις, d. i. 729mal = 9 . 9 . 9 (9^3) oder 27 × 27, das sind 27 siderische Monate zu 27 Tagen oder 2 Mondenjahre, eins zu 14, das andere zu 13 siderischen Monaten, die zusammen ½ Tag weniger als 2 Sonnenjahre ausmachen 729 : 2 = 364½. 729 Monate sind die 59-jährige Periode des Pythagoreers Philolaos um 400 vor Chr. [3]). Ein anderes Beispiel von vielfacher Neunzahl bietet jene Mythe, wonach der Seher Kalchas den Seher Mopsos, Sohn des Apoll, im Haine des Apollo bei Grynia in Mysien fragte, wieviel Feigen wohl der vor ihnen stehende sehr kleine Feigenbaum haben möge und der letztere sagte: 10000, aber nur 9999 gingen gerade in einen Scheffel. Daß Kalchas über diese Prophetengabe, deren Treffsicherheit sogleich erprobt wurde, aus Eifersucht starb, erhöht die Wichtigkeit, die man der apollinischen Neunzahl beimaß.

Wir haben es in der heiligen Neunzahl mit einer dem thrakisch-apollinisch-dionysischen Kulturkreise nahestehenden Erscheinung zu tun. Überall wo thrakische Kultur auftritt, kommt auch die Neunzahl zutage. So z. B. waren die Sintier, die ältesten Bewohner von Lemnos, nach Strabo (12, 3, 20) ver-

[1]) Preller 586.

[2]) Vgl. F. de Rougemont, Gesch. der Astronomie. Gütersloh 1869, S. 37f.

[3]) Die 729 ist überhaupt eine merkwürdige Zahl. Die Quersumme der beiden ersten Zahlen 7 + 2 ergibt die dritte, 9, die Differenz der beiden letzten 9 — 2 aber die erste, 7; die Quersumme 7 + 2 + 9 ist 18, deren Quersumme 1 + 8 wieder zur 9 führt. Ebenso gibt 7 × 2 × 9 = 126 die Quersumme 9. Versetzt man die Zahlen, so ergibt sich: $\frac{279}{9} = 31$, $\frac{297}{9} = 33$, $\frac{729}{9} = 81$, $\frac{792}{9} = 88$, $\frac{927}{9} = 103$, $\frac{972}{9} = 108$. Hierbei will ich noch auf die antike Spielerei hinweisen, daß der Name des Pythagoras nach milesischer Zahlenbewertung der Buchstaben in bekannter mystischer Methode die Zahl 99 darstellt:

Π Υ Θ A *Γ Ο Ρ Α Σ*

= 16 + 20 + 8 + 1 + 3 + 15 + 17 + 1 + 18 = 99.

Auch hierin scheint mir, wie in manch anderem, ein Stück delischer Überlieferung bei dem Samier zu stecken. (S. auch W. Schultz, *Πυθαγόρας* in dem Arch. f. Gesch. d. Philos. (L. Stein) Bd. 21, 1908, Heft 2, S. 240ff.).

Digitized by Google

wandt dem thrakischen Volke der Σιντοί in der gegenüber gelegenen Landschaft Sintike am Strymonflusse und dem Prasiassee mit seinen Pfahlbauern. Sie nahmen auf ihrer vulkanischen Insel den Hephaistos nach seinem Sturz aus dem Olymp liebevoll auf und pflegten freundlich seiner Schwäche, nachdem ihn Thetis und Eurynome 9 Tage lang auf dem Meeresgrunde verborgen hatten [1]). Die Alten erklärten diese Sintier für die ersten Waffenschmiede, sie sollen des Hephaistos Lehrer in der Schmiedekunst gewesen sein. Bei ihnen war es nun ein alter Brauch, daß einmal im Jahre 9 Tage lang, zur Sühne des Männermordes der Lemnierinnen, alles Feuer ausgelöscht wurde, bis das heilige Schiff von Delos kam, um neues Feuer zu bringen. Hier sehen wir zugleich mit der heiligen Neunzahl deutliche Beziehungen dieser Thraker zum ältesten Apollokult auf Delos [2]). Ja, Apoll wird sogar zuweilen als Sohn des Hephaist bezeichnet [3]), der ihm die Pfeile zur Erlegung des Drachen geschenkt hatte.

Es gab aber auch 9 Schmiededämonen oder Telchinen, von denen der eine Lykos den Apollotempel im lykischen Xanthostale gegründet haben soll [4]). Ebenso spricht die Sage auf Kreta von den 9 Erfindern des Waffenschmuckes, der Musik, des Schwertertanzes (Pyrriche) u. a. Künste, den Kureten der Rhea [5]), die auf Kreta den neugeborenen Zeus als seine Leibgarde beschirmten und ihn mit ihren Gesängen, Tänzen und Waffengetlirr vor Kronos verbargen. Das waren also Metallurgen und Musiker zu gleicher Zeit, wie die 9 Telchinen, und es hängt die Neunzahl mit allen solchen Anschauungen zusammen, wenn nach Hesiod [6]) ein eherner Amboß 9 Tage und 9 Nächte fallen würde, ehe er vom Himmel auf die Erde käme, und weiterer 9 Tage und 9 Nächte bedurfte, bis er von der Erde in den Tartarus gelangte. Der Rhea Kybele, von den idäischen Daktylen, ebenfalls musikalischen Schmiededämonen, umgeben, ist der 9. Tag des März heilig, und auf dem Berge dieser idäischen Mutter entsprangen 9 Flüsse.

Ein besonders lehrreiches Beispiel für die thrakische Neunzahl bietet auch die Sage von den Aloaden, auf das ich ihres kalendarischen Inhaltes wegen näher eingehen muß. Die Aloaden oder Aloiden (Ἀλωάδαι, Ἀλωεῖδαι) waren Enkel des Sonnengottes Helios, Söhne des Poseidonsohnes Aloeus, wenigstens dem Namen nach. Denn ihre Mutter Iphimedeia, eine Nichte des Aloeus, hatte sich in Poseidon verliebt, streifte beständig am Meere umher und schöpfte mit den Händen die Wogen herauf, um damit ihren Schoß zu

[1]) Hom. Od. 8, 284. 294; Il. 1, 594.

[2]) Ein anderes Zeugnis für den Zusammenhang von Lemnos und Delos bietet die Sage von Orion, der von Eos nach Delos entführt wird, nachdem er in Lemnos bei der Schmiede des Hephäst gewesen war.

[3]) Cic. de nat. deor. 3, 23.

[4]) Strabo 10, 472.

[5]) Diod. v. Sic. 5, 65.

[6]) Theog. 721ff.

Digitized by Google

füllen. Daraus entstanden ihre beiden Söhne Otos und Ephialtes. Diese wuchsen — so erzählt Apollodor 1, 7, 4 weiter [1]) — alle Jahre 1 Elle in der Breite, und 1 Klafter in die Höhe. Als sie nun 9 Jahre alt waren und somit 9 Ellen breit und 9 Klafter hoch waren, faßten sie den Entschluß, die Götter zu bekriegen, stellten den Ossa auf den Olymp und auf den Ossa den Pelion und drohten, mittelst dieser 3 Berge den Himmel zu stürmen. Nun warben sie Ephialtes um Hera, Otos um Artemis. Den Ares hatten sie gebunden, allein Hermes entriß ihnen denselben heimlich wieder, und Artemis räumte die Aloaden auf Naxos durch List aus dem Wege. Sie verwandelte sich nämlich in eine Hirschkuh und sprang mitten zwischen ihnen durch. Beide hatten zugleich auf das Tier gezielt und durchbohrten sich so gegenseitig mit ihren Wurfspießen. Nach Diodor von Sizilien 4, 87 hatten sie ebenfalls in ihrem 9. Jahre eine Breite von 9 Ellen und eine Länge von 9 Plethren, und auf diese Neunzahl wird auch sonst von den Erzählern Gewicht gelegt. 13 Monate lang hielten sie den Ares in einem ehernen Gefäße gefangen, bis es die Stiefmutter der Aloaden, Eeriboia, dem Hermes verriet, der jenen befreite [2]). Nach anderen [3]) sollen Apoll oder Artemis sie mit ihren Pfeilen erschossen haben. Zur Strafe für ihre Bosheit sitzen sie nun in der Unterwelt, mit Schlangen an eine Säule so gefesselt, daß sie einander den Rücken zukehren [4]), und ein Käutzchen (ὦτος) erregt durch unaufhörliches Geschrei Furcht und Entsetzen.

Auf den ersten Anblick erscheint diese ganze Sage recht töricht. Aber sie hat ihren sehr guten Sinn, wenn wir in dem Mythos eine Versinnbildlichung des alten Mondenjahres sehen. Die Aloaden gehören dem apollinischen Kultkreise an, Artemis spielt dabei die Hauptrolle. Auch sind es die Aloaden, denen die Einführung des Dienstes der 9 Musen (Pieriden) im böotischen Askra am Helikon von Pierien aus zugeschrieben wird. Sie galten als die Hauptvertreter der thrakischen Kultur und Begründer vieler Städte in Boiotien. Auf Naxos soll sich die Tötung der beiden Riesen abgespielt haben, das einst die Thraker besiedelten. Die Insel hieß damals Strongyle, wo sie Mutter und Schwester von Seeräubern befreien. Dort sowie im boiotischen Anthedon zeigte man auch ihr Grab.

Sie sind Enkel des Sonnengottes und in Hera und Artemis verliebt, beides Mondgöttinnen, denn der Mond bestimmt im alten Mondenjahre die Ordnung der Tage und Nächte. Sie töten sich gegenseitig, denn der Tag macht der Nacht und die Nacht dem Tage ein Ende, und zwar ist es der Mond, der bei dieser gegenseitigen Vernichtung bei Tagesende und Nachtanfang am Himmel steht und durch beide hindurch geht; es ist Artemis oder die von ihr gesandte Hirschkuh. Beide Brüder wachsen in 9 Jahren 9 Ellen in die Breite

[1]) Vgl. Hom. Od. 11, 304, Virg. Aen. 6, 582, Lucanus 6, 410 usw.
[2]) Hom. Il. 5, 385ff.
[3]) Hom. Od. 11, 305; Pindar, Pyth.; Servius ad Virg. Aen. 6, 582.
[4]) Hygin. Fab. 28.

Digitized by Google

und 9 Klafter in die Länge, das ist 3 × 9; 9 Tage hat die Woche, und 3 Wochen reihen sich zu einem siderischen Monat. Sie stülpen 3 Berge übereinander, d. h. sie häufen 3 Wochen zu einem Monat. Die neue Einheit, die des Monates, wird von der Sage als Ares verbildlicht, den die Aloaden, will sagen der Wechsel von Tag und Nacht, 13 Monate lang gefesselt halten, bis nämlich ein Jahr vollendet ist; eine neue Einheit, die des Jahres, tritt ein und macht Ares frei. Wahrscheinlich wird nun in der Kalenderfolge sein Befreier Hermes an seine Stelle treten, wenn nicht Apollo, der Vertreter einer anderen, neuen Kalenderrechnung, jenen Aloaden als den Vertretern eines älteren Kalenders, und seine Schwester Artemis oder sie sich selbst ein vorzeitiges Ende bereiteten. Nun sitzen sie in der Unterwelt gegenseitig abgekehrt, denn Tag und Nacht können nicht gleichzeitig sein. So haben wir es offenbar mit der mythologischen Verkleidung einer Kalenderrechnung zu tun, wo die Zahlen 3, 3 × 9 und 13 stark betont werden, d. h. kalendarisch genommen, wo der Monat 3 × 9 Tage und das Jahr 13 Monate hat oder ein siderisches Mondenjahr ist. —

Es gibt aber auch eine Anzahl von Fällen, wo die 9 mit der 7 abwechselt. So z. B. wenn dem Minotaurus auf Kreta die Stadt Athen alle 9 Jahre je 7 Jungfrauen und 7 Jünglinge zum Opfer senden muß. Oder wenn Zeus dem seit seinem 7. Lebensjahre blinden Seher Teiresias (aus dem Geschlechte des thebanischen Sparten Udeios zur Zeit der Thebanischen Kriege) ein Leben von 7 oder 9 Menschenaltern verleiht [1]). Oder wenn des Orpheus Kithara 9 Saiten hat, die er für eine 7saitige von Apoll geschenkt erhielt; wenn die Ephoren in Sparta dem Phrynis 2 Saiten von seiner 9saitigen Leier wegschneiden, um das alte dorische Instrument wieder 7saitig zu machen. Besonders deutlich ist diese Vermischung der beiden Zahlen im apollinischen Kultkreise, wo doch sonst die 9 zu Hause ist. Nach 7 Monaten der Schwangerschaft [2]) am 7. Thargelion (Mai-Juni) nach delischer, am 7. Bysios nach delphischer Sage ist Apollo geboren, wie auch je der siebente Tag in allen Monaten ihm geheiligt war, so daß er ἑβδομαγέτης, ἑβδομαγενής, ἑβδόμειος genannt wird. Bei seiner Geburt nach 9tägigen Wehen umziehen die Schwäne die Insel Delos in 7 Windungen und singen dazu ihr Lied.

„Darum auch spannte der Saiten hernach soviel auf die Leyer
Phöbos, wie vielmal zu den Geburtswehen sangen die Schwäne"

dichtet Kallimachos, während bei demselben der Drache, als ihn Apollo tötete „in 9 Kreisen sich wand rings um den beschneiten Parnassos [3])". Die Apollofeste der Karneien, der Pythien und Pyanopsien (und wohl auch der Hyakinthien) begannen am 7. Monatstage, die Pythia am 1. oder 7. Munichion (attisch) oder Bukation (delphisch) d. i. März-April (nach anderen im Boedromion, September). Neben den 9 Musen Apolls stehen auf Lesbos deren

[1]) Ovid Met. 3, 320ff.
[2]) Schol. Gr. ad Callimachum Hymn. in Delum.
[3]) Hymnos auf Delos v. 93. Übersetzung von Schwenke.

Digitized by Google

sieben [1]). Alle 9 Jahre wurde am 7. Thargelion (Mai-Juni) in Theben das Apollofest der Daphnephoria gefeiert. Vom 7. August an werden die Karneien 9 Tage lang begangen. Mit 7 Strahlen um dem Haupte wird Apoll als Helios später gewöhnlich dargestellt. Als Agamedes und Trophonios sich für den Tempelbau in Delphi von Apollo ihren Lohn ausbaten, sagte ihn dieser auf den 7. Tag zu, aber in der 7. Nacht zuvor starben beide. Amphion hat mit der Tantalostochter Niobe 7 Söhne und 7 Töchter (nach gewöhnlicher Sage), welche von Apoll und seiner Schwester getötet werden, weil Niobe sich mit dieser Kinderzahl der Leto gegenüber gebrüstet hatte, und 9 Tage lang liegen sie unbestattet. Als Meleager 7 Tage alt ist, weissagen ihm die Moiren seinen Tod beim Verbrennen eines Holzscheites auf dem Herde. Alle 7 Jahre feiert man auf dem Kithäron ein Fest zur Erinnerung an die Wiedervereinigung des Zeus mit der Hera nach einer Entzweiung, wobei man weiblich angekleidete Figuren, Daidala genannt und die Töchter des Flußgottes Asopos darstellend, geschnitzt aus dem Holze einer sehr alten durch Vogelwahrsagung ausgesuchten Eiche, feierlich vom Asoposfluß auf den Kithäron zu einem Altar führte, der quadratisch, wie der von Delos, aus Holz errichtet war, und dort mit Opfern verbrannte. Das geschah in der Nähe eines uralten Orakels der Nymphen [2]). Man denkt dabei unwillkürlich an die angekleideten Argei-Figuren, die man an den Iden des Mai in Rom in den Tiber warf, und an das Winter- oder Tod-Austreiben, das eine alte deutsche Frühjahrssitte ist [3]).

7 Kinder sind in der mythologischen Genealogie eine auffallend häufige Zahl neben der 3 (und auch 5). Es gibt 7 Titanen, darunter Apolls Mutter Leto (Thetys, Rhea, Themis, Mnemosyne, Phöbe, Dione, Thia), 7 Okeaniden, und außerdem hat Okeanos noch 7 Kinder. 7 Söhne hat Aiolos (neben 5 Töchtern), 7 Kinder Perseus mit der Andromeda, von denen Elektryon mit der Anaxo 9 Söhne zeugt. 7 Kinder hat Pterelaos von Thasos. Auf der Insel Rhodos hat Helios von der Nymphe Rhodos 7 Söhne, die Heliaden, die als Stammväter der ältesten Bevölkerung galten. Atlas hat 7 Töchter, die 7 Atlantiden oder Plejaden. Es gibt 7 Weltweise und 7 Weltwunder, 7 Planeten, und je weiter wir dann in der Zeit vorschreiten, drängt sich unter babylonisch-semitischem und schließlich christlichem Einflusse die Siebenzahl immer mehr in den Vordergrund: 7 Sakramente, 7 Todsünden, 7 Worte Christi am Kreuz, die Siebenschläfer, 7 freie Künste usw. Die Neun ist langsam abgestorben. Aber schon Pythagoras soll die Siebenzahl als die schicklichste Zahl zu religiösen Handlungen erklärt haben, wie Apulejus in seinen Metamorphosen (2) bestimmt erklärt.

Soviel darf wohl durch so viele Belege, die sich gewiß noch vermehren lassen, als festgestellt gelten, daß sich die Neunzahl bei den Griechen der ältesten

[1]) Myrsilos, Fragment 4.
[2]) Paus. 1, 8.
[3]) J. Grimm, Deutsche Myth. 2, S. 726.

Digitized by Google

Zeiten einer auffälligen Beliebtheit erfreut, daß sie aber später immer mehr zurücktritt und der Siebenzahl, die allmählich immer stärker in den Vordergrund kommt, Platz macht. Ebenso steht fest die Tatsache, daß diese Beliebtheit beider Zahlen mit der Zeitrechnung in Verbindung steht, in ihnen also kalendarische Niederschläge zu erblicken sind. Heißt doch Apollo auch Boedromios, Metageitnos, Koropaios, alles Beinamen, die in Monatsnamen wiederkehren: Metageitnion, Boedromion, Gorpiaios (makedon.).

So erzählen uns alle diese Mythen im Grunde genommen das Nämliche, und wir können nunmehr folgende Schlüsse ziehen:

1. Archäologische Befunde wie alte griechische Überlieferungen und Sagen weisen darauf hin, daß ein wesentlicher Teil der griechischen Kultur den alten Griechen in grauer Vorzeit aus einem Lande im Norden zugekommen ist.

2. Aus dem Hyperboreerlande kam Apolls Mutter, zu ihm kehrt dieser griechische Kulturgott nach der delischen Überlieferung aller 19 Jahre, nach delphischer Sage alle Jahre, zurück und unterhält so immerfort eine enge Verbindung mit dem nordischen Heimatlande. Durch den Bericht des Hekataios, von Diodor überliefert, erfahren wir die näheren Umstände der hyperboreischen Zeitrechnung, die uns zu der Behauptung befähigen, daß dieses später mythisch gewordene Volk nach einem siderischen Mondenjahre rechnete, in welchem die 9tägige Woche herrschte, sodaß schließlich ihr Jahr $9 \times 3 \times 13 = 351$ Tage hatte. Es erreichte seinen Ausgleich mit der synodischen Monatsrechnung wie mit dem Sonnenjahr in 19 Jahren.

3. Die siderische Mondenjahrsrechnung mit 351 Tagen ist auch in Altgriechenland die ursprüngliche gewesen, wurde aber hier frühe verlassen und vergessen, während sie bei den Germanen bis an die Grenze der neuen Zeit und nur bei ihnen, sonst nirgends mehr nachweisbar geblieben ist. Sie wurde bei den Griechen durch die synodische Rechnung ersetzt. In jener war die 9 die konstitutive Zahl, in dieser ist es die 7, denn $7 \times 50 = 350$. Die 7 und die 50 treten hier ursprünglich gleichberechtigt nebeneinander auf, aber bald überwog die 7. Noch mehr ist letzteres der Fall bei der dritten Kalenderrechnung nach Sonnenjahren, die zu einer Rechnung von 9×40 führte, wenn man die siderische Neunerwoche beibehielt, woher die Tessarakontaden bei Griechen und anderen Völkern zu erklären sind. Bald aber verließ und vergaß man die siderische Woche und ging zur synodischen Siebenerwoche über. Dadurch ward die Herrschaft und Heiligkeit der Sieben immer mehr befestigt, während die Neunzahl sich nur noch sporadisch erhielt.

4. Das spiegelt sich wieder in den Mythen und Sagen. Hier ist ursprünglich die heilige Zahl die Neun. Besonders kommt sie zur Geltung im dionysisch-apollinischen Kultkreise, der dann aber — offenbar unter orientalischer Mitwirkung — um so entschiedener zur Sieben als heiliger Zahl übergeht, je mehr die synodische Wochen- bzw. Monden- und die Sonnenjahresrechnung durch-

Digitized by Google

dringen, während der thrakische Kultkreis, mit dem der apollinische ursprünglich Hand in Hand ging oder dessen Traditionen er übernahm und umbildete, bei der heiligen Neun verblieben ist.

III.

Spuren der hervorragenden Bedeutung der Neunzahl finden wir bei allen indogermanischen Völkern, bei den anderen Rassen aber so gut wie nicht [1]). So z. B. wurde in Rom die Lustration bei den Knaben am 9. Tage nach Geburt vorgenommen, indem man sie zwischen zwei Feuer hindurchtragen ließ, um sie gegen Verzauberung zu sichern [2]). Man hatte 9 Pontifices majores mit dem Pontifex maximus an der Spitze. Das von Livius Andronicus gedichtete Lied zu der Sühnezeremonie im Jahre 207, als der Zwitter von Frusino die Gemüter beunruhigte, wurde von 27 (3 × 9) Jungfrauen gesungen [3]). Bei dem Sühnegebrauch für die Maniä am 9. Mai trat der Hausvater barfuß vor die Haustür, wusch 3mal die Hände am fließenden Quell, warf schwarze Bohnen hinter sich und rief dabei 9mal, ohne sich umzusehen, aus: „Diese gebe ich euch, mit diesen Bohnen erkaufe ich mich und die Meinen", wobei er mit ehernen Pauken zusammenschlug und wieder 9mal rief: „Hinaus ihr Geister des Hauses!" [4]) — Es gibt (nach Plin. 22, 57) 9 Arten des Malum punicum. Um einen Furunkel zu heilen, soll man 9 Gerstenkörner, je 3 und 3 mit der linken Hand um ihn herum legen und dann alle ins Feuer werfen [5]).

Im römischen Kalender hat die 9 eine besondere Bedeutung durch die Nundinae [6]). Ferner, wenn ein besonderes Ereignis, wie namentlich ein Steinregen angezeigt wurde, feierte man ein 9tägiges Fest, das Novendiale sacrum [7]). Am 9. Tage nach einer Leichenbestattung wurde die coena novemdialis (ferialis) als Leichenschmaus abgehalten.

Bei den Römern ist also der Zusammenhang der 9 mit Zauberei und Kalender offenbar und vielleicht alt eingebürgert. Aber noch früher, zu Romulus Zeiten selbst, regiert die 3 und 12. Jene in den 3 Zenturien und 30 Kurien des Romulus, es gab 3 Kuriatier und 3 Horatier (Drillinge). Die

[1]) Ich weise hier auf Heinr. Leßmann, „Aufgaben und Ziele der vergleichenden Mythenforschung" hin, Leipzig 1908, eine Arbeit, die mir manche Anregung gegeben hat, während Roscher in der seinigen „Enneadische und hebdomadische Fristen und Wochen der ältesten Griechen" (Abh. d. Sächs. Ges. d. Wissensch., Philol.-hist. Klasse, Bd. 21, 1903) die Bedeutung der Neunzahl für die Indogermanen insgesamt nicht erkannt zu haben scheint. Siehe auch Roscher, Die Sieben- und Neunzahl in Kult und Mythen der Griechen. Ebenda. Bd. 24, 1904, Nr. 1.

[2]) Liv. 36, 42.

[3]) Liv. 27, 37, 5. Vgl. Diels, Sibyllin. Bücher. Berlin 1890, S. 90f.

[4]) Ovid Fast. 5, 415ff.

[5]) Plin., Hist. nat. 22, 65.

[6]) Siehe meinen Aufsatz im Mannus 11/12 über Vorgeschichtliche Musiktheorie, S. 286.

[7]) Liv. 1, 31; 21, 62.

Digitized by Google

12 ist wahrscheinlich von den Etruskern übernommen, wie Livius sagt [1]). Die Etrusker, deren Rasse weder positiv noch negativ feststeht, hatten 12 Stämme und ebensoviel Könige nebst 12 Liktoren; die Römer unter Romulus und Numa Pompilius ahmten das nach. Der erstere richtete 12 Liktoren ein „wohl nach der Anzahl der Vögel, die ihm durch ihren glücklichen Flug den Thron verkündet hatten". Numa setzte 12 Monate im Jahre fest, wählte 12 Salier (Tanzpriester?) zum Dienste des Mars Gradivus, ebenso wie Tullus 12 salische Priester stiftete. Die 12 Tafeln Gesetze, die die Kriegstribunen wieder aufsuchen ließen (Liv. 6, 1), die 12 Ancilien u. a. gehören hierher.

Nur ein Beispiel für die Neunzahl kann ich bei den Etruskern anführen, das Plinius in seiner Naturgeschichte (2, 53) bietet: Tuscorum litterae novem Deos emittere fulmina existunt, eaque esse undecim generum. Jovem enim trina jaculari. Also auch hier die 3 und 9.

Bei den Kelten ist die 9 ebenfalls eine heilige Zahl [2]), aber doch noch weit mehr die 3, nach der bei ihnen alles geordnet wird: 3 × 3 Volksstämme, 3 Furchtereignisse der Bretagne, 3 Meisterwerke, 3 Reformatoren, 3 erste Weise, 3 erste Barden, 3 getaufte Barden, 3 erste Lehrer der Poesie, 3 Meister der geheimen Wissenschaften, 3 Astronomen usw. Aus dem Altertume ist aber nur einmal von einer heiligen 9 bei den Kelten meines Wissens die Rede, und gerade diese Erwähnung ist sehr interessant. Auf der Insel Sena, den Veneti in der Bretagne gegenüber, ist ein Orakel, besorgt von 9 heiligen Jungfrauen, den Gallizenae, die Wind und Meer durch ihre Zaubergesänge beherrschen, sich beliebig in Tiere verwandeln können, die Zukunft vorhersagen und den Schiffern Rat erteilen, so berichtet Mela [3]). Strabo (4, 4, 6) nennt diese „von Dionys begeisterten" Amazonen Samniten, und Artemidor bezeichnet die Opferfeste, die auf einer Insel bei Britannien (gemeint ist wohl die nämliche) der Demeter und Persophone gefeiert wurden, als denen in Samothrake ähnlich. Hier haben wir wegen der thrakischen 9 einen gar nicht gleichgültigen Hinweis auf uralte Kult-Zusammenhänge.

In der Mythologie der Iranier wird die Neunzahl nicht selten verwendet. So hat Pathana 9 Söhne, die Krsaspa-Kersaspa tötet. 9 Jahre regiert der König der iranischen Heldensage Kersaspa. Es gab eine 9tägige Trauerzeit nach dem Begräbnis, wo im Hause kein Feuer brennen durfte und die am 10. Tage durch ein Opfer an die Fravashi abgeschlossen ward. Man vergleiche dazu den Gebrauch auf Lemnos, wo zur Erinnerung an den Männermord das Feuer auf 9 Tage gelöscht wurde, und den römischen Gebrauch, 9 Tage nach einem Begräbnis den Leichenschmaus abzuhalten. Bei den Iraniern hatte die Woche 9 Tage und jede Woche einen Gott als Vorsteher, z. B. den Arjusch

[1]) Liv. 1, 8, ferner 13, 19, 20, 24, 27.

[2]) Ernest David, Études historiques sur la poésie et la musique dans la Cambrie. Paris 1884, S. 8ff.

[3]) Chorogr. 3, 6, 48.

Digitized by Google

(entsprechend dem Ares bei den Aloaden), und wie bei den Griechen in der Sage von Helios auf Thrinakia die Tage und Nächte als Weidetiere und die Wochen als Herden aufgefaßt wurden, so werden auch von den Iraniern die Wochentage als Herden von Stieren (tura) und Rindern (gosch) versinnbildlicht. Der Beginner der ersten Woche von 9 Tagen ist Jama, der der zweiten Afthian Bewaraspa, der dritten Thretana, der vierten Arjusch, dann Manoschtschithra usw., jeder mit einer Reihenfolge von 9 Namen.

Im Zendaveſta (Videvdat 2) erzählt Zarathuschtra von Yima, dem Sohne Vivahvants, und der Bericht von seinen Taten beginnt mit den Weltzeitaltern: 3mal in 900 Jahren wird die Welt übervölkert und muß um $^1/_3$ vergrößert werden. — Im übrigen hatten die Perſer das 365tägige Jahr, wie Curtius Rufus [1]) ganz ausdrücklich sagt, wo er auch von einem in Kristall eingeschlossenen Bilde der Sonne meldet.

Sehr viel weniger Anteil an der Heilighaltung der 9 haben die Inder, bei ihnen herrscht die 7 vor. Immerhin tritt die Beziehung der 9 auf den Kalender deutlich hervor im Mythos von Surja und Tschandra. Denn diese bedeuten Sonne und Mond. Surja „der Strahlenumkleidete, Lichtmacher, Glühende" (Sonne) fährt auf einem mit 7 Rossen bespannten Wagen, von Strahlen umgeben, am Himmel dahin. Tschandra aber „der Kaltstrahlige" (Mond) hatte die 27 Töchter des aus dem Daumen Brahmas entstandenen Gottes Dakscha geheiratet und hält nun 15 Tage lang sein Gesicht der Welt zugekehrt, 15 Tage lang aber schaut er auf das Reich der Seelen und ist nicht sichtbar (Mondphasen). Hier stehen den 30 Tagen der Sonnenjahrsmonate die 27 des siderischen Mondenjahres gegenüber. — Die 27 Gandharven gehören auch hierher, doch waren sie ursprünglich nur wenig an Zahl, wie Apolls Musen. Wischnu hat 9 Fleischwerdungen (awatāras) durchzumachen, die 10. Verkörperung, die noch aussteht, bezeichnet das Ende der jetzigen Welt. — Krschna, der Erfinder der Flöte und Gott der Musik, hat 9 Ammen und ist wie Apollo von 9 Gopis (Jungfrauen, Musen) umgeben, die um ihn ihre Tänze aufführen. Er teilt mit Zeus das Los, daß ihn sein Oheim Kansa, dem Kronos vergleichbar, nach seiner Geburt verschlingen will (ein sehr geläufiges Bild des Neumondes), wie dieser vorher schon Krschnas 7 Brüder (Tage) verschlungen hat. Aber Krschna wird von seiner Mutter Dewaki in die Einsamkeit gerettet, wo er nun von seinen 9 Gopis umgeben wird, wie der gerettete junge Zeus von den musikalischen Kureten, um dann erwachsen seinen bösen Oheim zu entthronen [2]); und wie Zeus den großen Kampf mit Giganten und Titanen, so muß Krschna im Verein mit den Pandus den Kampf gegen die Kurus ausfechten. — 99 Pferdeopfer (diese erscheinen auch bei den Germanen, s. u.)

[1]) De reb. gest. Alex. M. 3, 7. 8—11.

[2]) Der Mythos ist bei allen Indogermanen nachweisbar, in den Sagen von Kyros, Romulus usw., auch bei den Babyloniern stückweise. Krschna gleicht im ganzen dem Apollo und Odhin.

Digitized by Google

hat der fromme König Bali dargebracht, die ihm eine den Göttern gefährliche Macht verschaffen; darum wird er an weiteren von Wischnu verhindert, der sich als Zwerg von ihm soviel Land ausbittet, als er mit 3 Schritten abmessen kann, sich aber plötzlich als Riese Erde, Luftraum und Himmel abschreitet[1]). — Sonst aber ist die Siebenzahl bei den Indern durchaus vorherrschend, wie z. B. Rigveda 5, 45, 9: „Mit 7 Rossen komme her die Sonne — Zum Feld, das weit auf ihrer Bahn sich hinstreckt, — Der schnelle Adler fliege hin zum Soma"; und so vielfach in den alten Gesängen. Wischnu wird gewöhnlich dargestellt als auf der Weltschlange Ananta ruhend, deren 7 Köpfe sich über seinem Haupte zum Baldachin vereinigen. Es ergibt sich also, daß bei den Indern die Sonnenjahresrechnung schon frühe statt der siderischen Mondenjahresrechnung angenommen worden ist.

In der Sagen- und Märchenliteratur der Slawen kommt die 9 nicht selten vor, freilich ist sie jungen Datums, so daß man die Beispiele nicht ohne weiteres für alte Zeiten verwerten kann. Ich beschränke mich daher auf einige bedeutsamere Belege. Ein altrussischer Held „entführt das schöne Mädchen hinter 3 × 9 Mauern im 30. Lande fort aus fester Obhut, fort aus starken Schlössern ins weiße Rußland" (27:30)[2]). Ähnlich kehrt die gefangene Jungfrau hinter 9 Mauern im Märchen vom Prinzen Astrach, von Bulat dem braven Burschen, in vielen der von Afanasiew mitgeteilten Ivan-Märchen als feststehender Zug, aber auch in schwedischen, dänischen und norwegischen Liedern von Bleiarblack, Hildebrand und seiner Schwester usw. wieder[3]). Ein bulgarisches Lied von der Heirat des Sonnenprinzen mit der schönen Grodzanka[4]) ist ein Musterbeispiel für die Beliebtheit der Neunzahl. 3 Tage und 3 Nächte zittert der Prinz als er die Schöne sieht. Die Mutter des Mädchens spricht zu ihr: Siehe, 9 Jahre hab ich dich selbst genährt, also mögest du auch 9 volle Jahre schweigen. 9 Jahre spricht sie weder zum Schwager, noch zur Schwiegermutter, noch zum Prinzen ein Sterbenswörtchen, immer wieder wird die 9 betont. — Bei Afanasiew herrscht ein Zar über 3 × 9 Landen, dessen Schütze die Zarewna über 3 × 9 Lande hinweg am Ende der Welt holen muß.

Noch deutlicher und geradezu ausschließlich aber tritt die 9 bei den Litauern zutage. L. J. Rhesa sagt in seiner Sammlung „Dainos oder Litthauische Volkslieder"[5]) dazu: „Die Zahl 9 erscheint in den lithauischen Volksliedern als eine charakteristische Zeitbestimmung. Die Einteilung von

[1]) Man sehe auch: „Neunzahl bei den Ostiariern" in Philolog. Abhandl. f. Schweizer-Sidler von Ad. Kaegi, Zürich 1891 mit Beispielen aus Kult und Dämonologie.

[2]) Jos. Wenzig, Slavische Volkslieder. Halle 1830, S. 123.

[3]) A. Dietrich und J. Grimm, Russische Märchen. Leipzig 1831, S. 17 und 133. — Grundtvigs, Dänische Volkslieder, Nr. 62, 63. — Geijer und Afzelius, Schwedische Volkslieder, Nr. 59. — Landstadt, Norwegische Volkslieder, Nr. 6 u. 7. — Vgl. E. Krause, Die Trojaburgen Nordeuropas. Glogau 1893, S. 124.

[4]) Greg. Krek, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. Graz 1887, S. 848ff. Königsberg 1825, S. 320.

Digitized by Google

7 Tagen und Wochen kommt gar nicht vor. Dies hat die lettische Mythologie mit der skandinavischen gemein. In der Edda ist die Zahl 9 ebenso vorherrschend, als hier..... Diese Übereinstimmung ist gewiß nicht zufällig, sondern deutet auf den früheren Verkehr der Skandinavier mit den lettischen Völkerschaften hin". Noch heute hat sich die Zahl 9 in sprichwörtlichen Redensarten erhalten z. B. dewyni Guddai wieną Awina pjauja neun Gudden (d. h. Polen [1])) schlachten an einem Schafbock; kad taw dewyni wilkai, daß dich neun Wölfe!

In einem litauischen Volkslied heißt es [2]):

Neun Ströme bin ich hindurch geschwommen
Und diesen zehnten hindurch getauchet....
Die Sonne sprach, sich hernieder lassend,
Ich werd' euch helfen den Bruder betrauern;
Neun Morgen will ich in Nebel mich hüllen
Und an dem zehnten auch gar nicht aufgehn [3]).

Ganz ähnlich wird in dem Lied „Der Weidenbaum" gesagt: [4]), Neun Ströme sind wir hindurchgeschwommen, noch diesen zehnten wollen wir durchtauchen.

Ein anderes [5]) vom Morgenstern (Außrinne) ist von besonderem Interesse für uns, weshalb ich es ganz mitteile:

Der Morgenstern richtete Hochzeit aus:
Perkun (der Donnergott) ritt durch die
Pforte hinein —
Und schlug die grüne Eiche nieder.

Vom Blut der träufelnden Eiche
Ward mir mein Kleid bespritzet
Ward mir der Kranz bespritzet.

Es weinte die Sonnentochter,
Drei Jahre las sie die Blätter,
Die verwelkten Blätter auf!
Wo soll ich, geliebte Mutter,
Die Kleider nun waschen?
Wo soll ich das Blut auswaschen?

Geh', o geliebte Tochter,
Zu dem Teiche hin
Worin neun Bächlein fließen.

Wo soll, geliebte Mutter,
Ich nun die Kleider trocknen?
Sie trocknen in dem Winde?

O Tochter in dem Garten,
Wo neun Rosen blühen.

Wo soll, geliebte Mutter,
Die Kleider ich nun anziehen?
Die reinen Kleider vertragen?

O Tochter, an dem Tage,
Wenn neun Sonnen glänzen [6]).

Der höchste Gott der Litauer Pramzinas warf bei der großen Sintflut eine Nußschale herab, um das einzig noch übriggebliebene Menschenpaar zu retten und gebietet ihnen dann über die Gebeine der Erde zu springen. 9mal sprangen sie und 9 Paare entstanden daraus, die Ahnen der 9 litauischen Stämme [7]). Wer dächte da nicht an Deukalion und Pyrrha, deren Schiff 9 Tage

[1]) Es sind vielmehr Weißrussen, vgl. Bezzenberger, Prussiaberichte 21, 217.
[2]) L. J. Rhesa, a. a. O. S. 133f..
[3]) Vgl. S. 293, wo die Sonne ebenso antwortet.
[4]) Ebenda, S. 225.
[5]) Ebenda, S. 221.
[6]) Vgl. auch W. Mannhardt, Lettische Sonnenmythen. Zeitschr. f. Ethn. VII, Nr. 92.
[7]) Grimm, 545 nach Narbutt. E. Krause, Tuiskoland. Glogau 1891, S. 129.

Digitized by Google

auf den Ablauf der Sintflut wartete und die die Gebeine der Mutter Erde rückwärts über sich warfen?

Muß nun schon bei den Litauern auf den starken und unverkennbaren Einfluß seitens der Germanen hingewiesen werden, der bei den Slawen wohl meist ebenfalls vorliegt, so kommen wir mit den Germanen zu einem Kulturkreise, dessen Mittelpunkt in dieser Hinsicht geradezu die 9 zu bilden scheint, ehe das Christentum eintrat. Sie begegnet in der Mythologie, in der Dichtkunst, in den Volkssprüchen usw. auf Schritt und Tritt, so daß die ungeheure Menge von Beispielen hierfür alle aufzuführen gar zu ermüdend sein würde. In dem Reallexikon der Germanischen Altertumskunde [1]) hat E. Mogk die beträchtliche Zahl von 85 Belegen zusammengetragen, doch sind das bei weitem nicht alle. Ich kann mich hier auf diese Sammlung, die auch die Fundorte genau verzeichnet, berufen und füge nur ergänzend bei, was mir bei keineswegs erschöpfender Durchsicht der Literatur sonst noch zugeflossen ist. Im übrigen aber muß ich hier auf einige Belegstücke näher eingehen, weil sich daraus wichtiges für unser Beweisthema ergibt.

Im Anfang der germanischen Kosmogonie stehen wie bei Hesiod 9 Welten. Sie wachsen aus der Weltenesche hervor, die sie beschattet, ähnlich wie bei den Iraniern der Weltenbaum Homa mit den ihn umkreisenden 9 Gefährten des Karafisches. An den Blättern dieses heiligen Baumes, der Weltenesche Yggdrasil, äsen die 5 Hirsche Eikthyrner, Dain, Dwalin, Dunneir und Durathror, die offenbar die kalendarische Bedeutung haben, daß sich die germanische Neunerwoche aus einer ursprünglichen Reihe von 5 Tagen entwickelt hat, wie ich das in meinem Aufsatze im Mannus 11/12, S. 266ff. dargelegt habe. Die Esche hat 3 Wurzeln, wie der siderische Monat 3 Wochen hat.

Der Sonnengott Heimdallr ist der Sohn von 9 Schwestern, seinen Müttern, in 9 Nächten hintereinander, also 9mal geboren, so wie Apollo in Wehen von 9 Tagen und 9 Nächten geboren ist und der indische Apoll Krschna 9 Ammen hat. Wenn die Mutter Siggeirs zur Wölfin wird und von den 10 Söhnen Völsungs in 9 Nächten hintereinander je einen frißt, bis der Zehnte das Untier tötet, so zeigt sich hier der arkadische Aberglaube von der Verwandlung in Wölfe, der nach der Völsunga-Saga (Kap. 8) auch sonst bei den Germanen zuhause ist. Auch Apolls Mutter Leto, ja er selbst verwandelten sich zu Wölfen.

In der mythologischen Genealogie ist die Neunzahl fast feststehend. Halfdan hat 2 × 9 Söhne, die einen werden Stammväter der Könige, die anderen von berühmten Geschlechtern. Sein Sohn Dagr, der Tag, hat ebenfalls 9 Söhne, ebenso wie Ragnar Lodbrok, König Njörfi und sein Halbbruder Vikingr; 9 Töchter haben auch Niörðr und Aegir, der (himmlische) Wassermann, es sind riesige Meer- und Bergjungfrauen wie die 9 Mütter Heimdallrs, den sie durch die geheimen Mächte der 3 Weltbrunnen großziehen lassen (3 × 9).

[1]) Herausg. von J. Hoops, Straßburg 1915, unter „Neunzahl".

Digitized by Google

Wie Zeus von 9 Kureten, Dionys von 9 Pieriden, Apollo von 9 Musen und Krschna von 9 Gopis begleitet wird, so besteht die Begleitung von Fürsten oft aus 9 Skalden, wie bei Harald Hildetǫnn und Olaf dem Heiligen. 9 Walküren Odhins sahen Helgi und Hedin, die sangen, als der stumme Helgi die Sprache erlangte, wie denn außer den Valkyrien auch die Fylgjen, Seeungeheuer, Riesenweiber und dergleichen in Scharen von 9 der germanischen Mythe ganz geläufig sind, so daß es dem germanischen Geiste widersprechen heißt, wenn man behauptet hat, die 9 Walküren Odhins wären von den Skalden erst den 9 Musen Apolls nachgebildet worden. Daran ist gar nicht zu denken.

Überhaupt knüpft sich an Odhin ebenso mit ganz besonderer Vorliebe die Neunzahl, wie wir es bei Apollo sahen. 9 Nächte hängt Odhin am Baume, um die Weltweisheit zu erfahren, vom Speer durchbohrt, ohne Speise und Trank dem Verschmachten nahe, in jeder Nacht von Odhins Mutterbruder Agnar durch einen Zauberspruch belehrt; der letzte Spruch in der 9. Nacht enthält die Runen, die den Bann lösen und ihn frei machen. 9 Nächte ist er bei Geirrod gefangen, und die Arbeit von 9 Männern verrichtet er im Dienste des Riesen Baugi, wie Apollo im Dienste Admets ein großes Jahr, d. h. 9 12 monatige siderische Jahre ($27 \times 12 \times 9 = 2916$; $8 \times 365 = 2920$) Rinder (die Kalendertiere) hüten muß. Als Odhin zum Baugi kommt, fordern 9 sensende Knechte (die Sensen erinnern an die Mondsichel) von ihm den Wetzestein, den er dann zwischen sie wirft und damit einen Streit erregt, so daß sie sich gegenseitig töten, wie die Sparten des Kadmos und des Jason, aber auch wie die Aloaden.

Auf Odhins Erlaubnis hat Thiassis Tochter Skadhi den Asen Njördr zum Gemahl gewählt, aber weil sie Meeresbrausen und Schwanengesang in seinem Schlosse Noatun nicht vertragen konnte, während er die öden Bergesklüfte und das Wolfsgeheul in den Wäldern nicht leiden mag, kamen sie dahin überein, daß sie 9 Nächte in Thrymheim und 3 Nächte in Noatun verbringen wollten. So teilten sich auch Apollo und Dionys in ihren delphischen Aufenthalt, 9 Monate ist Apollo, 3 Monate Dionys der herrschende Gott, und 9 Monate weilt daher Apollo in Delphi, 3 aber im Hyperboreerlande. Thiassis Augen hatte übrigens Thor an den Himmel geworfen, wo sie als leuchtende Sterne am Himmel glänzen, was deutlich genug die kalendarische Beziehung bezeichnet.

Auf Odhins Rosse Sleipnir reitet sein Sohn Hermodr 9 Nächte lang zur Hel, als er aus deren Macht Baldur wieder heimholen will, wie in der griechischen Mythe ein Amboß 9 Tage braucht, um von der Erde bis zur Unterwelt zu fallen. — Von dem Ringe Draupnir, den Baldur dem Hermodr für Odhin mitgibt, träufeln in jeder 9. Nacht 8 gleich treffliche Ringe ab, wie aus jeder 9. Nacht eine neue Woche hervorgeht. Wie Apollo seinem Sohne Phaeton seine Sonnenrosse überläßt zu seiner Todesfahrt, so übergibt Odhin seinem

Digitized by Google

Sohne Hermodhr sein Roß Sleipnir nebst Helm und Brünne, um zur Todesgöttin Hel zu reiten.

Odhin hat die Hel nach Niflheim versetzt und ihr die Macht über 9 Welten gegeben, damit sie die Wohnungen an die verteile, die, an Krankheit oder aus Alter gestorben, er ihr schicken würde. Auch Hesiod kennt 9 Welten und die 10. war das Totenreich.

Für das Opfer des Königs Vikar gibt Odhin als Totengott dem Starkadh 3 Menschenalter, 9 Nächte hält sich dieser bei Odhin (Hrosshārsgrani) auf. In der Gautrek-Saga heißt es, Starkadh habe sich 3 oder 9 Winter da oder dort aufgehalten. König Auni von Upsala opfert [1]) dem Odhin nacheinander 9 seiner Söhne, um sein Leben immer wieder verlängert zu sehen, bis die Schweden ihn verhindern, seinen 10. Sohn zu opfern. Mit ihnen stehen Völsungs 9 Söhne (s. oben) und die Kinder des Kronos auf derselben mythologischen Linie.

Es bedarf wohl keiner weiteren Beweise dafür, daß in der Tat mit Odhin in der germanischen Welt die Neunzahl in demselben Grade verknüpft ist, als in der griechischen Mythologie mit Apollo. Ja es ergibt sich eine solche Fülle von Belegen für die Wichtigkeit, die der Germane der heiligen Zahl beilegt, daß man geradezu sagen kann, daß kein indogermanisches Volk hierin ihm gleichkommt, die germanischen Länder sozusagen die eigentliche Heimat der 9 sind und alle anderen indogermanischen Völker gewissermaßen nur Abschwächungen dieses Gebrauches aufweisen. Am nächsten freilich steht dem Germanen der Grieche, aber auch er befindet sich später nicht mehr auf derselben Linie, da er vom Orient die 7 und die 50 stark in sich aufgenommen hat, diese Zahlen schon im Altertum in den Kreis der 9 einführt und besonders die 7 schließlich ganz die 9 überwuchern läßt. Dies geschieht bei den Germanen erst durch Einführung des Christentums, also sehr spät und dann auch nur stellenweise. Denn die 9 hat sich als heilige Zahl im Volksmunde noch bis in unsere Tage hinein erhalten. Hierfür einige Belege aus verschiedenen mittelalterlichen und neueren Zeiten.

Wie in Upsala alle 9 Jahre die großen Opfer an Menschen stattfanden, so wurden noch zu König Heinrichs I. Zeit zu Lederun (Leire), der Hauptstadt des Gaues Selon (Seeland) in Dänemark, nach Verlauf von 9 Jahren „im Monat Januar um die Zeit wo wir die Erscheinung Christi feiern" 99 Menschen, 99 Pferde, 99 Hunde und 99 Hähne den Göttern geopfert, „indem sie (die Dänen) für gewiß glaubten, daß diese ihnen bei den Göttern der Unterwelt (also Odhin voran) Dienste leisten und dieselben wegen ihrer begangenen Missetaten mit ihnen aussöhnen würden". Aber Heinrich „zwang die Northmannen und Dänen mit den Waffen zum Gehorsam und lehrte sie samt ihrem Könige Kanut ihrem alten Irrglauben entsagen und das Joch Christi tragen". So berichtet Thietmar von Merseburg in seiner Chronik (I, 9).

[1]) Nach Snorri in Barthol. Antiq. Dan. II, cap. 7.

Digitized by Google

9 Tage dauert die große Verteidigungsschlacht der Gothen gegen die Hunnen in der Sage von der Hunnenschlacht, welche wohl erst nach der Völkerschlacht auf den katalaunischen Gefilden 451 entstanden ist. — 9 Jahre muß Orendel in der Spielmannssage, die bald nach 1192 entstanden und eine Verwebung nordischer, christlicher und nachantiker Sagen ist, Enthaltsamkeit üben, um die Hand der schönen Königstochter Bride, der Herrin des Heiligen Grabes, zu erhalten. — In der alten Heldensage schmieden drei Schmiede 9 berühmte Schwerter [1]). — Aus dem 14. Jahrhundert (1349) wird uns von den Geißlern berichtet, daß sie sich 5 Tage lang geißelten, dann einen Tag fasteten, dann sich 3 mal gemeinschaftlich geißelten und 9 mal zu Boden warfen [2]). — In dem Liede von den 9 Landsknechten aus dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, das aber sicher auf ältere Fassung zurückgeht, ist die Neunzahl durch nichts weiter begründet, als offenbar durch die Bedeutung, die das Volk dieser Zahl beilegte. Ihr Inhalt ist derselbe, wie vieler deutscher Volkslieder, nämlich die Freibittung eines Geliebten vom Tode. — Luther schreibt in seiner Schrift „Von den Juden und ihren Lügen 1543 [3])": „Ein Jude stickt so voll Abgötterei und Zauberei, als neun Kühe Haar haben, das ist, unzählig und unendlich, wie der Teufel, ihr Gott, voller Lügen ist". — In einem Grimmschen Märchen (Nr. 69) von Jorinde und Joringel sucht der letztere nach der blutroten Blume, durch die er seine Jorinde erlösen will, 8 Tage lang vergebens in Wald und Feld, bis er sie am 9. Tage findet. — Eichendorffs „Marmorbild [4])" enthält folgenden Satz: „Man sagt, daß einem Mädchen, wenn sie in einem aus neunerlei Blumen geflochtenen Kranze einschläft, ihr künftiger Bräutigam im Traume erscheine".

Neunerlei Kräuter sind im medizinischen Aberglauben noch unserer Zeit besonders heilsam. Neunerlei Holz braucht man zum Notfeuer und zur volkstümlichen Prophetie, auf eine Bank von neunerlei Holz muß man sich in der Weihnachtszeit setzen, wenn man die Hexen erkennen will, Kreuze aus neunerlei Holz schützen vor Krankheiten [5]), neunerlei Kräuter brauchen die Hexen als Zaubermittel, neunerlei Kräuter schirmen vor Gift und Krankheiten, ihrer bedient man sich zur Räucherung der Häuser, sie werden am Grünen Donnerstag u. a. heiligen Zeiten genossen und geben Gesundheit und Stärke. Kränze aus neunerlei Blumen schützen das Haus vor Brand und tun unter das Kopfkissen gelegt die Zukunft kund. 9 Stücke von Löwenzahnwurzel helfen gegen Flecken im Auge, 9 Otterzungen machen im Lechrein junge

[1]) W. Grimm, Die deutsche Heldensage. S. 43 u. 146.

[2]) Chronicon Hugonis Sacerdotis de Rutelinga siehe Runge, Lieder und Melodien der Geißler. Leipzig 1900, S. 25.

[3]) Luthers sämtliche Werke, bearb. v. J. K. Irmischer 1842.

[4]) Kleinere Novellen, Ende des 3. Abschnittes.

[5]) Zum „Suchtenbreken" (Seuchenbrechen) werden 9 kleine Reiser von 9 verschiedenen Holzarten gebrochen, siehe F. Reuter, Anm. zu Läuschen und Rimels, Nr. 21 (Die Schaptur), Originalausgabe.

Digitized by Google

Burschen stark, 9 Herzen ungeborener Kinder machen Räuber unsichtbar, mit 9 Segen über Brot und Salz zwingt man die Diebe; 9 Löcher muß das Glückshufeisen auf der Schwelle haben — und so geht es fort schier ins Endlose, so daß man staunt über die Hartnäckigkeit, mit der das deutsche Volk an der Neunzahl überall hängt, trotz aller christlichen Sucht, die 7 einzuführen. Man spricht infolgedessen im Volke allgemein von einer „bösen Sieben" und es ist eine Art von boshafter Rache, wenn man ihr eine „krumme Neun" entgegengesetzt hat. Mit Scheu spricht man freilich jetzt von der einstmals heiligen Zahl, man hat „alle Neune" davor, und der besonders Weise ist neunmal klug. Was den alten Germanen heilig war, ward den Christen ein Abscheu und den Modernen ein Spott.

Im Rechtsleben haben sich immer die Zeitbestimmungen vorzugsweise an die 9 gehalten. 9 Geschworene zeugen im Prozesse gegen Flosi, im 14. Jahrhunderf bestanden am Rhein und auch in der Schweiz Neunerkommissionen im Dienste der Polizei; Kündigungsfristen von 9 Nächten oder 9malige Vorladung vor Gericht, 9faches Wehrgeld und Strafen, in denen die Neunzahl bestimmend ist, sind allerwärts üblich gewesen [1]).

Bei Freiburg i. B. liegt der Kaiserstuhl völlig für sich, ein Gebirge von fast 50 Felskegeln, deren höchsten die Sage als die Gerichtsstätte König Rudolfs I. von Habsburg bezeichnet, und der Platz, wo er Gericht hielt, heißt der Totenkopf, der Berg aber „Neun Linden".

Ich gebe noch einige Sprachbildungen mit 9. Im Altnord. hat man eine eigene Bezeichnung für 3 Chöre von je 9 Mädchen: thrennar niundir meyja, wie überhaupt für Neunheit (niund). Chöre von 3 × 9 kommen in obigen Beispielen auch bei den Griechen, Römern, Indern vor. Im Mittelhochdeutschen ist niunherzig einer, der an Geist und Gemüt 9fach tüchtig ist. Die Namen Neunkraft für die Pestilenzwurz (Petasites), Neuntöter für den Würgervogel (Lanius collurio) gehören auch hierher, und auffällig ist die Bezeichnung Neunauge (mhd. niunouge) für einen Fisch, der gar nicht 9 Augen hat, sondern wie jeder rechtschaffene Fisch nur zwei; selbst wenn man die äußeren Kiemenöffnungen als Augen gelten lassen will, müßte er 8- oder 16-Auge heißen, weil er an jeder Seite deren nur 7 neben dem richtigen Auge hat.

In Sprichwörtern kommt die 9 nicht selten vor: „Den negenten Dag krigen de jung'n Hunn ok Ogen" sagt Reuter in der Stromtid (II, 20), und ein altes Lied singt von unserer Katze, die 9 Junge gekriegt hat. Ganz bezeichnend erscheint mir aber die germanische Umformung eines alten Sprichwortes, das durch ganz Ost- und Südeuropa hindurch geht: griech. *πᾶσα θαῦμα τρεῖς ἡμέρας* „Jedes Wunder währt drei Tage." Genau in derselben Form gebrauchen es die Bulgaren, Serben, Russen, Italiener (Una meraviglia dura

[1]) Siehe auch hier die weiteren Belege Mogk's a. a. O.

Digitized by Google

tre giorni), aber der Deutsche sagt: „Ein Wunder währt nicht länger als 9 Tage" und der Engländer: „A wonder lasts but nine dags" — ganz gemäß der germanischen Anschauung von der heiligen Neunzahl.

Wenn wir also bei den Nachbarn der Germanen östlich und westlich ebenfalls die 9 ziemlich häufig finden, so ist dies vorwiegend als Entlehnung aus dem Germanischen zu betrachten, ja auch zu erweisen. Ich sprach oben schon von den Litauern. Rhesa betont [1]), daß um Memel „viele Anzeichen" vorhanden sind, daß hier einst Schweden wohnten. Ein Berg auf der Nehrung heißt noch jetzt der Schwedenberg, der litauische Name der Stadt Memel Klaipeda hängt offenbar mit dem germ. Thema hlaifa, got. hlaifs, hlaibs, ahd. leip, leib, agl. hlâf, engl. loaf, an. hleifr, leifr Brot, Brotlaib zusammen, zu lit. klepas, lett. klaips geworden. Rhesa sagt, daß noch heute (1825) sich die Fischer am Kurischen Haff ihr Brot von Memel für ihre Fische holten, Memel sei also für sie in Wahrheit „die Brotstadt".

Ebenso wie mit dem häufigen Vorkommen der Neunzahl bei den Litauern steht es damit in England. Es scheint mir wichtig zu betonen, daß dieses hier nicht etwa keltischem Einflusse zuzuschreiben ist. Ich gebe dazu einige Beispiele. In der englischen Sage vom Worm of Lambton legt sich der ursprünglich kleine Wurm um einen Hügel in 9 Windungen, der Wormhill weist noch heute die Spuren davon auf. Dann erhebt er alle Tage einen Tribut an Milch von 9 Kühen von dem Volke, findet er diese nicht vor, so verschlingt er dafür Menschen und Vieh, bis ihn Held Lambton tötet [2]). Auch der Drache Pytho, den Apollo tötet, windet sich „in 9 Kreisen noch rings um den beschneiten Parnaß". In Wirklichkeit ist dieser englische Held nichts anderes als Siegfried der Drachentöter. — Ninemen's morris bei Shakespeare im Sommernachtstraum [3]) übersetzten Schlegel und Tieck mit „Kegelbahn", was nicht ganz unrecht ist, denn in der Tat ist unser Kegelspiel mit seinen „Alle neun" sehr alt und wahrscheinlich germanischen Ursprunges. Man soll es schon im frühen Mittelalter mit Klötzen, nach denen die Knaben warfen, gespielt haben, erwähnt wenigstens wird es schon im 13. Jahrhundert, und es mag im Rahmen unserer Betrachtung eigenartig berühren, daß man früher im Hannöverschen und Braunschweigschen den einen Kegel Jupiter nannte.

Bei dem ganzen hier dargelegten Sachverhalte wird man die Priorität der Germanen in bezug auf den Gebrauch der Neunzahl als einer im Glauben und Recht maßgebenden Zahl nicht bestreiten können. Er gehört mit zu den

---

[1]) a. a. O., S. 320.

[2]) E. Krause, Die Trojaburgen Nordeuropas. Glogau 1893, S. 107f.

[3]) Akt 2, Sz. 1: Verschlämmt vom Lehme liegt die Kegelbahn;
Unkennbar sind die art'gen Labyrinthe
Im muntern Grün, weil niemand sie betritt.
Man kann indessen das morris auch auf den damals sehr beliebten Moresca-Tanz beziehen.

Digitized by Google

ursprünglichen Grundlagen der germanischen Kultur und scheint von den germanischen Landen zu den übrigen Völkern ausgestrahlt zu haben.

Ist dem so, dann liegt die Erklärung dafür auf der Hand, sobald man sich vor Augen hält, was ich in meiner Abhandlung über vorgeschichtliche Musiktheorie in Europa nachgewiesen habe. Die nur bei den Deutschen vorkömmliche Zahlenschrift, die auf die 9 gegründet ist [1]) und zugleich den Ausgangspunkt für das Runenalphabet abgegeben hat, stand ebensowohl im Dienste der Musik als des Kalenders, wie dort gezeigt. Der germanische Kalender ist auf die Neunerwoche begründet als das Ergebnis der uralten siderischen Monatsrechnung der Germanen, die sonst nur noch in den ältesten Zeiten Griechenlands in Spuren nachweisbar ist, und somit hat Weinhold [2]) ganz recht — wenn auch in umgekehrtem Sinne — mit seiner Annahme, daß die 9tägige Woche in der Heiligkeit der Neunzahl wurzle. Die Neunerwoche als Grundlage der germanischen Zeitrechnung rief vielmehr die Hochhaltung der 9 hervor. Infolge der hier nachgewiesenen Tatsachen und bei der auffälligen Gleichartigkeit der mythologischen Anschauungen zwischen Germanen und Griechen in Hinsicht der Neunzahl müssen wir feststellen:

daß die Hyperboreer mit ihrer siderischen Monatsrechnung nicht nur ein reales Volk sind, darin mit den Germanen übereinstimmen, und die uralte griechische Sage von der Herkunft Apollos aus dem Hyperboreerlande einen wahren Kern hat; sondern auch, daß die griechische und die germanische Mythologie eine erstaunliche Menge von ähnlichen Zügen aufweisen und darin völlig übereinkommen, daß dort Apollo, hier Odhin vor allem Träger der Neunzahl und mithin des Kalenders sind.

Aber nicht nur Träger der Zeitrechnung sind Apollo und Odhin-Wotan, sondern auch die Hauptträger von Wissenschaft und Kunst. Auf diesen Punkt muß ich hier noch kurz eingehen, um die große Übereinstimmung von Griechen und Germanen auch in fast allen übrigen Hinsichten darzutun.

IV.

Odhin ist, wie der griechische Apollo, bei den Nordgermanen der Gott des Gesanges [3]). Er ist Herr der Dichtkunst und Schutzpatron der Dichter und Sänger. Er singt den Totenzauber, um die Völva aus dem Grabe herauszubringen; er singt den Liebeszauber, um Frauen ihren Männern abspenstig zu machen; er ist der Herr der Zauberlieder, der ljodh oder galdr, wie des erzählenden Liedes (kvidha). Als Gott des Windes macht er oft eine wunderbare Musik, und die Runen, die er erfindet, sind nicht bloß Zeichen, sondern auch geheime Lieder, denn rún heißt „das Geheimnis, geheimes Lied, geheimes Zeichen", durch die man die Zukunft zu bestimmen in Stand gesetzt wird, wie

[1]) Mannus 11/12, S. 294.

[2]) Die mystische Neunzahl bei den Deutschen. Berlin 1897.

[3]) Vigfusson, Corp. poet. bor. I. C IIIf.

Digitized by Google

auch bei den benachbarten Finnen, die vielfach und schon sehr früh germanisches Kulturgut angenommen haben, runo „der Gesang, das Gedicht" und runo-ilija „der Dichter" heißt.

Aber auch bei den Sachsen in Deutschland ist Wodan, der später vorzugsweise als Windgott erscheint, offenbar ursprünglich ein Musikgott. Denn wie der Name des obersten Gottes der Nordländer Odhin mit dem nordischen Worte odhr für „Poesie und Gesang" zusammenhängt, so steht der deutsche Name Wotan, Wuotan, älter Woatan (langobard. Wôdan, Gwôdan, altsächs. Wôden, angelsächs. Vôden) zu dem angelsächsischen wôth „Stimme und Gesang" oder wie es in einer handsch. Glosse heißt woot = eloquentia, facundia, als engverwandt. Die angegebenen Bedeutungen eignen diesen Wörtern von jeher, wie das vermutlich ebenfalls verwandte lateinische vâtes „Sänger und Seher" und das altirische faith „Sänger und Seher" andeuten. Ob die sprachgeschichtlichen Bedenken gegen diese Zusammenstellungen sowie schließlich auch gegen die mit ᾠδα, ἀϝοιδή Lied, Gesang, ἀειδεῖν ἀϝοιδᾶν, ᾠδεῖν singen, feierlich verkünden (dessen Verwandtschaft mit dem ahd. wizan wissen, as. witan usw. feststeht) wirklich unüberwindlich sind, kann ich nicht entscheiden. Ist die Zusammenstellung berechtigt, so haben wir Wotan *Wôdanaz = ἀϝοιδῶν Awoidôn, der Sänger und Wissende.

Dem Odhinn zur Seite stehen die Valkyren; sie führen seine Befehle aus, begleiten ihn ständig und kredenzen den Helden das Methhorn in Valhǫll (Walhalla). Einmal wird sogar von 9 Walküren gesprochen, wie Apollo von den 9 Musen ständig begleitet wird. Diese erscheinen zuweilen in Schwanengestalt, wie häufig die Mädchenseelen; so wird auch Apollos Wagen von Schwänen gezogen und Schwäne umkreisen seine heilige Insel. Apollos heilige Tiere sind Wolf und Rabe. So hat auch Odhinn Wölfe und Raben in seiner Begleitung (nämlich die Wölfe Geri und Freki und die Raben Huginn und Muninn). Am Fuße des Berges Kynthos ist Apoll auf Delos geboren, er hat davon den Beinamen der „Kynthier"; so sind auch Wôdan-Odhinns Aufenthaltsort die Berge, er nennt sich selbst (Regm. 18) den „Alten vom Berge" und die Skalden bezeichnen ihn als fjallgautr, fjallgeigudhr d. i. „den Felsengott". Über ganz Deutschland sind die Wôdansberge verbreitet, in Schleswig-Holstein, in Hessen, am Rhein usw.

Apollo wird allgemein als Licht- und später sogar als Sonnengott verehrt und bildlich oft genug dargestellt; so ist auch Odhinn das „Einauge" des Himmels und die Sonne sein Goldhelm. Apollo ist der Künder der Zukunft, der ausgemachte Oratelgott in Delos wie in Delphi; ebenso ist auch Odhinn der Herr und Erfinder des Runenzaubers, er hat Kunde von vergangener Zeit und von der Zukunft; er ist galdrs fadir „Vater des Zaubers", forspár „einer der die Zukunft voraussieht", und Saxo nennt ihn einen vates, Sänger und Seher. Wie die delphische Pythia Apolls alle ihre Orakelsprüche in Gedichtform einkleidet, so heißt es in der Heimskringla, daß Odhinn alles in

Digitized by Google

Reimen (hendingar) gesprochen habe. Und wie die Pythia von dem Dreifuß aus ihre Orakel abgab, so saß auch der nordische Zauberer auf einem Zauberseſſel, dem seidhjall. Wie Apoll der Heilkunst besonders als Vater des Asklepios nahe steht, so heilen Odhins Runen alle Krankheiten.

Neben seinem musischen Amte hat Apollo die Kunst des Bogenschießens unter sich, sein schwirrender Bogen ist Musik- und Todesinstrument zu gleicher Zeit. Er bringt Tod und Verderben und tritt oft genug als zürnender Rache- und Kriegsgott auf, ja man muß sagen, daß er in für uns abschreckender Weise das Amt als fürchterlicher, unbarmherziger Rächer ausübt und die Milde eines musischen Gottes oft recht sehr vermissen läßt. So ist auch Wodan nicht nur der musische sondern auch der furchtbare Kriegsgott in der gleichen befremdlichen Weise. Beide sind Totenführer und stehen zur Unterwelt in Beziehung. Apollo schindet mit eigener Hand den Marsyas und führt das Amt eines Henkers oft genug aus, ganz wie Odhin der Gott des Hängens und der Gehenkten genannt wird.

Man könnte diese Vergleiche noch weiter fortsetzen und z. B. die Mythe von der Entstehung des Zauber- und Dichtermethes Kväsir durch den Speichel der Asen und Vanen und von Hötter = Odhin (dem Breithutigen), der der bierbrauenden Geirhilde seinen Speichel zur Hefe gab, mit der Wichtigkeit in Vergleich setzen, die die griechische Mythologie dem Speichel [1]) beim Zaubern und Unterrichten beilegte (Apoll und Kassandra, Polyidios und Glaukos u. a.). Ich beschränke mich indessen auf eine ganz besonders auffällige Übereinstimmung.

Ich habe oben (S. 25f.) den Mythos von den Aloaden, den thrakischen Heroen, ausführlich besprochen, die sich gegenseitig wegen Artemis töten. Ähnliches findet sich in der thrakischen Mythologie noch einmal, verknüpft mit der Iphimedeia der Gattin des Aloeus und ihrer Tochter Pankratis, wegen deren sich die Anführer auf der Insel Strongyle (später Naxos), Sikelos und Heketoros, gegenseitig töteten. Die Aloaden befreiten Mutter und Schwester [2]). Ihre Genossen wiederum herrschten dann über die Thraker auf dieser Insel, gerieten in Zwiespalt untereinander und töteten sich ebenfalls gegenseitig. Schon vorher war ein ähnlicher Vorgang die Ursache der Besitznahme der noch unbewohnten Insel gewesen. Von den beiden Söhnen des Boreas, Lykurgos und Butes, strebte letzterer, der jüngere, seinem Bruder nach dem Leben und ward verbannt. Weil die Insel aber keine Frauen hatte, raubte er Pflegerinnen des Dionys und ward dafür mit dem Tode bestraft. Söhne des Boreas waren auch das Herrschergeschlecht der Hyperboreer.

---

[1]) Der Speichel hatte (nach Varro 7, 2, Plin. 10, 52, Plaut. Captiv. 3, 4, 18) Heilkraft, wirkte verscheuchend auf Dämonen und gegen den bösen Blick (Plin. 28, 4), wurde bei den Mysterien in den Initiationsgebräuchen angewendet usw.

[2]) Diod. v. Sic. 5, 50.

Digitized by Google

Nun lesen wir bei Saxo (1, 110ff.) eine ähnliche Sage. Der dänische König Hothbrod hat einen Sohn Hotherus. Er ist ein Riese und höchst geschickt auf dem Saitenspiel, womit er die Liebe der Königstochter Nanna gewinnt. Aber Baldr wirbt ebenfalls um Nanna, wird jedoch samt den übrigen Göttern von Hotherus geschlagen und schließlich von ihm getötet. Odhin rächt Baldrs Tod, indem er seinen und der Rinda Sohn Bous gegen Hother schickt, und nun töten sich diese beiden gegenseitig.

Der Hotherus des Saxo ist Hoedhur (Hǫðr) der Edda. Der junge Sohn Odhins und der Rind heißt hier Vali.

In seinen Grundzügen ist der Mythos der gleiche wie der griechische von den Aloaden. Hother ist ein Riese, wie diese, und ein geschickter Musikus, so wie die Aloaden den Musendienst in Böotien eingeführt haben. Mit seinem Nebenbuhler Baldr kämpft er um die schöne Nanna, wie die Aloaden um Artemis werben, die Götterwelt mischt sich hier wie dort in den Kampf, hier Odhin dort Apollo, deren Verwandtschaft ich gezeigt habe. Beide Helden gehen dabei zugrunde, nur wird im nordischen Mythos dem Baldr noch ein Sohn Odhins substituiert, und die Kämpfenden töten sich gegenseitig. Auch die Unterwelt wird, wie bei den Aloaden, von der Edda stark herangezogen, Odhin versucht vergebens, Baldr aus ihr zu befreien.

Aber selbst die Namen, die in beiden Mythen zur Verwendung kommen, sind im Griechischen ähnliche wie im Nordischen, wenn auch ihre Unterlegung unter die Personen des Dramas sehr verschieden ist. In der Aloadensage kommen vor: Otos, Ephialtes, Aloeus, die Stiefmutter Eeriboia, Apollo und Artemis; in der nordischen aber Hother, Balder, Vali, Bous, Odhin und Nanna. Daß, wie in Ot-os gegenüber Hoth-er, der Spiritus asper abfällt, ist im Griechischen nicht selten, und der Stamm phjalt in Ephialtes steht zu bald wie *Φερενίκη* : *Βερενίκη*, *Φέρης* : *Βέρης* [1]), *Βοιβηὶς λίμνη* : *Φοιβηὶς λίμνη* [2]) usw. Alo-eus scheint dem Vali zu entsprechen, das Digamma im Anlaut ist im Griechischen ausgefallen; und in Eri-boia klingt der zweite Namensteil an das nordische Bous an. Daß Apollo dem Odhin sachlich gleichsteht, ist gesagt, die Artemis steht sachlich der Nanna gegenüber. Über die letztere melden sonst weder die Edda noch Saxo irgend etwas, um so mehr aber ist dieser Name als der der Mondgöttin bei mehreren alten Völkern wie den Saken und Persern bekannt.

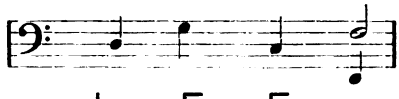
Ich schließe diesen Abschnitt mit einer weiteren Parallele musikalischer Art. Odhin und Apollo sind Götter alles Wissens; jener Erfinder der Runen, beide Götter der Musik. Nehmen wir die alten germanischen Runen als aus den alten Kalenderzeichen ᚠ = 1, ᚡ = 2, ᚢ = 3 usw. entstanden an, wie ich es Mannus 11/12, S. 294 als berechtigt nachgewiesen habe, so ergibt sich die

[1]) Sick, Kuhns Zeitschr. 22, 24.

[2]) P. Kretschmer, Einl. in die Geschichte der germanischen Sprache 249 (248, 4); v. Willamowitz, Isyllos 70. Vgl. *φέρειν*: ahd. beran, *φράτωρ* : bruodar usw.

Digitized by Google

überraschende Tatsache, daß wir dieselben Zeichen nicht nur in der ältesten griechischen Tonschrift, den Instrumentalnoten, wiederfinden, sondern daß ihre Tonbedeutung ganz dem entspricht, was ich von der Beziehung des Quintenzirkels zu den Tagen der Woche dargelegt habe [1]). Hierbei muß man beachten, erstens daß der griechische „Vater der Musiktheorie" Pythagoras in der ganzen Weltordnung nur die Zahl als Prinzip gelten läßt und ihm die Harmonie der Töne sich in den Zahlen 1:2:3:4 verkörpert, so daß also nach dieser Anschauung den Tönen nur Zahlen als Bezeichnung gemäß sind. Zweitens, daß das griechische Tonsystem aufbaute auf einem Saiteninstrument von 3 Saiten, nach pythagoreischer Überlieferung von 4 Saiten. Alle ihre Töne standen im Verhältnisse des Quintenzirkels zueinander z. B. a—e—h oder e—h—a. Plutarch sagt ausdrücklich in seiner Musica (18), daß die ältesten griechischen Musiker Olympos, Terpander u. a. nur drei Saiten (τρίχορδα) hätten. Nun bezeichnet aber im altgriechischen Notensystem das altgermanische Zeichen der 1 den Ton d; das Zeichen der 2 ist der Ton g und das der 3 der Ton c, d. h. die drei ersten germanischen Zahlenzeichen erscheinen in der griechischen Tonschrift als ein Stück des Quintenzirkels, nämlich d—g—c. Vielleicht kann man
1 2 3
weitergehen und auch noch den vierten Quintenton f hinzunehmen, der in seiner griechischen Gestalt ⊐ der germanischen 5 ᚦ entspricht. Wir haben dann die Parallele:



griech. Instr. Noten: ⊢ ⊢ ⊢ ⊐
Germanische Zahlen: ᚠ ᚠᚠ ᚠᚠᚠ ᚦ
Zahlenbedeutung: 1 2 3 (5)

Dieser Vergleich mag für sich selbst sprechen; die Tatsache ist unwiderleglich.

V.

Als nächste Frage drängt sich nun ohne weiteres die auf: Welches Volk ist mit den Hyperboreern gemeint? Sind es wirklich die Germanen, wie zu vermuten? Ist es möglich, zwingende Beweise zu finden, die darüber Aufschluß bieten, und welche Folgerungen ergeben sich daraus?

Soviel auch über die Hyperboreer in neuer Zeit absprechend und spöttelnd geschrieben und gesprochen worden ist, nahmen doch die alten Griechen selber die Hyperboreer völlig ernst, wie ich nochmals betone. Als die reineren Quellen für unsere Kenntnis des Altertums müssen uns aber immer noch dessen Schriftsteller gelten. Es liegt nicht in meinem Beweisplane, die ganze Hyperboreerfrage hier abzurollen, ich kann mich darauf beschränken, das für Apolls

[1]) Mannus 11/12, S. 279ff.

Digitized by Google

hyperboreische Herkunft wesentlichste für einige Vergleiche und Schlüsse zusammenzufassen.

Außer Aristaios dem Prokonnesier, Herodot u. a. nennt schon Hellanikos von Mytilene auf Lesbos um 480—395 die Hyperboreer als ein Volk nördlich der Rhipäischen Berge, obgleich er sonst über die Grenze Alpen-Ister-Pontus hinaus nur die Geten jenseits des Ister kennt. Schon nach Homer (Il. 23, 194ff.) hatte Boreas seinen Sitz in Thrakien. Dorthin entführt er die Oreithyia von Athen, dort wohnen die Boreaden Zetes und Kalais, wie auch seine Tochter Kleopatra im thrakischen Salmydessos an Phineus verheiratet ist. Also müssen die Hyperboreer darüber, d. h. nördlich davon gewohnt haben.

Der König der Hyperboreer heißt selbst Boreas und sein Geschlecht sind die Boreaden. Auch Kallimach nennt die hyperboreischen Jungfrauen Upis, Loxo und Hekaerge Töchter des Boreas. Als Stammvater der nordischen Menschen gilt aber in der Edda Buri mit seinem Sohne Borr.

Nach Pherenikos von Heraklea waren die Hyperboreer Söhne der Titanen, und eine echte Titanin war auch die Mutter Apollos selber, Leto oder Latona, die Tochter des Titanen Koios und der Titanin Phoibe (daher Phoibos Apollo), in Böotien ursprünglich als vornehmste Göttin und erste Gemahlin des höchsten Gottes Zeus verehrt, noch bevor dieser die Ehe mit Hera einging [1]). Darum war die Titanin auch im Olymp wohlgelitten. Mild und freundlich, mit dunkeln Gewande angetan, bewegte sie sich hier unter den Göttern. Erst in den homerischen Hymnen ist sie nach des Zeus Vermählung mit Hera dessen erste Geliebte geworden und ward deshalb von Heras Eifersucht aus dem Hyperboreerlande fortgetrieben, wo sie nach Hekataüs von Abdera (Fragm. 2) und Diodor 2, 47 geboren war. Unstät wie die argivische Jo irrte sie nun in der Welt umher und fand keinen Platz zu ihrer Niederkunft, weil Hera der Erdmutter Gaia das Versprechen abgenommen hatte, die Flüchtige an keinem Orte zu dulden, der von der Sonne beschienen würde und ebenso wurde ein ungeheurer Drache (Pytho, Delphine), der auf dem Parnaß wohnte, angetrieben, Leto überall hin zu verfolgen. Leto war also so recht das, was die alten Deutschen unter einem warg verstanden, eine Geächtete, Ausgestoßene; vogelfrei und landflüchtig wie der Wolf (an. vargr), den Jedermann ungestraft erlegen darf [2]). Deshalb nahm sie die Gestalt einer Wölfin an, und der Wolf ward auch das Symbol ihres Sohnes Apollo. Doch Zeus stellte sie durch Boreas unter den Schutz Poseidons, und der führte sie auf die Wachtelinsel Ortygia, die er unter den Wellen verbarg, 12 Tagereisen von dem Hyperboreerlande entfernt, südlich von diesem (denn der Nordwind brachte sie dahin). So mußte Pytho von ihr ablassen; nun ließ Poseidon die Insel zum Licht

[1]) Hesiod, Theog. 406, 921. Beim Opfern verblieb ihr auch in späteren Zeiten der Vorrang vor der Hera, siehe Preller, Gr. Myth. 190. In Kreta war sie Schwurgöttin.

[2]) Bei Sidonius Apollinaris und Eumenius ist vargus ein Strolch, wie der herumlungernde Wolf.

Digitized by Google

emporsteigen und Leto gebar in neuntägigen Wehen das Zwillingspaar Artemis und Apollo unter dem Beistande der Eileithyia, die sie mit aus der Heimat gebracht hatte. Die Insel, dann Delos genannt, war auch den späteren Griechen der Ort der eigentlichen und ältesten Verehrung Apolls; sie war wie ein Schiff unstät, bis sie Apollo fesselte. Fast scheint es, als ob die schwimmende Insel Delos nur ein Sinnbild des Schiffes sei, auf dem die unstäte Leto vom Hyperboreerlande etwa Donauabwärts gekommen sein muß.

Schon unmittelbar nach seiner Geburt erhielt Apollo von seinem Vater Zeus die Lyra und wurde damit als Gott der Musik eingesetzt. War doch im Vaterlande seiner Mutter das Saiteninstrument so angesehen und gebräuchlich, daß es Tag und Nacht dort erklang. „Die Kitharaspieler saßen immer im Tempel mit Zitherspiel und Gesang dem Gotte lobsingend und seine Taten verherrlichend." Aelian berichtet auch: „Wenn die Hyperboreer, bei denen Apollo verehrt wird, ihren gebräuchlichen Gottesdienst feiern, fliegen große Scharen von Schwänen von dem Rhypäengebirge herab und um den Tempel herum. Darauf lassen sie sich im großen und schönen Bezirk des Tempels nieder. Wenn dann die Sänger mit ihrer Musik dem Gotte zusingen und auch die Kitharisten dem Chore eine vollharmonische Weise (*παναρμόνιον μέλος*) beimischen, dann singen auch die Schwäne übereinstimmend mit, wie wenn sie das Direktionszeichen von dem Chorführer (*χοροδιδάσκου*) entnähmen, und unterstützen die weisesten Sänger der heiligen Melodien. Sodann fliegen sie nach Beendigung des Hymnos zurück." Der Singschwan ist ein nordischer Bürger, die Griechen kannten ihn nur vom Hörensagen als den „musikalischsten Vogel", und glaubten nicht recht an ihn, wie man aus Pausanias 1, 30 deutlich ersieht.

Skandinavien und das Nordmeer sind die Heimat des Cygnus musicus; hier kennt man seinen Schrei, der, von ihnen im Chor ausgeführt, fernem Glockengetöne gleicht. Auch die Edda berichtet vom Schwanengesang (Gylfag 23, s. o. S. 34) und in „Gunnars Harfenschlag" heißt es: „Mächtig klang die Harfe, als ob Mensch sie wäre; klänge nicht süßer, wenn Schwan sie wäre". Die griechische Schwanensage kann nur aus dem Norden stammen und ist ein unverwerfliches Zeugnis für die Realität der mythologischen Herkunft Apolls vom germanischen Norden.

Zeus gab dem Apoll einen Schwanenwagen, und die Schwäne eilen mit ihm in die Heimat des Lichtes zu den Hyperboreern. Zu verwundern ist, daß hier der Norden gegenüber dem Südlande die Heimat des Lichtes ist, der selbst die Südländer zustreben! Dort weilt er, alljährlich herbeigerufen von seinen Priestern in Delphi, und von Chorgesang begrüßt kehrt er nach Delphi zurück. „Als Apollo geboren wurde [1]), schmückte ihn Zeus mit goldner Mitra und Lyra und gab ihm dazu einen Wagen zum fahren. Schwäne zogen den Wagen, nach Delphi schickt Zeus ihn zum kastalischen Quell, um weissagend

[1]) So singt Alkaios in seinen Hymnen an Apoll, vgl. Th. Bergk, Poetae lyrici Graeci, 2. Ausg., S. 705.

Digitized by Google

Recht und Gesetz den Griechen zu künden. Apoll jedoch befahl, den Wagen besteigend, den Schwänen, zu den Hyperboreern zu fliegen. Als die Delphier das erfuhren, stellten sie den Paian und Loblieder zusammen, stellten Knabenchöre um den Dreifuß und riefen den Gott an, er möge aus Hyperboreerland wiederkommen. Er aber gab dort ein ganzes Jahr lang Gesetze, und als er seine Zeit ersah, daß auch der delphische Dreifuß weissage, befahl er den Schwänen, von den Hyperboreern wieder fortzufliegen."

Der Glaube an den Aufenthalt Apolls bei den Hyperboreern war ebensowohl an seinem früheren Kultorte Delos wie am späteren, in Delphi, ganz allgemein und ernsthaft. Ja „in Delphi beruhte die ganze Anordnung des Festjahres auf dem Glauben an den Aufenthalt Apollons bei den Hyperboreern [1])", man sprach in Delphi überhaupt von Hyperboreern als den eigentlichen Gründern des Orakels und kannte sogar ihre Namen Laodokos (Hamadokos) und Hyperochos [2]) die, wie sich sogleich zeigen wird, keineswegs aus der Luft gegriffen sind. Als die Gallier in Griechenland einfielen und durch den Thermopylenpaß eindringen wollten, erhob sich Blitz und Donner, und die furchtbaren Gestalten des Hyperochos und Hamadokos nebst Pyrrhus, dem Sohne Achills, traten den Feinden entgegen und retteten Delphi [3]). So wußte man auch in Delos viel zu erzählen von Jungfrauen, die aus dem Hyperboreerlande schon mit Leto und auch später gekommen waren. Die Übereinstimmung ihrer Namen mit den genannten hyperboreischen Männern in Delphi gibt einen gewissen Anhalt für die gemeinsame Grundlage, auf die sich beide Überlieferungen stützen. Neben Eileithyia war auch die Schwester der Leto Asteria vom Hyperboreerlande nach Delos gekommen, nebst zwei anderen Jungfrauen Laodike und Hyperoche. Diese beiden Namen entsprechen den delphischen männlichen Laodokos und Hyperochos, es muß also diesbezüglich eine sehr alte gemeinsame Überlieferung vorliegen.

Ganz ausführlich läßt sich über die auch später längere Zeit bestehen gebliebene Verbindung zwischen Delos und Hyperboreerland Herodot (4, 32 bis 36) auf Grund der alten Überlieferung in Delos aus. Mit den Göttern zugleich seien zunächst zwei hyperboreische Jungfrauen Arge und Opis gekommen, um der Eileithyia wegen glücklicher Niederkunft zu opfern. Diese wurden von Olen, der die alten in Delos gebräuchlichen Hymnen gedichtet hat,

[1]) Preller, Gr. Myth. 199.

[2]) Während die angebliche Dichterin Boio bei Pausanias 10, 5 singt: *Ἐνθά τοι εὔμνηστον χρηστήριον ἐκτελέσαντο — Παῖδες Ὑπερβορέων Παγασὸς καὶ δῖος Ἀγυιεύς.*

[3]) Paus. 1, 4. *Ὑπέροχος* heißt der Hervorragende, Ausgezeichnete, Übermäßige, *ἀγυία* aber ist die Straße, der Weg, *„ἀγυιεύς* der Straßenbeschützer" ist Beiname Apolls, dessen Bildsäule, meist in Form von kegelförmigen Steinen unten rund und breit, nach oben spitz zugehend, wie sie auch dem Dionys als Straßengott gewidmet waren, vor den Haustüren und an Wegen aufgestellt war, den nordischen Bautasteinen nicht ganz unähnlich.

Digitized by Google

besungen [1]). Die Lieder wurden von den Frauen ausgeführt und dabei Gaben eingesammelt. Auf dem Altar wurden Schenkelknochen verbrannt und die Asche auf das Grab der beiden Fremdlinge gestreut; das Grab war neben dem Tempel der Artemis. Dann kamen wiederum zwei Jungfrauen vom Hyperboreerlande, Hyperoche und Laodike. Zu ihrer Sicherheit schickten die Hyperboreer 5 Männer mit, die man Perpheres nannte und die bei den Deliern in hohen Ehren standen. Zu Ehren der fremden Jungfrauen, die in Delos starben, schoren sich Mädchen und Jünglinge das Haupthaar. Die Mädchen schnitten sich eine Locke vor ihrer Hochzeit ab, wickelten sie um eine Spindel und legten sie auf deren Grabmal; die Jünglinge wickelten eine Haarlocke um ein gewisses Kraut und legten es ebenfalls auf das Grab. Die Hyperboreer aber schickten später keine Jungfrauen selbst mehr, da diese nicht wiederkehrten, sondern taten ihre Opfergaben in Weizenstroh, trugen sie an die Grenze und baten ihre Nachbaren, sie weiter zu geben. Herodot beschreibt ganz eingehend den Weg, den diese Opfergaben von den Skythen an durch verschiedene Völker bis zum fernsten Westen zur Adria, dann nach Süden zu den Dodonäern und schließlich über den malischen Meerbusen, Karystos auf Euböa, Tenos nach Delos nahmen. Der Weg der Gaben muß sich später geändert haben, denn Pausanias (1, 31) beschreibt ihn so: die Hyperboreer übergaben sie den Arimaspen, diese den Issedonen, von denen sie die Skythen in Sinope erhielten und von da bringen sie Griechen zum Apollotempel in Prasiä, die Athener führten sie Delos zu. Es sind also währenddem offenbar Hindernisse eingetreten, die den Weg änderten, so daß die Waren nun nicht mehr den westlichen Weg über die Adria, sondern den östlichen über das Schwarze Meer nahmen. Wir werden sehen, daß dies den Tatsachen entspricht.

Herodot bemerkt übrigens, daß dieselbe Sitte, Opfergaben an die „königliche Artemis" in Weizenstroh zu wickeln, bei den thrakischen Frauen üblich sei. Bei Homer steht denn auch Leto mit ihren Kindern auf der Seite der thrakisch-phrygischen Troer; man würde sie sich von vornherein in gar keiner anderen Stellungnahme denken können. Die Thraker gehören zum ursprünglichen Apoll.

Ich habe Herodots Bericht so ausführlich besprochen, weil er zeigt, daß er ihn völlig ernst nimmt. Er hat selbst in Delos das Grabmal der Hyperboreerinnen gesehen und die sich daran knüpfenden Gebräuche bestanden noch zu seiner Zeit. Er gibt die delischen Sagen ohne eine kritische Bemerkung wieder, die er doch sonst hat, wenn er einer Sache nicht recht traut. Seine Schlußbemerkung, wenn es Leute über dem Boreas, dem Nordwinde gäbe, müßte es doch auch welche über dem Südwinde (Hypernotier) geben, richtet sich nicht

[1]) Nach Paus. 5, 7 hat die Hyperboreerinnen Hekaerge und Opis auch Melanopos von Cumae besungen, sie seien von Delos einst auch nach Achaia gekommen (nach Olen). Man wird die Parallele Arge: Hekaerge nicht verkennen. Die taurische Artemis hieß auch ἀμειλητὰ Ἑκαέργη und Upis ist ein Beiname der Artemis, wie ἑκάεργος, der Ferntreffer ein Beiname des Apoll.

Digitized by Google

etwa gegen ihre Existenz, sondern gegen die Ausdeutung des Namens, daher geht er sogleich zu einem Tadel der seiner Meinung nach unverständigen Geographen über, die die Erde rund wie gedrechselt zeichneten [1]).

Daß diese Bemerkung auch gar keinen Zweifel ausdrücken soll, ergibt sich schon daraus, daß er selber (3, 115) erklärt, vom Westen und Norden Europas nichts zu wissen. Über Metapont und Sizilien (ebenda und 7, 165. 170) nach Westen und Thrakien nach Norden (4, 16. 17. 25) ist er nicht gekommen und er sagt ausdrücklich: „Von Europa weiß offenbar niemand, weder nach Osten noch Norden zu, ob es vom Meer umflossen ist" (4, 45). Also würde auch nicht einmal ein Zweifel Herodots, wenn er ihn ausgesprochen hätte, ins Gewicht fallen können. Heftig aber widerlegt Herodots unschuldige Bemerkung Strabo (1, 3, 22). Er wendet ein, daß schon Eratosthenes diese Behauptung für lächerlich und einen Trugschluß erklärt habe, da es wirklich Hypernotier (die Äthiopen) gäbe. „Wenn auch die Dichter in ihrer mythischen Weise reden, so müssen doch ihre Ausleger der gesunden Wahrheit Gehör geben, daß nur die nördlichsten Menschen Hyperboreer seien. Die Grenze aber der Nordländer ist der Pol [2])", so schließt Strabo seine Richtigstellung.

Die Abstammung Apolls und die Stellung seines Kultes zu den Hyperboreern galt also dem Altertum nicht als Sage und Mythe, sondern als geschichtliche Tatsache. So auch ferner bei Pindar [3]), Cicero [4]), Plinius [5]), Solinus u. a. In der Sage von Medea wird die hyperboreische Abstammung der Artemis betont, z. B. bei Diodor (4, 51), wo Medea in Jolkos König und Volk auffordert, die Artemis anzubeten, die soeben aus dem Lande der Hyperboreer als Gast nahe.

Ist demnach sowohl nach den direkten Zeugnissen der Griechen als nach unserer Beweisführung aus dem Hekatäus-Diodor-Berichte das Volk der Hyperboreer als reales aufzufassen, so erhebt sich als nächste Frage: Wo lag ihr Land?

Die Antwort darauf gibt schon der griechische Name: über dem Boreas [6]), also im Norden, und zwar im äußersten Norden nach Eratosthens. Nicht im Westen bei den Kelten, nicht im Osten bei den Skythen und Sarmaten, geschweige denn — worauf man verwunderlicherweise auch verfallen ist — in Sibirien.

---

[1]) Das spielt auf die Pythagoräer an, die sich schon die Erde als Kugel dachten.

[2]) Daher stammt wohl das Sprichwort: mittere aliquem ad Hyperboreos montes Einen ans Ende der Welt schicken.

[3]) Pyth. 10.

[4]) De nat. deor. 3, 21 f.

[5]) Hist. nat. 4, 27.

[6]) Paus. 5, 7: *εἶναι δὲ ἀνθρώπους, οἳ ὑπὲρ τὸν ἄνεμον οἰκοῦσι τὸν Βορέαν* Apollodor 1, 5, 5 nennt die Opis einen Ankömmling aus den Gegenden „jenseits des Boreas".

Digitized by Google

Boreas wohnte, wie gesagt, den Alten in Thrake, da hatte er nach Homer seine Heimat, wo Iris ihn im Auftrage der Götter in seiner Höhle aufsucht, Thrakien gilt geradezu als Land des Boreas. Mithin ist, was nordwärts über Thrakien, dem Sitze des Boreas, hinauslag, das hyperboreische Land.

Geht man von der Mitte Griechenlands, z. B. von Delphi, dem „Nabel der Erde", bis zum nördlichen Ozean, an dem die Hyperboreer wohnen sollen, in gerader Linie, so stößt man auf die Weichselniederung, wo nach Plinius schon Pytheas von Massilia im 4. Jahrhundert vor Chr. die Guttonen an der Bernsteinküste bezeugt hat [1]). Gerade auf das Bernsteinland weist aber der Mythenkreis um Apollo ausdrücklich hin. Denn Phaëton, der Sohn Apolls, der den Vater um den Sonnenwagen gebeten, wird von Zeus' Blitzen, um den drohenden Weltenbrand zu verhindern, in diesem Lande erschlagen, wo er im Eridanosflusse versank und von seinen Schwestern, den Heliaden beweint wird, bis sie in Pappeln oder Erlen verwandelt wurden. Ihre Tränen wurden zu Bernstein [2]). Sonst wird der Bernstein auch als Träne Apolls bezeichnet [3]), ähnlich wie die nordischen Skalden das Gold „Tränen der Freyja" nennen.

Nach Aeschylus kommt der *Δανούβιος*, die Donau, von den Rhipaien und dem Lande der Hyperboreer. Für Plinius, Cicero und viele andere sind die Hyperboreer ein historisches Volk, der erstere sagt (6, 20, vgl. 4, 26), sie lebten in einem Lande mit gemäßigtem Klima „apricis ab omni noxio afflatu seclusa collibus", ähnlich an Temperatur als es bei den Attaci in Innerasien, den Nachbarn der Tocharen, herrsche. Es mag hier nicht unbemerkt bleiben, daß die letzteren eine indogermanische Sprache redeten und Nachbarn der Issedonen sind, von denen der halbmythische Apollobegleiter Aristaios für sein Werk über die Hyperboreer ausgibige Nachrichten erhalten haben soll.

Somit bleibt nur der Widerspruch zu erklären übrig, wonach Hekatäus die Hyperboreer auf einer Insel am nördlichen Ozean, nicht kleiner als Sizilien, wohnen läßt, andere aber wie Pindar ihr Land sehr viel südlicher, an der Donau beginnen lassen. Dieser beschreibt in seiner 3. olympischen Ode, wie Herkules einst „des Ölzweigs silbergrauen Blattschmuck" aus dem Hyperboreerlande „von des Ister schattenreichem Quell" geholt habe, um die öde Rennbahn in Olympia damit zu bepflanzen, eine Reise „für die er manch freundlich Wort dem Nordlandsvolk, Apollons Mannen, bieten" mußte, wie er dabei

[1]) Hist. nat. 37, 11.

[2]) Plin. a. a. O. 37, 11 u. a.

[3]) Apollonios 4, 611ff.: Auch meldet die keltische Sage:
Daß das Elektron entquoll, von Fluten getragen, Apollons
Tränen, des Letoiden, die einst er zahllos vergossen,
Als er zum heiligen Volk der Hyperboreer gelangte,
Nach dem Gebot des Vaters den strahlenden Himmel verlassend...
Zürnend um seinen Erzeugten, den ihm Koronis die Holde,
In Lakereia, dem reichen, gebar an Amyros Mündung.
So ist die Sage verbreitet daselbst bei den Männern des Landes.

Digitized by Google

ins Land des Ister kam, „wo Latonas Kind vor Zeiten huldreich ihn willkommen hieß, die Rossefreundin". Er erblickte „die Gefilde, wo machtlos stirbt des Nordens eisig Wehn, und blieb gefesselt von dem holden Bilde der grünen Baumpracht stillversunken stehn. Und ihn ergreift ein mächtiges Gefühl, solch Reis zu pflanzen, wo im Hippodrom die Wagen zwölfmal donnern um das Ziel" [1]). Aus dem Hyperboreerlande führte Herakles den wilden Ölbaum (Oleaster, Ölweide) in Olympia ein, dessen Zweige als Siegerpreis verwendet wurden, wie dieser überall leicht fortkommende und stark wuchernde Baum denn auch in der delischen Sage eine besondere Rolle spielt, weil Leto in ihren Wehen sich an ihm festgehalten haben soll [2]). Auf dem Grabe der hyperboreeischen Jungfrauen im Innern des Artemis-Heiligtums stand ein Ölbaum [3]). Bäume, seien es diese Weiden oder die Schwarzpappeln der Heliaden [4]) haben also in der Hyperboreersage ihre Sonderbedeutung, sie weisen auf das bäumereiche Germanien hin.

Das Volk der Hyperboreer hätte hiernach eine gewaltige Ausdehnung gehabt: von einer Insel an der Ostsee erstreckte es sich bis zur Donau — ganz wie noch heute die Germanen diesen Länderkomplex besiedeln und schon zu Ptolemaios Zeiten besiedelt haben, wie seine Germania beweist. Denn diese nennt *Καρπήν*, das ist das heutige Karpfen (ungarisch Karpona) als Schlußortschaft der germanischen Südostgrenze, wenig nördlich vom oberen Knie der Donau.

Auf Hyperboreer im Donaugebiete weist, freilich nur undeutlich, auch die Sage von den Hesperiden hin, wie sie uns Apollodor 2, 5, 11 darstellt. Herakles kommt hier zu den Hyperboreern, wo die Töchter des Atlas, die Hesperiden die goldnen Äpfel verwahren, vom Kaukasus her in Begleitung des von ihm dort befreiten Prometheus, des Bruders des Atlas. „Diese (Äpfel) befanden sich nicht, wie Einige gesagt haben, in Libyen, sondern an dem Atlas bei den Hyperboreern". In der Tat finden wir im Donaugebiet den Namen Atlas als den eines südlichen Nebenflusses der Donau unweit ihrer Mündung (Herodot 4, 49). Daß es sich nicht um das Atlasgebirge in Afrika handeln kann, ergibt sich dabei schon aus der Nähe des Kaukasus.

Wie wir also aus Pindar, Strabo u. a. ersahen, rechnete man das Hyperboreervolk von der Donau an nordwärts bis zur Ostsee, es sind 984 km von der Ostseeküste bis zur Donau unterhalb Widin's am unteren Knie der Donau. Wenn Plinius sagt, daß das Gebiet der Guttonen 6000 Stadien Abstand

---

[1]) Mor. Schmidt, Pindar's Olympische Siegesgesänge. Griechisch und Deutsch. Jena 1869, S. 21. Der hier genannte Herakles ist einer der 5 Idäischen Daktylen vom Ida in Kreta, die von da nach Elis auswanderten.

[2]) Tac. Annal. 3, 61.

[3]) Herod. 4, 32.

[4]) Paus. 5, 14: *ἄγγειον Ἠριδανοῦ.*

Digitized by Google

habe [1]), — so ergeben diese 6000 Stadien, wenn man das ältere gemeingriechische (äginäisch-attische) Stadion zu 164 m zugrunde legt, 164 × 6000 = 984 km, also ganz genau so viel, als die äußerste Entfernung von der Donau bis zur Frischen Nehrung beträgt.

Das ist wohl ein kaum zu widerlegender Beweis für die Richtigkeit unserer Auffassung, und man kann sich nur wundern über die Genauigkeit der antiken Berechnung, die übrigens keineswegs alleinsteht.

Es wird uns weiter von Plinius erzählt, daß ein römischer Ritter im staatlichen Auftrage unter Nero, wohl um 62 vor Chr., zum Bernsteinkauf ausgeschickt ward. Er reiste also zur Bernsteinküste, und zwar, wie nach Ptolemäus zu urteilen, ausschließlich durch deutsches Land. Dem Plinius diente er wahrscheinlich als persönlicher Gewährsmann, als Einer, der dieses Land selbst kennen gelernt hatte, bei seinen Angaben darüber und über den Bernstein, deren Reichhaltigkeit im übrigen beweisen, daß Plinius so ziemlich alle damals vorhandene Literatur über den Bernstein benützt haben muß. Die Feststellungen des römischen Abgesandten gingen nun dahin, daß das Bernsteinland von Carnuntum, dem heutigen Deutsch-Altenburg bei Petronell, das damals Hauptstapelplatz des Bernsteins war, 600 römische Meilen (millia passuum) entfernt war: sexcentis fere M. pass. a Carnunto Pannoniae abest litus id Germaniae, ex quo invehitur, d. h., die römische Meile zu 1472,5 m gerechnet = 883,5 km. Dabei sind wohl die nicht unbeträchtlichen Umwege mitgerechnet, die er machen mußte, denn in Wirklichkeit sind es nach unseren Landkarten nur 725 km in der Luftlinie.

Die griechische Messung ist also offenbar genauer, und aus der so überraschenden Übereinstimmung der aus griechischer Quelle stammenden Angabe der Entfernungen mit dem heute so leicht festzustellenden Sachverhalte erhellt zugleich, daß die antiken Angaben aus einer noch älteren Schrift, als Pytheas ist, entnommen sein müssen. Denn die späteren griechischen Stadien sind allesamt erheblich größer, nämlich anstatt 164 vielmehr 178, 185, 192, 198, 210 km.

In den älteren Zeiten verstand man also unter dem Hyperboreerlande das, was man in späteren Zeiten Germania nannte. Bevor der allgemeine Name „Germanen" aufkam, was übrigens lange vor der Zeit Cäsars geschah oder des Poseidonios, bei dem der Name *Γερμανοί* (überhaupt zum ersten Male) erscheint [2]), muß, wenigstens bei den Griechen, der Ausdruck Hyperboreer für Germanen überhaupt gegolten haben, soweit man sie nicht mit Kelten oder Skythen zusammenwarf. Denn „alle nördlichen Völker nannten die alten Geschichtsschreiber der Hellenen mit einem gemeinschaftlichen Namen Skythen und Keltoskythen. Diejenigen jedoch, welche zuerst eine Scheidung vornahmen,

[1]) spatio stadiorum sex millium.

[2]) E. Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania. Teubner 1920, S. 70ff., wo diese Frage sehr ausführlich behandelt wird.

Digitized by Google

nannten die über dem Pontus Euxinus, dem Ister und dem adriatischen Meere wohnenden (entsprechend) Hyperboreer, Sauromaten und Arimaspen", sagt Strabo (11, 6, 2). Zwischen den Hyperboreern und den Thrakern aber lag (südlich der Donau) nach demselben Schriftsteller nur ein schmaler Streifen, der von Geten besetzt war.

Bereits Jahrhunderte vor Christo waren bekanntlich germanische Völker südwärts bis zur Donau vorgedrungen. Schon um 200 vor Chr. sind germanische Bastarner und Sciri am Schwarzen Meere bezeugt. Ihre Heimat war nach Plinius die Weichselniederung. Strabo nennt Atmonen, Sidonen und Peukiner an der Donau. Die Insel Peuke (πεύκη = ahd. fiuhta Fichte, von deren zahlreichem Bestande daselbst sie ihren Namen haben soll) wurde von den germanischen Peukinern bewohnt. Von den an der Ostsee wohnenden Veneti sagt Tacitus, daß sie plündern, was zwischen den Peukinern und den Fenni liege, sie durchstreiften raubend Wälder und Berge [1]). Es wäre verfehlt und für unsere Ansicht der Dinge unnötig anzunehmen, daß Germanen schon in vorgeschichtlichen Zeiten bis zur Donau geradezu ansässig waren, aber sie haben schon frühe angefangen, sich bis zur Donau vorzufühlen, in friedlichen Zeiten durch Handelsleute und Geschäftsexpeditionen, in kriegerischen aber durch Raubeinfälle, bis sie sich allmählich hier und da vereinzelt, später in größerer Fülle in den Ländern über der Donau festsetzten. So konnte man wohl schon in früher Zeit von Germanen bzw. Hyperboreern an der Donau reden, wie Pindar es bereits im 5. Jahrhundert vor Chr. tut.

Geschildert werden die Hyperboreer nicht als kriegerische Leute, sondern allgemein als friedfertiges und kunstliebendes Volk. Ähnlich wie Herodot, Hekatäus und Diodor von Sizilien sagt Pomponius Mela [2]) sie seien Ackerbauer auf einem schmalen sonnigen und an sich fruchtbaren Boden, höchst gerecht, von längerer und glücklicherer Lebensdauer als andere Menschen, sie kannten nicht Streit noch Krieg und seien immer beschäftigt und erhoben vom Gottesdienst besonders Apollos, dem sie die Erstlinge nach Delos sandten, zuerst durch ihre Jungfrauen, dann durch andere Völker, bis der Gebrauch durch Untreue der Völker gebrochen ward.

Ganz ähnlich schildert Plinius (4, 26) die Hyperboreer als ein glückliches Volk. Wir müssen auf seine Ausführungen ein wenig näher eingehen. Wenn man vom Bug nordwärts gehe, stoße man nördlich des Mäotischen Sees auf die Sauromaten und Essedonen, bald danach auf das Riphäengebirge und eine Gegend, die wegen des häufigen Schneefalles, welcher Federn gleicht, Pterophoros d. i. „Federnträger" genannt wird.

[1]) Germ. 46. Veneti...quidquid inter Peucinos Fennosque silvarum ac montium erigitur latrociniis pererrant.

[2]) Chorogr. 3, 5. Terra angusta aprica per se fertilis cultores justissimi et diutius quam ulli mortalium et beatius vivunt. Quippe festo semper otio laeti non bella novere non jurgia, sacris operati maxime Apollinis, quorum primitias Delon misisse usw.

Digitized by Google

Diese Bemerkung ist recht interessant. Auch Herodot spricht (4, 31) von den Federn, die nach Aussage der Eingeborenen nördlich der Donau in der Luft herumfliegen und das Weiterreisen verhindern, und vermutet darin Schneegestöber. Wir sagen ja in der Tat noch heute, wenn es schneit, daß Frau Holle die Federbetten schüttele. Nun heißt es in der delischen Apollosage, daß Apollo im Hyperboreerlande in einem aus Bienenwachs und Federn (πτερά) gebauten Tempel verehrt würde. Ein Mann aus Delphi mit Namen Pteras habe ihn gebaut, daher käme (Pausanias 10, 5) die Fabel von den Federn. Die Sache ist umgekehrt, der Name kommt von der Fabel, und diese besagt nichts anderes, als daß die Hyperboreer, die nach Plinius gar keine Tempel hatten, sondern statt dessen Haine, wo sie die Götter sei es einzeln, sei es in Gemeinden verehrten [1]), ihren Gottesdienst selbst im Winter bei Schneegestöber abhielten, wo dann also die Schneeflocken, die wie Bienen und Federn herumfliegen, gewissermaßen das Gotteshaus bildeten. Also auch hier birgt die apollinische Überlieferung einen wahren Kern, den man später nicht mehr verstand und deshalb mit Fabeleien umhüllte.

Jener Teil der Erde, sagt Plinius weiter, ist von der Natur verdammt und in dichte Finsternis (der Nichtkenntnis) getaucht. Darum verlegten die Griechen hierher auch das Reich der Toten und der Schatten, die Unterwelt. Eis und frostige Winde herrschen hier. Aber nördlich dieser Berge und über dem Nordwinde lebt ein glückliches Volk, das man die Hyperboreer genannt hat, ein langes Leben, berühmt durch fabelhafte Wunder (fabulosis miraculis). Hierher versetzt man auch die Erdpole und den äußersten Umlauf der Gestirne, 6 Monate lang im Licht, (aber) nur an einem Tage von der Sonne abgewendet, nicht wie Unkundige behauptet haben, von der Frühlingsnachtgleiche bis zum Herbst. „Einmal im Jahre wachsen ihnen durch die Sonnenwende die Tage, einmal nehmen sie durch die Wintersonnenwende ab". Er tritt also dem alten Mißverständnis entgegen, wonach die Hyperboreer ein halbes Jahr lang Nacht hätten; nur an einem Tage fehlt die Sonne, er kennt die sog. lange Nacht.

Sonnig ist ihre Gegend, von glücklichem Klima, bar jedes schädlichen Windhauches. Die Haine sind ihnen Wohnung. Gemeinsam oder jeder Einzelne für sich verehren sie die Götter. Zwietracht ist ihnen unbekannt, ebenso wie jegliche Krankheit. Der Tod kommt ihnen nur aus Lebensüberdruß, nach festlichem Mahl stürzen sie sich, wenn sich die Altersbeschwerden einstellen, freiwillig von einem bestimmten Felsen ins Meer. Diese Art des Begräbnisses halten sie für die glücklichste. (Das ist echt germanisch. Diese Männer fürchteten den Tod nicht, sie fürchteten, wie von den Germanen immer wieder berichtet wird, vielmehr nichts stärker, als den Strohtod, den Tod in Siechtum und Krankheit.) Einige versetzten diese (Hyperboreer) nach dem ersten Abschnitte

[1]) Domus iis nemora lucique et deorum cultus viritim gregatimque.

Digitized by Google

der asiatischen Küste, nicht nach Europa, weil hier ein Volk mit Namen Attaci ist von ähnlicher Sitte und in ähnlicher Gegend. (Über sie spricht Plinius noch einmal ausführlicher 6, 20.) An der Existenz des Hyperboreervolkes aber ist nicht zu zweifeln (nec libet dubitare de gente ea), da so viele Schriftsteller berichten, daß sie gewohnt seien, ihre Erstlingsfrüchte dem Apollo nach Delos zu senden, den sie am meisten verehren. Jungfrauen, die einige Jahre lang der Gastfreundschaft der Völker verehrungswürdig waren, überbrachten die Gaben, bis das Vertrauen getäuscht ward; da führten sie es ein, die Opfer an den Grenzen der nächsten Nachbarn abzuliefern, diese übertrugen sie den anderen Nachbarn und so fort bis Delos. Bald aber kam auch selbst dieses außer Gebrauch.

Ganz ähnlich wie die friedlichen Hyperboreer werden von Tacitus die Ästier geschildert, die die Religionssitten und das Äußere der Sweben hatten, ein Volk von Ackerbauern, das statt jeder Waffe und statt allen Schutzes nur das Abzeichen der Göttermutter in Gestalt von Ebern trug und dadurch vor allen feindlichen Angriffen gefeit war. Sie gehörten zum großen Völkerverbande der Sueben. Auch Jordanes nennt sie ein pacatum hominum genus omnino. Behauptet Tacitus auch nicht, daß sie selber Germanen waren, sondern daß ihre Sprache der britannischen ähnlicher sei, als der germanischen, so treten doch die jetzigen Forscher, wie neuerdings erst wieder Karsten [1]) mit Nachdruck für ihr Deutschtum ein.

Von diesen Ästiern berichtet nun Tacitus weiter, daß sie „die einzigen wären, die Bernstein sammelten" [2]). Sie wohnten also an den Ostseeküsten, und zwar an der östlichen Grenze Germaniens und waren wahrscheinlich ein Teil des Hyperboreervolkes oder ihm hörig. Also auch von dieser Seite werden wir auf die Weichselgegend als Sitz der Hyperboreer verwiesen.

Nun stammten nach Pherenicus, wie die Leto so die Hyperboreer überhaupt von den Titanen ab, nach deren Niederlage im Kampfe mit den Olympiern sie sich mit Kronos in ihre Sitze begaben. Etwas Wahres muß daran schon deshalb sein, weil das Meer, an dem das Hyperboreerland lag, das Mare Hyperboreum oder Cronium (Chronium, Gronium) [3]) genannt wird, auch ein Fluß daselbst Chronus oder Chronius [4]) heißt, vielleicht der Pregel. Dasselbe Meer hat mehrere Namen, die Plinius aufzählt [5]). Es sind drei Namen, sie

[1]) Germanisch-finnische Lehnwortstudien, Acta soc. scient. Fennicae 45, Nr. 2, Helsingfors 1915.

[2]) Germ. 45: sed et mare scrutantur, ac soli omnium succinum, quod ipsi glesum vocant, inter vada atque in ipso litore legunt. Glesum ist deutsch.

[3]) Plin., Hist. nat. 4, 27.

[4]) Ptol. 3, 5; Ammian. Marc. 22, 18.

[5]) Septentrionalis Oceanus: Amalchium eum Hecataeus appellat, a Paropamiso amne, qua Scythiam alluit, quod nomen eius gentis lingua significat congelatum. Philemon Morimarusam a Cimbris vocari, hoc est mortuum mare usque ad promontorium Rubeas: ultra deinde Cronium.

Digitized by Google

bedeuten alle dasselbe, nämlich ein geronnenes, totes, gefrorenes Meer. Hekatäus nennt den nördlichen Ozean, die Ostsee vom skythischen Flusse Paropamisus an, Amalchium, ein Name der in der Sprache dieses Volkes congelatum, das gefrorene Meer heiße. Philemon sagt, daß es von den Kimbern bis zum Vorgebirge Rubeas Morimarusa genannt wurde und das heißt mortuum mare, das tote Meer, darüber hinaus das Cronium. Wenn mit letzterem der Gott Kronos in Verbindung steht oder umgekehrt, so muß man schließen, daß auch dieses Wort etwas mit Tod und Schattenreich zu tun habe, denn Kronos gilt hier (wie bei den Griechen) als vorzeitlicher Herrscher der Erstarrung, als Wintergott.

Es war also ein Eismeer, ein gefrorenes Meer, an welchem die Hyperboreer auf einer Insel wohnten. Indessen das heutige Eismeer selbst, das „muir chroinn" wie der Isländer sein Meer nennt, kann das mare cronium nicht sein, denn dieses hat mit dem Bernstein nichts zu tun und der Septentrionalis Oceanus ist bei Plinius immer nur die Ostsee. Diese friert aber niemals zu, kann also nicht das mare congelatum oder mortuum ebendesselben Plinius sein. Er sagt freilich selbst, daß nur einzelne Teiles des nördlichen Ozeans so hießen.

Es gibt indessen einige Teile der Ostsee, die wirklich zufrieren und somit im Winter gefrorene oder tote Meere darstellen, das sind die beiden Haffe. Ihre Küsten bilden zugleich noch heute das Bernsteinland. Hier ist mithin das eigentliche Hyperboreerland zu suchen.

Wenn nun Hekatäus und Diodor berichten, daß die Hyperboreer eine Insel etwa von der Größe Siziliens bewohnten, so muß man wohl beachten, daß die Griechen und Römer nicht nur ein größeres oder kleineres Eiland im Meere νῆσος oder insula nannten, sondern — ebenso wie wir heute — jedes Land, daß ringsum von Wasser umspült wird, auch im Strome oder in Flußmündungen. So spricht man von einer Insel Peuke im Donaudelta, von den Inseln im Nil-, Indus-, Padus-Delta, von einer Insula Segestica, die beim Einfluß des Colapis in den Savus entstand usw. Es braucht also auch die Insel der Hyperboreer keineswegs mitten im Meere gelegen zu haben, sondern könnte ebensogut ein Flußwerder gewesen sein.

In der Tat aber gibt es einen solchen von beträchtlicher Größe im Bernsteinlande, früher noch größer als er heutzutage ist, wie die alten Flußläufe erweisen, und an einem der zufrierenden Haffe belegen, das ist der Nogatwerder, den das Delta der Weichsel bildet. Wenn das frische Haff im Frühjahr auftaut, ist das Bernsteinsammeln noch heutzutage am ergiebigsten. Das war schon zu Zeiten des Plinius ebenso, denn er berichtet: Der Bernstein wird im Frühling von den Fluten angetrieben und ist der Auswurf des gefrorenen Meeres [1]).

[1]) 4, 28: illuc vere fluctibus advehi et esse concreti maris purgamentum, vgl. 4, 27: in quam (insulam) veris tempore fluctibus electrum ejiciatur.

Digitized by Google

So werden wir denn immer und immer wieder auf die Weichselniederung als das ursprüngliche und Kernland der Hyperboreer hingewiesen. Sie ist es, von der G. Kossinna in seinem „Weichselland, ein uralter Heimatboden der Germanen" (Danzig 1919, S. 11) schreibt: „Nirgends erreicht die germanische Besiedelung ... auch nur annähernd eine derartige Dichte, wie in der Gegend des südlichen Westpreußens im Winkel des Weichselknies zwischen Thorn und Graudenz und auf der gegenüberliegenden Südseite der Weichsel, sowie im obersten Netzegebiet von Bromberg ostwärts bis nach Wloßlawek im benachbarten polnischen Kujavien. Namentlich reich ist hier die Hinterlassenschaft des zweiten nordischen Wanderzuges (der von Jütland und Schleswig-Holstein ausging), der im Bereiche der Tongefäße durch eine besondere Form in Gestalt von Kugelflaschen gekennzeichnet wird, außerdem durch Bernsteinschmuck, hervorragende Beilklingen nordischer Arbeit,....endlich durch nordischen Steinkistenbau der Gräber."

Darüber, daß Germanen es waren, die von jeher die Weichselniederung besetzt hielten, herrscht bei den Archäologen auch sonst keinerlei Zweifel. Das Gebiet von Dänemark, Südschweden, Nord- und Ostdeutschland bis zu den Westgrenzen Rußlands erfreut sich durch alle Zeiten der Vorgeschichte bis zur Völkerwanderung und darüber hinaus eines durchaus einheitlichen Charakters seiner archäologischen Funde, der auf Einheit und Gleichheit der Bevölkerung schließen läßt [1]), zumal da es an Spuren einer späteren Einwanderung der Germanen nach Nordeuropa gänzlich fehlt und sie nach allen Ergebnissen der modernen Forschung wie nach den ausdrücklichen Angaben antiker Schriftsteller Ureingeborene Deutschlands sind.

Wichtig für unsere weiteren Betrachtungen ist auch der Hinweis Kossinnas am selben Orte, daß man durch ausgedehnte Forschungen ein ziemlich klares Bild von der Waldverbreitung Deutschlands im früheren Mittelalter besitzt, aus welchem zu ersehen ist, daß West- und Ostpreußen damals zu ihrem größten Teile von Urwald bedeckt waren und nur das Kulmerland und seine weitere Nachbarschaft auf dem Südufer der Weichsel von Natur aus frei von Wald gewesen ist. Die Archäologie weist dasselbe Landschaftsbild dieser Gegenden bereits im 3. Jahrtausend vor Chr. auf. Auf sie führt uns also der alte Hyperboreermythos hin.

Wenn man vielfach von dem milden Klima des Hyperboreerlandes redete, so scheint der heutige rauhe Charakter des westpreußischen Klimas dem zu widersprechen. Denn diese Gegend ist den nördlichen und östlichen rauhen Winden sehr wohl ausgesetzt, das stimmt anscheinend schlecht zu den Worten des Mela und Plinius von dem sonnigen Lande „omni afflatu noxio carens". Dieselben Worte wendet Plinius aber auch auf die Wohnsitze der asiatischen Attaci an, denn diese seien durch umliegende Hügel vor schädlichen Winden

[1]) M. Hoernes, Kultur der Urzeit. Leipzig 1912, I. 103.

Digitized by Google

geschützt. Hier bei der Weichselgegend boten die damaligen Waldungen ringsum diesen Schutz. Im Wald lebten die Hyperboreer, so wird ausdrücklich gesagt, ohne Häuser, in freier reiner Luft ohne Krankheiten.

Nun kann man überhaupt aus den Hyperboreer-Sagen erkennen, daß die Neigung bestand, dieses Volk sozusagen immer mehr in den Norden zu verschieben, je mehr die Kenntnis der nördlichen Länder Europas wuchs und damit die fines terrae, die äußerste Nordgrenze unseres Erdteiles, sich erweiterten und nach Norden vorrückten. Die Hyperboreer galten dem Altertum als das äußerste Nordvolk schlechthin. In der Tat sind aber die Germanen auch historisch das Nordvolk an sich, und ihre Sitze waren ursprünglich noch nördlicher, als die Weichselniederung. In dieser saßen sie, nach den archäologischen Funden zu urteilen, in ältesten Zeiten wohl nur als vereinzelter Stamm. Als kompakte Masse wohnten neben ihnen im südlichen Westpreußen das Volk der Kossinnaschen Nordillyrier. Die Oder-Schnurkeramik mit ihrer „bis zur Ermüdung wiederkehrenden eintönigen Art" ist ihr Hauptkennzeichen. Dieses Illyriervolk leistet sein Bestes in der Keramik, während die Germanen sich durch die Bronzetechnik hervortun, aber umgekehrt in der Töpferarbeit nicht wie jene Meister sind. Handelt es sich also bei den Hyperboreern um ein Bronzevolk, so kann man folgerecht nur an ein germanisches denken. Je mehr Germanen sich in der Weichselniederung im Laufe der Zeit ansiedelten, um so zahlreicher werden die Bronzefunde; desto mehr ist also ihr Bedürfnis nach Bronze gewachsen. Beruhte auf diesem Bedürfnis die Verbindung mit dem griechischen Süden und insbesondere mit Delos, so kann es sich eben nur um die Germanen handeln, nicht die Illyrier. Immer mehr drangen die Germanen vom Norden, wohl über Skandinavien und die Ostseeinseln, in der Weichselgegend zwischen 1400 und 750 vor Chr. vor und schoben die Illyrier immer weiter nach Süden, bis diese Völkerbewegung schließlich unterhalb der Donau endgültig zur Ruhe kam. Somit stellen diese Illyrier die Verbindung zwischen den Ostseevölkern und denen am Adriatischen Meere dar. Hierauf werde ich sofort zurückkommen.

Was aber das warme Klima angeht, durch das sich das Hyperboreerland auszeichnen soll, so muß ich darauf hinweisen, daß in der Tat von einem glücklichen gesunden und auch warmen Klima der alten Germanensitze recht wohl gesprochen werden kann. Das Land des Bernsteins, mit dessen Handel die Germanen sich schon in ältesten Zeiten befaßten, reichte westlich bis zu den friesischen Inseln, wo z. B. auf Sanö, deren nördlichster, noch heute vielfach Bernstein gefunden wird und von jeher einen einträglichen Verdienst den Inselbewohnern brachte. Hier ist das Klima auffällig gesund und milde, die niedrigste Temperatur geht im Winter nur selten unter 2° Kälte hinab und ist so gleichmäßig, daß Erkältungen wenig vorkommen. Die Inseln nehmen eben noch am Einflusse des Golfstromes teil, und noch heute erfreuen sich die Einwohner einer bemerkenswerten Gesundheit. Aber auch die Inseln, über die die Germanen ihren Verkehr mit der Weichselgegend leiteten, stimmen in

Digitized by Google

dieser Hinsicht mit ein. Auf der kleinen Inselgruppe Christianső bei Bornholm z. B., den „Erbseninseln" Aerthholmene, wie sie heißen, gedeihen im Freien Melonen, Weintrauben und Feigen gar prächtig [1]). Alles das läßt die antiken Überlieferungen von einem glücklichen, gesunden und schönen Heimatlande der Hyperboreer in keiner Weise übertrieben erscheinen.

Betreffs der „fabelhaften Wunder", durch die sich dieses Land berühmt gemacht habe, läßt sich ein Gleiches sagen. Die Kunst des Bronzegusses, die von den Germanen der Bronzezeit geübt ward, streift in der Tat ans Wunderbare, und die entzückenden Goldarbeiten reden eine Sprache, die sich nur in Superlativen bewegt. Unsere modernen Gießer können sich — ich wiederhole, was mir in dieser Sache hervorragende Techniker gesagt haben — gar keine Vorstellung davon machen, wie es möglich gewesen sei, die Bronzeröhren der Luren herzustellen, das Verfahren wiederzufinden ist der modernen Gießerei daher bis zur Stunde nicht gelungen. Also in bezug auf Technik waren uns die Germanen der Bronzezeit in vielen Dingen unzweifelhaft überlegen. Das trifft auch auf manches andere zu. Die Steinsetzungen kalendarischer und anderer Natur gehören hierher und mußten die Verwunderung jedes Fremden erwecken, wie sie es noch heute tun, z. B. die in den Kreisen Kulm, Konitz und besonders in Odry bei Skerz. Sie ergänzen das Bild, das ich durch Ausdeutung der Hekatäus-Diodorschen Angaben von der hohen astronomischen Einsicht der Hyperboreer aufgestellt habe. Daher finde ich gar nichts Übertriebenes, Unglaubliches oder Mythologisches an der Überlieferung des Altertumes, daß ein Teil dieser hohen Kultur in Gestalt des Gottes Apollo nach Griechenland gelangt sei. Wundernehmen müßte es vielmehr, wenn der Ruf und einzelne Elemente dieser Kultur nicht zu anderen Völkern gedrungen wären.

Die sich in der Weichselniederung gegen Ende der Bronzezeit mehrenden Germanen, die zugleich Bronzekultur einführten, nahmen hier auch den Bernsteinhandel wieder auf. „Und zwar gewann diese neue Handelsblüte an der Danziger Bucht eine derartige Kraft, daß der Bernsteinhandel der jütischen und schleswig-holsteinischen Nordseeküste, der in der Steinzeit unzweifelhaft den Vorrang und während der ganzen Bronzezeit sogar die Alleinherrschaft behauptet hatte, nunmehr durch den steigenden Wettbewerb des preußischen Bernsteinhandels allmählich vollkommen zum Erlöschen gebracht wurde [2])."

Damit kommen wir auf die Nachbarn der Weichsel-Germanen, die Illyrier zurück.

Sie stellten im Laufe der Zeiten eine natürliche Verbindung zwischen der Weichselgegend und den Gegenden an der Adria her, wie es Tacitus von ihnen

[1]) F. Tismar, Die Insel Bornholm. Berlin, Griebens Reisebücher 1899, S. 94.

[2]) Kossinna, a. a. O., S. 15. — Vgl. Olshausen, Über den alten Bernsteinhandel der kimbrischen Halbinsel. Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1890, S. 270—300 und A. Götze, Über neolithischen Handel in der Festschrift für Bastian, S. 331.

Digitized by Google

ausdrücklich berichtet, daß sie weithin nach Süden zur Donau Streifzüge unternahmen; auch nach Jordanes bewohnten die volkreichen Venetae von den Weichselquellen an ein ungeheures Gebiet [1]). Darauf ist es zurückzuführen, daß ein südlicher Stapelplatz des Bernsteinhandels in den Vordergrund tritt, der durch Jahrhunderte hindurch an den Mündungen des Po bestanden hat bis in historische Zeiten hinein.

Dafür zeugt eine ganze Reihe von Tatsachen. So sehr galt im Altertum die Poniederung als das Emporium des Bernsteinhandels, daß viele seiner Schriftsteller sogar meinten, der Bernstein wachse hier; auf den Felsen am äußersten Busen des adriatischen Meeres stünden Bäume, die bei Aufgang des Hundssternes den Bernstein als Gummi ausschwitzten [2]). Das Land der Veneti an der Pomündung sei mithin das eigentliche Bernsteinland. Man setzte demgemäß den Padus-Fluß mit dem Eridanos der Hyperboreer und des wahren Bernsteinlandes gleich, ja nannte den Po selbst Eridanus. Ferner behauptete man, am Ausflusse des Padus in die Adria lägen die Electrides Insulae, die Bernsteininseln. Dagegen verwahrt sich Plinius auf das allerentschiedenste: niemals hätte es hier solche Inseln gegeben, so wenig als der Po mit dem Eridanus etwas zu tun habe [3]). Das hatte schon vor ihm Strabo (5, 1, 9) ebenfalls als Märchen festgestellt; auch Polybius spricht darüber (2, 16) ab und zeiht namentlich Timaeus großer Unwissenheit über diese Gegend.

Eine weitere Folge der Beziehungen des Polandes zum Bernsteinlande war, daß man im Altertume den Namen des nordischen Mare Cronium, das die antiken Etymologien mit dem alten Urgotte Kronos, d. i. dem italischen Saturnus zusammenbrachten, auch auf das Adriatische Meer übertrug und die Adria das Mare Saturnium nannte, weil Kronos dessen Küsten bewohnt habe [4]).

Das alte Volk, das die Niederungen des Po bewohnte, waren die illyrischen Veneti. Ihnen steht im nordischen Bernsteinlande das Volk der Venedae oder Veneti des Tacitus, Ptolemäus u. a., ferner der Sinus Venedicus (Kurisches Haff), die Venedischen Berge (*Οὐενέδικα ὄρη* des Ptolemäus) und ein heutiger Ort mit dem seltsamen Namen Venedien, südwestlich von Mohrungen, gegenüber.

Im südlichen Westpreußen und an der Netze breiteten sich nach dem Befunde der Archäologie besonders früher die Illyrier aus. Da ist es denn sehr auffällig, daß ein Fluß im italischen Lande Venetia den Namen Nátiso heißt, dem nordischen Netze (von gotisch natjan, althochdeutsch nezzan, netzen)

[1]) Siehe oben S. 52 und Jordanes V: ab ortu Vistulae fluminis per immensa spatia Venetarum natio populosa consedit.

[2]) Plin., Hist. nat. 37, 11.

[3]) Hist. nat. 37, 11, vgl. 3, 30.

[4]) So z. B. Lucanus II. v. 399.

Digitized by Google

deutlich ganz und gar entsprechend. Aber diese Flußnamenbildung steht nicht allein. Die Ähnlichkeit in der Namensbildung Is-arcus, -argus für einen Nebenfluß der venetianischen Etsch mit den Flußnamen Arge und Pass-arge in Preußen ist nicht zu verkennen, so wenig als die zwischen dem venetischen Flußnamen Liquentia jetzt Livenza und Tila-ventus jetzt Tagliamento (Plinius) nebst den Stadtnamen Fav-entia, Par-entium, Plac-entia gegenüber den in den verschiedenen Gegenden Preußens vorkommenden Flußnamen Dre-wenz nebst Ortsnamen wie Plow-enz, Lab-enz, Graud-enz im Marienwerderschen Regierungsbezirk. So tritt auch dem venetianischen Flusse Plavis (heute Piave) westlich der Liquentia der Fluß Mlaw-ka zur Seite, der unweit Mlawa [1]) an der Südgrenze Westpreußens entspringt und zum Flußgebiet der westpreußischen Drewenz gehört. Ich könnte diesen Parallelen noch viele von — einzeln für sich — geringerer Überzeugungskraft hinzufügen, die aber in ihrer Gesamtheit die durch das Gegebene berechtigte Behauptung erhärten, daß die illyrischen Veneter Oberitaliens mit den Venetern an der Weichsel und in Ostpreußen einerlei Sprachstammes sein müssen.

Einen indirekten Beweis des Zusammenhanges der italischen Veneter mit den preußischen bieten uns Strabos Bemerkungen über die Verwandtschaft der ersteren mit den Veneti in der Bretagne. „Diese Veneter halte ich für die Stammväter jener am adriatischen Meere (sagt er 4, 4, 1). Denn auch die übrigen Kelten in Italien sind fast alle aus dem Lande jenseits der Alpen eingewandert, wie die Bojer und Senonen. Aber der Gleichnamigkeit wegen hält man jene für Paphlagonier" (die Enetoi des Homer). Er spreche dies, fügt er vorsichtig hinzu, nicht als feste Behauptung aus, denn in dergleichen Dingen genüge Wahrscheinlichkeit. Aber da er die Veneter am Ozean in Gallien zu den Belgiern rechnet, so mag hier darauf hingewiesen werden, daß Pomponius Mela von den den Germanen benachbarten Skythen in Asien sagt, sie würden mit gemeinsamem Namen Belcae genannt [2]), ihre Wohnsitze lägen Thule, wie er Skandinavien nennt, gegenüber und die ersten an der asiatischen Küste seien die Hyperboreer. Es handelt sich also bei den Belcae um die Veneti. Somit wären sowohl die preußischen wie die bretagnischen Veneter Belgier, d. h. ein den Germanen zwar nicht gleiches aber stammverwandtes Volk. Und wenn die bretagnischen Veneter mit den italischen verwandt sind, so sind letztere es natürlich auch mit den preußischen, umsomehr, als die bretagnischen Veneter auserlesene Handelsleute waren, die den Handel

[1]) P, b und m wechseln häufig schon im Altertum, z. B. in Bargus neben Margus (Nebenfluß der Donau), bei Strabo 7, 5, 12 („Margus, den Einige Bargus nennen"); Pedasos in Karien heißt jetzt Melasso; neben Marpessus bei Varro und Pausanias steht Marmessos bei Lactantius und Suidas usw. Das labiale m ist nur eine Erweichung der Labialmuten.

[2]) 5, 36: Scythici populi incolunt (Asiae confinia), fere omnes in unum Belcae appellati. 5, 57: Thyle Belcarum litori adposita est.

Digitized by Google

mit Britannien, wo es im Südwesten auch Belgae gab, ganz in ihren Händen hielten, vorzügliche Seefahrer und ein kräftiges und mächtiges Volk [1]). Zu den Venetischen Inseln [2]) gehörte auch jene Insel Sena, von der wir das einzige Beispiel der Neunzahl in Gallien berichten konnten [3]), wo neun heilige Jungfrauen den Kult der Erdmutter Demeter besorgten. So haben auch die Veneter eine Sage, daß ihr Grenzfluß Timavus „neun Schlünden entrollte" (Virg. Aen. 1, 243). Die Erdmutter war auch die Hauptgöttin der den preußischen Veneti benachbarten und mit ihnen wohl verwandten Aestii „mit ihrer der britannischen ähnlichen Sprache". So schlingt sich ein gemeinsames Band von dem preußischen Bernsteinlande zu dem italischen Venetien und den bretonischen Veneterlande, und nicht unbeachtet kann dabei bleiben, daß die letzteren mit dem britannischen Handel auch den des Zinnes der britischen Cassiterides innehatten, dessen die Germanen zur Herstellung der Bronze so dringend benötigten.

Diesen Sachverhalt bezeugt auch die Verbreitung der Kurzschädel in der Steinzeit, wie sie Kossinna in seinem neuesten Werke „Die Indogermanen" Taf. 1 darstellt. Es ergibt sich deutlich deren Häufung erstens im Gebiete der Belgier, zweitens an der Küste der bretagnischen Veneter, drittens in Südostgallien an der unteren Rhone, sowie viertens in Nordostdeutschland. Vielleicht läßt sich solche auch für die italischen Veneter noch feststellen.

Daß aber die italischen Veneter auch zum Kultkreis des Apollo gehören, beweist Strabo 5, 1, 9, denn sie hatten einen Hain der Artemis mit zahmen Wölfen, wovon er eine ergötzliche Geschichte erzählt, aus der sich ferner ergibt, daß sie mit großem Eifer der Pferdezucht oblagen, wie Pindar die hyperboreeische Artemis, Latonas Kind, die Rossefreundin nennt, und wie bis auf heute die Pferdezucht eine wesentliche Rolle in Preußen spielt. Die Stadt Triest hieß übrigens ursprünglich Artemidorus.

Noch im Mittelalter nannte man die Handelsleute kurzweg Venediger. Die berühmte Handelsstadt des Mittelalters an der Ostsee, Vineta, hieß urbs Venetorum. Das mag ein Nachhall der uralten Handelstätigkeit der Veneter sein. Sie scheinen auch sonst ihren Namen dort, wo sie auf ihren Handelszügen hinkamen, hinterlassen zu haben, denn den Bodensee nannte man auch Lacus Venetus und zwei in ihn mündende Flüsse hießen Argus, jetzt Arg. Die Namen des Berges Groß Venediger in den hohen Tauern, sowie des Venetberges bei Imst am Inn (unweit der Stadt Vent im Ötztal) könnten recht wohl in ähnlicher Weise entstanden sein. Denn daß Veneter auch weiter nordwärts in Tyrol ansässig waren, haben Fr. Stolz und A. Walde wahrscheinlich gemacht, und venetische Inschriften sind in Würmlach bei Mauthen

[1]) Vgl. Cäsar, B. G. 3, 8. 12ff.
[2]) Insulae complures Venetorum quae et Veneticae appellantur, Plin. 4, 34.
[3]) Siehe oben S. 27.

Digitized by Google

und bei Gurina im Obergailtal in Kärnten gefunden worden [1]). Die Veneter waren Illyrier, das scheint für Herodot (1,196 *Ἰλλυρίων Ἐνετούς*) unzweifelhaft zu sein, und Pauli weist in seinem Werke über die Veneter mehrere Gemeinsamkeiten zwischen venetischen und illyrischen Namen nach. Wenngleich diesen „sehr alten Volksstamm" Polybius (2, 17) in Sitten und Tracht den Kelten sehr nahe stellt, so sprechen sie doch nach ihm eine andere Sprache [2]). Die Veneter teilen, so sagt er, mit den Hyperboreern den Ruf, ein eigenartiges Volk zu sein, von dem man viel Wunderbares zu melden wisse.

Sind wir nunmehr nach alledem vollberechtigt, eine geschichtliche Beziehung dieser italischen Veneter mit den preußischen als wahrscheinlich anzunehmen, so knüpft sich anderseits eine Verbindung mit Griechenland dadurch an, daß in ältesten geschichtlichen Zeiten an einem Arm des Po eine hellenische Stadt lag, von der Strabo 5, 7 berichtet, daß zwischen Altinum und Ravenna „Spina, jetzt nur ein Flecken, früher aber eine berühmte hellenische Stadt, liegt; wenigstens wird ein geweihter Schatz der Spineten zu Delphi gezeigt, und auch sonst spricht die Geschichte von ihnen wie von Seebeherrschern. Man sagt auch, der Ort habe am Meere gelegen, jetzt aber ist er im inneren Lande, etwa 90 Stadien von der See entfernt." Wenn diese Stadt, jetzt Spinazzino genannt, einst unmittelbar an der Adria gelegen war, so mußte eine nicht unbeträchtliche Zeit darüber hingegangen sein, bis sich 16,648 km Landes dazwischen ansetzten, das heißt also, diese einst mit Delphi in Verbindung stehende Stadt muß in graue Vorzeit zurückreichen. Auch das nahe Ravenna, die später so berühmte Hauptstadt des ostgothischen Reiches unter Theoderich dem Großen, dem deutschen Helden Dietrich von Bern, wurde nach Strabo als eine alte griechische Kolonie betrachtet; er berichtet darüber: „Auch Ravenna wird eine Gründung der Thessalier genannt. Da diese aber den Übermut der Tyrrhener nicht ertragen konnten, nahmen sie freiwillig eine Anzahl Ombriker (Umbrer) auf, die auch noch jetzt die Stadt besitzen, sie selbst aber kehrten in ihre Heimat zurück." Die starke Sumpfbildung, die eintrat, wird das Übrige zu dem Rückzuge der griechischen Bevölkerung getan haben.

Bis zu den Grenzen des venetischen Gebietes kamen aber noch zu Strabos Zeit an den Fluß Natiso die „illyrischen Völker um den Ister herum", um Wein in hölzernen Fässern auf Lastwagen, Öl und die Erzeugnisse des Meeres zu holen und dafür Sklaven, Schlachtvieh und Häute zu bringen. Die Griechen in Spina und Ravenna vermittelten dann offenbar den Verkehr dieses Handels ihrer Nachbarn mit Griechenland, der schließlich mit ihrem Weggange von selbst ein Ende nahm. Der Schiffsverkehr ward dadurch unmöglich gemacht.

Bei dem ungezwungenen Zusammenhange dieser Tatsachen können wir also wohl sagen, daß wir den einen Weg der Gastgeschenke der Hyperboreer an

[1]) Vgl. auch Hirt, Indogermanen, S. 151f.

[2]) Dem Jordanes sind es Slawen und Anten, oder wie er sie nennt Sclaveni et Antes. Noch heute reicht ja das slawische Sprachgebiet bis hierher.

Digitized by Google

die Griechen, nämlich den durch verschiedene Völker über die Adria, wie ihn Herodot angibt (s. oben, S. 47), festgelegt haben. Das war noch in der älteren Zeit, aber schon, nachdem der unmittelbare Verkehr der Nordländer mit Delos aufgehört hatte.

Der spätere Weg der hyperboreeischen Opfergaben, wie ihn Pausanias darlegt, führte über das Schwarze Meer. Wenn die Hellenen die Po-Gegenden schon früh verließen, mußten die Nordländer eben eine andere Straße wählen, wenn sie ihren Tauschverkehr mit dem griechischen Bronze-Markte in Delos aufrecht erhalten wollten. Mittlerweile waren die Germanen auch immer weiter nach Südosten vorgedrungen, bis in das Dnjepr-Gebiet, wie Kossinna überzeugend nachgewiesen hat. Ein Blick auf die Karte der archäologischen Funde im Osten Germaniens, die er seinen vortrefflichen Untersuchungen über den „Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach Osten" (im Mannus II, Taf. X) beigegeben hat, überzeugt unmittelbar von dieser Tatsache. Immer mehr setzten sich die Germanen in diesen östlichen Ländern fest, in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten wird ihre Herrschaft am Schwarzen Meere auch von den griechischen Schriftstellern anerkannt und ihr Vorhandensein hierselbst wird noch in späten Zeiten bezeugt[1]). In der Verlegung des Weges der hyperboreischen Opfergaben an Apollo nach Delos scheint sich diese spätere Ausbreitung der germanischen Völker nach Südosten statt nach Süden und Südwesten wiederzuspiegeln.

Immer mehr häuften sich sodann germanische Völker an der Weichselmündung seit Beginn der Eisenzeit. Die Rugier kamen und die Wandalen, von welch letzteren (nach Plinius 4, 28) die Goten ein Stamm waren. Diese setzten sich in der Weichselniederung fest, und zwar muß das erheblich früher gewesen sein, als man allgemein annimmt. Man setzt ihre Übersiedlung von Schweden, die Jordanes ausführlich beschreibt, nach Westpreußen in das erste vorchristliche Jahrhundert. Aber Artemidorus von Ephesus soll sie schon 104 vor Chr. in seinem Periplus erwähnen, und noch früher, um 334 vor Chr. stellt sie bereits Pytheas in der Weichselniederung als ansässig fest. Darüber berichtet uns Plinius (37, 11) mit folgenden Worten, die ich hier nach der trefflichen alten Bipontiner Ausgabe von 1783 gebe, weil die neueren Plinius-Ausgaben mannigfache Änderungen vorgenommen haben, die kaum zu billigen sind[2]).

[1]) Es sind die bekannten Krimgoten.

[2]) Müllenhoffs Behauptung (D. A. 1, 479), statt Guttonibus müsse es Teutonis heißen, fällt schon aus paläographischen Gründen in sich zusammen, besonders aber, weil irgend eine zwingende Nötigung zur Abänderung des an sich vollkommen klaren Textes gar nicht einzusehen ist; ebenso die Lesart von Detleffsen und Riese „Inguionibus". Für Guionibus statt Gutonibus gibt es keine rechtfertigende Parallele, ja man schwankt bezeichnenderweise, ob es nicht auch vielleicht Suionibus (Schweden) heißen könne — eine vage Konjektur.

Digitized by Google

Pytheas Guttonibus Germaniae genti accoli aestuarium Oceani, Mentonomon nomine, spatio stadiorum sex millium: ab hoc diei navigatione insulam abesse Abalum: illuc vere fluctibus advehi, et esse concreti maris purgamentum: incolas pro ligno ad ignem uti eo, proximisque Teutonis vendere. Huic et Timaeus credidit, sed insulam Basileam vocavit.

Pytheas (sagt), daß eine Niederung des (nordischen) Ozeans von den Guttonen, einem Volke Germaniens, bewohnt würde, mit Namen Mentonomon, 6000 Stadien (von uns) entfernt. Von ihm um eine eintägige Schiffahrt ab läge eine Insel Abalus. Dorthin werde durch die Fluten (der Bernstein) im Frühjahr angespült und er sei der Auswurf des gefrorenen Meeres. Die Einwohner benützten ihn statt des Holzes zum Feuer und verkauften ihn ihren Nachbarn, den Teutonen. Ihm (dem Pytheas) stimmt auch Timaeus bei, nennt aber die Insel Basilea.

Nach Pytheas, den Strabo freilich zweimal einen Erzlügner nennt, dessen Meldungen aber ein Mann wie Timäus und die neueren Forschungen bewahrheiten, bewohnten also die Guttones eine Küstenniederung am germanischen Ozean mit dem Namen Mentonomon. Wenn wir sehen, wie Namen des Altertums sich häufig fast unverändert bis heute im Gebrauche erhalten haben, so werden wir wohl vermuten können, daß sich auch die Namen Gutones oder Guttones, Mentonomon und Basilea in der einen oder anderen Form noch nachweisen lassen. Denn z. B. die Galindae des Ptolemaios leben heute noch im Namen des Gallinderlandes oder Gallinden in Ostpreußen weiter (um Ortelsburg), sowie in dem des Ortes Gallinden zwischen Allenstein und Mohrungen. Ingleichen ist der Name der Venedae, Veneti des Plinius, Tacitus, Ptolemaios, Jordanes, wie gezeigt, noch heute vorhanden. So ist auch eine große Zahl von heutigen Ortsnamen in West- und Ostpreußen wohl auf den Guttennamen zurückzuführen: Guttstadt im südlichen Ermeland und n. davon Guttenfeld, Gutfeld bei Neidenburg, westl. davon Guttowo sö. von Löbau, Guttowo ö. von Straßburg, um den Spirdingsee Gutten bei Johannisburg und Gutten am See, nördlich darüber Seegutten, Guttenfeld sö. von Pr. Eylau und Gutenfeld sö. von Königsberg.

Die große Menge der Namen, zusammengedrängt auf ein so eng umgrenztes Gebiet, schließt die Zufälligkeit ihrer Ähnlichkeit aus, wenn auch nicht jeder dieser Namen genau den gleichen Ursprung haben mag. Im großen und ganzen geben sie uns die Möglichkeit das Land der Guttonen nach seinen Grenzen zu bestimmen. Der Zweifler aber möge nur einmal versuchen, im ganzen deutschen Reiche eine einzige Gegend nachzuweisen, wo sich auch nur drei Ortschaftsnamen mit diesem Wortthema beieinander finden; hier aber sind es 10 und vielleicht noch mehr auf so engem Raume. Er reichte von Gumbinnen als östlichstem Punkte südwestlich bis zur Drewenz und an die Weichsel, westlich bis zum Frischen Haff.

Diese Ortsnamen stammen selbstverständlich nicht alle aus so alter Zeit, wohl aber die Sprache, aus der sie gebildet sind. Im übrigen weist Plinius

Digitized by Google

selber ausdrücklich darauf hin, daß die Hillevionen, ein den Goten einst benachbartes Volk, nicht weniger als 500 Ortschaften hatten [1]).

Wenn wir weiter bei Plinius die ganze Weichselniederung Mentonomon benannt sehen, so werden wir es nunmehr nicht für unmöglich halten, auch diesen Namen noch in heutigen geographischen Bezeichnungen wieder zu finden. Das ist auch der Fall. Er ist ein Kompositum bestehend aus Mento- und nomon; die zweite Hälfte klingt höchst verdächtig an das griechische *νομός*, *νομή* „die Weide" an, ist aber wohl nur die griechische Zurechtstutzung des deutschen Wortes für denselben Begriff, nämlich nimid Weideplatz, heiliger gehegter Waldplatz für geheiligte Opfertiere [2]). Gegenüber Graudenz fließt fast parallel zur Weichsel ein kleines Nebenflüßchen, das bei Neuenburg in die Weichsel mündet, es heißt Montau; unweit davon, zwischen Neuenburg und Graudenz fast in der Mitte, liegt der Ort Montau an der links-weichseler Straße. Weiter nach Norden westlich von Marienburg an der Straße rechts von der Weichsel gibt es ein Groß- und ein Klein-Montau, von denen das Dreieck, das die hier ihr Mündungsdelta beginnende Weichsel bildet, die Montauer Spitze heißt. In der Mitte zwischen den beiden Montau in Süd und Nord befindet sich, ebenfalls unweit der Weichsel an der Straße, der Ort Montauerweide. Letztere Namensbildung scheint nun mit dem Mentonomon oder Mentauweide gänzlich übereinzukommen [3]), wie denn auch andere Zusammensetzungen mit Weide z. B. im nahen Rudnerweide belegt sind. Noch ein Fluß ähnlichen Namens kommt hier vor, Montwey (oder Netze) bei Hohensalza im Posenschen etwas weiter südlich, sowie westlich bei Deutsch Eylau ein Ort Montig, südlich von Löbau aber ein Ort Montowe (neben Guttowo) und noch weiter westlich hinter Neidenburg Montwitz. Bei so vielen Belegen des Namens in dieser Gegend ist wohl auch hier ein Zufall ausgeschlossen. Bis zur Gegend von Marienburg, Marienwerder, Graudenz müßten demnach die Guttonen zur Zeit des Pytheas gesessen haben und zwar östlich der Weichsel, wo sie auch Ptolemäus angesetzt hat.

Dieses ihr Land nennen Pytheas-Plinius ein aestuarium Oceani. Das ist es auch im vollsten Sinne des Wortes, eine See- oder Meerlache, eine durch die Flut (aestus) bedrohte Niederung. Denn trotz der bis 8 m hohen Deiche und Dämme werden diese Gegenden auch heute noch nicht selten durch schwere Überschwemmungen verheert, wie man sie ja auch im Weltkriege zum Schutze gegen den Einbruch der russischen Völkerflut in einen See verwandeln wollte. Daß dies auch früher der Fall war, bezeugen die vielfachen, noch deutlich er-

[1]) 4, 27: Hillevionum gente D incolente pagis.

[2]) De sacris silvarum quae „nimidas" vocant, s. Schade, Altdeutsches Wörterbuch.

[3]) Man könnte Mentonomon ungefähr auffassen als Zusammensetzung von munt Schutz und nimid geheiligter Weideplatz. Die latein. Formung Mento steht zum deutschen munt, mont — was die Vokalisation angeht — wie lat. mentum zu deutsch mund, menta zu munza, minza usw.

Digitized by Google

kennbaren Veränderungen des Stromlaufes, und noch jetzt verändern nach jeder Flut die Sandbänke ihre Lage.

Von Mentonomon aus lag, wie Pytheas Bericht fortfährt, eine eintägige Schiffahrt entfernt, die Insel Abalus, wohin der Bernstein als Auswurf des „geronnenen, gefrorenen Meeres" von den Fluten angetrieben wurde. Eine Tagesfahrt zu Schiffe oder vielmehr damals zu Kahn von Montau aus kann freilich nicht weit geführt haben, zumal auf der triebsandreichen Weichsel mit ihren Sandbänken. In die Ostsee hinaus kommt man damit an einem Tage sicher nicht und noch weniger zu einer Insel in derselben, denn so nahe gibt es keine in der Ostsee. Wohl aber gibt es eine starke Tagesfahrt vom südlichen Montau bis zum nördlichen Montau (39 km Luftlinie) eine Insel, das ist der Nogat-Werder, der ebenso im Weichseldelta liegt, wie etwa die „Insel" Peuke im Donaudelta. Die Spitze dieses Deltas ist eben die Montauer Spitze. Von hier aus ist es dann fast ebensoweit bis zur Mündung der Nogat ins Frische Haff rechts, wie zu der der Weichsel in die Ostsee links.

Die Insel selbst wird von Pytheas Abalus genannt, von Timäus aber Basilia, das ist „die Königliche" (ἡ βασιλεία νῆσος). Timäus gilt als sehr gewissenhafter Forscher [1]), er gibt dieser letzten Bezeichnung den Vorzug, die Plinius dann noch einmal (4, 27) nennt. Nun zieht sich auf der guttonischen Seite an dem Nogat-Werder, mit der Montauer Spitze beginnend, ein Kranz von Ortschaften entlang, deren Namen mit „König" zusammengesetzt sind: Königswalde gegenüber Montauerweide bei Mewe, Königsdorf bei Marienburg, Königshagen bei Elbing. Sollte sich hierin nicht das Andenken an die „Königsinsel" verkörpern? Daß die Guttonen unter königlicher Gewalt ständen, sagt Tacitus ausdrücklich, und sogar „ein wenig schärfer als die übrigen Germanen, wenn auch noch nicht über die Freiheit hinaus" [2]).

Dieselbe Insel wird von Xenophon von Lampsacus Baltia genannt. Er sagt, sie liege 3 Tagereisen von der skythischen Küste entfernt [3]). Die Entfernung trifft auf den Nogatwerder recht wohl zu. Der Name Baltia aber auch; bei Dirschau hat er sich, in einem noch zum Werder gehörigen Ort Baldau an der Weichselstraße erhalten, und wenn dieser Name später auf das gesamte östliche Gestade, auf die Ostseeprovinzen übertragen worden ist [4]),

[1]) Die Schriften dieses sizilisch-griechischen Schriftstellers sind größeren Teils verloren gegangen und waren wegen ihrer quellenmäßigen Zuverlässigkeit geschätzt. Da er 352—256 vor Chr. lebte, ist er ein jüngerer Zeitgenosse des Pytheas.

[2]) Trans Lugios Gotones regnantur, paulo jam adductius quam ceterae Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem. Germ. 44.

[3]) Plin. 4, 27: Xenophon Lampsacenus, a litore Scytharum tridui navigatione, insulam esse immensae magnitudinis, Baltiam tradit. Eandem Pytheas Basiliam nominat. Die „ungeheure" Größe entpuppt sich als ein gewaltiges Mißverständnis der Angabe des Pytheas, daß das Land 6000 Stadien Entfernung habe, nämlich von Griechenland aus, wie oben S. 50 f. gezeigt. Auch Diodor v. Sic. bespricht sie 5, 23.

[4]) Der Name „Baltisches Meer" ist erst bei Adam von Bremen († 1076) nachweisbar.

Digitized by Google

so ist das eine Folge der überwiegenden Bedeutung des alten Handels-Emporiums für dieses ganze Hinterland.

Denn Handelsmittelpunkt blieb die Gegend nach wie vor bis zum Ausgang des Altertums. Nur waren im Norden an die Stelle der urgermanischen Hyperboreer die Goten, und an die Stelle der Griechen die Römer getreten.

Hiermit ist den wohl die Zuverlässigkeit der beiden vielgeschmähten Berichterstatter, des Pytheas wie des Plinius, vollkommen dargetan, zugleich aber auch ein helles Licht im Dunkel des germanischen Altertums gewonnen.

So können wir nun den Ring unserer Untersuchungen als geschlossen betrachten. Ich glaube einen lückenlosen Beweis dafür erbracht zu haben:

1. Daß die Hyperboreer kein mythisches, sondern ein wirkliches, und zwar ein germanisches Volk waren, erwiesen durch die genügend kontrollierbaren kalendarischen wie auch geographischen Angaben der Schriftsteller des Altertums.

2. Daß die Sage von der nordischen Herkunft des griechischen Kulturgottes Apoll der Niederschlag einer geschichtlichen Tatsache von größter völkergeschichtlicher Bedeutung ist, die einen uralten kulturellen Zusammenhang der Germanen und Griechen erweist.

3. Daß beide Völker ursprünglich gleiche Zeitrechnung und in mancher Hinsicht gleiche Anschauungsformen gemeinsam hatten, wie auch die beiden Kulturgötter Apollo und Wodan im wesentlichen die gleichen sind.

4. Daß der Verkehr zwischen dem nordischen und südlichen Volke in ältester Zeit ein direkter und persönlicher war, später aber durch sich dazwischen schiebende andere Völker, wie namentlich die Veneter, vermittelt wurde und schließlich ganz aufhörte.

5. Daß dies zum Teil auch durch Völkerverschiebungen und andere Veränderungen im Norden selbst bewirkt wurde, wodurch der Bronze- und Bernsteinhandel, der bei diesem Verkehr ein wesentliches Glied bildete, teils erschwert, teils mit beginnender Eisenzeit gegenstandslos ward.

6. Endlich, daß bei allen diesen Beziehungen die Nordländer mehr die Gebenden als Empfangenden waren, und zwar in materieller wie besonders in geistiger Hinsicht.

Anhang I.

Ich halte es für geboten, die Hauptergebnisse meiner manigfachen Untersuchungen über den altgriechischen Kalender zusammenzufassen, soweit sie hier einschlagen. Wir haben drei Rechnungsarten festgestellt:

1. Die mit siderischen Monaten zu 27,32166 oder rund 27 $^1/_3$ Tagen. Sie liegt dem ältesten griechischen Kalender zugrunde. Es scheint, daß man ursprünglich eine feste Jahreseinteilung nicht gehabt hat, solange man noch keine andere Rechnung, wie die nach synodischen Monaten oder nach Sonnenjahren, zum Vergleich hatte oder heranzog. Erst als das geschah, kann man

Digitized by Google

von einer Jahresrechnung sprechen. Bis dahin konnte man eine beliebige Anzahl von siderischen Monaten zu einer größeren Zeitperiode zusammenfassen, wie z. B. die Akarnanier 6 Monate auf ein Jahr rechneten. So konnte man beliebig viele Monate zu einer Periode zusammenstellen; doch ergab sich eine Bevorzugung derjenigen Reihen, die bei Berücksichtigung der Dritteltage annähernd volle Tage ausmachten, wie 164 Tage = 6, 246 Tage = 9, 328 Tage = 12 Monate usw. bilden. Auch späterhin gab es bei den Griechen keine von allen Hellenen anerkannte Jahresteilung (vgl. Plut. Aristid. cap. 19). Astronomisch gerechnet, also durch Empirie festzustellen, machen 28 Monate zu je 27,32166 Tagen 765 volle Tage (765,00648) oder zwei 14monatige Jahre zu je 382 $^1/_2$ Tagen. Das 14monatige Jahr scheint daher neben den 9- und 12monatigen eine bevorzugte Rolle zu spielen, wie schon bei den Hyperboreern.

2. Die Rechnung mit synodischen Monaten zu 29,53059 oder rund 29 $^1/_2$ Tagen ist schon früh neben die siderische getreten und hat durch Ausgleichsversuche mit dieser ohne weiteres zur Periodenbildung geführt. Je zwei und zwei Monate ergeben hier annähernd volle Tage. Sehr nahe kommt die Tageszahl von 13 synodischen Monaten (29,53059 × 13 = 383,89767 Tage) der von 14 siderischen (27,32166 × 14 = 382,50324 Tage), so daß sich hierdurch eine Jahreseinheit ergibt. Das alte siderische Jahr zu 14 Monaten ist also fast genau gleich dem 13monatigen synodischen Jahre. Dadurch ward der Übergang von der siderischen zur synodischen Rechnung sehr erleichtert, wie denn der Solonische Kalender eine Kombination von einem synodischen 12- mit einem siderischen 14monatigen Jahre bzw. mit einem 13monatigen synodischen Jahre darstellt. Eine andere Einheit ergibt sich bei 54 siderischen Monaten (1475 Tagen), die ebensoviel sind als 50 synodische. Sie ist die Pentaeteris genannte olympische Frist, wobei der Name „Fünfjahrsfrist" auf ein 10monatiges synodisches Jahr von 295 Tagen hinweist, denn 1475:5 = 295. Hier ergibt sich mit Sicherheit, daß man den siderischen Monat astronomisch genau mit 27,32166 Tagen faßte (× 54 = 1475,36964), den synodischen aber weniger genau mit 29$^1/_2$ statt 29,53059 Tagen ansetzte, denn die genauere synodische Rechnung ergibt nicht bloße 1475 Tage, sondern 1$^1/_2$ Tage mehr (1476,5295 Tage). Mithin war die siderische Rechnung durch Empirie gefunden, die synodische aber an diese nur angeglichen.

3. Zu der siderischen und synodischen Mondenjahresrechnung trat im Laufe der Zeiten die nach Sonnenjahren. Aber das Sonnenjahr hatte anfangs nur 360 Tage, geteilt in 12 Monate, wie das die Ägypter (nach Herodot) zuerst eingerichtet hatten. Die Zwölfteilung war bei ihnen überall durchgeführt (Herodot 2, 152): ganz Ägypten war in 12 Teile mit 12 Königen geteilt, jeder ägyptische Krieger bekam 12 auserlesene Äcker, ein Kreis von 12 großen Göttern ward aufgestellt, das Labyrinth oberhalb des Sees Möris, das bedeutendste Bauwerk Ägyptens, hatte 12 bedeckte Höfe. Nach Diodor von Sizilien 1, 22 waren auf der Nilinsel Philae rings um das Grabmal des Osiris 360

Digitized by Google

Opferschalen aufgestellt, die das altägyptische Jahr von 360 Tagen darstellten, und in Akanthos in Ägypten an der libyschen Grenze über Memphis war ein durchlöchertes Faß, in welches 360 Priester täglich Wasser aus dem Nil trugen (1, 97). Dieses Jahr scheint in 40 Wochen geteilt worden zu sein, wie z. B. die ägyptische Legende erzählt, daß Typhon den Leichnam des Sonnengottes Osiris in 40 Teile zerschnitt, die er überall hin verstreute. Das wären also 40 Neunerwochen. Dann fügte man ihnen noch die 5 Epagomenen hinzu. Nach Plutarch gewann Thut im Brettspiel von der Selene (Isis) $^1/_{72}$ jedes Tages im Jahr und bildete daraus die Epagomenen. Die Griechen nahmen ebenfalls das 360tägige Jahr an; Hippokrates setzt 9 Monate = 270 Tage, Aristoteles $^1/_5$ des Jahres zu 60 und $^1/_6$ zu 72 Tagen. Ebenso übernahmen sie die Zwölfteilung, nicht bloß für den Kalender, wofür die Amphiktyonie der 12 Völker zu Thermopylä, die Zwölfstädtebünde (Dodekarchien) der Jonier und Aioler, die 12 Götter, die 12 Arbeiten des Herakles und vieles andere, zeugen (vgl. die Zwölf bei den Römern und Etruskern), und diese übertrug sich auch auf das Mondjahr. Das synodische hat ja sowieso 12 Monate im Sonnenjahr. Ein Ausgleich mit der siderischen und synodischen Mondenjahrsrechnung war schwer, weil bei beiden gegenüber dem Sonnenjahre ein Rest von 14 oder 10 (siderisch) bis $11^1/_4$ (synodisch) Tagen übrig bleibt; letztere sind unsere germanischen Zwölfnächte. Einigermaßen gelang er nur dadurch, daß man mehrere Sonnenjahre zu einer Periode zusammenfaßte, die annähernd einer Mondenjahrsperiode entsprach. Das geschah in dem großen „Jahr" oder der Ennaeteris (*Ἐννατηρίς*), der Neunjahrsfrist, die Kleostratos von Tenedos um 545 vor Chr. oder nach anderen Eudoxos erfunden haben soll. Das große Jahr spielt in der Mythologie eine besondere Rolle; Apollo muß wegen des Mordes am Drachen Python dem Admet ein großes Jahr dienen, ebenso Kadmos für die Tötung des Ares-Drachens. Es gehört mit seiner Neunzahl so recht zum Kultkreise des Apoll. Die pythischen und olympischen Spiele waren enneaterisch, ebenso wie die Daphnephorien in Theben, das Fest des Septerion, das eine Nachahmung des Kampfes mit dem Drachen war, und die Feste Herois und Charila (die sich mehr an den Dionyskult anlehnen). Diese Frist von 9 Jahren (dem Namen nach) umfaßte 99 (synodische) Mondmonate oder $2920^1/_2$ oder nach anderen 2922 Tage. Das sind aber, solar gerechnet, in Wirklichkeit nur 8 Jahre: $365 \times 8 = 2920$, $365^1/_4 \times 8 = 2922$. Die Benennung widerspricht auch hier dem sachlichen Inhalte, es muß also ursprünglich eine andere Kalenderrechnung vorgelegen haben. Das synodische Mondenjahr kann nicht ursprünglich vorliegen. Die 2922 Tage verteilte man zwar auf 96 gewöhnliche und 3 Schaltmonate. Der Schaltmonat hatte 30 Tage; zieht man 3×30 von 2922 Tagen ab, so bleiben 2832 Tage für 96 Monate übrig, wobei sich diese als zu 29,5 Tagen gerechnet herausstellen, also synodische sind. Aber 96 Monate machen ebenfalls nur 8 Jahre aus, während es sich doch um eine Neunjahrsfrist handelt. Nimmt man aber 12 siderische Monate von

Digitized by Google

27 Tagen für ein Jahr an, so ergeben sich wirkliche 9 Jahre (2916 mit dem kleinen Überschuß von 6 Tagen). Dann deckt sich der Name mit der Sache. Es ergibt sich daraus ohne weiteres auch hier, daß bei den Griechen die siderische Mondenjahrsrechnung die ursprüngliche gewesen ist. Die Bezeichnung Ennaeteris ward erst später dem Sonnenjahr zu Liebe in Oktaeteris umgewandelt. Den gleichen Vorgang haben wir bereits bei der Trieteris feststellen können. Das große Jahr war auch bei Illyriern und Dalmatern heimisch, denn jene opferten alle 8 (Sonnen-) Jahre dem Neptun ein Viergespann von Pferden (Paulus, epit. Festi 101; Serv. zu Verg. Georg. 1, 12), und diese teilten alle 8 Jahre den Grund und Boden neu auf (Strabo 315).

Auf die Zahl 99 aber scheinen die Griechen ebenfalls erst vom Norden her gestoßen worden zu sein. Sie spielt in der Mythologie und den Volksgebräuchen vieler indogermanischer Völker neben der Neun ihre Rolle, ich habe davon verschiedene Proben bereits angeführt und füge noch aus dem Indischen hinzu: Rigveda II, 14, 4 Opferpriester (Indra), der den Urana getötet hat, der doch 99 Arme zeigte. X, 49, 8: Ich bin 7fach stärker überlegen dem Nahus..... 99 Gewaltige ließ ich erstarken. G. Wilke gibt in seinem (mir erst jetzt zu Gesicht gekommenen) Aufsatz über die Zeiteinteilung der Indogermanen im Deutschen Volkswart, 4. Jahrg., Heft 7 und 8 noch folgende Beispiele: „Auf 99 Jahre lauteten früher ganz allgemein die Pachtverträge. In der Provinz Brandenburg verkauft man zu Weihnachten eine schwarze Katze in 9 Tücher mit 99 Knoten eingenäht in der Kirche für einen Hecketaler und läuft dann schnell weg, ehe der Teufel am Altar das Bündel aufhebt (Ldk. der Provinz Brandenburg, III, 239). Niemand darf mehr als 99 Güter haben. 99 Krankheitsnamen erscheinen mehrfach in deutschen, slavischen und indischen Beschwörungsformeln. Der Ursprung der symbolischen 99 muß also jedenfalls bis in die indogermanische Urzeit zurückreichen, und es liegt dann die Annahme nahe, daß sie, wie fast alle anderen symbolischen Zahlen, dem Kalenderwesen entstammt." Wie wir gesehen haben, umfaßt die hyperboreische 19jährige Periode 6939 Tage, das Sonnenjahr zu 365 $^1/_4$ Tagen gerechnet. Da aber das alte griechische Sonnenjahr nur 360 Tage hatte, so betrug diese Periode nur 6840 oder 99 Tage weniger, denn die Epagomenen mit dem Vierteltage $5{,}2425 \times 19$ machen 99,6075 Tage aus. Anderseits beträgt der Unterschied von 19 siderischen Mondjahren zu 13 27tägigen Monaten ($351 \times 19 = 6669$) und der von 18 Sonnenjahren zu 365 ($= 6570$) Tagen ebenfalls 99 Tage. Da ist es denn überraschend, daß der berühmte neolithische Steinkreis von Avebury in Wiltshire 99 Platten in der Runde aufwies (nach den Feststellungen Stukeleys 1715 u. a.) und der eine Doppelring 30 Platten im Außenkreis und 12 im Innenkreis hatte, was auf ein Sonnenjahr von 360 Tagen hinweist, der andere aber aus 27 (oder aus 29) Platten im Außenkreis und ebenfalls 12 im Innenkreis bestand. Hierin ist offenbar der Ausgleich eines 360tägigen Sonnenjahres mit einem Monden-

Digitized by Google

jahre versinnbildlicht, wie ich ihn soeben angegeben habe. Stephan bezieht aber die Anordnung auf 99 Monate, und zwar auf 49 Monate zu 29 Tagen = 1421 + 50 Monate zu 30 Tagen = 1500, zusammen 2921 Tage. Das wäre also die Enna- oder Oktaeteris der Griechen. Wir wissen nicht, welcher Nation die Erbauer des Avebury-Denkmales angehörten, ausgeschlossen ist es bei den ganz auffälligen Übereinstimmungen der zahlreichen archäologischen Funde, z. B. der Zonenbecher und der vortrefflichen jütischen Steinäxte in England einerseits und in Jütland und Skandinavien anderseits nicht, daß sich auch hier germanischer Einfluß zeigt.

Auf allen Wegen ergibt sich mithin, daß der siderische Kalender bei den Griechen der älteste war und daß sie ihn von den Hyperboreern überkommen haben, nicht umgekehrt diese von den Griechen, und zwar in sehr früher, wahrscheinlich vorgeschichtlicher Zeit, wie auch der Umstand beweist, daß die Griechen der geschichtlichen Zeit die ursprünglichen Bezeichnungen Ennaeteris, Pentaeteris, Trieteris selber nicht mehr verstanden und schließlich in Okta-, Tetra- und Di-eteris umwandelten, um nur einigermaßen zur Übereinstimmung von Namen und Bedeutung zu kommen.

Anhang II.

„Die Bauern (in Schweden) — so bezeugt im 16. Jahrhundert der Erzbischof von Upsala Olaus Magnus in seinem Werke De gentium septentrionalium usw. — werden so kundig gefunden, daß sie auf einen Tag genau vorhersagen können, die wievielste goldene Zahl vorliegt, und welcher Sonntagsbuchstabe, Schaltjahr, bewegliche Feste und Mondveränderungen nach 10 oder 600 oder 1000 Jahren usw. (Rustici adeo periti reperiuntur, ut die uno praedicere possint, quotusquisque aureus numerus sit, literaque Dominicalis, annus bissextilis, intervalla, festa mobilia et lunares mutationes post decem vel sexcentos aut mille annos...). Hierzu halte ich für förderlich wiederzugeben, was das Kloster, Bd. 12 von J. Scheible, Stuttgart 1849, S. 878, ausführt: „Da die Religion aller heidnischen Völker Sterndienst war, so mußte auch die Runenschrift kalendarischen und astronomischen Zwecken dienen. Der Runen- oder Jahresstab wurde zur Berechnung der Jahreszeiten und der Tage, an welchem Opferfeste und Volksversammlungen einfielen, verwendet. Die Leichtigkeit, Sicherheit und eigentümliche Art, wie der mit dem Christentum eingeführte katholische Kirchenkalender mit seinen Bestimmungen für die beweglichen und unbeweglichen Kirchenfeste in Skandinavien vom gemeinen Mann angewendet wurde, scheint auf eine nicht erst mit dem Christentume eingeführte Kenntnis in der Zeitrechnung hinzudeuten. Nicht nur haben die alten Runenstäbe ein selbständiges System der Zeitbestimmungen, sondern sie nehmen auch Rücksicht auf andere dem Kirchenkalender fremde Berechnungen, die einen alten einheimischen

Digitized by Google

Ursprung erkennen lassen und eine größere Anwendbarkeit für das bürgerliche Leben mit sich führen. Überdies finden sich keine Nachrichten, daß die Mönche jemals den Runenstab gebrauchten, sondern nur den katholischen Kirchenkalender, und sogar in den Zeiten, wo die Geistlichen im allgemeinen sogar mit diesem weniger bekannt gewesen zu seyn scheinen, so daß sie Anweisungen bedurften, an welchen Tagen die beweglichen Feste eintreffen. Wir haben noch einen bei der Synodalversammlung im Erzstifte von Upsala im Jahre 1535 ausgefertigten Circulärbrief übrig, in welchem die beweglichen Kirchenfeste bis auf die nächste Versammlung im Sommer 1536 festgesetzt sind. Er ist abgedruckt in Liljegrens Abhandlung über die Run-lära. Dagegen verstanden.... die Landleute in Schweden, nach einer von den Vorfahren auf sie übergegangenen Kenntnis, auf ihrem Runenstabe alle ihnen notwendigen Zeitbestimmungen selbst aufzusuchen; sie haben die beweglichen Festtage und die Mondsveränderungen zu bestimmen gewußt, und dies 10, ja 600—1000 Jahre vorher. Und da dieses, wie die Runenforscher anmerken, nicht als ein Erzeugnis katholischer Gelehrsamkeit betrachtet werden kann, da nirgends in andern christlichen Ländern etwas Entsprechendes nachgewiesen werden kann, so muß der Grund des Vorhandenseyns des Runenstabs im Norden, die Einrichtung und allgemeine Bekanntschaft desselben in einer der vorchristlichen Zeit bekannten Berechnungsart oder einem Jahresstabe liegen, und dieß um so mehr, als die ganze Einrichtung und das eigene System der Zeitrechnung ihrem Grunde und ihrer Anwendung nach ein uraltes Eigentum Skandinaviens ist (Liljegren, Run-lära)."

Wenn man das alles zusammenhält mit dem, was ich über die Runenkalender in meiner Abhandlung über „Vorgeschichtliche Musiktheorie" im Mannus 11/12 nachgewiesen habe, und bedenkt, wie verhältnismäßig spät die alten Griechen erst z. B. zu ihrer Buchstabenschrift gekommen sind, so verführt nicht eine übermäßige Liebe zu unserem Volke, als vielmehr wissenschaftliche Überzeugung zu der Meinung, daß die vorchristlichen Germanen besonders in ihrer vorgeschichtlichen Blütezeit an Bildung höher standen als die vorklassischen Griechen.

Digitized by Google

Der Weltenbaum und die beiden kosmischen Vögel in der vorgeschichtlichen Kunst.

Von Georg Wilke.

Mit 23 Textabbildungen.

Im indogermanischen Sagenkreise begegnen wir oft dem Mythos von einem Baum und zwei auf oder neben ihm sitzenden Vögeln, an deren Stelle bisweilen auch andere Wesen treten. Die Barito, ein Dajakstamm, erzählen von zwei uranfänglichen Bäumen im Reiche der Götter; auf dem einen, Bunkin Sangalan, wohnten der Vogel Sinan und der „Flügelengel" Tambiran. Ein in den „Engelsfluß" gefallener Kugelsproß dieses Baumes verwandelt sich in eine Jungfrau, die in einem Baumblatte den Fluß hinabfährt und schließlich einen aus einem Baumstamm entstandenen Menschen findet, mit dem sie sich vermählt [1]).

Bei den Batak begegnen wir dem Weltenbaum Jambubarus; unter ihm wohnen zwei Frauen, eine wägende und eine schreibende; die erste wägt die Worte des Tondi, der Mensch werden wollenden Seele, die zweite schreibt das Ergebnis auf ein Blatt des Jambubaumes nieder, und so fällt dann unveränderlich das Schicksal des Menschen aus [2]). Mit vollem Rechte vergleicht Hüsing diese beiden Schicksalsfrauen am Jambubarus mit den Nornen unter der nordischen Weltesche, an deren Stelle auch zwei Schwäne überliefert sind und die gleichfalls das Schicksal des Menschen bestimmen [3]).

Bei den Indern findet sich in einem Rigvedahymnus [4]), der offenbar kosmogonische Probleme behandelt und Sonne und Mond durch verschiedene Bilder bezeichnet, die Stelle: „Zwei schön geflügelte (Vögel), zusammengeschirrte Freunde, umschlingen einen gemeinsamen Baum; der eine von

[1]) Bastian, Indonesien IV (Borneo und Celebes), S. 9ff.

[2]) J. Warnack, Die Religion der Batak; Leipzig 1909.

[3]) G. Hüsing, Die iranische Überlieferung und das arische System; Leipzig 1909, S. 188.

[4]) Rigveda, 1, 164, 20.

Digitized by Google

ihnen genießt die süße Pipallafrucht (Feige), nicht essend schaut der andere zu[1])." Und an einer anderen Stelle heißt es: „Auf welchem Baume die schön geflügelten, welche die süße Frucht genießen, alle sich niederlassen und nisten, an dessen Gipfel sagt man, sei die süße Feige; diese kann niemand erreichen, der den Vater nicht kennt." Hüsing vermutet, daß diese „schöngeflügelten" (Suparṇa) identisch sind mit dem Suparnī und Kadru des im Çatapatha-Brâhmana III 6, 2, 2 erzählten Sehwettstreitmärchen, in dem sich beide streiten, wer die Herrin sein solle und die Frage durch einen Sehwettstreit entscheiden. Ein am jenseitigen Ufer des Meeres befindliches Roß soll zur Sehprüfung dienen. Suparnī sieht, daß es von weißer Farbe und angepflockt ist. Das sieht auch Kadru, aber sie erkennt auch noch, daß der Schweif herabhängt und sich im Winde bewegt. Da fliegt Suparnī hinüber, überzeugt sich, daß Kadru recht hat und begrüßt sie als ihre Herrin. Diese aber fordert sie auf, den himmlischen Soma den Göttern herbeizubringen und sich damit von den Göttern loszukaufen. In der Kadru, die von Suparnī eingeladen wird, mit übers Meer zu fliegen, glaubt Brunnhofer[2]) allerdings ein geflügeltes Roß erblicken zu dürfen, doch sind die von ihm beigebrachten Gründe wenig überzeugend, und es ist daher wahrscheinlich, daß sie gleichfalls ein Vogel ist, daß also beide tatsächlich mit den Vögeln am Pipallabaume des Rigveda wesensgleich sind.

In jüngerer Zeit erscheint das Motiv in etwas abgewandelter Form mehrfach in den buddhistischen Jātakamerzählungen[3]). In Buch VII, 406 beschließt der König von Gandhāra infolge einer Verdunkelung des Mondes durch Rahu, dem Thron und der Welt zu entsagen, und auch der König von Videha entsagt der Welt. Beide treffen sich am Vollmondstage am Fuße eines Baumes und reden über Wahrheit und Recht. Als Rahu wiederum den Mond verdunkelt, erfreuen sich beide der Ekstase und gelangen dann in die Brahmawelt.

In einem auf ein Sanskritoriginal (Vikramacaritra) zurückgehenden mongolischen Märchen hat ein König Namens Tsokku Hagukssan eine Tochter Naran Gerel (wörtlich „Sonnenschein"). Wer sich ihr näherte wurde blind oder getötet (d. h. von den Strahlen der Sonne geblendet oder versengt). Einst erbat sich Naran Gerel, die sich ob ihrer Abgeschlossenheit

[1]) Die Pipallafrucht ist, wie auch Hillebrandt, Ved. Myth. I, 352 annimmt, offenbar der Mond, während die beiden Vögel Sonne und Mond bedeuten, von denen der letzte der essende, d. h. sich selbst verzehrende ist. Ihr Gegenstück hat diese Mythe in der biblischen Erzählung von Adam und Eva; vgl. hierzu E. Böklens Abhandlung über die Sintflutsage in Bd. VI, D. Arch. f. Religionswissensch. u. E. Siecke, Drachenkämpfe, S. 93.

[2]) H. Brunnhofer, Urgesch. d. Arier in Vorder- und Zentralasien. Bd. III. Vom Aral bis zur Gangā, S. 173ff.

[3]) Jātakam, Das Buch der Erzählungen aus früheren Existenzen Buddhas. Aus dem Pāli übersetzt von Dr. Julius Dutoit; Leipzig 1906. — E. Fries, Jātakam-Studien; Myth. Bibl. Bd. 8, Leipzig 1916.

Digitized by Google

sehr langweilte, von ihrem Vater die Erlaubnis, am Fünfzehnten des Monats (d. h. am Vollmondtage) auszugehen. Die Bitte wird gewährt, doch erläßt der König strenge Befehle, daß ihr niemand nahen, niemand sie anblicken darf. Ein Minister Scharan („Mond") mit Namen, beobachtet sie von seinem Söller aus. Sonnenschein lädt ihn durch ein Zeichen ein, und sie vereinigen sich im Blumengarten unter einem Baume. Sie werden gefangen, aber durch Scharans Frau gerettet, die zunächst Sonnenschein durch eine List (Aufsetzen ihres großen schwarzen Hutes, d. h. Verdunkelung der Sonne) aus dem Gefängnis befreit und dann ihren Mann durch Aufschmieren von schwarzer Farbe (Schwarzmond) in einen ganz häßlichen Menschen umwandelt. Zum Reinigungseid genötigt, schwört Sonnenschein der Wahrheit gemäß, daß sie nur mit diesem häßlichen Geschöpf Umgang gehabt habe. Da dies aber dem Könige und seinen Höflingen unmöglich dünkt, wird sie und Scharan freigesprochen [1]).

In der iranischen Überlieferung finden sich zwei Vögel in Verbindung mit einem Baume im Menoi-i-krat. Danach sitzt der Vogel Sena-murw auf dem Baum „Allsamen", an dem 1000 Äste wachsen, wenn der Vogel aufsteht, und 1000 zerbrechen, wenn er sich setzt; und der Vogel Čamrŏs-murw sitzt immer in seiner Nähe [2]). Ebenso dürfte der von Ktesias erwähnte Baum *πάρυβον* oder *πάρηβον* (= skt. parvavan) „der mit Schößlingen versehene" hierher gehören, der in Persien nur in den Gärten des Königs wuchs (*ἐν τοῖς βασιλείοις μόνοις εὑρίσκεται κήποις*), und der die Kraft hatte, nicht nur mit seinen Wurzeln Gold, Silber, Erze und Steine mit einziger Ausnahme des *ἤλεκτρον*, sondern auch Ziegen, Schafe und Vögel anzuziehen und festzuhalten. Und auch die Erzählung von den beiden Bäumen Helios und Selene, die Alexander der Große in dem als Berg (= Baum) gedachten Paradies antrifft und die ihm seinen Untergang weissagen, kann hier erwähnt werden [4]).

Auf europäischem Boden tritt uns das Motiv besonders bei den Slawen und Balten entgegen, so in dem bekannten littauischen Liede: „Bitterlich weinte das Sonnchen — Im Apfelgarten; — Vom Apfelbaum ist gefallen — Ein goldener Apfel. — Weine nicht, Sonnchen, — Gott macht einen andern, — Von Gold, von Erz, — Von Silberchen [5])".

Aus dem nordischen Sagenkreise endlich hatten wir schon oben die unter der Weltesche sitzenden Nornen, an deren Stelle auch zwei Schwäne

[1]) Mongolische Märchensammlung. Die neun Märchen des Siddhi-kür und die Geschichte des Ardschi-Bordschi-Chan, Mongol. m. deutscher Übers. von Bernhard Jülg; Innsbruck 1868, S. 245ff. E. Siecke, Memnon, Bd. 5, S. 222.

[2]) G. Hüsing, a. a. O., S. 193f.

[3]) Brunnhofer, a. a. O., II, 77.

[4]) Winkler, Krit. Schriften III, 100.

[5]) Mannhardt, Lettische Sonnemythen, Z. f. E. VII. Nr. 28.

Digitized by Google

genannt werden, kennen gelernt. Wie Helios und Selene im Paradiesgarten Alexanders des Großen, und wie die beiden Frauen unter dem Jambubaume der Batak, so werfen auch sie das Los über den Menschen. Und ähnlich weissagen vom Baume aus zwei Vögel dem Siegfried, nachdem er durch das Trinken des Herzblutes des getöteten Drachen Fafnir die Fähigkeit erlangt hat, die Sprache der Vögel zu verstehen (vgl. u. S. 9 u Abb. 1). Ebenso kehrt das Motiv in verschiedenen Märchen wieder, so in der hessischen Erzählung vom Marienkind, das, nachdem es aus dem schwarzen Schlosse verstoßen ist, unter einem Baum übernachtet und hier vom Königssohn aufgefunden wird, der sich mit ihr vermählt (Grimm, KHM 3).

Über die astralmythische Bedeutung dieses überall in wesentlich gleicher Form wiederkehrenden Motivs, die besonders von G. Hüsing klar gelegt worden ist, kann meines Erachtens kein Zweifel bestehen, wenn auch seine letzten Wurzeln ganz wo anders liegen, nämlich in einem uralten Seelenglauben, in manistischen und totemistischen Vorstellungen. Denn nur von diesem Gesichtspunkte aus wird uns, wie ich meine, die weissagende Kraft der Vögel, die ja auch dem Baum allein schon zukommt, verständlich. Diese Seelenvorstellungen sind aber sicherlich sehr viel älter, als alle Astralmythen, da das Geheimnis des Todes und alles dessen, was ihm vorausging und folgte, und die ganz rätselhaften Vorgänge und Erscheinungen im Traumleben, ebenso aber auch die mannigfachen Erscheinungen in der unmittelbar umgebenden Natur, das Heulen des Sturmes, das Rauschen der Blätter, die Stimmen der Vögel und Waldtiere, die gespenstig am Boden sich hinwindende Schlange, mancherlei zu Sinnestäuschungen führende optische Wirkungen (Luft- und Wasserspiegelungen; Schattenbilder) u. a. m. die Phantasie des in seinen Lebensgewohnheiten ganz auf die Erde angewiesenen primitiven Menschen zweifellos viel mehr beschäftigen mußten, als alle Vorgänge am Himmel, die er zunächst noch nicht einmal mit dem ewigen Werden und Vergehen auf der Erde in kausalen Zusammenhang zu bringen wußte. Die wärmespendende Kraft der Sonne, deren Einfluß auf das Wohlbefinden des Menschen und das Wachstum der Pflanzen unter allen Himmelsphänomenen doch noch am meisten sinnenfällig ist, ist auch heute noch manchen Naturvölkern unbekannt, und sie wissen ihre Auffassung sogar ganz logisch zu begründen. „Denn wäre die Sonne, so sagen sie, die Quelle der Wärme, warum ist es dann nicht auch im Winter warm? Da scheint sie doch auch, aber da ist es kalt [1])".

Ist also der Ursprung des Baum-Vogelmotivs zunächst auch in irdischen Vorgängen und daraus erwachsenen Anschauungen zu suchen, so ist doch anderseits nicht zu verkennen, daß auf einer höheren Stufe der menschlichen Entwicklung, beim Übergange vom Geo- zum Uranotropismus, diese in der

[1]) Kötz, Über die astronomischen Kenntnisse der Naturvölker Australiens und der Südsee. Leipzig 1911, S. 7.

Digitized by Google

Urzeit entwickelte Vorstellung in den neuen Vorstellungskreis übertragen wurde, daß man also den Baum und die Vögel oder deren Entsprechungen fortab vielfach auch auf den Himmel bezog. Daß diese Auffassung in der Tat zu recht besteht, ergibt sich schon daraus, daß in vielen Mythen statt der beiden Vögel unmittelbar Sonne und Mond genannt oder doch so gekennzeichnet werden, daß man sie als solche ohne weiteres erkennt, wie beispielsweise das vom Sonnchen beweinte Äpfelchen, das sich zweifellos auf den Mond bezieht. Hierzu gehören auch die in den Mythen mehrfach vorkommenden Verwandelungsmotive, z. B. in dem vorhin erwähnten mongolischen Märchen von Naran Gerel („Sonnenschein") und Scharan („Mond"). Nur muß man dabei im Auge behalten, daß auch das Verwandlungsmotiv ursprünglich in rein animistischen und manistischen, hauptsächlich wohl aus dem Traumleben entstandenen Vorstellungen wurzelt und erst sekundär unter entsprechender Umformung und Anpassung auf die Erscheinungen des Mondes und anderer Himmelskörper übertragen worden ist.

Sind die beiden Vögel Sonne und Mond, so kann der Baum, auf oder unter dem sie sitzen, nur der Himmel sein, und die Früchte, die an dem Baume hängen, müssen alsdann die Sterne bedeuten, die von vielen Naturvölkern zugleich als Seelensitze oder als die Seelen der Verstorbenen selbst aufgefaßt werden [1]). Auch hier stoßen also wieder alte manistische und astralmythische Vorstellungen aneinander, insofern die Seelen gern in Früchte oder Fruchtbäume, besonders den Apfelbaum verlegt werden, wie man sich umgekehrt in Bäumen oder Früchten die Heimat der Kinder dachte. Bekannt ist die Apfelinsel Avalun, wo König Artur im Reiche der Frau Morgana bis zu seiner Rückkehr auf die Oberwelt herrschte und die heimgegangenen Seelen sich zusammenfanden. Im Aargau kennt man einen „Kindlibirnbaum", in Brunneken ist es ein Eschenbaum, in Nierstein a. Rhein eine Linde, und in Nauders soll ehedem ein uralter immergrüner Lärchenbaum gestanden haben, in dessen Zweigen die Kinder ihre zukünftigen Geschwister erblickten. Noch heute pflegt sich die südslawische Braut am Hochzeitstage einige Äpfel in den Busen zu stecken; in Bulgarien muß sie einen Apfel über das Dach ihres neuen Wohnhauses werfen, um Kinder zu bekommen, und in der Völsungensage und der

[1]) Auf Neuseeland hält man die Sterne für das linke Auge der Verstorbenen (Polack, Manners and customs of the New-Zealanders, London 1840, Bd. I, 224), wobei noch zu bemerken ist, daß nach Ansicht der Neuseeländer das linke Auge den Sitz der Seele bildet. Bei den Gnaycuru-Südamerikas schweiften die Seelen der Häuptlinge um den Mond, also offenbar als Sterne gedacht (Bastian, Die Kulturländer des alten Amerika, Bd. III, 87), bei den Diaguita (Calchaqui) verwandelten sich die Seelen in Sterne und die der Häuptlinge in Planeten (a. a. O., I, 490). Auf den Antillen gelten die Sterne als die verstorbenen Cariben und im Chilugu (Sprache Chiles) bezeichnet Ayarcun das Funkeln der Sterne, in denen die Seelen der abgeschiedenen Helden strahlen (Kunike, Vischnu als Mondgott; Myth. Bibl. Bd. 8, 8).

Digitized by Google

griechischen Überlieferung kommt es mehrfach vor, daß Frauen durch Essen von Äpfeln geschwängert werden [1]).

Die Auffassung des Himmels als Baum, die sich über die ganze Erde verbreitet findet und die ja wohl auch von den Gegnern der astralmythischen Richtung der Mythenforschung anerkannt wird, kann verschiedenen Ursprungs sein, und namentlich mögen auffallende Wolkenbildungen das Bild eines Baumes erweckt oder auch schon, wie in dem erwähnten litauischen Liede, in der Quasavaramythe der Bankinseln [2]), in einer Schwanenjungfrauenmythe von Neuholland [3]) und zahlreichen anderen Sagen das himmelanstrebende Wachstum hoher Baumriesen die Vorstellung hervorgerufen haben [4]). Ander-

[1]) Wilke, Kulturbez. zw. Indien, Orient u. Europa, Würzburg 1913, S. 150ff., wo auch noch weitere Beispiele zusammengestellt sind.

[2]) Quat und seine Brüder sind zu dem Kannibalen Quasavara geraten. Um sich vor ihm zu retten, pflanzt Quat einen Baum. Als es zum Essen geht, fehlt Wasser. Zwei Brüder Quats gehen hinaus, um solches zu holen. Als sie nicht wiederkommen, werden zwei andere geschickt. Und so, bis endlich alle Brüder hinausgelangt sind, die dann auf den neugepflanzten Baum klettern. Nunmehr will aber Quasavara über Quat herfallen. Sie jagen sich um den Ofen herum. Quat nimmt aber alle Speise mit und läuft dann zu seinen Brüdern hinaus. Er klettert auch auf den Baum. Der Baum wächst, und trägt die Quatbrüder immer weiter nach oben. Auch Quasavara klettert hinauf. Der Baum neigt inzwischen seinen Gipfel wieder zur Erde. Die Brüder springen hinab, und nun schnellt der Baum zurück und schleudert Quasavara fort, der am Himmel zerschlagen wird und als Stein zur Erde fällt.

[3]) Wurrunah gelingt es nach mancherlei Abenteuern von 7 beim Mahle sitzenden fremden jungen Mädchen zwei, die ihre Grabstöcke aus der Hand gelegt haben, zu fangen und heiratet sie. Sie fügen sich ihm. Eines Tages trägt er ihnen trotz ihrer Warnung auf, von zwei Fichten einige Borke abzuschälen. Kaum haben die Meamei dem Befehle Wurrunahs gehorchend ihr Beil in die Fichten getrieben, als diese plötzlich begannen jäh emporzuwachsen und sie mit sich trugen. In dem Augenblicke, da die Spitzen der Fichten den Himmel erreichten, sahen aber auch die anderen fünf Meamei aus dem Himmel und riefen ihren beiden Schwestern auf den Fichten zu, nicht zu erschrecken, sondern zu ihnen zu kommen. Sogleich klommen diese bis zu den Baumspitzen empor und wurden nun von ihren Schwestern in den Himmel gezogen. Dort sind alle sieben noch heute zu sehen (als Plejaden). Die Schwarzen nennen das Sternbild Meamei.

Nahe verwandt damit ist eine Plejadenmythe von Viktoria: Die Plejaden (Miai-Miai) waren ehedem auf der Erde lebende schöne Mädchen. Da verliebten sich die Beri-Beri (Sterne des Orion) in sie und verfolgten sie. Sie erkletterten hohe Bäume und sprangen von hier ins Himmelsgewölbe, wo sie in Lichtwesen verwandelt wurden. Die siebente blieb etwas zurück, und das ist Gurrigurri, „die Scheue", der am wenigsten sichtbare Stern der Plejaden.

[4]) In der griechischen Lügenwette bei Hahn (Griech. u. albanes. Märchen, 1864, Nr. 59) lügt der Bartlose, aus dem geborstenen Bauche seines Esels sei eine Kürbispflanze bis zum Himmel emporgewachsen. Sie habe an ihrem Stengel eine solche Masse Knoten getrieben, daß er daran in den Himmel hinauf und wieder hinab habe steigen können. In ganz gleicher Weise klettert in dem englischen Märchen Jack and the beanstak der kleine Held an einer Bohnenleiter (Grimm KHM. III, 333) und in einer Erzählung aus dem Münsterischen an einem schnell emporgeschossenen Kohlkopf zum Himmel empor

Digitized by Google

seits aber hängt die Vorstellung wohl auch mit dem Bilde zusammen, das man sich von der Milchstraße machte. In Babylonien bedeutete sie geradezu den Weltenbaum selbst: „In Eridi wächst ein schwarzer Kiškanû-Baum, er wurde geschaffen an einem lichten Ort. Seine (Zweige?) bestehen aus strahlendem Lasurstein, die sich über den Ozean erstrecken." Bei der Grundstellung, bei der Arion und Skorpion im Ost- und Westpunkte des Horizontes stehen, während die Milchstraße sich vertikal über dem Beschauer wölbt, kann sie in der Tat poetisch als Baum aufgefaßt werden, der seine Zweige über Erde und Meer ausspannt.

Außer mit den beiden kosmischen Vögeln wird der Weltenbaum in vielen Mythen auch noch zum Ozean in Beziehung gesetzt. Mehrfach dienen dann die ins Meer herabhängenden Zweige dem Helden des Mythos dazu, sich an ihnen zum Gipfel des Baumes zur Erlangung der dort in reichlicher Fülle hängenden Früchte emporzuarbeiten, oder sie erretten ihn aus schwerer Seenot [1]). In dem oben angeführten babylonischen Text sind diese Beziehungen zwischen Baum und Himmelsozean ganz unmittelbar ausgesprochen. In einem Märchen von Borneo, in dem der Held Si Jura mit einer Anzahl Dayaks in See geht, gelangt er schließlich zu einem ungeheueren, mitten im Meere befindlichen Fruchtbaume, dessen herabhängende Zweige die Wellen berühren. Von seinen Gefährten aufgefordert, ersteigt Si Jura, um die reichlich vorhandenen Früchte zu sammeln und seinen Genossen zuzureichen, den Baum, gerät aber dabei so hoch, daß ihn diese aus den Augen verlieren und schließlich, mit Früchten reich beladen, von dannen segeln [2]). In einer Flutsage der Dalman in Berlinhafen, Neu-Guinea, treibt der „brave Mann", als seine Landsleute entgegen seinem Verbot einen großen, am Ufer schwimmenden Fisch gefangen und verzehrt haben, schnell ein Paar Tiere jeglicher Art auf die Bäume und klettert dann selbst mit seiner Familie auf einen hohen Kokosbaum. Kaum hatten die bösen Menschen den Fisch verzehrt, als

(a. a. O., S. 208). Die Vorstellung vom Himmelsbaum liegt auch noch in einer altgriechischen Sage vor, nach der Amalthea, die Amme des Zeus, das von Kronos gesuchte und bedrohte Kind in einer Wiege an einem Baume aufhängte, damit es weder im Himmel noch im Meere zu finden wäre.

[1]) Dieses Motiv des Baumerkletterns spielt auch sonst noch in den Mythen eine sehr große Rolle, besonders bei der sogenannten „magischen Flucht". So in einer schwäbischen Variante des Rotkäppchenmärchen (Grimm, KHM. III, 26), in einem südslawischen Märchen (Fr. Krauß, Sagen und Märchen der Südslawen, Bd. I, 80), in einer diesem nahe verwandten siebenbürgischen Erzählung (Holtrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, Nr. 10) und in dem englischen Volksmärchen The little bull-calf (Joseph Jacobs, More English Fairy Tales, Nr. 79). Auf den Bankinseln findet es sich in der Erzählung von dem Menschenfresser Guasavara (Frobenius, a. a. O., S. 378), bei den Zulus in der Sage von der Menschenfresserin Uzamban (a. a. O., S. 380), und ebenso erscheint es bei den Thompsonriverindianern Nordamerikas, in Zentralamerika, bei den Algonquin, Shiroki usw. (a. a. O. 411).

[2]) E. Krause, Tuiskoland, S. 611.

Digitized by Google

das Wasser mit solcher Heftigkeit aus dem Boden hervorbrach, daß sich keins mehr retten konnte. Nur der brave Mann und seine Familie blieben erhalten [1]). In gleicher Weise erfolgt auch die Rettung in der Flutsage der Kolhs Nordindiens, der Algonquin Nordamerikas, nach der hinsichtlich ihrer Echtheit allerdings nicht ganz einwandfreien mexikanischen Sage von Coxcox, und nach der Flutsage der Tupi und der Acawojo in Britisch-Guinea [2]). Im Rigv. I, 182, 7 lautet es: „Was war da für ein Baum, entstanden in des wogenden Meeres Mitte, den der bedrängte Taugrya umschlang, wie Zweige zum Erfassen für einen Vogel führten ihn die Açvinâ heraus zum Ruhme." Im indischen Saktidevamärchen durchschifft der junge Brahmane auf der Fahrt nach der goldenen Stadt den großen Meeresstrudel, aus dem er sich dem Rate des Fischerkönigs Satyawrata folgend durch Ergreifen der in den Strudelbrunnen herabhängenden Zweige eines Feigenbaumes rettet [3]). Genau so rettet sich Odysseus auf Anraten der Kirke aus der Gewalt der Charybdis, und auch Thor schwingt sich bei seiner Ankunft auf Island an den ins Meer herabhängenden Zweigen eines Baumes ans Land. In einem russischen Zauberspruch, mit dem man eine Jungfrau verderben kann, heißt es: „Im Meere, im Ozean, auf der Insel Bujan stand ein Baum; auf diesem Baum saßen 70 Vögel, einer wie der andere; diese Vögel pflückten Zweige ab, diese Zweige warfen sie auf die Erde, diese Zweige klaubten Teufel aus und trugen sie zu Satan Satanowič usw. [4])". Auch findet sich in den russischen Märchen mehrfach ein mitten im Meere stehender Baum mit einem mystischen Ei darunter, aus dem das (Sonnen-)Gold hervorgeht [5]). Endlich sei hier noch des tiefempfundenen littauischen Liedes von dem am Meere stehenden Rosenbaum gedacht, der mit seinen Zweigen und seinen prangenden roten Rosen bis in den Himmel hineinwächst [6]).

Die Entstehung dieser Verbindung von Baum und Meer, die auch noch in der Zeus-Amaltheasage herausklingt, wird uns ohne weiteres klar, wenn wir uns die ursprüngliche Bedeutung jedes einzelnen der beiden Motive vor Augen halten. Beide sind eben nur, wie ja auch der oben angeführte babylonische Text unmittelbar zeigt, zwei verschiedene Bilder für ein und denselben Gegenstand, den Himmel, den man sich ja wegen des von ihm herabströmenden fruchtbringenden Regens gern auch als Ozean vorstellte. Die Verknüpfung von Baum und Meer ist daher im Grunde genommen nichts weiter als ein bloßer Pleonasmus.

---

[1]) Globus LXXVIII, 6.

[2]) Vgl. Andree, Die Flutsagen ethnogr. betrachtet, Braunschweig 1891, S. 25; 73f.; 102f.; 118; 123.

[3]) E. Krause, Tuiskoland, S. 611.

[4]) Mitt. d. Wiener Anthr. Ges. 1901, S. (136).

[5]) Афанасіевъ, Русскія сказки.

[6]) Mannhardt, a. a. O.

Digitized by Google

Es fragt sich nun, können wir diese Vorstellungen, die wir bisher nur aus den verschiedenen Mythen erschlossen haben, auch archäologisch belegen? Ich glaube, daß dies in der Tat sehr wohl möglich ist und meine zugleich, daß erst durch die Vertnüpfung der in Betracht kommenden vorgeschichtlichen Denkmäler mit den oben entwickelten Anschauungen der Weg zum Verständnis dieser bisher noch gar nicht oder völlig verkehrt gedeuteten Darstellungen gezeigt wird.

Ich beginne zunächst mit der oft genannten Felsenzeichnung von Ramsundsberget im Kirchspiel Jäder in Södermanland (Abb. 1), die eine merkwürdige Vereinigung zweier ganz verschiedener Entwicklungsstufen darstellt. Die Runeninschrift ist lediglich eine der im 11. Jahrh. nach Chr. so häufigen Gedächtnisinschriften, mit denen der Stifter eines Barmherzigkeitswerkes seine

Abb. 1. Das „Sigurdbild" auf dem Ramsundsberge in Södermanland.

Tat unter genauer Aufzählung seiner Familie der Nachwelt übermittelte. Als geeigneter Platz für seine Inschrift bot sich im vorliegenden Falle dem Stifter ganz zufällig das Umrandungsband der uralten Felsenzeichnung dar, das er denn auch ohne weiteres benutzte.

Die Bilderreihe selbst behandelt die einzelnen Motive der Siegfriedsage. Das aufgerichtete Tier links ist der Otter, den Loki in Gemeinschaft mit Odin tötet und für dessen Tötung beide so viel Buße zahlen müssen, bis das Otterfell ganz mit Gold bedeckt ist. Fafnir, der Bruder des Otters, behält diesen Schatz allein und hütet ihn auf der Gnitaheide in Gestalt eines Drachen. Siegfried durchbohrt den Drachen mit dem Schwert und bratet dann dessen Herz am Feuer; dabei verbrennt er sich und steckt den Finger in den Mund (Figur links vom Pferde). Durch die Berührung seiner Zunge mit Fafnirs Herzblut erhält er die Fähigkeit, die Sprache der Vögel zu verstehen (die beiden Vögel auf dem Baume). Sie verkünden ihm den Anschlag Regins

Digitized by Google

(der links von ihm dargestellt und durch den Hammer, den Blasebalg, den Amboß, das Feuer und die Zange als Schmied gekennzeichnet ist) und raten ihm, den Zwerg zu töten (Regin ist ohne Kopf, der neben ihm liegt). Dann lädt Siegfried den von Fafnir gehüteten Goldschatz auf sein Roß Grane, das er am Baume angebunden hat.

Prüfen wir den Inhalt dieser Sage etwas näher, so glaube ich zunächst, daß, wie Dietrich von Bern, der Kaiser Barbarossa, die heilige Elisabeth und manche andere Gestalten aus der späteren geschichtlichen Zeit, so auch die Helden der älteren Sagen, Odysseus, Herakles, Siegfried usw. nicht, wie manche meinen, depossedierte Götter, sondern geschichtliche Persönlichkeiten sind, wenn auch vielfach mehrere zeitlich weit auseinanderliegende Gestalten zu einer einzigen verschmolzen sein mögen. An diese Personen hefteten sich dann verschiedene Sagen, die ihrerseits gleichfalls nicht selten das Ergebnis der Verschmelzung mehrerer, aus verschiedenen Vorstellungen hervorgegangenen Mythenmotive oder eine einfache Umgestaltung oder Umwertung älterer Motive bilden. So ist das Entrückungsmotiv, wie wir es beispielsweise in der Barbarossasage vor uns haben, ursprünglich aus dem Totenkult entstanden. Der Tote wurde in seiner Hütte oder in seiner Berghöhle, die ihm bei Lebzeiten als Wohnung gedient hatte, bestattet. Aber er führte dort sein Leben weiter, und wenn er nun gar eine hervorragende Persönlichkeit gewesen war, blieb er für das Volk noch auf lange Zeiten der in den Berg entrückte Held. Auf derartige Vorstellungen dürften nebenbei bemerkt die Grabhügel zurückgehen, die nur eine Nachbildung der alten Bergbestattungen bedeuten und die dementsprechend oft eine ganz erstaunliche Höhe aufweisen [1]). Als man dann später über die Erscheinungen am Himmel nachzudenken begann, sah man, daß die sterbende Sonne allabendlich hinter den Bergen verschwand und so wurde das Entrückungsmotiv auch auf sie übertragen [2]). Aber wie allabendlich, so siecht die Sonne auch alljährlich im Winter dahin, und damit wurde dieses Motiv zugleich auch zu einem Jahreszeitmythos. Ähnlich verhält es sich mit den Drachenmythen. In seiner ältesten Gestalt ist der „Wurm" ein leichenfressender Dämon, hervorgegangen aus der Beobachtung von Maden oder „Würmern" an den anfangs noch unbestatteten Leichen. Doch entwickelte

[1]) So hat der Silbury südlich des großen Tempels von Avebury die gewaltige Höhe von 130 Fuß, und kaum niedriger waren einige Grabhügel, die ich zwischen Ardabil und Mianeh in Persien sah.

[2]) H. Schneider, der alle Mythen und auch die vorgeschichtlichen Grabbräuche und vielerlei Erscheinungen auf dem Gebiete der darstellenden Kunst einzig und allein durch den Sonnenkult zu erklären sucht, nimmt allerdings die umgekehrte Entwicklung an und meint, daß die großen Hügelgräber, die Pyramiden und die Kuppelbauten nur eine Nachbildung des Berggrabes der Sonne darstellen. Psychologisch einfacher scheint mit aber doch die hier entwickelte Auffassung. Vgl. H. Schneider, Die Felsenzeichnungen von Bohuslän, das Grab von Kivik, die Goldhörner von Gallehus und der Silberkessel von Gundestrup als Denkmäler der vorgeschichtlichen Sonnenreligion; Halle 1918, S. 7f.

Digitized by Google

sich aus der gleichen Beobachtung auch noch die Vorstellung der Seele als „wurm-" oder schlangenförmiges Wesen. Das Verschwinden der sterbenden Sonne hinter dem Horizonte oder im Meere führte dann später zu der Auffassung, daß auch sie allabendlich, wie der Mensch, von leichenfressenden Dämonen, von Würmern oder Drachen verzehrt werde, in deren Bauch sie dann zu ihrem Aufgangspunkte im Osten zurückkehrt [1]). Und wie das Entrückungsmotiv, so wurde auch das Verschlingungsmotiv späterhin auf die Wintersonne übertragen: der ursprünglich rein chthonische wurde zu einem astralen Mythos, mit dem man sich dann auch noch weitere Himmelserscheinungen, wie den Schwarzmond, die Sonnen- und Mondfinsternisse usw. verständlich zu machen suchte. In ganz gleicher Weise endlich hat sich auch das Vogelmotiv umgestaltet. Ursprünglich ist auch der Vogel weiter nichts als ein leichenfressender und zugleich Seelendämon, der auf dem Baum in der Nähe des toten Körpers umherflattert. Als man dann später anfing, sich den Himmel als Baum vorzustellen, wurden die zunächst als Früchte des Himmelsbaumes aufgefaßten Sterne, die man sich gern als Sitze der Seelen oder als diese selbst dachte [2]), unter dem Einflusse der alten, noch immer fortlebenden manistischen Anschauungen zu Seelenvögeln, unter denen die beiden großen Himmelskörper natürlich besonders hervorragten. Ich glaube daher, daß man auch den Baum und die beiden Vögel in der Siegfriedsage und der sie verherrlichenden Darstellung auf den We tenbaum und Sonne und Mond beziehen darf, doch weist die Fähigkeit der Vögel, die Zukunft zu verkünden noch ganz auf ihre ursprüngliche, rein manistische Bedeutung hin. Siegfried selbst ist in der Sage zum Sonnenhelden umgestaltet, der die vom Drachen gefangen gehaltene Sonnenjungfrau (das vom Drachen gehütete Gold) befreit.

Eine ganz ähnliche Verschmelzung chthonischer und astralmythischer Züge liegt offenbar einer Darstellung auf einem prächtigen, etwa der Mitte des 1. Jahrtausends nach Chr. angehörigen Elfenbeinrelief im Nationalmuseum zu München (K. S. 157) zugrunde, das die heilige Maria am Grabe Christi und Christi Himmelfahrt behandelt. Hinter einem Mausoleum, das in seinen Formen sehr an das bekannte Grabdenkmal Theoderichs in Ravenna und an die ihm architektonisch nahe stehende Kapelle der St. Maria Maggiore bei Nocéra de Pagani erinnert, erhebt sich ein stattlicher Baum, auf dem sich

[1]) Der Verbleib der Sonne während der Nacht und ihre dem Menschen unsichtbare Rückkehr zu ihren Aufgangspunkte im Osten bildet eine der rätselhaftesten Erscheinungen am Himmel, deren Ergründung dem primitiven Menschen bei der unmittelbaren Einwirkung der Sonne auf sein körperliches und seelisches Wohlbefinden und auf das ganze irdische Leben gewiß viel näher liegen mußte, als die wechselnden Erscheinungsformen des Mondes, die für ihn höchstens die Bedeutung eines Analogiezaubers haben konnten. Ich kann daher auch E. Siecke nicht beipflichten, wenn er die von Leo Frobenius in seinem Buche „Im Zeitalter des Sonnengottes" zusammengestellten Walfisch- und Drachensagen lediglich als Mondmythen aufgefaßt sehen will.

[2]) Siehe o. S. 5.

Digitized by Google

zwei Vöglein wiegen. Auch dieser Baum ist meines Erachtens als das uralte Sinnbild des Himmels aufzufassen, dem die Seele Christi entgegenschwebt. Denn wollte der Künstler die Vögel in rein manistischer Bedeutung als bloße Seelenvögel aufgefaßt wissen, so würde er, da es sich ja hier nur um eine, nämlich[1]) Christi Seele handeln konnte, schwerlich ein Vogelpaar dargestellt haben.

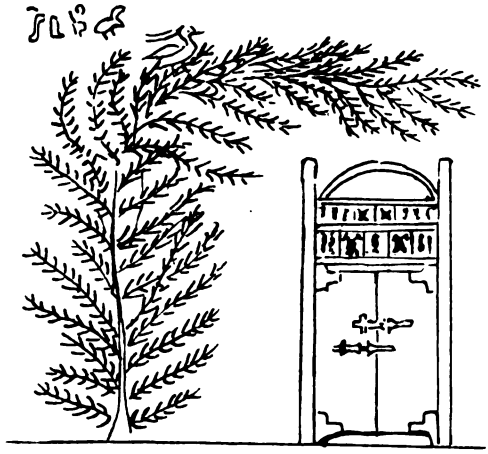


Abb. 2. Grab des Osiris.
Wilkinson, Birch III. S. 349. M. A. L. XIX S. 21 Fig. 6.

Abb. 3. Baum mit Vogelpaar auf einer slawischen (?) Knochenplatte des 6. bis 9. Jahrhundert von Velburg, Oberpfalz. Naturhist. Mus. Nürnberg, Nr. 7694a.

Abb. 4. Baum mit Kranichen auf einem Altar von Trier. A. Bertrand, La Religion des Gaulois, S. 353, Fig. 51.

Diesem Relief sehr ähnlich ist eine ägyptische Darstellung, die das Grab des Osiris veranschaulicht (Abb. 2) Auch hier haben wir wieder den Baum

[1]) Ziemlich häufig finden sich die beiden Vögel auf frühmittelalterlichen Grabsteinen, hier meist in Verbindung mit dem Kreuze oder dem „himmlischen Vater" (AhV. I, III, Taf. VIII, 1, 3, 8; II, V, Taf. V, 4; Mann. VII, S. 297, Abb. 36 u. a.), doch erscheinen an Stelle der Vögel neben oder über dem Kreuze nicht selten auch Sonne und Mond. So bei mehreren Darstellungen von Monza (Mannus VII, S. 301, Abb. 41, 44 u. 45). Daß aber

Digitized by Google

mit den beiden Vögeln, von denen der eine offenbar die Seele des Osiris selbst, des Sonnengottes, bedeutet, so daß der kleinere auf die Mondgottheit bezogen werden muß. Diese Darstellung zeigt uns also besonders deutlich, wie eng das uralte manistische, das Seelenvogelmotiv, mit dem astralmythischen, dem Sonnenmotive verknüpft worden ist.

Als weiteres Beispiel schließe ich eine zwar ziemlich rohe, aber doch sehr bezeichnende plastische Darstellung von einem Baum mit zwei Vögeln von Velburg in der Oberpfalz an, die man früher meist für neolithisch oder gar für eine der berüchtigten Fälschungen aus den Velburger Höhlen gehalten hat, die aber nach freundlicher Mitteilung des Herrn Hörmann sicherlich echt ist und wohl der slawischen Volkskunst des 6.—9. Jahrhunderts angehört. Sie gibt das oben besprochene Mythenmotiv in so reiner Form wieder, daß über ihre Bedeutung kaum Zweifel bestehen können.

Keltischen Ursprungs sind mehrere kaiserzeitliche Darstellungen auf den bekannten gallischen Altären. So auf dem Altar von Trier (Abb. 4) und denen von Notre Dame in Paris. Nur erscheinen hier drei, statt der sonst üblichen zwei Vögel, ein Vorgang, der in ganz ähnlicher Weise auch in der nordischen Mythologie wiederkehrt, die ja gleichfalls an Stelle der — wohl ursprünglichen — zwei Schwanenjungfrauen drei Nornen unter der Weltesche kennt.

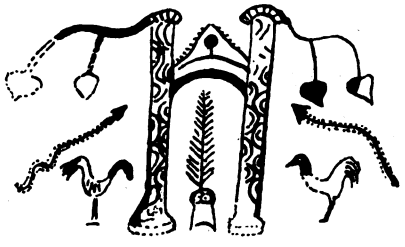


Abb. 5. Darstellung auf einen Gefäße von Angóbriga, Prov. Zaragoza. Nach El Alto Talón.

Aus vorchristlicher Zeit ist zunächst eine farbige Darstellung auf einem spätlatènezeitlichen Gefäße von Arcóbriga bei Monreal de Ariza in der Provinz Zaragoza in Spanien bemerkenswert, bei der der Marqués de Ceralbo und P. Paris — doch ohne hinreichenden Grund — karthagische oder punische Einflüsse glaubten annehmen zu müssen. Wiederum sehen wir die beiden Vögel mit dem Baume und — anscheinend vor diesem — ein aus zwei mächtigen, efeuumrankten Säulen gebildetes, bogenförmig abschließendes Tor, das jedenfalls den Zutritt zu diesem, d. h. zum Paradies, vermittelt. Dazu treten als ausgesprochen chthonische Motive noch zwei Schlangen, die sich gegen das Tor heran- und hinaufwinden (Abb. 5).

neben diesen tief im Volksbewußtsein wurzelnden kosmischen Vögeln doch auch die alte Vorstellung von den Seelenvögeln noch fortbestand, lehrt sehr deutlich ein im Britischen Museum in London aufbewahrtes Elfenbeinrelief, das wahrscheinlich dem 5. Jahrhundert angehört. Es zeigt uns Christus am Kreuz und links davon Judas Ischariot an einem Baume hängend. Auf dem Baume sitzen 2 kleine und ein großer Vogel, die wohl nur die Seelen Christi und der beiden mit ihm gekreuzigten und von ihm entsühnten Schächer darstellen können. Jedenfalls ist es ausgeschlossen, den Baum, an dem der Verräter Christi hängt, als Himmelsbaum aufzufassen, und dann können auch die Vögel keine kosmische, sondern nur eine manistische Bedeutung haben.

Digitized by Google

Nicht weniger bezeichnend ist eine zuerst im Corpus Inscript. Semit. Atlas] I, 45, 183 wiedergegebene Darstellung der karthagischen Himmelskönigin Tanit. Sie trägt in den Händen Sonne und Mond. Außerdem befinden sich unter ihr zwei Vögel, die dem Nabel der Welt, d. h. dem von der höchsten Gottheit bewohnten Welt- oder Himmelsberg zufliegen und die daher gleichfalls nur als Sonne und Mond aufgefaßt werden können (Abb. 6).

Abb. 6. Die karthagische Himmelskönigin Tanit.

Das gleiche Motiv fand Jeremias (Altoriental. Geisteskultur, S. 231[2]) auch noch auf einem frühmittelalterlichen Grabstein aus dem Dome zu Meldorf a. d. Nordsee, und zwar glaubt er dies als eine Übertragung durch nordafrikanische Seefahrer auffassen zu müssen. Doch halte ich eine selbständige Entstehung der nordischen Darstellung für weit wahrscheinlicher, da ein Seeverkehr nordafrikanischer Völker nach der Nordsee in älterer Zeit kaum anzunehmen ist, und anderseits die dem Bildsteine zugrunde liegende Vorstellung im Norden von Alters her ebenso heimisch war, wie in den Mittelmeerländern.

Ziemlich häufig erscheint das Vogelpaar mit dem Baume auf kyprischen Gefäßen, so auf einer Vase ägyptischen Stils im britischen Museum in London (Nr. 1042) und auf mehreren Gefäßen bei Cesnola-Stern und Ohnefalsch-Richter, von denen ich hier je eins von Hyle und Kition als Beispiele abbilde (Abb. 7 u. 8).

In der symmetrischen Anordnung der Vögel auf den meisten dieser Vasen wie auch auf dem Gefäße von Arcóbriga und der Knochenskulptur von Delburg stimmen diese Darstellungen mit den wappenartigen Tier- und Dämonendarstellungen des ägäischen, ägyptischen, babylonischen und elamitischen Formen-

Digitized by Google

kreises überein (Abb. 9)[1]. Diese Darstellungen, unter denen das berühmte Löwentor von Mykenä wohl das bekannteste Beispiel bildet, werden seit der grundlegenden Arbeit von Evans wohl allgemein auf den Pfeilerkult bezogen, der seinerseits nur eine Modifikation des alten Baumkultus ist. Dies

Abb. 7. Vase von Hyle, Cypern. Cesnola-Stern, Cypern, Seine alten Städte, Gräber und Tempel, Taf. LXXIII, 4.

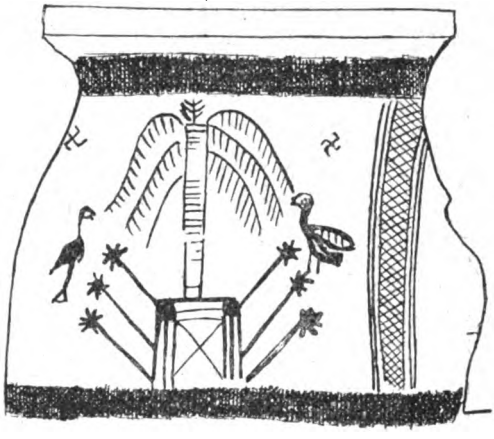


Abb. 8. Gefäßscherben von Kition, Cypern. Ohnefalsch-Richter, Der Orient und die frühgriechische Kunst; Oriental. Arch. Bd. III, 1912/12. Taf. XXX, 18.

ergibt sich sehr deutlich daraus, daß bei einer ganzen Reihe derartiger Darstellungen an Stelle der Säule oder eines Pfeilers — der schließlich bei noch weiterer Entwicklung dieses Schemas nur noch durch die zu einem Untersatze erweiterte Säulenbasis oder durch schildartige Figuren und ähnliche Motive angedeutet ist — der Baum noch mehr oder weniger realistisch dargestellt ist oder doch wenigstens in noch deutlich erkennbaren Abbreviaturen erscheint. Es liegt daher nahe genug, auch bei ihnen ein ursprünglich kosmisches Bild anzunehmen und den Baum gleichfalls als Sinnbild des Himmels, die beiden Tiere zu seinen Füßen aber als die beiden großen Himmelskörper aufzufassen. Das schließt natürlich nicht aus, daß daneben auch noch ältere, totemistische oder animalistische Vorstellungen beim Zustandekommen dieses Schemas mitgewirkt haben, die mit den neuen, aus der Beobachtung der Sternenwelt hervorgegangenen Anschauungen verschmolzen. Wie bei der hier wiedergegebenen Darstellung von Curium, die sich noch mehrfach wiederholt und

Abb. 9. Darstellung auf einem Cylinder von Curium, Cypern. Cesnola-Stern Taf. LXXVI, 13.

[1]) Vgl. hierzu Wilke, Indien, Orient und Eur. S. 184, Abb. 180 a—i.

Digitized by Google

auch in Ägypten wiederkehrt, so zehrt auch die Ziege Heidrún, aus deren Euter täglich ein Strom von Meth hervorquillt, vom Laube des mächtigen Weltbaumes Ljeradr in Valhöll. Und wenn wir diesem Mythos eine astrale Bedeutung zusprechen müssen, so muß das gleiche auch für die am Baume zehrenden Ziegen der ägyptischen und ägäischen Kunst gelten.

Nahe verwandt mit den soeben besprochenen Verbindungen ist auch noch eine Darstellung auf einem assyrischen Relief, die zwei Wanderheuschrecken an einem Baume zeigt (Abb. 10). Die Heuschrecken spielen in den Mythologien der verschiedensten Völker eine nicht ganz unwichtige Rolle und noch heute werden sie in manchen Gegenden als Volksheilmittel verwendet. In Süddeutschland legt man kleine Heuschrecken, mit Roggenbrot und Salz in ein Tüchlein gebunden Fieberkranken auf die Pulse; am 9. Tage (Mondzahl!) werden sie wieder abgenommen und in fließendes Wasser geworfen. Anderwärts sollen gewisse Heuschrecken (Decticus verru-

Abb. 10. Heuschrecken an einem Baume. Assyr. Relief. Nach Milchhöfer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland, S. 65. Abb. 45.

Abb. 11. Darstellung auf einem altbabylonischen Zylinder. Nach einer Aufnahme von W. A. Mansell in London.

civorus) wie der zunehmende (auch abnehmende) Mond die Warzen entfernen. Und nach Plinius legte man Heuschrecken mit Käsetalg oder Schafstalg bei rauhen Nägeln auf.

Nach Plato verwandelten die Musen die Menschen, die so in das Singen vertieft waren, daß sie darüber das Essen und Trinken vergaßen, in Cikaden. Nach Isidorus entstehen die Cikaden aus dem Speichel des Kukuks, ein Glaube, der nach der Auffassung von Gubernatis den Übergang von der Frühlings- in die Sommerzeit ausdrückt. In Cypern wurde nach Hesychios der Esel τέττιξ πρωϊνός genannt, weil die Cikade (als Sonnentier) stirbt und der Esel (als Nacht- oder Wintertier) ihre Erbschaft antritt. Und nach Manual Philes (περὶ Ῥώων ἰδιότητος XXIV) nähren sich die Cikaden vom östlichen Tau, d. h. sie stehen mit der aufgehenden Sonne in Beziehung.

Nach diesen Meldungen scheint man, wenigstens in späterer Zeit, die Heuschrecken tatsächlich mit gewissen astralmythischen Vorstellungen in Beziehung gebracht zu haben, wenn ihnen vielleicht auch ursprünglich noch eine

Digitized by Google

andere Bedeutung beigelegt wurde. Dies gilt namentlich von den Wanderheuschrecken, die, alles vernichtend, wie eine von einem bösen Winddämon getriebene schwarze Wolke über die Erde hinwegziehen, und die die Phantasie des Menschen gewiß sehr lebhaft beschäftigen mußten.

Außer einem Vogelpaar hatten wir oben in den Mythen verschiedener Völker auch noch ein Menschenpaar unter einem Baume stehend kennen gelernt. Diese Vorstellung veranschaulicht sehr klar eine Darstellung auf einem im Britischen Museum befindlichen Zylinder (Abb. 11). Man hat diese Darstellung früher auf den Sündenfall bezogen, doch hält man heute die beiden Menschenfiguren wohl allgemein für Göttergestalten, und zwar bedeutet die Figur links augenscheinlich die stierköpfige Sonnengottheit, die rechts, von einer Schlange begleitete, die Mondgottheit.

Endlich gehört in diese Gruppe noch eine etwas abweichende Kombination auf einem Tonzylinder von Susa, die ich in anderem Zusammenhange schon mehrfach besprochen habe. Man bemerkt rechts ein Rad, das zweifellos die Sonne versinnbildlicht, links eine in Kampfstellung aufgerichtete Antilope, die drohend der Sonne entgegenschreitet. Zwischen beiden steht als Schützer der Sonne der bogenbewaffnete Held (Abb. 12). Da die Antilope in der indoiranischen Mythologie und Kunst das ständige Attribut der Mondgottheit bildet und auch der indische Mondgott Soma vielfach auf einer Antilope reitend dargestellt wird, kann kein Zweifel obwalten, daß auch in unserem Bilde die Antilope den Mond bedeutet. Wir haben also hier den Kampf des Mondes gegen die Sonne, mit anderen Worten, die mythische Umschreibung einer Sonnenfinsternis vor uns. Den hinter dem Rade befindlichen Baum habe ich bisher immer als bloßes Sinnbild der befruchtenden und lebenspendenden Kraft der Sonne aufgefaßt. Da wir aber bei allen sonstigen Kombinationen von Sonnen- und Mondsymbol mit dem Baume diesen auf den Welten- oder Himmelsbaum zu beziehen haben, so müssen wir die gleiche Bedeutung, wie ich mich selbst verbessernd hinzufügen will, wohl auch dem Baume in der Susanischen Darstellung beimessen. Er bedeutet also den Himmel, vor oder an dem sich die Sonnenfinsternis abspielt.

Abb. 12. Zeichnung auf einem Tonzylinder von Susa (Antilope, Bogen, Mann, Sonnenrad, Baum). Mém. de la Délég. en Perse. T. VIII, S. 24, Fig. 55. Mond in Gestalt einer Antilope die durch den bogenbewaffneten Sonnenhelden geschützte radförmige Sonne angreifend. (Sonnenfinsternismotiv.)

Sehr nahe verwandt mit dieser ist noch eine Darstellung auf einem andern Tonzylinder von Susa. Hier sehen wir wiederum eine in Kampfstellung aufgerichtete Antilope, die sich gegen einen Hirsch mit einem Adler auf dem Rücken bewegt und auf deren Rücken eine Schlange angebracht ist. Zwischen beiden steht ein Baum (Abb. 13). Über die Bedeutung der Antilope als Mond

Digitized by Google

kann nach dem soeben Gesagten kein Zweifel obwalten. Sie wird hier durch die auf ihrem Rücken befindliche Schlange, ein ganz ausgesprochenes, die Mondgottheit als Totengottheit kennzeichnendes Unterweltstier, noch klarer hervorgehoben. Und daß der Hirsch überall ein ausgeprägtes Sonnentier ist, habe ich in meinem Buche, Indien, Orient und Europa, S. 113 ff. ausführlich dargetan. Noch im Solarlied, Str. 35 heißt es:

Den Sonnenhirsch sah ich von Süden kommen
Von zweien am Zaume geleitet,
Auf dem Felde standen seine Füße,
Die Hörner hob er zum Himmel.

Und auf einem Bilde Cranachs „Christus in der Vorhölle" finden wir auf der niedergebrochenen Höllentür als Zeichen des Sieges einen Hirschkäfer, ein Abbild Christi in seiner Eigenschaft als Sonnengott, unter der Tür hingegen eine zerquetschte, große schwarze Kröte, ein Abbild des Teufels, d. h. der Unterwelts-Mondgottheit, die im Mythus wie in der Kunst außerordentlich häufig durch die Kröte versinnbildlicht wird. Wie in der vorliegenden susanischen Darstellung die Antilope durch die Schlange noch besonders als Mondtier gekennzeichnet wird, so wird auch die Bedeutung des Hirsches als Sonnentier durch den beigefügten Sonnenadler noch ausdrücklich hervorgehoben. Wir haben also auch hier einen Kampf zwischen einem tiergestaltigen Mond- und Sonnenattribut, d. h. wiederum die mythische Umschreibung einer Sonnenfinsternis vor uns. Auch in diesem Falle kann daher der zwischen beiden Tieren befindliche Baum nur den Himmel bedeuten, an dem sich die grauenerregende Himmelserscheinung abspielt.

Abb. 13. Darstellung auf einem Tonzylinder von Susa. Mém. de la Délég. en Perse. Bd. XIII, Abb. 77.

Aus derartigen Darstellungen sind meines Erachtens die oben erwähnten wesentlich jüngeren wappenartigen Gruppierungen entstanden, bei denen unter dem Einflusse des dem Menschen innewohnenden, in der bilateralen Symmetrie des Körpers wurzelnden Gefühls für räumliche Rhythmik [1]) das Bestreben sich durchsetzt, die sich bekämpfenden oder auch umgekehrt in Liebe begegnenden [2]) Tiere zu beiden Seiten des Baumes symmetrisch zu gestalten. So entwickelte sich allmählich ein bestimmtes konventionelles Schema, der „Wappenstil", nach dessen Ausbildung die Erinnerung an seine ursprüngliche Bedeutung und Herkunft sehr bald verloren ging. Man wußte eben nur noch, daß das Schema irgend einen mythischen Sinn hat, aber welches dieser Sinn war, hatte man vergessen, und man brachte es daher mit dem weit verbreiteten

[1]) W. Wundt, Völkerpsychologie III, 182.

[2]) Als Motiv für das Zusammentreffen von Sonne und Mond am Himmel (Konjunktion; Sonnenfinsternisse) nehmen die Naturvölker Haß oder Liebe an; vgl. Wilke, a. a. O.

Digitized by Google

Pfeilerkult [1]) in Verbindung, der allerdings zum Teil gleichfalls in der Auffassung des Himmels als Baum, zum guten Teil aber auch in der alten totemistischen oder manistischen Bedeutung des Baumes wurzelt (vgl. Wilke, Indien, Orient und Europa, S. 150 ff.). In noch jüngerer Zeit wurden dann die heraldisch gepaarten Tiere vom Baum und seinen oben genannten Ableitungsformen (Pfeiler, Säule, Säulenbasis usw.) völlig losgelöst und mit irgend welchen andern Dingen oder lebenden Wesen verknüpft, unter denen namentlich die πότνια θηρῶν sehr häufig in Verbindung mit ihnen erscheint (Hörnes, Urgeschichte der Kunst, 2. Aufl., S. 65, Abb. 2, 4, 5 und viele andere). Doch blieb daneben das alte Schema auch noch in seiner ursprünglichen Gestalt weiter bestehen. Diese Herleitung des Wappenstils hat jedenfalls viel mehr Wahrscheinlichkeit, als die von der Berliner mythologischen Schule vertretene Auffassung, nach der der Baum den lichten Vollmond, die beiderseits von ihm befindlichen Vögel oder sonstigen Tiere aber die Mondsicheln bedeuten sollen, die am Vollmond picken oder nagen und ihn zum Verschwinden (Schwarzmond) bringen [2]).

Mit erstaunlicher Zähigkeit hat sich dann dieses konventionelle Schema die Jahrtausende hindurch unverändert in der kirchlichen und Volkskunst erhalten, und noch unter den Stickmustern des vorigen Jahrhunderts bildete es neben der gleich zu besprechenden noch merkwürdigeren Kombination von Schiff und Baum, wie eine auf meine Anregung vom Leiter des Stadtgeschichtsmuseums zu Leipzig im vorigen Jahre veranstaltete volkskundliche Ausstellung zeigte, eines der häufigsten und beliebtesten Motive.

Wir haben nunmehr noch eine Reihe von Darstellungen zu betrachten, in denen der Baum nicht mehr mit zwei Vögeln, sondern mit zwei Sternen vergesellschaftet und außerdem noch zum Meere in Beziehung gesetzt ist, und zwar lege ich zunächst die Abbildungen von zwei neuerdings mehrfach behandelten Rasiermesserklingen der Bronzeperiode V aus Dänemark vor (Abb. 14 a u. b).

Beide zeigen uns den Baum aus einem Schiffe emporwachsend, eine an sich gewiß äußerst fremdartige Erscheinung. Hörnes [3]) und ihm folgend K. Schuchhardt [4]) haben daher den Baum als eine primitive Segelvorrichtung aufgefaßt, wie sie noch heute vereinzelt bei manchen Naturvölkern vorkommen soll. Eine derartige Deutung erscheint indessen, wie ich bereits an anderer

[1]) Die Verehrung des Pfeilers, und zwar des wie im Orient und in Spanien nach unten verjüngten, ist durch einen Fund aus dem Skjelmoore bei Dranum in Jütland auch für die nordische Steinzeitkultur bezeugt. Vgl. hierzu Wilke, Südwesteur. Megalithkultur und ihre Beziehung zum Orient S. 115 f. und Archäol. Erläuterungen zur Germania des Tacitus S. 76.

[2]) v. Spieß, Der Mythos als Grundlage der Bauernkunst. Sonderabdruck aus dem Progr. des k. u. k. Staats-Obergymnasiums zu Wiener-Neustadt S. 20.

[3]) M. Hörnes, Prähist. Miszellen. Wien. Prähist. Zeitschr. IV, S. 32 ff.

[4]) K. Schuchhardt, Der Busch als Segel; Prähist. Zeitschr. X, S. 178.

Digitized by Google

Stelle dargetan habe [1]), ſchon mit Rückſicht auf die allgemeine Kulturhöhe, die die bronzezeitlichen Germanen erreicht hatten, völlig unannehmbar. Ein Volk mit einer ſowohl in techniſcher wie ornamentaler Hinſicht ſo reich entwickelten Bronzekunſt, mit ſeinen einzig daſtehenden Luren, mit den prächtigen Goldgefäßen, mit den vollendeten Waffen und den feinſinnigen Kultgegenſtänden — ein ſolches Volk war eben nicht mehr eine rohe Horde von Wilden, die ſich allenfalls noch derartig primitiver Hilfsmittel bedienen mögen. Aber auch aus inneren Gründen verbietet ſich die Deutung Schuchardts. In zahlreichen Fällen iſt das Schiff mit kultiſchen oder mythiſchen Figuren verknüpft. Bald ſehen wir auf ihm zwei menſchliche Figuren mit Strahlenkranz am Haupte, die wohl nur als Dioskuren aufgefaßt werden können,

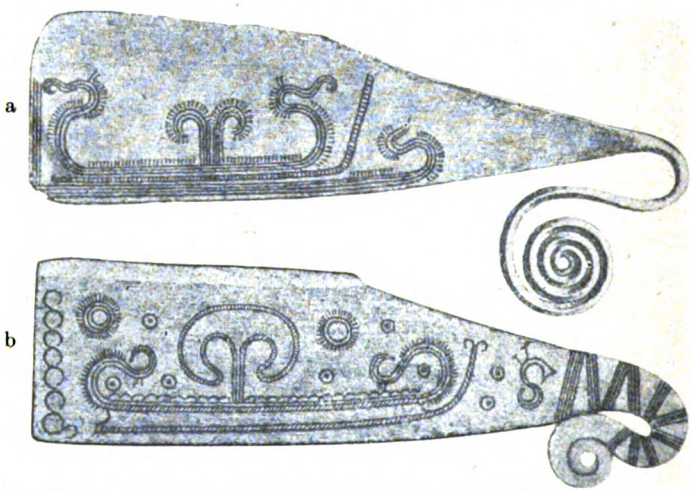


Abb. 14. Baum und Schiff auf Raſiermeſſerklingen der Bronzeper. V aus Jütland. Madſen, Broncealderen I, Taf. 24.
a) Mit Schwan beſpanntes Schiff, b) Baum mit Sternenpaar.

bald erſcheint es in Verbindung mit dem Hakenkreuz oder der Triskele, bald mit Tierfiguren, mit Vögeln und namentlich Drachen, die mehrfach auch das Schiff angreifen und zu vernichten drohen. In allen dieſen Fällen muß dem Schiff ganz zweifellos eine tiefere, eine mythiſche Bedeutung zugrunde liegen, und das gleiche müſſen wir daher auch für die uns hier beſchäftigende Zuſammenſtellung des Baumes mit dem Schiffe annehmen. Und wenn wir nun oben zahlreiche Mythen kennen gelernt haben, in denen der Weltenbaum mit dem Ozean verknüpft erſcheint, liegt es da nicht nahe, auch in den fraglichen Darſtellungen den gleichen Gedanken wiederzufinden und das Schiff als ein einfaches Sinnbild des Himmelsozeans, auf dem es ſich bewegt, auf-

[1]) Wilke, Sonnen- und Mondfinſterniſſe im Glauben und in der darſtellenden Kunſt der indogermaniſchen Vorzeit. Das Weltall, 19. Jahrg., Heft 23/24, S. 203f.

Digitized by Google

zufassen? Das schließt natürlich nicht aus, daß das Schiff daneben auch noch eine besondere astralmythische Bedeutung haben kann, die sich mit jener verschmolzen hat, nämlich die Bedeutung einer Mond-, hauptsächlich wohl aber Sonnenbarke, als die wir die meisten sonstigen Schiffsdarstellungen auf den nordischen Rasiermessern, ebenso wie viele der Schiffsbilder in den nordischen Felsenzeichnungen usw. zu beziehen haben. Diese Bedeutung scheint bei einer der beiden hier behandelten Klingen sogar in den Vordergrund gerückt zu sein, da hier das Schiff von einem Schwan gezogen wird, also offenbar das gleiche Motiv, wie in der Lohengrinsage und in manchen griechischen Mythen vorliegt, und wie wir es auch bei den mit einem Delphin bespannten Schiffen auf den frühbronzezeitlichen Gefäßen von Chalandriani vor uns haben[1]). Wie das himmlische Sonnenrad oder der Sonnenwagen von Rossen oder anderen Landtieren (Eseln, Böcken usw.), so wird die Sonnenbarke von Wassertieren gezogen.

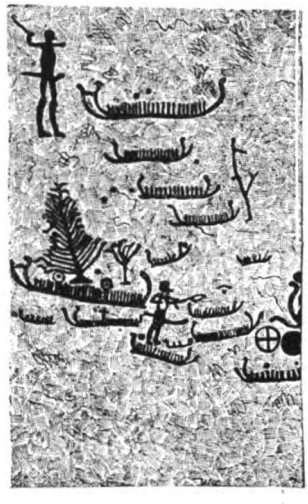


Abb. 15. Schiff und Baum mit zwei Kreisen; Felsenzeichnung von Lökeberg in Bohuslän.

Bei den Darstellungen dagegen, bei denen eine solche ausdrückliche Kennzeichnung des Schiffes als Sonnen- oder Mondbarke fehlt, wie bei der zweiten hier wiedergegebenen Rasiermesserklinge, scheint mir in Anbetracht der oben besprochenen Mythen das Schiff nur noch ein Sinnbild des Meeres zu bedeuten. Ganz besonders aber ist, wie ich meine, diese Auffassung da geboten, wo zu dem Baume noch andere Figuren hinzutreten, die kaum etwas anderes sein können, als die Entsprechungen zu den oben behandelten kosmischen Vögeln. Das gilt in erster Linie von der genannten Rasiermesserklinge selbst, auf der wir beiderseits vom Baume einen großen Stern sehen. Diese beiden großen Sterne, von denen der eine drei, der andere zwei konzentrische Kreise einschließt, können doch unmöglich eine bloße Spielerei des Künstlers oder einfach Raumfüllsel sein, sondern müssen vielmehr einen ganz bestimmten Gedanken ausdrücken. Was aber sollen sie dann anders bedeuten als die beiden großen Himmelskörper, die golden glänzende Sonne, und den silberleuchtenden Mond?

Diesen beiden Zeichnungen schließe ich gleich noch eine dritte, aber wesentlich ältere nordische Darstellung auf einem Felsenbilde von Lökeberg bei Bohuslän, an. Auch hier sehen wir wieder das Schiff mit dem Baume und rechts und links an dessen Fuß je einen mit einem Punkt in der Mitte

[1]) Wilke, Indien, Orient und Europa, S. 140, Abb. 150.

Digitized by Google

versehenen Kreis, die offenbar dem Sternenpaar auf der dänischen Rasiermesserklinge entsprechen. (Abb. 15).

Aus dem ägäischen Formenkreise haben wir als getreues Gegenstück zu den drei nordischen Darstellungen zunächst das öfter behandelte Bild auf der Ringplatte von Mochlos (Abb. 16), das uns gleichfalls den aus dem Schiff emporwachsenden Baum — und zwar einen Fruchtbaum — und innerhalb des Schiffes außerdem eine weibliche Figur zeigt, die wohl nur als Gottheit aufgefaßt werden kann[1]). In Betracht kommt dann nur die Mondgöttin, und die Barke müßte dann als Mondbarke aufgefaßt werden, wie dies auch bei der bekannten Exekiasschale der Fall ist (Abb. 17), die uns den Rauschgott Dionysos — gleich dem indischen Soma und iranischen Haoma eine ausgesprochene Mondgottheit — in einer von sieben Delphinen begleiteten und einen Weinbaum mit sieben Reben tragenden Barke vorführt (Sieben als Mondzahl; der rauschtrankspendende

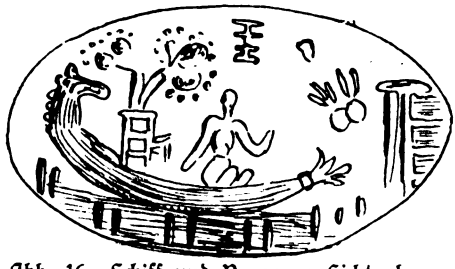


Abb. 16. Schiff und Baum; v. Lichtenberg, Ag. Kult. S. 125, Abb. 76.

Abb. 17. Darstellung auf der Exekiasschale.

Weinbaum wesensgleich mit dem den Somatrank liefernden indischen Somabaum, d. h. dem Himmel). Insoweit entspricht also die Darstellung von Mochlos sehr gut dem zuerst behandelten nordischen Schiff mit Baum, nur daß ich dieses eher auf die Sonne als den Mond beziehen möchte. Außer den genannten sehen wir aber auf dem Ringe von Mochlos auch noch einige andere Figuren, von denen zwei unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich lenken: Es sind dies die beiden kleinen sich berührenden kugelförmigen Körper über dem Hinterteil des Nachen, von denen der eine drei, der andere zwei kleine Fortsätze aufweist. Man hat in diesem Figurenpaar schon immer Früchte erblickt, und diese Deutung erscheint auch recht wohl möglich. Da alsdann die übrigen Früchte des Baumes, wenn anders seine Deutung als

[1]) Gegen die Deutung von Lichtenbergs (Die Ägäische Kultur, 2. Aufl. S. 125), der in dieser Frau eine Adorantin erblickt, hat schon M. Hörnes mit Recht geltend gemacht, daß die Frau alsdann dem Baume nicht den Rücken zuwenden könne (M. Hörnes, Präh. Miszellen; Wiener Präh. Zeitschr. Bd. 4).

Digitized by Google

Weltenbaum richtig ist, als Sinnbilder der Sterne aufgefaßt werden müßten, so könnten diese beiden Kugeln, die sich außer durch ihre Isoliertheit auch noch durch ihre Größe von den übrigen abheben, nur auf Sonne und Mond bezogen werden, wie wir dies in vielen lettischen Liedern sehen. Doch könnten die beiden Körperchen auch irgend etwas anderes, und namentlich auch zwei Vögelchen darstellen sollen. Auch dann aber müssen sie, wie unsere früheren Ausführungen gezeigt haben, als Sonne und Mond aufgefaßt werden.

Eine sehr bemerkenswerte Zusammenstellung sehen wir ferner auf einem Spinnwirtel aus der zweiten Stadt von Hissarlik-Troja: Auf einer kammförmigen Figur, deren vorderes und hinteres Ende lebhaft an den drachenförmigen Vorder- und Hintersteven der nordischen, aber auch mancher orientalischer Schiffsbilder erinnert und die daher wohl nur als Ruderschiff aufgefaßt werden kann, erhebt sich in der Mitte eine senkrechte Linie, die sich an der Spitze in mehrere Äste gabelt (Abb. 18). Einen Mast mit Segel kann

Abb. 18. Spinnwirtel aus Hissarlik-Troja.

Abb. 19. Doppelgestirn mit baumartiger Wasserpflanze auf einem Sarkophag von Kreta.

diese Linie wohl kaum bedeuten, vielmehr wird auch sie als Baum aufgefaßt werden müssen. Unter diesem Schiff mit Baum findet sich nun links das Hakenkreuz, das Symbol der Sonne, rechts ein Rind oder eine Ziege oder ein ähnliches gehörntes Tier, das mit seinen Hörnern zweifellos den Mond versinnbildlichen soll. Auch hier also haben wir den Weltenbaum, den Himmelsozean (versinnbildlicht durch ein Schiff) und die beiden großen Himmelskörper in einer Gruppe vereinigt.

Endlich erwähne ich noch die Darstellung auf einem Sarkophag von Kreta: Wiederum sehen wir den Baum in Verbindung mit zwei großen Strahlensternen. Außerdem bemerken wir eine Anzahl von Fischen und Wasservögeln, die offenbar das Meer versinnbildlichen sollen (Abb. 19). Der Baum steht also entweder am oder im Meere, und es kann kein Zweifel bestehen, daß wir auch hier die Zusammenstellung von Himmelsozean, Weltenbaum und Sonne und Mond vor uns haben.

Auch das Schema „Schiff und Baum" hat sich mit staunenswerter Beharrlichkeit in christlicher Zeit weiter erhalten, und ich war im höchsten Grade

Digitized by Google

überraſcht, als ich es bei der obenerwähnten volkskundlichen Ausſtellung in Leipzig auch noch unter den Stickmuſtern aus dem vorigen Jahrhundert mehrfach wieder fand, und zwar in einer Geſtalt, die ganz und gar der Kombination auf den nordiſchen Raſiermeſſerklingen und noch mehr dem Felſenbilde von Löfeberg entſpricht, auf dem der Baum wie bei den Stickmuſtern ein Nadelbaum iſt. Ebenſo laſſen manche der gleich zu erörternden Jungbrunnen-Darſtellungen (Abb. 20—23) noch deutlich ihre Abſtammung von dem alten Schema erkennen, indem an die Stelle des Mondnachens der Exekiasſchale und der Ringplatte von Mochlos eine einfache, aber teilweiſe noch ſehr einem Boote ähnelnde Mondſichel tritt, aus der der Baum hervorwächſt. Auch dieſes zähe Feſthalten der jüngeren Volkskunſt an einer ſo überaus merkwürdigen, ſcheinbar völlig widerſinnigen Kombination zeigt deutlich, daß es ſich bei dieſer um ein uraltes mythiſches Motiv handeln muß, deſſen urſprünglicher Sinn zwar längſt in Vergeſſenheit geraten war, dem man aber noch immer eine gewiſſe glückbringende Bedeutung beimaß.

In den ſpäteren Mythen und der jüngeren Kunſt ſchrumpft der Regen

Abb. 20. Achat von Daphio.

Abb. 21. Miniatur aus einem byzantiniſchen Evangeliar des 13. Jahrhunderts.

und Leben ſpendende Himmelsozean zu einer einfachen Quelle oder einem Waſſerbecken, dem neue Jugendkraft verleihenden Lebensborn oder Jungbrunnen zuſammen, wobei allerdings gleichfalls wiederum uralte maniſtiſche und zugleich auch chthoniſche Vorſtellungen eingewirkt haben. Denn wie der Baum, ſo galt nach weit verbreiteter Anſchauung auch die Quelle als Aufenthaltsort der abgeſchiedenen Seelen und als Heimat der Kinder, die aus dieſer hervorgehen. Es entwickelt ſich alſo aus dem urſprünglichen Bilde: Tierpaar (als Vertreter von Sonne und Mond), Himmelsozean und Himmelsbaum die Kombination: Tierpaar, Quelle oder Trankbehälter und Baum, der aber ſpäter ebenfalls verkümmert und zwar zu einer einfachen, meiſt dreiteiligen Pflanze, einem Dreiblatt oder einem Pinienzapfen und ſchließlich völlig verſchwindet, ſo daß nur noch der Lebenstrankbehälter mit dem Tierpaare übrig bleibt. Der Lebenstrankbehälter aber, der urſprünglich dem Himmelsozean entſpricht, verſchwimmt mit einer anderen Vorſtellung, nämlich der Auffaſſung des Mondes als Trinkhorn oder Trinkſchale, eine Auffaſſung, die ja durch die Geſtalt der jungen Mondſichel ohne weiteres verſtändlich wird.

Digitized by Google

Die Mondschale enthält also das himmlische Naß, d. h. den befruchtenden Regen.

Dem zu einer Quelle zusammengeschrumpften Himmelsozean begegnen wir zunächst im indo-iranischen Mythenkreise. Nach iranischer Überlieferung wächst der mit dem oben (S. 3) genannten Baume „Allsamen" wesensgleiche weiße Homabaum in der Quelle Ardwi-Sura, die von Hara brzati („ragender Berg", d. i. Himmelsberg) herabfließt. In der griechischen Mythologie sprudelt aus den Wurzeln der heiligen Eiche in Dodona ein Quell hervor. Und im nordischen Mythos befindet sich die Wurzel der Weltesche Yggdrasil am Brunnen Urd. Auch in zahlreichen Märchen kehrt die Verbindung des Lebensbornes mit dem Baume oder einer sonstigen Pflanze wieder. Bei den Südslawen ist es ein Birnbaum mit drei Stämmen (S Krauß, a. a. O., I, 88), bei Zingerle (KHM., Vogel Phönix usw.) eine Wunderblume mit drei Blüten, die mit dem Lebenswasser zusammen geholt werden soll, und in den ungarischen Volksmärchen (Sklarek, Ung. Volksm. I, 14) ein dreiblättriges Kleeblatt.

Auch in dieser abgewandelten Form findet sich das alte Mythenmotiv in der vorgeschichtlichen Kunst noch vielfach vertreten. So u. a. auf dem von mir schon „Indien, Orient und Europa", S. 160 besprochenen Achat von Daphio, der zwei heraldisch angeordnete phantastische Wesen je mit einem Kruge in der Hand neben einem dreiteiligen, aus einem mondbildartigen Gefäße emporwachsenden Baume zeigt (Abb. 20). Diese phantastischen Mischgestalten bringen wohl nicht, wie ich früher angenommen habe, ein Trankopfer dar, sondern schöpfen vielmehr wie in den Mythen und zahlreichen Märchen und wie in zahlreichen jüngeren bildlichen Darstellungen aus dem Mondgefäße das Lebenswasser. Auch dieses Motiv hat sich in der späteren Kunst, namentlich im Orient, noch lange unverändert erhalten. So bei einer Miniatur aus einem byzantinischen Evangeliar des 13. Jahrhundert, die ein mondsichelartiges Gefäß mit einer daraus emporwachsenden, dreiblättrigen Pflanze und daneben, heraldisch gruppiert, zwei Pfauen zeigt (Abb. 21). Auf einem der auf ägyptische Einflüsse zurückgehenden „Hedwigsgläser" von Breslau sieht man einen von zwei phantastischen Tieren flankierten Kelch, über dem Sonne, Mond und Sterne dargestellt sind. Zwischen beiden Schwanzenden der Tiere steht ein stilisierter Lebensbaum (Schles. Vorz. N. F., Bd. VI, S. 53, Abb. 1). Hier hat sich also die Beziehung des heiligen Trankbehälters zum Himmel noch in ziemlich reiner Form erhalten. Auf einer Bronzetür von Salerno ist ein von einem Pinienzapfen gekrönter Brunnen dargestellt, neben dem heraldisch geordnet ein Greifenpaar steht; hinter dem Brunnen befindet sich ein von einem Kreuze gekröntes Säulentempelchen, dessen Spitze zwei Vögelchen, gleichfalls symmetrisch gruppiert, zufliegen (Beaty, l'Art. Byzantin, S. 205, Fig. 68). Ebenso begegnen wir dem Motiv auf mittelalterlichen Zeugdrucken (Abb. 22) und unter den Stickmustern der Biedermeierzeit. Als Beispiel endlich, wie schließlich der Baum völlig aus dem althergebrachten Schema ver-

Digitized by Google

ſchwindet, diene eine Darſtellung auf dem Sarkophage des Arcives-Giovanni V (725—742) in S. Apollinare in Claſſe bei Ravenna, bei der zwei Vögel von der aus einem Becken überſprudelnden Quelle trinken (Abb. 23). Man ſieht deutlich, daß wir es bei allen dieſen Darſtellungen mit einer fortlaufenden Entwicklungsreihe zu tun haben, deren Ausgangspunkt die uralte Verbindung des Schiffes mit dem Baume bildet.

Mit der den Lebenstrank bergenden Mondſchale hängen auch noch, wie L. v. Schroeder[1]) gezeigt hat, die Grals- und verwandten Sagen zuſammen, wie die von Uhland beſungene Sage vom Becher von Edenhall und eine ähnliche Erzählung vom Geſchlechte der Aſſeburg, deſſen Ahnfrau einſt von der Gattin eines Zwerges in heller Mondſcheinnacht drei gelbgrüne Kriſtallbecher erhalten haben ſoll[2]).

Wenn mich auch die vorſtehenden Unterſuchungen in mancher Hinſicht zu weſentlich anderen Anſchauungen geführt haben, als ſie von der Berliner Mythologiſchen Schule vertreten werden,

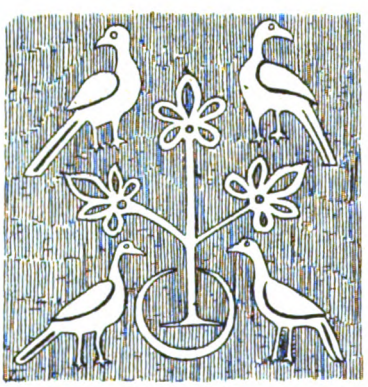


Abb. 22. Mittelalterlicher Zeugdruck. Nach Forrer.

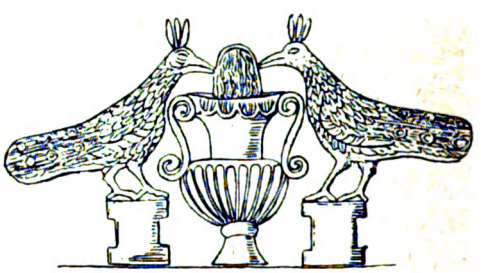


Abb. 23. Darſtellung auf dem Sarkophage des Arcives-Giovanni. Nach v. Spieß.

und ich insbeſondere hinſichtlich des eigentlichen Urſprungs des Baum-Vogelmotivs auf einem ganz anderen Standpunkt ſtehe, als dieſe, ſo ſtimme ich mit ihr doch inſofern überein, daß dieſes, nach meiner Auffaſſung urſprünglich lediglich maniſtiſche Motiv in den ſpäteren Abſchnitten der menſchlichen Entwicklung zu einem rein aſtralmythiſchen umgewandelt worden iſt. Und ich glaube, daß die vorliegenden Unterſuchungen eine neue kräftige Stütze für dieſe Auffaſſung gebracht haben. Denn bei den Darſtellungen der älteren Kunſt erſcheint der Baum oft noch in Verbindung mit zwei Sternen (Sarkophag von Kreta, Felſenzeichnung von Lokeberg, Raſiermeſſer aus Jütland) oder mit zwei allgemein als Sonnen- und Mondſinnbilder anerkannten Figuren (Tonzylinder von Suſa; Spinnwirtel von Troja), und

[1]) v. Schroeder, Die Wurzeln der Sage vom heiligen Gral. Sitz. Ber. d. k. Akad. d. Wiſſ. in Wien. 1911. S. 8ff.

[2]) v. Howorka, und Kronfeld, Volksmedizin Bd. II, 886f.

Digitized by Google

erst auf einer etwas jüngeren Stufe treten an Stelle dieser sinnbildlichen Figuren oder Sterne die beiden Vögel. Daß die älteren Darstellungen auf den Himmel und die beiden großen Himmelskörper bezogen werden müssen, ist meines Erachtens nicht zu bestreiten. Die gleiche Bedeutung muß dann aber auch den Darstellungen zugrunde liegen, die an Stelle der beiden sich bekämpfenden Tiere der zwei Sterne oder der sonstigen astralen Symbole die zwei Vögel zeigen, im übrigen jedoch ihnen völlig entsprechen[1]). Bedeutet aber in den bildlichen Darstellungen der Baum mit den beiden Vögeln den Himmel und Sonne und Mond, so ist dies auch für das gleiche Motiv in den Mythen anzunehmen. Selbst wenn also trotz der in den Märchen und Liedern mehrfach vorkommenden Namen „Sonne und Mond" noch Zweifel über die Bedeutung des Baum-Vogelmotivs in den betreffenden Mythen bestehen könnten und man auch gar nichts damit anzufangen wüßte, so würde es doch durch die uns hinterlassenen Bilder allein schon in befriedigender und einwandfreier Weise zu deuten sein.

Ein weiteres, wie ich meine nicht unwichtiges Ergebnis unserer Untersuchungen besteht in dem Nachweis, daß die mancherlei, in den verschiedensten Abwandlungen wiederkehrenden Erzählungen von einem Lebensborn oder Jungbrunnen in letzter Linie in der uralten Vorstellung vom Himmelsozean wurzeln, aus dem in Gestalt des befruchtenden Regens das himmlische Naß auf die Erde herniederträufelt, um die erstarrte Vegetation zu neuem Leben zu erwecken und zu verjüngen. Mit den Jungbrunnensagen und der den Lebensborn fassenden Mondschale hängen die Grals- und verwandten Mythen zusammen.

Endlich haben unsere Untersuchungen auch noch eine meines Erachtens durchaus einwandfreie Aufklärung über die Entstehung der wappenartigen Darstellungen gebracht, deren Herkunft bisher noch ziemlich rätselhaft erschien. Die heraldisch gepaarten Tiere sind ursprünglich Sonne und Mond, die sich an dem als Baum gedachten Himmel begegnen (Konjunktion).

[1]) Ich glaube daher, daß auch die meisten sonstigen Darstellungen mit symmetrisch gegenüber gestellten Vogelpaaren nicht sowohl auf die gegensätzlichen Mondsicheln, wie K. v. Spieß (Progr. d. k. k. Staats-Obergymnasium zu Wiener Neustadt 1910, S. 14) und ihm folgend E. Siecke (Über einige myth. wichtige Tiere, Myth. Bibl. 8, S. 60) meinen, als vielmehr gleichfalls auf Sonne und Mond zu beziehen sind. Doch dürften die in Verbindung mit einem Sonnenrade auftretenden symmetrischen Vogelpaare (Bronzegefäße von Siem, Hajdu-Böszörmeny, Orvieto, Bologna usw.) wohl lediglich als Sonnensymbole aufzufassen sein.

Digitized by Google

Der Goldfund von Kommerau Kreis Schwetz, Westpreußen.

Von Professor Hermann Günther, früher Graudenz jetzt Rathenow.

Mit 19 Abbildungen im Text und auf Tafel I—IV.

Seit verschiedenen Jahren waren schon in der Umgebung der Weichselfestung Graudenz vorgeschichtliche goldene Schmuckstücke zutage gefördert. So war auf dem linken Weichselufer bei Warmhof, Kreis Marienwerder,

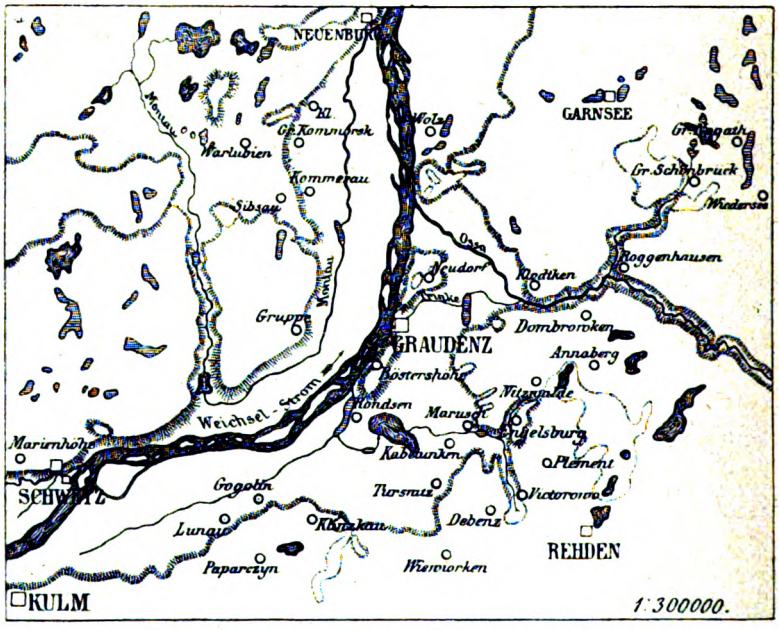


Abb. 1.

in einem Skelettgrabe der römischen Zeit ein goldener Anhänger gefunden worden und bei Garnseedorf im selben Kreise, aber auf dem rechten Weichselufer, auch in einem Grabe aus römischer Zeit ein gedrehter goldener Halsring. Beide Gegenstände sind im Provinzialmuseum in Danzig auf-

Digitized by Google

bewahrt und auf Tafel 68 in H. Conwentz, „Das Westpreußische Provinzial-Museum 1880—1905" abgebildet. Auch das Graudenzer Stadtmuseum birgt einen prachtvollen goldenen Anhänger aus einem weiblichen Skelettgrabe der römischen Kaiserzeit, das bei Sellnowo, Kr. Graudenz, südlich von Debenz, gefunden worden ist. Zwei silberne Armbänder lagen dabei; vgl. Mannus, Bd. VI, S. 212 f. Die Lage der Fundorte ist aus der Kartenskizze Abb. 1 zu ersehen.

Im Jahre 1915 ist in der Nähe von Graudenz wieder ein Goldfund gemacht worden: ein goldener Armreifen und zwei goldene Fingerringe wurden mit silbernen und bronzenen Gegenständen in Kommerau, Kr. Schwetz, gefunden. Zur Beantwortung der Frage, wie das Gold, das doch anscheinend in Menge hier vorhanden war, hierher gekommen ist, kann vielleicht Tacitus Germania Cap. 45 herangezogen werden. Hier wird von den Aistiern, die östlich der Weichsel wohnten, berichtet, sie hätten den Bernstein, den sie allein von allen sammelten, den westlich wohnenden Germanen verkauft. Diese verkauften ihn dann weiter vielleicht mit dem, den sie selbst fanden, denn noch jetzt findet man bei Graudenz und namentlich in der Tucheler Heide Bernstein. So ist ein Strom von Edelmetall in den metallarmen Osten Deutschlands gelangt, wie schon zur Bronzezeit im Austauschverkehr Metall für Bernstein an die Nordseeküste gelangt ist, vgl. Kauffmann, Deutsche Altertumskunde I, München 1913, S. 118 ff.

Die Bergung des Kommerauer Goldfundes sei jetzt geschildert.

Bei militärischen Arbeiten in der Nähe von Graudenz wurden zu Kriegsbeginn 1914 an verschiedenen Stellen Urnen und Urnenscherben bloßgelegt und zum Teil geborgen, so östlich der Weichsel bei den Pfaffenbergen an der neuen Armierungsstraße und bei Burg Belchau. Auf dem Westufer wurden beim Bau eines Schützengrabens bei Karolina und bei Altmarsau in der Nähe von Gruppe Urnenscherben und ganze Urnen gefunden. Die den Bau leitenden Offiziere, vor allem das Ehrenmitglied der Graudenzer Altertums- und Museumsgesellschaft, Leutnant d. R. Regierungsbaumeister Schmidtmann, und Leutnant d. R. Dr. Fischer, Dozent an der Technischen Hochschule in Danzig, zeigten lebhafte Teilnahme für die Funde. Die verschiedenen Spuren wurden verfolgt und führten teilweise zu schönen Ergebnissen. Mit Hilfe von russischen Gefangenen wurden auf den Höhen des Weichselufers bei Altmarsau an einer Stelle eine ganze Anzahl von Urnen freigelegt, in denen spärliche Bronzereste und Bronzeringe mit blauen Glasperlen gefunden wurden; leider waren die meisten Urnen in recht schlechtem Zustande, sie waren zu flach beigesetzt gewesen und schon beim Pflügen zertrümmert worden. Am Hange der Höhen wurden auf den Grundstücken des Ortsvorstehers Neumann und des Gastwirts Gadischke zwei gut erhaltene Steinkistengräber mit gut erhaltenen Urnen aufgedeckt, von denen eine im Graudenzer Museum aufgestellt ist. Diese glücklichen Ergebnisse veranlaßten

Digitized by Google

weiteres Nachforschen an einer anderen schon als Fundgebiet bekannten Stelle in der Nähe von Kommerau, das etwa 12 km nördlich von Altmarsau liegt. Hier befindet sich eine alte Begräbnisstätte, die von dem früheren Konservator der Graudenzer Altertumsgesellschaft Florkowski in „Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft" 1887 S. 512 als „Gräberfeld von Kommerau, Kr. Schwetz, Westpr." bezeichnet worden ist. Hier waren sowohl von der eben genannten Gesellschaft als auch vom Danziger Provinzialmuseum hervorragende Funde gemacht worden. In den Jahren 1874—89 waren durch Florkowski viele Urnen geborgen worden, die aus Steinkisten,

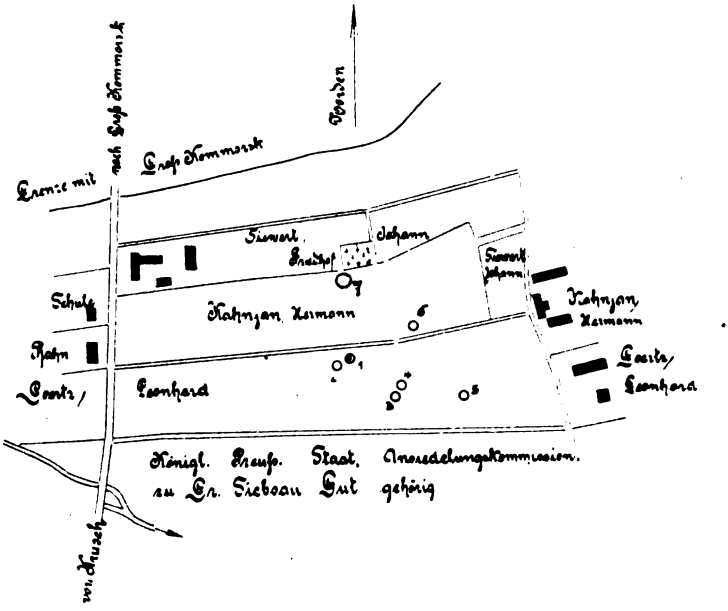


Abb. 2.

der frühen Eisenzeit stammten, darunter befand sich auch eine Gesichtsurne die in Berendts Pommerellischen Gesichtsurnen Abt. 2 Tafel XI Fig. 63 abgebildet ist.

Auf dem Kommerauer Begräbnisplatze wurden aber nicht nur früheisenzeitliche Gräber aufgedeckt, sondern auch solche, die der römischen Kaiserzeit angehören. So ist im Danziger Provinzialmuseum eine sogenannte Kasserolle von Bronze und ein verzierter Bronzebeschlag von der Mündung und der Spitze eines Trinkhorns aufbewahrt, die aus einem kaiserzeitlichen Grabe stammen[1]). Die Grabstätte war also lange Zeit in Benutzung, ja bis auf den heutigen Tag bestatten die Kommerauer ihre Toten auf einem kleinen

[1]) Conwentz, Das westpreuß. Provinzialmuseum 1880—1905. Taf. 71.

Digitized by Google

Friedhofe, der sich nördlich anschließt, siehe Abb. 2 nördlich des Grundstücks von Kahnjan.

Im Frühjahr 1915 war hier wieder eine Urne ausgepflügt worden, deren Überweisung dem Graudenzer Museum von dem korrespondierenden Mitgliede der Altertums- und Museumsgesellschaft, dem Lehrer Paul Behrend in Kommerau, in Aussicht gestellt war. Dieser Fund ließ erhoffen, daß noch mehr vorhanden wäre und daß eine Grabung Erfolg haben könnte. Donnerstag den 14. Oktober 1915 wurde die Arbeit begonnen. Teilnehmer waren die Leutnants d. R. Schmidtmann und Dr. Fischer und der Berichterstatter, dazu eine Anzahl russischer Gefangener und ein Landwehrmann, ein ehemaliger Schachtmeister. Die Erlaubnis zum Graben wurde von den Besitzern der in Betracht kommenden Grundstücke, den Gutsbesitzern Kahnjan und Goertz, gern erteilt. Mit ortskundigem Rate stand zur Seite der frühere Besitzer des einen Grundstücks, Amtsvorsteher Krüger, und der erwähnte Lehrer Paul Behrend. Herr Krüger berichtete uns, daß er auf seinem Grundstück, das jetzt seinem Stiefsohn Kahnjan gehört, vor Jahren ein ein halbes Meter in der Erde befindliches Steinpflaster ausgegraben und zum Bau eines Stalles verwandt habe; es wären über 20 Fuhren Steine abgefahren worden. Außerdem habe er andere Steine, die 30 Meter im Durchmesser kreisförmig gelagert waren, entfernt; es ist wohl anzunehmen, daß es der Platz war, auf dem die Toten verbrannt wurden.

Kommeraus Lage möge etwas eingehender dargestellt werden. Das Dorf ist von Graudenz bequem auf einer neu angelegten Pflasterstraße, die von Groß-Lubin abzweigt, zu erreichen. Es liegt in der Schwetz-Neuenburger Niederung am Rand der Sibsauer Höhen. Früher lag es mehr in der Niederung. Infolge eines durch Eisstauung der Weichsel bewirkten Dammbruches wurde es 1855 fast ganz zerstört und deshalb an den Rand der Höhen verlegt. Nur zwei Häuser, die der erwähnten Besitzer Kahnjan und Goertz, stehen noch am alten Platze. 1500 m vom Begräbnisplatze liegt auf einer Anhöhe der sagenumwobene sogenannte Schloßberg. Reste von gebrannten Steinen und Brandspuren deuten darauf hin, daß er einmal bewohnt war. Zur näheren Erklärung der Lage diene der Plan Abb. 2. In die beiden Grundstücke Kahnjan und Goertz sind die im Oktober 1915 aufgefundenen Gräber eingezeichnet, von denen hier nur 1 und 2 in Frage kommt. Vgl. auch die Abb. in Verh. der Berl. anthrop. Gesellsch. 1887 S. 513. Der Boden ist Niederungsboden diluvialen Ursprungs. Er ist etwas sandig und trocken. Von Natur kommen in ihm größere Steine nicht vor; wenn solche vorhanden sind, so ist anzunehmen, daß sie von Menschen hingebracht sind. Kann man im Boden an einer Stelle eine Anzahl Steine feststellen, so findet sich an ihr wahrscheinlich eine Grabstätte.

Der Boden wurde nun mit einer Stahlsonde untersucht. Zu dieser Sondierung wurden einige russische Gefangene benutzt, sie schritten den

Digitized by Google

Boden ab und stachen mit ihrer Sonde hinein. Stießen sie auf mehrere Steine nebeneinander, so wurde der Spaten genommen und die Steine bloßgelegt. Es ergab sich an mehreren Stellen, daß wohl Steine da waren, aber kein Grab; aus Urnenscherben konnte man jedoch erkennen, daß ein solches vorhanden gewesen war.

Auf dem Grundstück von Goertz wurde nun eine Stelle gefunden, die Erfolg versprach. Sie befand sich auf einer flachen, kaum wahrnehmbaren Bodenwelle. Zunächst mußte die Humusschicht beseitigt werden. Der Boden, der nun folgte, war anscheinend durch Überschwemmung dahin gelangt, man konnte die schichtenweise Lagerung deutlich erkennen. Wenn im Jahre 1855, wie bereits erwähnt, hier alles von der Weichsel überflutet war, so ist das sicher in den vorausgehenden Jahrhunderten auch ab und zu geschehen, namentlich bevor der Weichseldamm angelegt war, der jetzt die Niederung schützt. Der Platz liegt und lag außerhalb des eigentlichen Überschwemmungsgebietes der Weichsel, das etwa 300 m östlich davon beginnt.

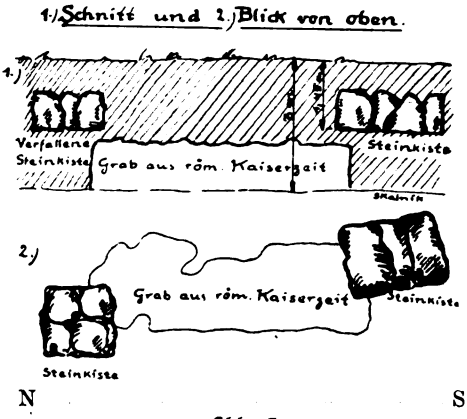


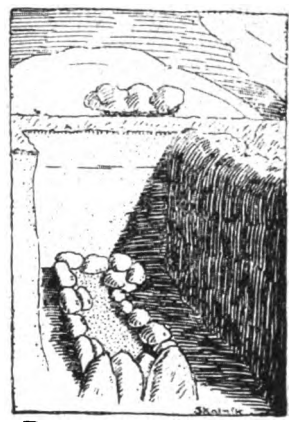
Abb. 3.

Nachdem diese geschichtete Erde in der Höhe von 0,65 m entfernt war, stießen wir auf eine Steinkiste von 0,80 m Höhe und gleicher Länge und Breite, die von allen Seiten durch starke Steinplatten geschlossen und oben abgedeckt war, in Richtung von SO nach NW (Skizze Abb. 3, 1 und 2 und Taf. I Abb. 1). An der NW- und NO-Ecke war ein Flügelanbau von Steinen. Bei der Öffnung der Kiste kam eine große mit Knochenbrand gefüllte Urne zum Vorschein, daneben zwei kleinere und einige Beigefäße; siehe Taf. IV Abb. 2. Die Kiste war mit Sand gefüllt, die drei Urnen standen auf flachen Schalen, ebenso die Beigefäße; die Urnen hatten einfache Deckel. In der größeren Urne waren die Knochen eines kräftigen Mannes. Beigaben fehlten.

Nach Wegräumung dieses Grabes wurden in nördlicher Richtung mit der Sonde in der Erde noch viele Steine festgestellt, die Veranlassung zum Weitergraben gaben. Die Erde wurde bis zur Sohle der abgebauten Steinkiste entfernt, also bis zu 1,45 m Tiefe. Hier zeigte sich nun eine längliche Steinpackung, im ganzen etwa 4 m lang, von Süden nach Norden gerichtet, an den beiden Enden breit, in der Mitte schmal. An der NW-Ecke war eine anscheinend eingefallene Steinkiste in gleicher Höhe wie die vorher erwähnte, sie war vielleicht früher einmal geöffnet und untersucht worden. An einem

Digitized by Google

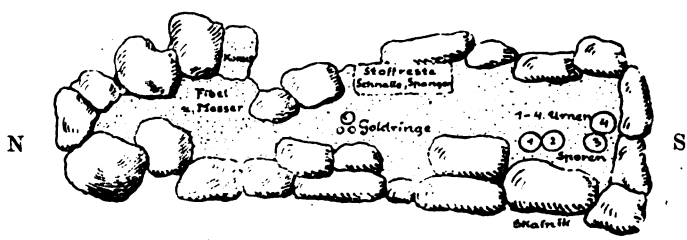
großen, flachen Steine, der aufrecht stand, lag angedrückt eine flache Schale. Die Steine dieser Kiste wurden entfernt und die Erde rings um die Steinpackung ausgehoben, so daß man von allen Seiten an sie herankommen und herumgehen konnte. Taf. I Abb. 2 zeigt, wie die Steinpackung aussah, der Gefangene ist im Begriff, die Erde um sie herauszuschaufeln. Die Grube war recht groß und tief geworden. Diese Arbeiten wurden am 15. und 16. Oktober ausgeführt; am 17. war Sonntag; am 18. wurde die Erde um das Grab vollständig beseitigt. An der Stätte befand sich außer den erwähnten Herren noch der Konservator des Graudenzer Museums, Maschinenbauschullehrer Skalnik. Wie die Grube nach Beseitigung der Erdmassen aussah, zeigt die Skizze Abb. 4. Im Hintergrund ist auf ihr der Kirchhof zu sehen. Da die Sohle des Grabes 3 m tief lag, 1,50 m tiefer als die beiden Steinkisten, nahmen wir an, daß dies Grab aus älterer Zeit als jene stammte und nicht etwa aus jüngerer. Wir waren auf Funde aus der älteren Bronzezeit oder noch älterer Zeit gefaßt.



Blick in die freigelegte Grabstätte.

Abb. 4.

Wir begannen die Steine von Süden her vorsichtig zu entfernen. An der Südseite standen einige große Steinplatten hintereinander, die einen doppelten Schutz boten. Sie wurden beiseite gehoben, und schon zeigten sich, in den lehmigen Sand eingebettet, einige kleine Urnen, die zum Teil zerdrückt und kaum zu erkennen waren. Da sie



Das freigelegte Grab, 1,50 m breit und 4,80 m lang. Von oben gesehen.

Abb. 5.

sehr feucht waren, (es hatte etwas geregnet), mußten sie eine Zeitlang zum Abtrocknen stehen bleiben. Stein auf Stein wurde nun entfernt und dabei einige Gegenstände aus Bronze freigelegt (siehe den Lageplan Abb. 5. Die Steine sind bis auf die Umfassung bereits entfernt). Sehr aufregend gestaltete sich der Fund zweier goldenen Fingerringe, die Skalnik aufdeckte. Sie waren nur ein klein wenig mit Lehm behaftet. Auch die Gefangenen waren ganz

Digitized by Google

außer sich vor Überraschung. Noch größer war die Freude, als der Berichterstatter einen goldenen schlangenförmigen Armreifen fand. Die Lage der einzelnen Gegenstände ist aus Abb. 5 zu ersehen.

Die Länge des ganzen Grabes betrug 4,80 m, die Breite 1,50 m. Es war nur an der Seite teilweise aus Steinplatten gebildet, meist waren die Steine mit Zwischenräumen aneinandergefügt, die Lücken waren von dem lehmigen Sande der Umgebung ausgefüllt. Die Höhe der Steinpackung betrug 0,40—0,50 m, es waren Granitsteine, sie waren unregelmäßig und scheinbar wahllos aufeinander gelegt. Sie waren vielfach ganz zermürbt, so daß sie manchmal beim Entfernen zerbröckelten. Teilweise sahen sie schwärzlich aus, fast wie Kohle. Knochen fanden sich nicht mit Ausnahme von kleinen Knochensplitterchen. Zwischen den Steinen waren hier und da Kohlenstückchen. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß diese Knochen- und Kohlenteilchen von zertrümmerten Urnen mit Leichenbrand herrühren, denn auch an anderen Stellen des Ackers finden sich solche Reste.

Die kleinen Gefäße, die an der Südseite des Grabes gleich hinter den großen Steinplatten zum Vorschein kamen, waren zum Teil mit Sand gefüllt. Das eine, a auf Taf. III Abb. 1, ziemlich plump geformte, war zur unteren Hälfte mit einem Stoffe gefüllt, der organischen Ursprungs ist. Eine Untersuchung des Stabsapothekers Dr. Fuchs von hier ergab, daß 54,66% organische und 45,34% anorganische Stoffe darin waren. Deutlich war Eisen nachweisbar, beim Verbrennen roch es nach verbrannten Haaren, was auf stickstoffhaltige Substanz schließen läßt. Die mikroskopische Untersuchung ergab nichts Näheres. Das zweite Gefäß b ist glänzend schwarz, die Gestalt und die Verzierungen sind auf Taf. III Abb. 1 zu erkennen. Gefäß c ist am Fuß mit senkrechten Furchen verziert.

Die Bronzegegenstände, von denen die Sporen (Taf. II a) neben den Urnchen am Südende und die Schnalle f (Taf. II) in einem der Urnchen lag, während die Fibel b, der kegelförmige massive Gegenstand e, das Messer h, die Dolchklinge c an der NO-Ecke lagen, sind alle mit schöner Patina bedeckt. Die beiden Sporen, die auf eine männliche Leiche schließen lassen, haben ungleich lange Arme, am Grunde der Spitze ist eine zahnradähnliche Verzierung (siehe Taf. III Abb. 5). Die Spannweite der Arme beträgt bei a_1 7,5 cm, bei a_2 7,9 cm. Die Fibel (Taf. III Abb. 2) ist ziemlich klein, sie ist 3,8 cm lang. Das Bruchstück eines Dolches hat eine Länge von 7 cm, der kegelförmige Gegenstand ist 2,8 cm hoch. Taf. II, Abb. d ist eine Art von Zwinge, wie wir sie an Spazierstöcken haben; da sich darin noch Reste anscheinend von Holz befinden, ist sie wohl an einem Stabe befestigt gewesen. Sie lag dicht bei den Sporen. Einige kleinere Bronzegegenstände wie Taf. II, g und die schmale Spitze von h wurden beim Sieben des Sandes gefunden, auch Spuren von Gold.

Etwa in der Mitte des Grabes an der Ostseite lag eine eigenartige Masse, die mit Lehm gemischt war. Sie ist wohl als Gewebereste anzusprechen,

Digitized by Google

sie wird auch Holz und Leder enthalten haben. Die chemische Untersuchung ergab 22% organische Substanz und starke Eisenreaktion, die mikroskopische Bronzebruchstücke ohne Struktur. Bei näherer Prüfung konnten in der Masse verschiedene Gegenstände festgestellt werden: eine Spange mit vier Nägeln, Taf. III Abb. 3, verschiedene einfache Stäbchen mit Nägeln, Taf. II l, Taf. III Abb. 7, Ringchen, Taf. III Abb. 4, zwei Stäbchen mit Ösen, Taf. III Abb. 6 b und Taf. II k, und eine schöne Schnalle, Taf. III Abb. 6 a. Sie waren wohl an einem Ledergürtel befestigt. An der Schnalle und den übrigen Gegenständen befand sich ein graublaues Pulver, das sich bei der Untersuchung vom Metalle abhob. Die chemische Prüfung stellte fest, daß das Metall und das Pulver Silberchlorid waren. Daneben war Eisen nachweisbar. Wie mag wohl das ursprüngliche Silber in Silberchlorid umgewandelt sein? Ist etwa Kochsalz beigefügt worden? Die Schnalle ist auf Taf. III Abb. 6 noch in der ursprünglichen Masse eingebettet, ebenso zeigt diese Abbildung Stäbchen in ungesäubertem Zustande. Bei der Schnalle läßt sich an beiden Seiten des Bügels und an beiden Enden des Querstabes dasselbe Rädchenmuster erkennen wie an den Sporen.

Die beiden Fingerringe und der Armreif sind von feinstem Golde (Taf. IV Abb. 1). Das Gesamtgewicht beträgt fast genau 200 g, die Ringe wiegen 39,05, der Reif 160,42 g. Der kleinere Ring ist 20—21 mm weit und paßt an den Goldfinger, der große 23—24 mm weit und paßt an den Zeigefinger einer mäßig großen Hand. Sie sind nicht ganz rund. Sie erinnern an Ringe, wie sie zuweilen von Witwern getragen werden, die den Ring der verstorbenen Gattin haben an den eigenen Ring löten lassen, nur daß sich hier zwischen den beiden noch ein dritter befindet, der ebenso gemustert ist wie die Ringe an der Schnalle und an den Sporen. Alle diese Dinge sind also wohl von derselben Hand gefertigt. Der Armreif lag unter einem zermürbten Granitstein, der beim Entfernen auseinanderfiel. Die Spirale ist dreimal gewunden und läuft an beiden Enden in einen Schlangenkopf aus. Der Kopf hat zwei Augen, ist 1,4 cm lang und geht auf einer Länge von 12 cm in ein 9 mm breites Band über, das den Rücken einer Schlange darstellt, der mit vier Reihen dreieckiger Schuppen bedeckt ist. Die Felder zwischen den Schuppen sind gerieft. Der Rand des Bandes ist fein eingekerbt. Zwischen den beiden Schlangen befindet sich ein 26 cm langer runder Goldreifen von 0,4 cm Dicke. Die Gesamtlänge von Mund zu Mund beträgt etwa 52 cm. Innen gemessen ist der Reif 11,5 und 11 cm, außen 12 und 12,5 cm weit. Ringe und Reif können nur sehr wenig getragen sein, da sie gar nicht abgenutzt erscheinen, die inneren Ränder der Ringe sind noch scharf. Das Metall ist, wie das spezifische Gewicht (Armreif 19,07 und Ringe 19,06) ergab, fast ganz rein, ohne Legierung. Über die Herstellung der Schmuckstücke schreibt mir Fräulein Irmgard Köhler, Frankfurt a. M., Wöhlerstr. 5, die als die Inhaberin einer Goldschmiedewerkstatt zwei Nachbildungen in vergoldetem Silber angefertigt

Digitized by Google

hat, folgendes: „Die Arbeit erscheint mir wunderbar klar und einfach. Ich nehme an, daß der runde Draht des Armreifs an seinen beiden Enden flach geschlagen und dann mit dem Punzen zum hohlen, halbrunden Draht gehämmert wurde, und zwar so weit, wie das Schlangenschuppenmotiv das Armband bedeckt. Bei diesem Motiv sind mir die glatten, sehr unregelmäßigen Dreiecke und dagegen die sehr gleichmäßigen schraffierten aufgefallen. Ich vermute deshalb, daß ein ganz besonderer Punzen angefertigt wurde. Durch einmaligen Hieb auf ihn entstand das ganze schraffierte Dreieck. Die Köpfe haben jedenfalls ihre Form durch Feilen des Drahtes erhalten, genau so auch die beiden Ringe. Die Zeichnung der Köpfe bei dem Armband und der Perlstab an den Ringen wurde durch einen sehr feinen, scharfen Punzen eingeschrotet."

Als wir zwischen den früheisenzeitlichen Steinkisten und in größerer Tiefe als sie das eben geschilderte Grab entdeckten, mußte zunächst in uns die Meinung entstehen, daß es aus älterer Zeit als die Steinkisten stammte. Die Reaktion auf Eisen und die Form der metallenen und keramischen Funde stellte aber die ursprüngliche Vermutung bald als Irrtum fest, das Grab stammt aus römischer Zeit, nach dem Urteil des Herrn Geheimrats Professor Kossinna aus dem vierten christlichen Jahrhundert [1]). Dadurch ist erneut bewiesen, daß das Kommerauer Gräberfeld viele Jahrhunderte im Gebrauch war; vgl. dazu Blume, „Die germanischen Stämme und ihre Kulturen", S. 137, wo berichtet wird, daß Fälle, in denen Kaiserzeitgräber mitten auf alten Friedhöfen der thrakischen (richtiger illyrischen) Kultur gefunden werden, gar nicht selten sind.

Wer in diesem Grabe bestattet wurde und wer die Verfertiger dieser Gegenstände sind, ist noch nicht sicher festgestellt, eins erscheint aber sicher, nämlich daß es Germanen waren. Die Vermutung liegt auch nahe, daß wir einheimische Arbeit vor uns haben. Schon manches an der unteren Weichsel angefertigte Schlangenarmband ist hier bei Graudenz gefunden worden, eine stattliche Anzahl davon sind im Graudenzer Museum vorhanden, ich verweise namentlich auf eins der bereits S. 101 erwähnten silbernen Armbänder aus Sellnowo. Ein goldenes Armband dieser Art ist noch nicht in Deutschland gefunden worden. Man könnte zum Vergleich wohl den goldenen Armreifen von Flurstedt, Großherzogtum Sachsen-Weimar, jetzt im Museum für Völkerkunde, Berlin (Blume, Abb. 99), und die goldenen Armreifen aus Schweden (Blume, S. 77) heranziehen, es gleicht ihnen aber nicht; mehr Ähnlichkeit hat es mit dem silbernen Armring von Rebenstorf, Kr. Lüchow (Blume, Abb. 91). Vgl. hierzu auch Kossinna, Die deutsche Vor-

[1]) Mannus VII, S. 359 und IX, S. 121. Nachdem ich durch die reichen Abbildungen der Güntherschen Abhandlung den Fund besser kennen gelernt hatte, bin ich allerdings zu der Ansicht gekommen, daß er richtiger in die Mitte oder die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. zu setzen ist. Vgl. meinen hier folgenden Aufsatz. G. Kossinna.

Digitized by Google

geschichte, 2. Aufl., S. 161 ff., und über den Flurstedter Fund Götze, Höfer und Zschiesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, S. 296. Es wäre wohl denkbar, daß das Armband von skandinavischen Germanen verfertigt ist, die über die Ostsee ins Weichselgebiet gezogen sind, nachdem die früheren Bewohner in der Zeit der Völkerwanderung ihre Wohnsitze hier verlassen hatten. Da es aber nicht genau den schwedischen entspricht, ist es auch möglich, daß es noch von Ostgermanen herrührt, die es einem der Ihren ins Grab legten, ehe sie auswanderten. Nach Blume S. 169 und 203 wohnten auf dem Westufer der Weichsel zwischen Schwetz und Oliva bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. die Gepiden, ein Stamm der Goten, die ihre Toten zu bestatten pflegten. Man kann also annehmen, ein jüngerer Gepidenheld mit seiner Gattin hat hier seine Ruhestätte gefunden.

Als Anhaltepunkt für die Zeit, aus der die oberen Steinkisten (siehe Abb. 3, 1 und 2) stammen, mögen hier noch die Abbildungen einer Reibschale und einer kleinen Gesichtsurne folgen, die aus Grab 3 und 5 (vgl. Abb. 2) stammen. Sie wurden gleichzeitig mit 1 und 2 geborgen. Die Gräber enthielten eine größere Anzahl Urnen. Die Reibschale Taf. IV Abb. 3 ist aus Lehm gebrannt und hat zwei Ausgüsse. Sie diente als Untersatz für eine Urne. Sie ist 25 cm lang, 20,5 cm breit und 4,5 cm tief. Die Urne Taf. IV Abb. 4 enthielt Kinderknochen und ist namentlich dadurch bemerkenswert, daß noch ein halber gedrehter eiserner Ring durch Rost und Sand angekittet ist, der einst um den Hals der Urne herumlag. Rechts von dem winzigen Näschen ist Taf. IV Abb. 4 ein Auge zu sehen, an beiden Ohren ist je ein Bronzering mit Kettchen. Sie ist mit Deckel 16 cm hoch.

Alle Fundstücke sind von dem Besitzer des Ackers dem Graudenzer Museum überwiesen worden, dessen durch die Rondsener Funde bekannten Sammlungen dadurch eine vortreffliche Erweiterung erfahren haben.

Die Photographien sind von Dr. Anger, Dr. Hecht und Schmidtmann, die Skizzen von Skalnik angefertigt.

Digitized by Google

Das Reitergrab von Kommerau in Westpreußen
und die germanischen Trinkhörner, Spielsteine und goldenen Schlangenkopfarmspiralen der Kaiserzeit[1]).

Von Gustaf Kossinna.

Mit 36 Textabbildungen.

Den Fund von Kommerau, der in den Zeitungen anfangs der Bronzezeit zugeschrieben wurde, habe ich seinerzeit auf Grund nicht voll zureichender Fundberichte und flüchtiger Skizzen einiger Fundstücke ins 4. Jahrhundert nach Chr verlegt. Nachdem ich jedoch den Fund in seinen Einzelheiten genau kennen gelernt, ein paar Stücke zweifelhafter Art durch das Entgegenkommen des Herrn Professor Günther sogar zugeschickt erhalten hatte, war ich zu der Ansicht gekommen, daß wir es mit einem einheitlichen Grabe eines vornehmen, reichen Mannes aus der Mitte des 3. Jahrhunderts zu tun haben. Denn weder die gewaltige Länge der Steinkammer — sie beträgt 4,80 m —

[1]) Als ich von Herrn Studienrat Günther vor etwa vier Jahren sein Manuskript über die Kommerauer Grabung erhielt, empfand ich die Notwendigkeit einer eingehenderen, vergleichenden Würdigung dieses reichen und wichtigen kaiserzeitlichen Grabes, und Herr Günther teilte dann auch durchaus meine Meinung. Ich sammelte damals zu vergleichender Behandlung aus meinen Fundmappen und der Literatur sofort eine große Stoffmenge über germanische Trinkhörner, Würfel und Spielsteine, goldene Tierkopfarmspiralen usw. Leider kam ich dann infolge andauernder Abhaltung durch andere unaufschiebbare Arbeitspflichten mehrere Jahre nicht dazu, jenen großen Stoff zu verarbeiten, mitzuteilen und darzustellen. Und so blieb auch Günthers Aufsatz so lange im Satze stehen. Nun endlich war kein längerer Aufschub mehr angängig. In den Märzwochen dieses Jahres habe ich die Darstellung ausgearbeitet, konnte aber von dem übergroßen Stoff an Trinkhornfunden aus Raumrücksichten wie aus Zeitmangel nur ganz wenige statistisch behandeln, die Würfelfunde mußte ich sogar fast ganz beiseite stellen, was insofern zu rechtfertigen ist, da im Grabe von Kommerau Würfel nicht gefunden worden sind. Ich hoffe aber, auch mit dieser mir jetzt allein möglich gewordenen kürzeren Behandlung der einschlägigen Fragen die Erforschung der kaiserzeitlichen Germanenkultur, die mir, wie schon meine Abhandlung von 1905 beweist, ebenso wie Bronze- und Steinzeit, ganz besonders ans Herz gewachsen ist, in manchen Punkten gefördert zu haben.

31. März 1922. G. Kossinna.

Digitized by Google

noch der von den Findern zu einseitig hervorgehobene Goldschmuck kann hinreichenden Grund bieten, neben der durch die Sporen bezeugten Beisetzung einer Mannesleiche noch eine zweite Bestattung, etwa die einer mit Goldschmuck ausgestatteten Frau, anzunehmen. Denn Goldschmuck von der Art des Kommerauer, insbesondere der goldene Handgelenkreif, ist gerade Kennzeichen des vornehmen Mannes, wie wir aus gleichzeitigen dänischen Gräbern wissen. Es liegt hier also eines von jenen reicheren spätkaiserzeitlichen Skelettgräbern vor, die oft auch ein provinzialrömisches Bronzegefäß oder einen Glasbecher enthalten, in Ostthüringen, an der Odermündung, in Seeland und in Südnorwegen sogar oft deren mehrere aufweisen.

Abb. 1. Kommerau, Kr. Schwetz.

Da die Fibel beim Manne am Halse oder an der Schulter zu liegen pflegt, so muß der Kopf der vergangenen Leiche nach Norden, mithin die Füße, wie auch die Sporen zeigen, nach Süden gelegen haben. Die Gewebereste in der Mitte des Grabes, wo die Schnalle die Gegend des Gürtels anzeigt, beweisen, daß der Tote in seiner Kleidung beerdigt worden ist. Die Richtung der Leiche N—S entspricht dem Brauche dieser Zeit in Bornholm und Schweden, während auf dem an prächtig ausgestatteten Skelettgräbern des 3. Jahrhunderts reichsten Gebiete, der Insel Seeland, der Kopf der Skelette nach Süden, die Füße nach Norden gelegt wurden [1]).

[1]) Sollte hiermit nicht zusammenhängen, daß bei den aus Seeland stammenden Silingen des Zobtengebiets die Lage der Skelette im 1. Jahrh. nach Chr. ebenfalls die von S nach N gerichtete ist, während in Ostthüringen im 3. Jahrh. die Lage N—S bevorzugt wird (25 Jahre Siedlungsarchäologie, Mannusbibliothek 22, S. 83f. M. Jahn, und S. 96ff. W. Schulz)?

Digitized by Google

I. Südende.

Tönerne Beigefäße, 4 an der Zahl (Taf. III, 1 Günther und unsere Abb. 1), standen, wie es häufig der Fall ist, zu Füßen der Leiche. Ebenso häufig stehen sie sonst freilich auch zu Häupten des Toten. Unter ihnen befindet sich, als Gefäß a bezeichnet, eine jener meist ziemlich roh gearbeiteten Tassen mit dickem, weit ausgezogenen, oft spitzwinklig geknicktem Henkel, die ich schon 1905 in meiner Abhandlung über die „Archäologie der Ostgermanen“ [1]) als Kennzeichen ostgermanischer Zivilisation hingestellt habe. Treffen wir solche Henkeltassen vereinzelt auch schon im letzten Jahrhundert vor Chr. an [2]), so ist doch erst die Kaiserzeit, besonders die spätere Kaiserzeit, namentlich das 3. Jahrhundert nach Chr., die Zeit ihres häufigen Erscheinens. Ich habe sie seinerzeit aus dem Gebiete von Schlesien, Niederlausitz, Hinterpommern, Westpreußen, Ostpreußen und Bornholm bekannt gemacht. Später sind solche auch aus der Provinz Posen veröffentlicht worden [3]), sowie aus Polen [4]) und Ostgalizien [5]).

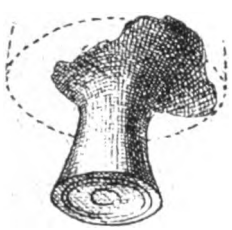


Abb. 2. Damme, Kr. Prenzlau, Uckermark (nach Schumann). Mus. Prenzlau.

Zu einem anderen, ebenfalls durchaus ostgermanischen, jedoch nur gotisch-burgundisch-rugischen, nicht auch wandalischen Typus, nämlich dem schwarzglänzenden einhenkligen Pokal mit hohem, von innen her hohlem Fuß, gehört das Kommerauer Gefäß b. Ich habe diese Gefäßart aus Ost- und Westpreußen [6]), Ostbrandenburg (Abb. 2), sowie dem Thorsberger Moor nachweisen können. Später

[1]) Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 398, Abb. 23, 24.

[2]) J. Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spätlatène-Zeit. S. 192, Abb. 216.

[3]) Mannus II, S. 226, Abb. 10 (M. Schultze): Latkowo, Kr. Hohensalza; E. Blume, Katalog der Posener Ausstellung 1909, S. 77 Nr. 1055: Wlostowo, Kr. Schroda (Taf. 18) und S. 27: Gr. Gay, Kr. Samter (Mus. f. Völkerk. Berlin Id 1703); Album prähist. Denkmäler d. Grh. Posen IV. Posen 1915, Taf. 64, Abb. 4: Bozejewice, Kr. Strelno; außerdem unveröffentlicht im Bromberger Museum je ein Stück aus Parchanie Parzelle, Kr. Hohensalza, und Montwyfluß, Kr. Strelno; im Kaiser Friedr.-Mus. zu Posen ein Stück aus Gorszewice, Kr. Samter.

[4]) Tyczyn, Kr. Sieradz, Gouv. Kalisch: 1 Stück (Archäol. Sammlung d. Univers. Krakau), unveröffentlicht.

[5]) K. Hadaczek: Cmentarzysko cialopalne kolo Przeworska. Lemberg 1909. Taf. T, Abb. 43.

[6]) Vgl. im allgemeinen: Kossinna, a. a. O. S. 398; Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte [2], [3], S. 176 f. nebst Taf. 30; für Westpreußen kommt noch hinzu ein nur im Fußteil erhaltenes Stück von Ladekopp, Kr. Marienburg (Lissauer und Conwentz: Schriften d. Danziger Naturf.-Ges. N. F. VI, 3, Taf. II).

Digitized by Google

konnte ich Vertreter derselben auch in Hinterpommern [1]) und Nord-Posen [2]) feststellen.

Die senkrechten Furchen, mit denen der Bauch des Kommerauer Pokals bedeckt ist, finden sich in ähnlicher Weise angebracht bei dem einzigen auf Bornholm gefundenen Seitenstück dieser Gefäßart [3]).

Als ostgermanisch ist wegen der senkrechten Furchung des Fußes auch die niedrigere Fußschale c anzusprechen.

Über das vierte Gefäß erfahren wir nichts Näheres.

Von den Metallgeräten des Fußendes fallen zunächst die beiden bronzenen Knopfsporen (Abb. 3 = Günther Taf. III, 5) auf. Ihre

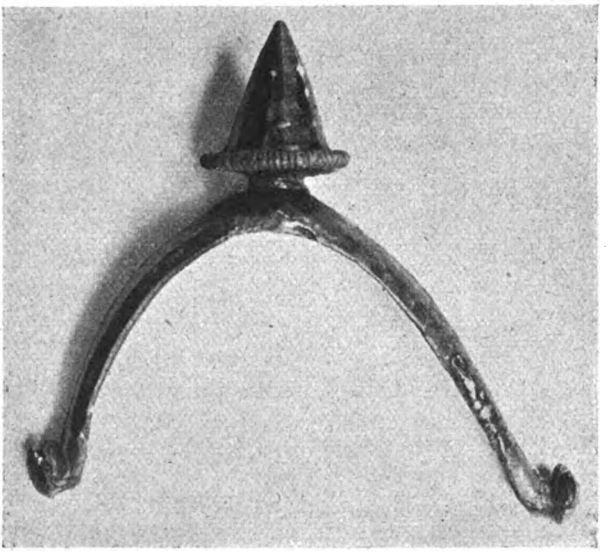


Abb. 3. 1/1. Kommerau, Kr. Schwetz.

Gestalt ist zwar selten, aber gerade aus dem benachbarten Hinter-Pommern konnte ich mühelos zwei ähnliche Vorkommnisse feststellen: ein Stück aus Groß-Gustkow, Kr. Bütow, und 2 Stücke aus einem Skelettgrabe zu Polzin, Kr. Belgard. Seitdem hat Martin Jahn in seinem trefflichen Buch „Der Reitersporn" eingehender die typologische Stellung dieser Sporenart dargestellt, wobei er noch ein zugehöriges Sporenpaar eines Skelettgrabes in

[1]) Selchow, Kr. Greifenhagen (Mus. Stettin: Balt. Stud. 39, S. 234, Taf. IV, 10 aus dem 2. Jahrh. nach Chr.); Bublitz (Mus. Stettin, unveröffentlicht).

[2]) Karlsdorf, Kr. Bromberg: mit Mäanderband, wie bei den Stücken aus Ost- und Westpreußen (Mus. f. Völkerk. Berlin); Bozejewice, Kr. Strelno: Posener Album IV, Taf. 64, Abb. 3; Ottorowo, Kr. Samter, und Orschkau, Kr. Schroda: beide im Kaiser-Friedr.-Mus. zu Posen (unveröffentlicht).

[3]) S. Müller, Ordnung, Jernalderen, Abb. 171.

Digitized by Google

Hügel II zu Mischischewitz, Kr. Karthaus in Westpreußen, hinzufügen konnte [1]). Alle diese Gräber gehören ins 3. Jahrhundert nach Chr. Das Eigentümliche dieser nordostdeutschen Abart ostgermanischer Knopfsporen besteht darin, daß der gedrungene Stachel sich am breiten Ende einzieht und dort schließlich einen scharf abgesetzten, wenn auch kurzen Hals erhält, offenbar unter dem Einfluß der spätesten Formen der westgermanischen Stuhlsporen. Die Kommerauer Sporen und auch der Groß-Gustkower Sporn betonen die Engigkeit des Halses noch besonders dadurch, daß bei ihnen der Unterteil des Stachelkegels mit einem ausladenden, quergekerbten Wulst über dem Halse sich ausbreitet [2]).

Bemerkenswert ist, daß, wie es ziemlich oft bei Sporenpaaren der späteren Kaiserzeit der Fall ist, das Kommerauer Sporenpaar verschieden gewölbte und verschieden lange Schenkel besitzt, und zwar im Gegensinn gestaltete. Jahn hat jetzt nachgewiesen [3]), daß der gestreckte, also längere Schenkel an der Außenseite des Fußes, der gewölbte, also kürzere Schenkel an der Innenseite des Fußes saß, so daß also der Stachel im Ruhezustande dem Pferdeleibe schräg auswärts abgekehrt war — und nicht umgekehrt saß, wie man früher angenommen hatte.

Abb. 4. Kommerau, Kr. Schwetz.

„Dicht bei den Sporen" lag die „Bronzezwinge", Günther Taf. II, d (unsere Abb. 4), die mir auf meinen Wunsch von Herrn Studienrat Günther zur Ansicht übersandt worden ist, ebenso wie die Fibel b und der Bronzekegel e.

Über die Bedeutung der „Zwinge" war ich schon lediglich aus der Abbildung ins Klare gekommen, indem ich voraussetzte, daß sie weder oben noch unten einen Verschluß habe. Diese Voraussetzung traf zu. Wir haben hier den Bronzebeschlag einer **Trinkhorn**spitze vor uns. Der Gestalt nach ähnelt dieser Spitzenbeschlag mit Randleiste dem gleichartigen und fast einzigen Trinkhornbeschlag der dänischen Völkerwanderungszeit, d. h. nach dänischer Bezeichnung vom Ende des 3. Jahrhunderts nach Chr. Dies Stück ist allerdings aus Silberblech gehämmert [4]); es entstammt dem männlichen Skelettgrabe II aus Varpelev bei Stevns im südöstlichen Seeland, auf das ich wegen seines sonstigen Inhalts später noch werde zurückkommen

[1]) M. Jahn, Der Reitersporn. Leipzig 1921. Mannusbibl. 21, S. 58.

[2]) Gekerbte Wulste sind in der späteren Kaiserzeit bei den Ostgermanen — namentlich allerdings an Silberarbeiten — eine so häufige Verzierung, daß es nicht zulässig ist, aus dem Auftreten dieser Erscheinung bei den Sporen und der Schnalle auf einen und denselben Verfertiger dieser Gegenstände zu schließen, wie Günther tut (oben S. 107).

[3]) Jahn, a. a. O. S. 59.

[4]) S. Müller, Ordning, Jernalderen, Abb. 311; Aarböger 1877, S. 355, Abb. 13b (C. Engelhardt).

Digitized by Google

müssen. Der einzige andere so spät fallende Fund eines Trinkhorns in Dänemark stammt aus einem männlichen Skelettgrabe von Aasö, Amt Præstö im östlichen Seeland [1]). In Ostpreußen dagegen erscheinen Trinkhörner erst seit dem 3. Jahrhundert nach Chr., um bis ins 5. Jahrhundert durchzuhalten [2]). Dieses scheinbar so späte erste Auftreten wird aber doch wohl nur auf unserer Unkenntnis beruhen, da in Livland und selbst darüber hinaus in Finnland bereits im 2. Jahrhundert Trinkhörner auftauchen.

Da bei Auffinden der „Bronzezwinge" sich noch „Holzreste" in ihr befunden haben sollen, so wird man diese eher wohl für die Reste des Rinder-

Abb. 5. 1/1. Kommerau, Kr. Schwetz.

Abb. 6. 2/3. Kommerau, Kr. Schwetz.

horns zu halten haben, was eine chemische Untersuchung vielleicht auch jetzt noch festzustellen vermöchte [3]), falls jene Reste noch erhalten sind.

„Beim Sieben des Sandes" — leider wird nicht gesagt, von welchen Stellen des Grabinneren der Sand genommen worden ist — haben sich die Bronzegegenstände, Günther Taf. II g, (unsere Abb. 5) gefunden: es sind Teile eines einfachen geschlitzten Hohlringes, klärlich Reste der Bronzeeinfassung des Mündungsrandes desselben Trinkhorns, dessen Spitzenbeschlag wir soeben behandelt haben. Diese Reste werden also wohl von derselben Stelle kommen, wo die Trinkhornspitze gelegen hat: neben den Sporen.

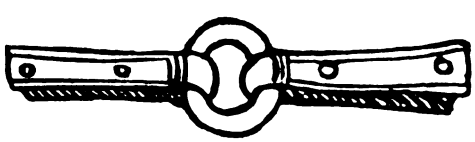


Abb. 7. 1/1. Lünow, Kr. Westhavelland, Brandenburg.

Weiter fand sich dicht bei den Sporen in einem der vier Beigefäße die „Bronzeschnalle" f (Taf. II Günther; unsere Abb. 6). Tatsächlich liegt hier nicht eine Schnalle, sondern ein kleiner Ring vor, der zwei Bronzebeschläge verbindet, die, wie ihre Endniete zeigen, an Lederriemen festgesessen haben müssen. Durch Bronzeglieder unterbrochene Lederriemen sind bezeichnend für die Tragketten der Trinkhörner der festländischen Germanen, und zwar vom Anfang des Aufkommens an, soweit es durch Gräberfunde zu erkennen

[1]) Katalog des dänischen Nationalmuseums (Etiketten), Eisenzeit, S. 78 Nr. 29.

[2]) Bezzenberger: Sitzungsberichte der Prussia, Heft 22. Königsberg 1909, S. 184 ff. und S. 564. — S. Peiser, Die Trinkhornränder des Prussiamuseums in: Festschrift Adalb. Bezzenberger dargebracht. Göttingen 1921. S. 114 ff.

[3]) Vgl. übrigens Olshausen: Verh. d. Berl. anthr. Ges. 1892, S. 448 ff., besonders S. 452 f.

Digitized by Google

ist, d. h. vom 1. bis 3. Jahrhundert (Abb. 7) [1]). In Dänemark und auf Gotland (nebst Finnland: Finskt Museum 21, 1914, S. 31 f.) dagegen bestehen diese Tragketten im 1. Jahrhundert nach Chr. ganz überwiegend aus ineinander greifenden Bronzegliedern ohne Unterbrechung durch Lederteile, und die deutsche Art greift hier erst mit dem 2. Jahrhundert Platz [2]), ohne die andere zu verdrängen. Die vollkommen aus Bronzegliedern hergestellte Trinkhornkette des Hügelgrabes VII aus Mischischewitz, Kr. Karthaus in Westpreußen [3]), sehe ich als gotländisches Einfuhrstück an.

Wir haben es hier nur mit einem einzigen Trinkhorn zu tun; das ist, wie schon Undset [4]) beobachtet hat, die Regel im 3. Jahrhundert und noch später, wo wir Trinkhörner allerdings außer in Ostpreußen und im Baltenlande nur noch in Norwegen und England [5]) antreffen. In der frühen Kaiserzeit dagegen ist die Doppelzahl der Trinkhörner das Gewöhnliche, in Mannes- wie in Frauengräbern. Aber nicht nur im Tode, auch im Leben haben die Germanen damals stets zweier Trinkhörner sich bedient. Das erfahren wir aus einer Bemerkung des älteren Plinius in seiner „Naturgeschichte", die allerdings, da der Text hier vom Herausgeber

[1]) Von solchen dreiteiligen Riemenverbindungsstücken aus Bronze, deren Bestimmung er allerdings noch nicht erkannt hatte, führt Blume aus Westpreußen folgende fünf Beispiele an: Maciejewo, Kr. Dirschau (Skelettgrab des 1. Jahrh. nach Chr.), Abb. 69; Dirschau Zuckerfabrik, Preußisch-Stargard (Urnengrab vom Ende des 2. Jahrh.), Groß-Zirkwitz, Kr. Flatow (Urnengrab vom Anfang des 2. Jahrhunderts), Hansdorff, Kr. Elbing (E. Blume, Die germanischen Stämme, 1912, Mannusbibl. 8, S. 58 f.). Unvollständige Stücke der Art liegen wohl noch aus Ladekopp, Kr. Marienburg, vor (Lissauer und Conwentz, Schriften d. Naturf. Ges. Danzig, VI, Heft 3. Taf. IV, 14, 15). — Im übrigen habe ich zu dem Verzeichnis der Trinkhornreste, die Blume a. a. O. S. 145 aus dem Gebiete zwischen Oder und Passarge bespricht, nur nachzutragen: 1. Schönwarling, Kr. Danziger Höhe: verzierter Spitzenbeschlag (29. Danziger Museumsbericht für 1908, S. 33); 2. Czacz, Kr. Schmiegel: frühes Skelettgrab mit Spitzen- und Mündungsbeschlag und Kettenrest (Posener Album III, Taf. 59, 10—13); 3. Reisau, Kr. Nimptsch: Skelettgrab mit Trinkhornspitzenbeschlag (Jahn: Mannusbibl. 22 (1922), S. 82, Abb. 13, S. 85); 4. Rützenhagen, Kr. Schivelbein: Spitzenbeschlag in Form eines Stierkopfes, also wohl Einfuhrstück aus Dänemark (Schumann, Kultur Pommerns, S. 172; nicht im Stettiner Museum); 5. Lübsow, Kr. Greifenberg: Zwei auch in der Hornmasse großenteils erhaltene Trinkhörner mit silbernen Beschlägen und Kettengliedern (Prähist. Zeitschr. IV, S. 142ff., Taf. 13); Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte usw. [2], [3], Abb. 427. — Aus dem benachbarten Polen nenne ich noch einen Fund augusteischer Zeit, der 1883 in Dzierlin, Kr. Sieradz, Gouv. Kalisch gemacht wurde, wo neben 1 frühen Eisenfibel, 1 Schere, 1 Spornrest, 1 schmalem Schwert mit Griffknauf, 1 scharfgratigen Lanzenspitze, 1 Schildbuckelrest nebst 5 Nägeln, 1 Eisenmesser auch ein früher Trinkhornspitzenbeschlag zu Tage kam (Universität Krakau).

[2]) Almgren, Die ältere Eisenzeit Gotlands. S. 21.

[3]) Conwentz, Das Westpreußische Provinzialmuseum. Danzig 1905. Taf. 72, Abb. 4.

[4]) Undset, Fra Norges ældre Jernalder (Aarböger 1880, S. 135f.).

[5]) R. C. Neville, Saxon Obsequies. London 1852. Taf. 15.

Digitized by Google

aus Mißverständnis entstellt worden ist, in ihrer Bedeutung bisher nicht richtig eingeschätzt werden konnte. Nat. hist. 11 § 126 heißt es: urorum cornibus barbari septentrionales potant urnisque bina [1]) capitis unius cornua implent, d. h. die Nordvölker (also die Germanen) trinken aus Urstierhörnern und füllen aus Gefäßen je zwei Hörner ein und desselben Stierhauptes.

Wir wissen jetzt also, daß, wenn während der frühen Kaiserzeit in den Gräbern und selbst in den Moorfunden, die auf Seeland in zwei Doppelfällen eine besondere Art von linearverzierten Trinkhörnern mit angehängtem Spitzenring aus Rinderhorn und ohne Metallbeschläge bieten [2]), zwei Trinkhörner beisammen niedergelegt werden, diese von einem und demselben Urstiere stammen und von den Bestatteten oder den Opfernden zu Lebzeiten bei festlichen Mahlen (dies nach Cäsar) gemeinsam verwendet worden sind. In welcher Weise diese gemeinsame Verwendung zweier Hörner zu denken ist, darüber ist es freilich schwer, etwas zu sagen. Mit Montelius aber es merkwürdig zu finden, daß gerade die Trinkhörner in doppelter Zahl ins Grab mitgegeben wurden, dazu liegt kein Anlaß vor. Denn auch andere hervorragende Trinkgefäße werden gern doppelt mitgegeben, ja dies geschieht sogar mit ganzen Trinkservicen [3]). Ich brauche hier nur an das reiche Grab des 1. Jahrhunderts aus Lübsow, Kr. Greifenberg, zu erinnern, worin sich 2 Silberbecher, 2 senkrecht gefurchte Glasschalen, 2 Trinkhörner fanden. Zwei ebensolche Glasschalen fanden sich in dem Skelettgrab von Bietikow [4]), Kr. Prenzlau, ferner in dem Grabe von Kossin, Kr. Pyritz, in dem von Espe auf Fünen (hier neben 2 Trinkhörnern), zu Juellinge auf Laaland (ebenfalls neben 2 Trinkhörnern), zu Storedal in Smaalenene (Norwegen). Das bekannte oberschlesische Skelettgrab des 1. Jahrhunderts zu Wichulla enthielt 2 Bronzeeimer und 2 Schöpfkellen; das gleichzeitige Grab von Schladitz-Zwochau, Kr. Delitzsch, neben 2 Trinkhörnern 2 Bronzeschüsseln und 2 mal 2 Schöpfkellen. Je zwei gleiche Silberbecher bargen die jütländischen Gräber

[1]) Detlefsen hat hier die schlechte Vermutung vini statt bina in den Text eingesetzt. E. Norden (Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania. Leipzig 1920, S. 284) bemerkt, daß er bei der Lesung meiner „Deutschen Vorgeschichte" S. 205 auf die Notwendigkeit der Herstellung der handschriftlichen Überlieferung gekommen sei. — Nicht beistimmen kann ich Norden jedoch, wenn er in den „Ergänzungen zum zweiten Abdruck" seines Buches, 1922, S. 510 meint, des Plinius Worte bezögen sich auf die Thraker, bei denen die Verwendung der Hörner des Wisents und des Urs zu Trinkhörnern oft bezeugt sei. Wenn Plinius von Nordvölkern spricht, so kann er wohl nur die Bewohner Germaniens in Sinne haben, die er persönlich in ihrem Lande beobachtet hat, nicht aber die ihm nicht näher bekannten Thraker. Außerdem weise ich auf die in Dänemark heimische Art des Spitzenbeschlags von Trinkhörnern hin, der einen Stierkopf darstellt.

[2]) Aarböger 1886, S. 239 und 1892, S. 285; auch S. Müller, Ordning 181.

[3]) Prähist. Zeitschr. 4, S. 126 ff.

[4]) Dieser Ort wird infolge fehlerhafter Schreibung in der ersten Veröffentlichung des dort gehobenen Fundes wie auch auf den Etiketten im Berliner Museum bisher stets Bietkow genannt; er heißt aber Bietikow.

Digitized by Google

des 1. Jahrhunderts von Byrsted, Amt Aalborg, und von Mollerup, Amt Viborg; je 2 gleiche Glasbecher fanden sich in Grab I und Grab IV von Juellinge auf Laaland. Und dasselbe gilt für die späte Kaiserzeit. Die seeländischen Gräber von Nordrup, Vallöby, Varpelev und Himlingöje enthielten mehrfach je zwei gleiche Glasbecher, zuweilen im Verein mit Paaren von Bronzegefäßen; ebenso das schwedische Grab von Öremölla. Das Grab von Vallöby z. B. enthielt neben einem Goldspiral-Armband und 3 goldenen Doppel-Fingerringen vom Typus der Kommerauer Stücke 2 germanische Silberbecher, je 2 kampanische Bronzeeimer, Schöpfkellen und Siebe, 2 schräggewellte Bronzeeimer und 2 zweihenklige flache Bronzeschalen. Da diese Gräber jedem Fachmann bekannt sind und auch in den allgemeinen Darstellungen vielfach beschrieben worden sind, spare ich mir nähere Literaturangaben. Die Beispiele ließen sich natürlich leicht vermehren.

Man fragt sich „nach berühmten Mustern", ob hier nicht vielleicht südeuropäischer Einfluß vorliegt. Möglich ist es in diesem Falle schon. Man vergleiche, was Pernice in dem 58. Berliner Winckelmannsprogramm „Helleniſtische Silbergefäße" über die Zweizahl der antiken Becher ausgeführt hat.

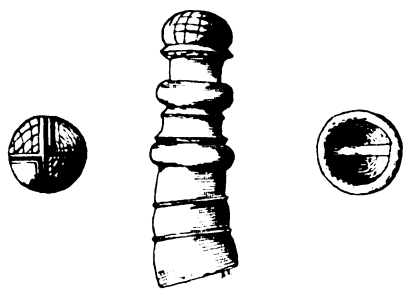


Abb. 8. 2/3. Büßen, Kr. Salzwedel.

Ich möchte hier aus meiner für Deutschland wohl annähernd vollständigen Stoffsammlung für Trinkhornreste nur noch mitteilen, daß eine kleinere Anzahl derselben noch aus dem Ende der Spätlatènezeit stammt. Das ist zunächst der Fall mit den Tragkettengliedern vom Hradischt bei Stradonitz an der Beraun[1]), wo man in diesem Falle wohl eher an Germanen, als an Bojer denken muß, da gallische Trinkhörner mir wenigstens nicht bekannt sind. Ein zweiter Fundort ist das Spätlatène-Gräberfeld von Großromstedt bei Jena. Von hier kenne ich zwei Trinkhornspitzenbeschläge, die einen Schlußknopf mit kreuzweiser Oberflächenrippung zur Füllung mit Blutemail darstellen, wie sie kennzeichnend sind für den Ausklang der Latènezeit bei Kelten und Germanen. Sie fanden sich in Grab 13 zusammen mit einem bronzenen geknoteten Tragkettengliede[2]). Ferner erscheint ein solcher Spitzenbeschlag in einem Grabe von Büßen, Kr. Salzwedel, dessen Inhalt im Museum zu Salzwedel sich

[1]) Pic, der Hradischt bei Stradonitz. Prag 1903 (Starožitnosti II, 2), Taf. XXVI, 14, 15, 20, 21, 23, 25, 27; ein Spitzenbeschlagrest liegt möglicherweise in dem Stück vor, das Taf. XXIII, 27 abgebildet ist.

[2]) Kropp, Zeitschr. d. Ver. f. Thür. Gesch. u. Alt. Bd. 26, Taf. I, 13, 14 und G. Eichhorn: Tafeln zur Vor- und Frühgeschichte Thüringens. Jena 1910, V, 182 und 172.

Digitized by Google

befindet. Die Abbildung des Beschlags (Abb. 8) verdanke ich Herrn Konservator Zechlin daselbst. Im Grabe befanden sich außerdem 2 ganz frühe kegelförmige Schildbuckel von der Form Jahn Nr. 5; der eine von ihnen besitzt 5 flachgewölbte kleine Eisennietköpfe, also von besonders früher Art; beide Buckel waren mit Leichenbrand gefüllt. Ferner Reste eines zweischneidigen Schwerts; 3 flache Lanzenspitzen; Reste einer Bronzeschale mit 2 beweglichen Bronzegriffen an dreigeteilten Henkelanhängern, 2 eiserne Rahmenfibeln, 1 Bronzefibel mit geschlossenem Nadelhalter und 1 zweite Bronzefibel mit Stützplatte [1]). — Der 5. Fundort eines Endbeschlags mit keltisch gefurchtem Knopf bietet das schon erwähnte Grab von Czacz in Posen (oben S. 116, Anm. 1). — Ob ein eiserner Trinkhornspitzenbeschlag von Ragow, Kr. Teltow (Märk. Museum) hierherzurechnen ist, kann zweifelhaft erscheinen.

II. Nordende.

Am Nordende muß der Kopf des Bestatteten gelegen haben. Dort finden wir, und zwar in der Nordostecke, die Fibel b, die „Dolchklinge" c, den

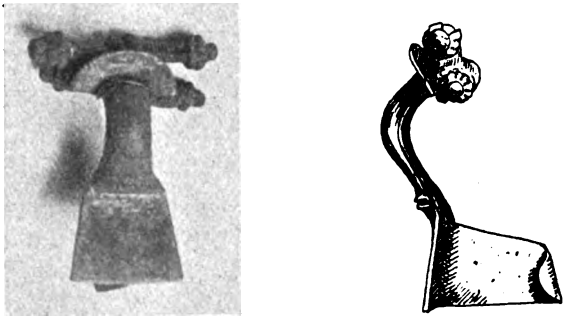


Abb. 9. 1/1. Kommerau, Kr. Schwetz.

kleinen Bronzekegel e. Ich nehme aus inneren Gründen an, daß auch das „Messer" h nebst dem Bronzerest i von dieser Stelle stammen, obwohl über die Lage von i gar nichts und über h nur bemerkt worden ist, daß es wie die Stücke g des Trinkhornmundbeschlags aus dem Sande ausgesiebt worden ist.

Die Fibel, Günther Taf. II, b gehört zu der großen Gruppe der zweigliedrigen Armbrustfibeln mit hohem Nadelhalter (Abb. 9). Sie hat eine doppelte Spiralrolle, halbkreisförmigen Kopfkamm, scharf abgesetzten breiten Fuß, der nach oben hin durch eine gefurchte Querleiste abgeschlossen wird; ist demnach der Almgrenschen Reihe 1 dieser Fibelgruppe einzuordnen, die ins 3. Jahrhundert fällt. Das Auffälligste an dem Stück ist der ganz wie bei

[1]) Die Fibeln sind abgebildet in der Hallischen „Jahresschrift" Bd. 9 (1910), S. 18, Abb. 3, S. 25, Abb. 4 und Taf. I, 23.

Digitized by Google

den eingliedrigen Armbrustfibeln der frühen Kaiserzeit gestaltete, taubenschwanzartige Fuß. Als Vorstufe ist wohl anzusehen die ostgermanische Reihe 8 der Almgrenschen Gruppe V, bei der für gewöhnlich Bügelkamm und Fußknopf schon fehlen. Und zwar am ehesten wohl eine Fibel wie Almgren, Fibelformen, Taf. VI, 122, bei der außer dem halbkreisförmigen Kopfkamm noch eine mittlere Querleiste als Rest des Bügelkammes erhalten geblieben ist und die auch den breiten, taubenschwanzförmigen Fuß besitzt. Das Urstück zu Almgren Abb. 122 stammt auch aus Westpreußen, und zwar aus Ladekopp, Kr. Marienburg.

Abb. 10. $^2/_3$. Kommerau, Kr. Schwetz.

Übrigens gibt es im 3. Jahrhundert innerhalb der anderen damals herrschenden Fibelart, der Fibeln mit umgeschlagenem Fuß, ganz ausnahmsweise auch Stücke mit Taubenschwanzfuß. E. Blume hat eine solche aus

Abb. 11. $^1/_1$. Kommerau, Kr. Schwetz.

Hansdorf, Kr. Elbing, eine andere aus Neustadt, Kr. Neutomischel in Posen nachgewiesen [1]).

Außer der Fibel lag am Kopfende die „Dolchklinge", Günther Taf. II, c (Abb. 10) und vielleicht auch das „Messer" h (Abb. 11) nebst dem Bronzerest i (Abb. 12). Ich nenne diese drei Bronzebruchstücke

Abb. 12. $^2/_3$. Kommerau, Kr. Schwetz.

zusammen, weil ich glaube, daß sie zu einem und demselben Gegenstande gehörten, nämlich zu einer Schöpfkelle. Von dem Stück c ist es ohne weiteres klar, daß es der platte, mit Seitenauszackungen versehene Griff einer Schöpfkelle ist. Ich bilde zum Vergleich eine Schöpfkelle (nebst Sieb) des 3. Jahrhunderts aus Damme, Kr. Prenzlau, ab (Abb. 13a, 13b, 14). Über die Stücke h und i bin ich nicht so sicher, und leider habe ich es auch

[1]) Blume, Die germanischen Stämme, S. 28 und Ausstellung Posen 1909, Nr. 1085, Abb. 21.

Digitized by Google

versäumt, sie mir zur Ansicht kommen zu lassen, wie es mit der Fibel, dem „Bronzekegel e" und der „Stockzwinge d" geschehen ist. Vor der Hand weiß

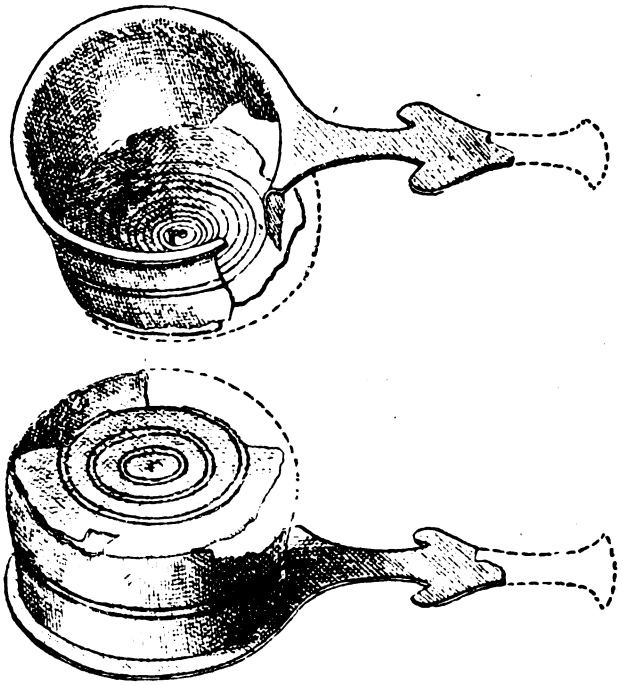


Abb. 13a, b. Damme, Kr. Prenzlau (nach Schumann). Mus. Prenzlau.

ich sie nach der Abbildung dieser letztgenannten beiden Stücke nicht anders unterzubringen denn als Randteil der Schöpfkelle, die durch den Griffrest

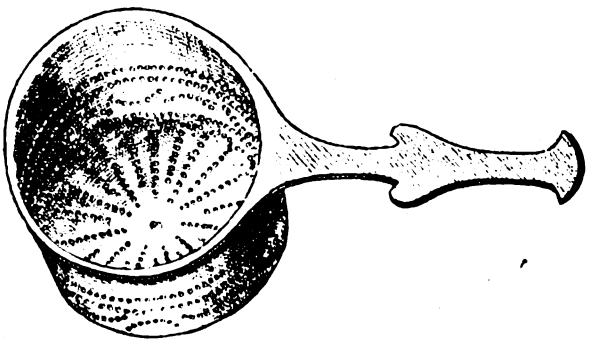


Abb. 14. Damme, Kr. Prenzlau (nach Schumann). Mus. Prenzlau.

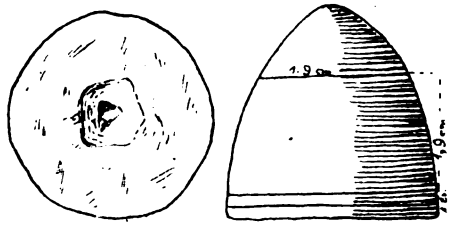
sicher bezeugt ist. Kampanische Bronzegefäße sind ja in West- und Ostpreußen im Gegensatz zum unteren Odergebiet und zu Ostthüringen recht wenig vertreten. Höchst auffallend ist es nun, daß von diesem Gefäß nur

Digitized by Google

so geringe Reste erhalten geblieben sind, da doch das Grab zweifellos unversehrt geblieben ist. Andernfalls wären nicht die kostbaren Goldringe darin geblieben.

Endlich haben wir noch von dem kleinen Bronzekegel, (Abb. 15, 15a) zu reden, der auf Tafel IIe (Günther) sehr ungenügend, von oben gesehen, abgebildet worden und daher kaum zu erkennen ist. Als ich das massive, 88 g schwere Stück in die Hand bekam, sah ich alsbald,

Aufsicht
Abb. 15. Fast 1/1.



Untersicht Seitensicht
Abb. 15a. 1/1.

Kommerau, Kr. Schwetz.

daß wir hier die für die Kaiserzeit bisher noch nicht, sondern erst für die Völkerwanderungs- und Wikingerzeit bezeugte Art des kegelförmigen **Spielsteins** vor uns haben. An ein Gewicht, zum Abwägen von Edelmetall, zu denken — eine Wagschale enthält ja der gleichzeitige Dimoorfund — verbietet die Form des Geräts, denn Bronzegewichte dieser Zeit sind niedrige Zylinder[1]), oder wenn sie ausnahmsweise einmal einem Kegel ähneln,

Abb. 16. 1/1. Teterow, Mecklenburg.

Abb. 17. 1/1. Skjerfhem, Bohuslän.

Abb. 18. 1/1. Skjerfhem, Bohuslän.

so ist es ein abgestumpfter Kegel, dessen Oberseite vollkommen flach abgeschnitten ist und in einer Ebene liegt, die parallel ist zur Grundfläche, nicht aber ein Kegel mit gewölbter Wandung.

Kegel mit Parabelumriß sind zwar auch als Spielsteine selten. Indes kommen sie doch vor. Ein recht kleiner knöcherner befand sich nebst einem kubischen Würfel (tessera) in einem der beiden aus dem 5. Jahrhundert

[1]) Rygh, Norske Oldsager 181c; Gustafson, Norges Oldtid, Abb. 346. Schetelig, Vestlandske Graver fra Jernalderen. Bergen 1912, S. 111 ff., Abb. 262.

Digitized by Google

stammenden Skelettgräber (N—S-Richtung) aus Teterow in Mecklenburg (Abb. 16)[1]. Schlankkegelförmig ist ein Spielstein aus Speckstein (Abb. 17), der nebst fünf kleineren halbkugeligen (Abb. 18) in der schwedischen Gemarkung Skjerfhem Ksp. Tose, Härad Tunge, Bohuslän gefunden worden ist[2].

Die gewöhnliche Form der Spielsteine der Kaiserzeit ist die runder, unten flacher, oben niedrig gewölbter Scheiben, wie sie aus den reichen westgermanischen Funden der frühen Kaiserzeit von Klatzow, Kr. Demmin in Vorpommern, und von Gr. Kelle bei Röbel in Mecklenburg bekannt geworden sind.

Aus einem Brandgrabe in Steinhügel auf dem Trompeterberge zu Klatzow, das 1844 aufgedeckt wurde, stammen außer 4 Bronzegefäßen, 2 Spitzen- und Mündungsbeschlägen und Kettengliedern von 2 Trinkhörnern nebst einem Spitzenbeschlag eines dritten Trinkhorns, 2 goldenen glatten Fingerringen, einem dreikantigen massiven Bronze-Armbandbruchstück mit Endknopf, einer Bronze-Riemenzunge auch ein knöcherner Stangenwürfel (talus), und 8—9, zum Teil zerbrannte, knöcherne Spielsteine (Mus. f. Völkerk. Berlin II, 3076—3086)[3].

Zu Gr. Kelle fanden sich in einem Hügelgrabe eine silberne Schöpfkelle, ein gerades Messer, 1 Schere, 1 Knochennadel, 3 knöcherne Stangenwürfel und 5 knöcherne Spielsteine[4].

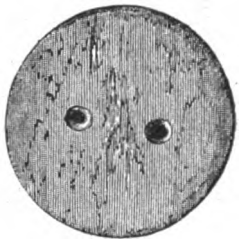


Abb. 19. 1/1. Schonen.

Ungefähr ebenso, höchstens um ein geringes größer, sind die spätkaiserzeitlichen Spielsteine (Abb. 19). Bei den Westgermanen kenne ich sie aus folgenden Gräbern: Bordesholm, Kr. Bordesholm in Holstein; Schmedebye, Kr. Flensburg in Schleswig; Hamburger Gegend; Westerfode a. Oste, Kr. Neuhaus a. Oste, und Hemmoor, Kr. Neuhaus a. Oste, Prov. Hannover; Borstel-Stendal in der Altmark; Rheindorf, Kr. Opladen, Rheinprovinz; Gießen.

Ein unsicherer Fund des Jahres 1898 vom Friedhof in Bordesholm — man weiß, wie mir Prof. Knorr mitgeteilt hat, nicht, ob die Gegenstände aus ein und derselben Urne stammen — enthält eiserne Schildfesselbruchstücke des 3. Jahrhunderts (Abb. 20, also wie Jahn, Waffen, Abb. 220), einen verborgenen Eisennagel, Messerbruchstücke, eine kleine Schere, Bruchstücke eines dünnen Bronzegefäßes mit dickem Rande und 6 unvollständige, kleine ovale Spielsteine aus Knochen (Abb. 21) (Mus. Kiel K. S. 10302). Die Zeichnungen für Abb. 20 und 21 verdanke ich dem Kieler Museum.

Im Urnenfelde von Schmedebye zeigte sich ein knöcherner Spielstein mit 2 Löchern an der Unterseite, deretwegen er jedoch nicht etwa mit Prof. Knorr als Knopf anzusehen

---

[1]) R. Beltz, Die vorgeschichtl. Altertümer d. Grh. Mecklenburg-Schwerin. 1910, Taf. 68, 4; Derselbe: Prähist. Zeitschr. I, Taf. 45.

[2]) E. Ekhoff, Bohuslänska fornsaker frau hednatiden. Heft 4. Stockholm 1882, S. 262, Abb. 170, 171.

[3]) L. v. Ledebur Die heidn. Altertümer des Reg.-Bez. Potsdam. Berlin 1852. S. 21.

[4]) Beltz, Vorgeschichtl. Altertümer, Taf. 54, Abb. 21, 22; Taf. 59, Abb. 86, 90, 91.

Digitized by Google

ist. Denn zwei, seltener drei solcher Einbohrungen sind bei knöchernen Spielsteinen etwas ganz Gewöhnliches und dienten wohl dazu, die Steine auf kleine hervorragende Spitzen des Spielbretts zu stecken. Erst nach Ablauf der Völkerwanderungszeit, um 600, erhalten die Spielsteine nur noch ein Loch. Dagegen kommen bei den gläsernen Spielsteinen (latrunculi), die als eingeführte Ware zu betrachten sind, derartige Löcher niemals vor. Doch sind die Glassteine, die auf der Oberseite stets glatt poliert sind, auf der Unterseite ebenso ausnahmslos uneben, porös und rauh gelassen oder gemacht, offenbar zu dem Zwecke, daß sie nicht so leicht von der ihnen zugewiesenen Stelle des Spielbretts abgleiten. Auch die Unterseite des bronzenen Spielsteins von Kommerau hat in der Mitte auffällige Unebenheiten.

Im Hamburger Museum für Völkerkunde befinden sich 14 Glassteine verschiedenster Größe und Farbe, die mir dank des Entgegenkommens von Dr. Byhan in farbiger Abbildung vorliegen. Man weiß von ihnen nichts weiter, als daß sie aus „Urnen" herrühren; aber ich wage die Vermutung, daß sie, mindestens zum Teil, dieselben sind, die aus den Gräbern von der „Holtjer Höhe", Amt Ritzebüttel, ins Hamburger Museum gekommen sind und von E. Rautenberg erwähnt werden [1]).

In Westersode a. Oste, Kr. Neuhaus a. Oste, wurden 1892 vier Bronzekessel und 9 Tongefäße aufgedeckt, weiter ein Bronzebeschlagstück, 1 Bronzeschere, 12 Bronzestückchen (Scherenreste?), ein Eisenstäbchen (Fibelrest?), 4 Bruchstücke von Knochenschalen

Abb. 20. 1/3.

Abb. 21. 1/2. Bordesholm. Mus. Kiel.

(Gerätgriffe), eine zusammengeschmolzene schwarze Glasperle, ein kubischer Knochenwürfel nebst 4 weißen und 4 schwarzen kleinen Spielsteinchen [2]).

Zu Hemmoor, Kr. Neuhaus a. Oste, wurden ebenfalls 1892 elf Bronzeeimer, zwei Eibenholzeimer und ein Tongefäß entdeckt [3]). Unter diesen Gefäßen enthielt Bronzeeimer V 4 weiße Knochenspielsteine nebst einem Würfelrest, Bronzeeimer VII 2 ebensolche, davon einer mit eingedrehtem Loch, Bronzeeimer IX 9 Knochenspielsteine, 1 Alabasterspielsteinrest und 3 Stangenwürfel (das Spiel Duodecim scripta wurde mit 3, seltener 2 Würfeln gespielt), Bronzeeimer X mehrere weiße und schwärzliche Spielsteine, Bronzeeimer XVI einen Stangenwürfel aus Knochen, endlich der Eibenholzeimer I 12 verschlackte teils weiße, teils farbige Glasreste, sicher von latrunculi.

Im Gräberfelde von Borstel-Stendal kamen 14 gläserne, teils runde, teils ovale Spielsteine, davon 11 weiß und 14 schwarz, zum Vorschein, ungewiß ob aus einer oder mehreren Urnen (sie befinden sich in der Sammlung zu Stendal unter Nr. 548; gef. Mitteilung des Herrn Gewerberats Kuchenbuch).

Drei Spielsteine aus Knochen mit durchgehendem Mittelloch, davon zwei zerbrannt befanden sich laut gef. Mitteilung von Direktor C. Rademacher in Köln im Brandgrab 102 des großen Gräberfeldes von Rheindorf, dessen ausführliche Schilderung durch E. Rademacher jun. das nächste Mannusheft bringen wird. Sie lagen in einer Fußurne, die mit einer zweiten gedeckt war; dabei lagen Scherben eines kleinen Fußnapfes germanischer Arbeit,

[1]) Jahrb. d. wissenschaftl. Anst. zu Hamburg IV (1887), S. 157 f. (S. 7 f. des Sonderdrucks); vgl. ebd. III (1886), S. 152 f.: ein kubischer Würfel aus Hügel I desselben Fundorts.

[2]) Willers, Bronzeeimer von Hemmoor S. 9 ff.

[3]) Willers, Hemmoor S. 16 ff., Taf. II und III.

Digitized by Google

Reste von 2 späten Terrasigillata-Gefäßen und vereinzelte Scherben von 5 weiteren provinzialrömischen Gefäßen, darunter eines mit schwarzer Barbotinearbeit, Reste von 3 bis 4 Knochennadeln mit abgedrehten Köpfchen der gewöhnlichen Art, eine Menge zerstörter Bronzereste, darunter kleine Beschlagreifen von Leder, Ringe und ein fingerhutförmiger Schildniet, endlich eine sehr beschädigte Eisenfibel des 3. Jahrhunderts.

Zuletzt ist noch von dem bekannten Brand-Gräberfeld des 3. Jahrhunderts zu Gießen-Stadtwald zu berichten, daß dort 3 gläserne Spielsteine gefunden worden sind, die von Prof. Gundermann seinerzeit für Zierknöpfe gehalten wurden [1]).

Bei den Ostgermanen kennen wir keine frühkaiserzeitlichen Funde von Spielsteinen, so wenig wie aus Dänemark und Skandinavien. Erst mit dem 3. Jahrhundert setzen hier überall die Funde ein. Besonders gut bekannt sind sie aus den berühmten Skelettgräbern von Sackrau, Kr. Breslau, wo sie in dem ersten und dritten Grabe, Frauengräbern, erscheinen, und zwar befinden sich im ersten 19 weiße und 20 schwarze Glassteine, im dritten 14 weiße und 15 schwarze Glassteine [2]). Sehr reich war auch die Ausstattung der Gräber von Dorotheenhof, Kr. Flatow, Westpreußen, und von Damme, Kr. Prenzlau, Uckermark.

Im Vorwerk Dorotheenhof beim Rittergut Sypniewo fand sich in einem Hügelgrabe mit Steinpackung ein schräggewellter Bronzekessel, worin angeblich gebrannte Knochen sich befunden haben, ein gedrehter Goldhalsring mit scheinbarer Rückwicklung der Enden und Verschlußkapsel, worin sich ein Einsatz von blauem Glas befunden hat, 2 Stangenwürfel aus Glas und 20 Spielsteine, von denen einer aus Glas, die übrigen aus Stein (Kreide?) sind [3]). Wir haben hier ebenfalls ein Frauengrab vor uns.

Das reiche Grab von Damme, angeblich auch ein Brandgrab (?), zeigt eine verzierte Fußschale, eine verzierte bauchige Schale, den Unterteil eines ostgermanischen Pokals (Abb. 2), eine Schale aus Terrasigillata, eine bronzene Schöpfkelle nebst Sieb (Abb. 13, 14), 13 Glas-Spielsteine (es sollen ursprünglich 40—50 gewesen sein), 2 silberne Armbrustfibeln, 1 silberne Schnalle mit rechteckiger Kappe [4]).

Weniger üppig, ja kärglich ist die Ausstattung zweier hierher gehöriger Brandgräber aus der Provinz Posen, die E. Blume veröffentlicht hat [5]). Beides sind Hügelgräber aus dem Kreise Jarotschin.

Auf der Kapalice bei Gora kamen aus Hügelgräbern 1891 zutage: gebrannte Knochenreste, viel Bronzeblechreste, eine kleine Speerspitze und andere Eisenreste, Scherben von zum Teil reichverzierten Gefäßen, verschlackter Boden eines Glasgefäßes, eine Emailperle, zwei Spielsteine aus blauem Glas. — Hügelgrab V von Siedlimin enthielt neben Schlacken und Scherben einen Spielstein aus weißem Email. Auch in den von Peiser so anhaltend ausgegrabenen großen masurischen Gräberfeldern soll nach seiner Mitteilung wenigstens ein Spielstein zutage gekommen sein.

---

[1]) Mitt. d. Oberhess. Gesch.-Ver. X. Ergänzung: Fundberichte 1899—1901. Gießen 1902, S. 121*, a 2, c 2, d 1.

[2]) Grempler, Der 1. Fund von Sackrau. 2. Ausg. Berlin 1888. S. 15, Taf. VI, 7, 7a; Derselbe, der II. und III. Fund von Sackrau. Berlin 1888. S. 9.

[3]) Die genaueste Beschreibung dieses Grabfundes findet sich im Katalog der Berliner Ausstellung von 1880, S. 484 ff. (G. v. Hirschfeld).

[4]) Schumann, Mitteil. des Uckermärk. Museumsvereins zu Prenzlau I, S. 49 ff.

[5]) E. Blume, Ausstellung im Kaiser Friedrich-Museum. Posen 1909. S. 46 und S. 98.

Digitized by Google

In der nachkaiſerzeitlichen Periode verändert ſich die Form der Spielſteine inſofern, als ſie ſich immer mehr der Halbkugelform nähert, und dieſer Umſtand gibt eine ungefähre Zeitbeſtimmung des oben beſprochenen Fundes aus Bohuslän (Abb. 17, 18) an die Hand.

In den älteſten ſchwediſchen Königsgräbern bei Alt-Uppſala, dem Odinshügel mit dem Grabe des Königs Aun von etwa 480, worin ſich neun knöcherne Spielſteine von Halbkugelform noch mit zwei Löchern auf der Unterſeite befanden [1]), und dem Thorshügel mit dem Grabe des Königs Adils von etwa 600, worin ſich ein knöcherner Spielſtein befand [2]), ferner im Hügel des Königs Ottar bei Vendel in Uppland von etwa 520, mit überaus zahlreichen, noch nicht genau gezählten Spielſteinen [3]), in dem königlich ausgeſtatteten „Helmgrab" von Ultuna [4]) in Uppland, das in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts fällt und 37 Spielſteine und (nach römiſcher Weiſe) 3 Würfel barg, in den zeitlich damit übereinſtimmenden früheren Königsgräbern von Vendel, ſowie in den ſpäteren, die ſchon der Wikingerzeit angehören: überall iſt hier die Halb- oder Dreiviertelkugelform der knöchernen Spielſteine üblich, die ſeit dem 7. Jahrhundert ſtets nur noch ein Loch auf der Unterſeite aufweiſen. Das räumlich nächſtgelegene Beiſpiel ſind die drei Knochenſpielſteine aus dem Wikingergrabhügel 75 auf dem Galgenberg bei Wollin [5]).

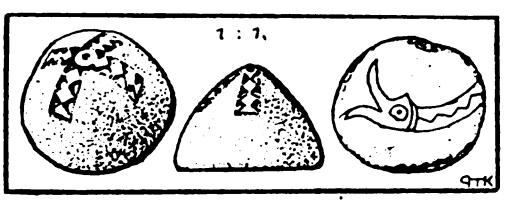


Abb. 22. Goting auf der Inſel Föhr (nach H. Behn).

Die Ausſtattung gerade der Königsgräber mit Spielſteinen, ſelten auch mit Würfeln, zeigt, daß das Rigsmål mit Recht davon ſpricht, das Brettſpiel zu pflegen ſei eine Beſchäftigung für Fürſten. Über Spielſteinfunde in Norwegen verweiſe ich auf einen ausführlichen Aufſatz von Jan Peterſen [6]).

[1]) Congrès intern. préhiſtorique Stockholm 1874, Bd. II, S. 605, Abb. 4; Zeitbeſtimmung nach Stjerna: Antikv. Tidſkr. f. Sverige 18 : 4, S. 48 ff. und Birger-Nerman: Vilka konungar ligga i Uppsala högar? Uppſala 1913.

[2]) Congrès Stockholm, Bd. II, S. 609, Abb. 8.

[3]) Fornvännen 1917, S. 136, Abb. 10—13 (S. Lindquiſt); Upplands Fornm. Tidſkr. XXXII, S. 23 ff., Taf. II, Abb. 4.

[4]) B. E. und H. Hildebrand, Tecknингar ur Svenska Statens Hiſtoriska Muſeum. I. Stockholm 1873, S. 5, Taf. 9. Upplands Fornm.-fören. Tidſkr. Heft XXXII, S. 335 ff. (G. Ekholm); vgl. dazu Fornvännen 1919, S. 236 (Arne).

[5]) Stubenrauch: Bald. Stud. N. F. II (1898), S. 114, Abb. 4 IV; Olshauſen: Verhandl. d. Berl. anthr. Geſ. 1899, S. 220.

[6]) Jan Petersen, Bretſpil i forhiſtoriſt Tid (Oldtiden. 1914. Kriſtiania. Sonderheft, Feſtſchrift für K. Rygh. S. 75 ff.).

Digitized by Google

Zuweilen scheint der Spielstein der Vendel- und Wikingerzeit an der höchsten Stelle ein wenig zugespitzt zu sein. Sehr auffällig tritt das bei einem Grabfund der Wikingerzeit von Goting auf der Nordseeinsel Föhr zutage, wo der in Abbildung 22 wiedergegebene Stein [1]) durch seine Verzierung sich als „König" erweist. Dieser Fund im Verein mit dem oben erwähnten kegelförmigen „König" aus Bohuslän bringt auf den Gedanken, der Kommerauer Spielkegel möge auch einen „König" darstellen. In den uppländischen Gräbern von Ultuna und Vendel wird der „König" durch eine auf der Spitze befestigte Bronzekappe ausgezeichnet. Sollte dies der Nachklang einer Sitte sein, den „König" massiv aus Bronze zu bilden, wovon der Kommerauer das einzig erhaltene und sehr auffallende Beispiel wäre?

Auch aus dem seit augusteischer Zeit in Gräbern wie in Kastellen an Spielsteinen so überreichen provinzialrömischen Gebiet kenne ich wohl knöcherne, steinerne, tönerne, gläserne, auch Millefiori- latrunculi, aber keine bronzenen.

Nur in Italien sollen auch Spielsteine aus Bronze gefunden worden sein. Von Würfeln, auf deren Sonderbehandlung ich hier leider nicht näher eingehen kann, obwohl ich auch für diese über reichen Stoff verfüge — ich übergehe daher auch das wichtige Grab 120 von Körchow [2]) bei Wittenburg in Mecklenburg — kenne ich allerdings einen bronzenen, dessen Augen aus eingesetztem blauen und roten Glas bestehen; er stammt aus dem Kastell Noväsium [3]).

Eingehender kann ich mich hier auch mit der Verbreitung von Spielsteinen und Würfeln auf provinzialrömischem Gebiete nicht abgeben. Doch will ich folgende Funde mitteilen [4]), bei denen indes das leicht zugängliche „Limes-Werk" übergangen wird.

Zu Straßburg i. Els. wurden nach Rud. Henning (Els. Denkmäler. Straßburg 1912, Taf. 39) in der Blauwolkengasse ein Knochenwürfel und zwei Knochenspielsteine gefunden.

Zu Worms gibt es sehr zahlreiche einschlägige Funde, doch noch mehr aus Wohnstellen, als aus Gräbern. Nach Koehls Mitteilung stammen viele aus den Brandgräbern der ersten drei Jahrhunderte; in einem Sarkophag des 4. Jahrhunderts lagen 29 knöcherne Spielsteine.

Das Mainzer Museum besitzt nach F. Behn nur aus einem derartigen Grabfund, einem Sarkophag des 4. Jahrhunderts, von Ober-Ingelheim einen einzigen knöchernen Spielstein. Doch erwähnt schon Grempler (a. a. O.) aus dem Mainzer Museum einen

[1]) Prähist. Zeitschr. V (1913), S. 470, Abb. 6 (Behn): 13 unverzierte Spielsteine und der König, aus Bernstein.

[2]) R. Beltz, Vorgeschichtl. Altertümer, Taf. 59, und Jahrb. d. Ver. f. mecklenb. Gesch. 85 (1921), S. 69 und 92, Taf. XII.

[3]) Bonner Jahrbb. 1904. Taf. XXX, 3, Abb. 51, 10613 (Lehner).

[4]) Als erster hat Jos. Emele (Beschreibung römischer und deutscher Altertümer im Gebiete der Provinz Rheinhessen. Mainz 1825, S. 58) diese Spielsteine, die vordem als „Pfeilschuhe" aufgefaßt wurden, richtig erkannt.

Digitized by Google

Grabfund des 2.—3. Jahrhunderts von Bingen, bei dem sich eine runde Bronzebüchse mit blauen und roten Glassteinen nebst Würfeln befand.

Im Kastell Hofheim a. Taunus fand man gegen 80 gläserne Spielsteine (Annalen des Ver. f. nass. Gesch. u. Altert. 40 (1912), S. 377).

Auf der Saalburg entdeckte man (nach Jacobis Saalburgwerk) hunderte von Spielsteinen, auch solche aus Ton und Schiefer.

In Oberlahnstein liegen nach Prof. Bodewig acht Spielsteine aus Knochen und einer aus Schiefer, die vom Kastell Niederberg stammen.

Zu Andernach lag im Brandgrab 19 ein Knochenspielstein zusammen mit einem Nero-Mittelerz (Koenen: Bonner Jahrbb. 86. 1888, S. 168).

In dem Lager von Vetera bei Xanten kommen zahlreiche Spielsteine vor, alle aus Glas, in den verschiedensten Farben, sowohl in den augusteischen wie in den claudisch-neronischen Abfallgruben (Bonn. Jahrbb. 122 (1913), S. 400).

In den Kastellen von Haltern sind im ganzen 112 Spielsteine aus Glas gesammelt worden (Westfäl. Mitt. III, S. 97; IV, S. 110; V, S. 174, 16; VI, S. 114, 4).

Im Kastell Neuß (Novaesium) entdeckte man ein Brandgrab aus der Zeit um 200 nach Chr. mit 7 knöchernen Spielsteinen (Lehner, a. a. O. S. 316); sonst kamen noch zahlreiche aus Glas, Knochen, Ton, Marmor, Schiefer usw. in Einzelfunden vor (ebd. S. 418).

Dann kann ich noch auf viele Funde, wohl meist Grabfunde, aus Duna Pentele, Komitat Stuhlweißenburg in Ungarn, auch einen aus Mala Mitrowitza an der Save in Serbien hinweisen, die sämtlich im Berliner Museum für Völkerkunde lagern.

Endlich sei noch des Fundes der Reste eines ganzen Spiels in einem Brandgrabe der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. nach Chr. zu St. Matthias in Trier gedacht, das einen Würfel, 6 weiße Spielsteine und 6 knöcherne Spielmarken in Fischform mit Zahlzeichen (III, XI, XIII und VI, VII, VIII) enthielt[1]).

Wir sehen, wie stark verbreitet schon seit den Kriegen des Drusus das Brettspiel bei den römischen Soldaten am Rhein war. Von den Germanen wissen wir, durch Tacitus, daß am Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. das Würfelspiel außerordentlich leidenschaftlich von ihnen betrieben wurde; sie müssen es damals also schon längere Zeit gekannt haben, wenn auch die Sitte, dies Spielgerät ins Grab mitzugeben, erst ums Jahr 100 nach Chr. durch Funde bezeugt wird. Es sind die beschriebenen Gräber von Klatzow in Vorpommern, Gr. Kelle bei Röbel und Körchow bei Wittenburg in Mecklenburg. Diese Funde bezeugen, daß bei dem Glücksspiel der Germanen nicht nur mit Würfeln, sondern auch mit Spielsteinen gespielt, also ein Brettspiel geübt wurde. Solch ein Spiel war z. B. das schon erwähnte ‚Duodecim scripta', so benannt nach den zwölf Parallelen, die auf dem Spielbrett gezogen waren. Bei ihm wurden außer den Spielsteinen drei Würfel verwendet. Die besprochenen frühen Grabfunde mit Spielgerät gehören ins Gebiet der swebischen Elbgermanen oder Herminonen, deren eigentümliche Zivilisation in frühaugusteischer Zeit innerhalb Nordböhmens sich entwickelte, vielfach unter dem Einfluß der alpenkeltischen Provinzialkultur, wozu sich noch ein zwar nicht ganz geringer, aber innerlich so gut wie wirkungsloser

[1]) Trierer Jahresberichte IV (für 1911), S. 29, Abb. 8. — J. H. Dölger, Röm.-Germ. Korresp.-Blatt IV (1911), S. 26 ff.

Digitized by Google

Einfluß italisch-römischer Handelsware gesellte, die wesentlich nur aus kampanischen Bronzegefäßen und von Ägypten hergeholten Gläsern und Glasperlen bestand.

Nun kamen aber in Böhmen auf der berühmten spätkeltischen Höhenburg des Hradischt bei Stradonitz an der Beraun zahlreiche Stangenwürfel (tali), ein kubischer Würfel (tessera) und zahlreiche Spielsteine aus Knochen[1]) zutage. Da sich dort auch einige germanische Gegenstände vom Übergange aus der Latènezeit in die Kaiserzeit fanden[2]), oder aus früh augusteischer Zeit, so wäre es nicht undenkbar, daß ein Teil dieses Spielgeräts bereits in der Hand von Germanen gewesen ist, wenn es auch wahrscheinlicher ist, daß alles dem zurückgebliebenen Bojerrest angehört hat. Immerhin bot sich hier den eindringenden Elbsweben Gelegenheit, Brett- und Würfelspiel kennen zu lernen. Die Kelten aber kannten damals das Spiel schon seit Jahrhunderten. So sind in der Feste La Tène zwei Stangenwürfel zum Vorschein gekommen[3]). Zu Bologna-Benacci wurde ein gallisches Häuptlingsgrab aufgedeckt, das neben 3 Elfenbeinwürfeln 22 Spielsteine aus Glaspaste barg[4]). In Montefortino bei Sassoferrato fanden sich im Frauengrab 23 neben 3 Knochenwürfeln 20 Glassteine, im Kriegergrab 35 neben 2 Knochenwürfeln 12 verschiedenfarbige Glassteine[5]). Zu Magny-Lambert in der Côte d'Or zeigte sich nach Brulard ein Steinwürfel sogar neben Früh-Latène-Gräbern[6]).

Schließlich erwähne ich noch, daß bereits im „Spielerlied" des Rigveda (X, 34) die schlimmen Folgen der unglückseligen Spielleidenschaft für den von ihr Befallenen in ergreifender Weise geschildert werden[7]).

III. Mitte.

Hier befand sich auf der linken Seite die Bronzeschnalle (Taf. III, 6 Günther), ein Zeichen, daß einst der Gürtel der Leiche hier lag. Auch daraus erkennen wir, daß nur eine einzige Bestattung vorliegt. Eine ähnliche Bronzeschnalle des 3. Jahrhunderts stammt aus den Brandgräbern von

[1]) Pic, Starožitnosti země české, II, 2. Prag 1903, S. 84 f., Taf. 42 sind 20 Stangenwürfel, 1 kubischer Würfel und 26 Spielsteine abgebildet.

[2]) Pic, a. a. O. Taf. 19, Abb. 16 Bronzegürtelhaken; Taf. 21 Trinkhornkettenglieder (s. oben S. 118); Taf. 23 und 38 profilierte Riemenzungen; Taf. 38 frühe Augenfibel; Taf. 39 Trinkhornspitzenbeschlag.

[3]) Groß, La Tène un oppidun Helvète. Taf. XI, Abb. 33, 34.

[4]) Montelius, Civilisation de l'Italie I, S. 522 nebst Taf. 111; Brizio, Tombe galliche (1887), S. 474, Taf. VI; Capellini: Congrès internat. Budapest I, S. 442 f. Taf., Abb. 6.

[5]) Brizio, S. 682, Taf. V, 10, 11 und S. 699, Taf. XI, 4, 5 (Monumenti antichi IX).

[6]) Commission des antiq. de la Côte d'Or. T. XV, Taf. h, Abb. 30.

[7]) Siebenzig Lieder des Rigveda, übersetzt von Geldner und Kägi. Tübingen 1875: LXV; auch bei Rich. Heinzel, Stil der altgermanischen Poesie. Straßburg 1875. S. 53 f.

Digitized by Google

Selchowhammer, Kr. Filehne, Nordposen [1]); doch entbehrt sie der gekerbten Wulste an den Wurzeln des Bügels und des Dorns, die wir außer in Kommerau bei einer Schnalle aus Schönwarling, Kr. Danziger Höhe, finden (Museum Danzig 9732), während die Verzierung einer rechteckigen Bronzeschnalle aus Rondsen, Kr. Graudenz, nur ähnlich ist (Anger, Rondsen, Taf. XIV, 15).

Auf der rechten Seite der Mitte, also nach Westen hin, kamen die Glanzstücke des Grabfundes zutage, die beiden goldenen Fingerringe und die goldene Schlangenkopfarmspirale.

Die beiden Fingerringe (Abb. 23) sind ein Paar Doppelringe in der Form unserer Eheringe. Und es leidet keinen Zweifel, daß nach dem Befund der kaiserzeitlichen dänischen Gräber von Nordrup, Varpelev II, Juellinge und verschiedenen anderen Orten, wo solche Ringe, und zwar einfache wie Doppelringe, bei den Skeletten am ersten Gliede des vierten Fingers, also des Ringfingers, der rechten Hand angetroffen wurden, diese Ringe und mithin auch unsere Kommerauer Fingerringe tatsächlich Eheringe gewesen sind.

Abb. 23. 1/1. Kommerau, Kr. Schwetz.

Goldene Doppelfingerringe in der Art der Kommerauer, meist auch mit Perlstab in der Mitte, erscheinen zahlreich in den dänischen und skandinavischen Skelettgräbern des 3. Jahrhunderts nach Chr., so zu Gunderup, Varpelev (Grab II) und Vallöby auf Seeland, zur Nordre Rör, Hundstad und Saetrang in Norwegen, in letzterem Grabe vereint mit einem dreigedoppelten Goldfingerring [2]). Dieser letztgenannte Fund ist der späteste aller vorher aufgezählten, eben wegen des Vorkommens des dreigedoppelten Ringes, er fällt schon in den Beginn des 4. Jahrhunderts. In das gleiche Jahrhundert aber in noch spätere Jahrzehnte desselben fallen die vierfach, fünffach und sechsfach gedoppelten Fingerringe aus Norwegen, während ein siebenfacher von der Insel Christiansö bei Bornholm und ein zwölffacher aus Dänemark sogar erst ins 5. Jahrhundert gehören.

Der früheste aller dieser Funde ist das schon öfter berührte Mannesgrab von Vallöby, das aus der Mitte des 3. Jahrhunderts stammt. Zu Häupten des Toten befanden sich eine Schnalle aus Terrasigillata, 2 nordische Silberbecher, 2 Bronzeeimer, 2 Paar Bronzeschöpfkellen und zugehörige Siebe, 2 Glasbecher, Bruchstücke vom Beschläge eines Trinkhorns, an

[1]) Abgebildet bei Blume, Die germ. Stämme. I, Abb. 52.

[2]) Wilh. Boye, Oplysende Fortegnelse usw. I. Kopenh. 1859 verzeichnet S. 109 ff. 13 solche Ringe aus Dänemark; vgl. besonders Montelius, den nordiska Jernålderns Kronologi (Svenska Fornm. Tidskr. IX. 1896, S. 260 ff.).

Digitized by Google

der rechten Seite des Toten 2 Silberfibeln, 46 Spielsteine, davon 16 schwarz und 30 weiß, 3 doppelte Goldfingerringe und 1 goldene Tierkopfarmspirale (Abb. 31) von ein wenig späterer Art als die Kommerauer, auf der linken Seite 60 gläserne Spielsteine, davon 31 schwarz, 29 weiß, endlich zu Füßen 2 schräggewellte Bronzeeimer, 2 zweihenklige flache Bronzeschalen, 1 schwarzes einhenkliges Tongefäß und 2 kleine Silberbuckelchen [1]).

Der Inhalt des Kommerauer Mannesgrabes ist zwar viel weniger reich als der des Mannesgrabes von Vallöby, ähnelt ihm aber in vielen Stücken, besonders auch in der Mehrzahl der goldenen Doppelfingerringe und in der goldenen Tierkopfarmspirale. Da letztere aber im Kommerauer Grabe einen etwas älteren Typus aufweist, so muß dies Grab spätestens auch in die Zeit um 250 fallen, stammt vielleicht aber noch aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts.

Von größter Bedeutung ist die Kommerauer **Tierkopfarmspirale** (Abb. 28), die zu einer Art von Goldringen, teils in Form von Halsringen, teils von Armspiralen, ja auch von Fingerspiralen gehört, die nur in Schweden zahlreich vertreten ist, während in Dänemark bis 1898 nur 3 Stück bekannt waren, in Norwegen bis jetzt nur 2, in Finnland 4 und im Baltenland ein bronzener zum Vorschein gekommen sind.

Die dänischen Spiralen von Vallöby (Abb. 31) und Darpelev (II) auf Seeland sowie von Donbäk, Amt Hjörring in Jütland [2]), sind dadurch von besonderer Wichtigkeit, daß sie bis vor kurzem die einzigen waren, die durch die mit ihnen vereinten reichen Grabbeigaben eine genauere Zeitbestimmung für sich und für die durch sie vertretenen Stufen der ganzen Gruppe zuließen.

In Finnland und im Baltenlande allein entwickelt sich schließlich eine in Bronze und Silber hergestellte Entartungsform, die im Laufe des 5. Jahrhunderts nach Schweden zurückkehrt und dort, wie zum Teil auch in Dänemark, zu jenen prachtvollen Goldhalsringen sich weiterbildet, die um 500 herum so häufig auftritt, worauf ich aber hier nicht näher eingehen kann [2]).

Aus dem unteren Elbgebiet (Nordosthannover, Schleswig-Holstein) und dem Havelgebiet liegt eine Anzahl silberner und bronzener Armringe vor,

[1]) Engelhardt: Aarböger f. nord. Oldk. 1873, S. 285 ff.

[2]) Neergaard: Aarböger f. nord. Oldkyndighed 1892, S. 296 f. — Die meisten der 24 schwedischen Ringe sind aufgezählt bei Montelius, Kulturgeschichte Schwedens (1906) S. 180 f., wo auch die schwedische Literatur angeführt wird. — Über die finnländischen Funde s. A. Hackman, Die ältere Eisenzeit in Finnland (1905) I, S. 213 ff. und A. Europaeus: Finskt Museum 21 (1914), S. 27 ff. (Grabfund mit Armspirale vom Typus Darpelev). — Die livländische Bronzespirale von Ronneburg (gleichfalls Typus Darpelev) ist abgebildet bei Aspelin, Antiquités du Nord Finno-ougrien, Heft 5, S. 340, Abb. 1825.

[3]) Diese letztgenannte Gruppe goldener Halsringe habe ich für sich ausführlich behandelt: Mannus IX (1917), S. 97 ff.

Digitized by Google

die als Vertreter einer frühen, durch Bewahrung des zugespitzten, knopflosen Kopfes dem Kommerauer Urtypus noch näherstehenden Stufe von Bedeutung sind. Erich Blume hat sie zum ersten Male in die Erörterung hineingezogen [1]), wodurch sich die von Hans Hildebrand gegebene, so einfach erscheinende Entwicklungsgeschichte tatsächlich als eine viel verwickeltere und weniger durchsichtige erwies.

Bedeutet Blumes scharfe Betrachtung der ganzen Ringgruppe einen Fortschritt der Erkenntnis, so verdarb er diesen leider dadurch, daß er eine mehr provinzielle Armbandgruppe, die „Schildkopfarmbänder" (Abb. 24) in die Entwicklungsreihen der Tierkopfarmbänder fälschlich mit einbezog. Er faßte nämlich diesen hauptsächlich westpreußischen Typus, der auch nach Ostpreußen, Hinterpommern und Nordposen seine Ausläufer entsendet und überwiegend aus Bronze, nur in seiner spätesten Gestalt mit doppelter Spiralwindung stets aus Silber (Abb. 25) gearbeitet wurde, ebenfalls als „Tierkopf"-Armbänder und als eine Parallelgruppe zu den schwedischen Schlangenkopfspiralen auf. Die westpreußischen „Schlangenkopfarmbänder", wie Blume sie nennt, haben aber weder ursprünglich Tierkopfenden gehabt, noch entwickeln sich solche später bei Typus II (Abb. 24) und III (Abb. 25) dieser Schmuckform; ihnen gebührt daher durchaus nicht der Name „Schlangenkopfarmbänder". Man kehre also zurück zu der früheren richtigen Bezeichnung „Schildkopfarmbänder", die besser und kürzer ist als der vom Westpreußischen Provinzialmuseum in seinen „Berichten" gebrauchte Name Armbänder „mit mehrfach abgesetzten, verbreiterten Endköpfen", ein Name, der, wie ich sehe, erst seit Blumes Museumsstudien zu Danzig aus jenen „Berichten" zugunsten des irrigen „Schlangenkopfarmbänder" verdrängt worden ist (1908).

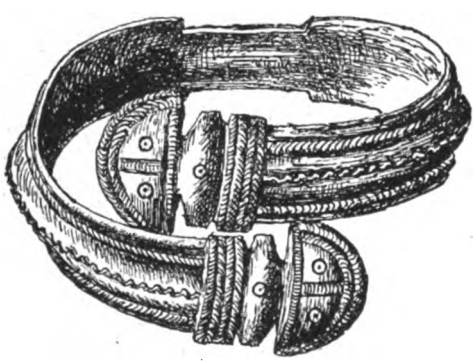


Abb. 24. 1/5. Hansdorf, Ldkr. Elbing.

Ich gebe nun in Kürze die Ergebnisse meiner Untersuchung über die Anfänge der Tierkopfarmbänder.

Ich spreche die Kommerauer Armspirale als einen Vertreter des so lange vergebens gesuchten Urtypus der ganzen Gruppe an. Der Schlangenkopf ist möglichst naturgetreu wieder gegeben als eine sich zuspitzende Schnauze mit zwei plastisch hervorstehenden Augen, die jeder gepunzten Verzierung

[1]) Blume, Die germanischen Stämme usw. (Mannusbibl. 8, 1912), S. 73 ff., wo man auch die bis dahin erschienene Literatur fast vollständig verzeichnet findet.

Digitized by Google

entbehren und von denen, wie auch von der Stirn, aus je eine Reihe eingepunzter Doppelpunkte nach der Schnauze hin läuft. Dann fehlt jede Andeutung eines Halses, und der enganschließende Leib ist mit naturgetreu dargestellten Schlangenschuppen dicht bedeckt, indem glatte gelassene und durch Punzung wagrecht schraffierte Dreiecke in vier Parallelen miteinander abwechseln. Das Schuppenmuster und der ganze Leib brechen gegen den rundstabigen Mittelteil der Spirale unvermittelt ab. Das findet man so weder bei einem der schwedischen, noch bei einem der frühen westgermanischen Stücke wieder.

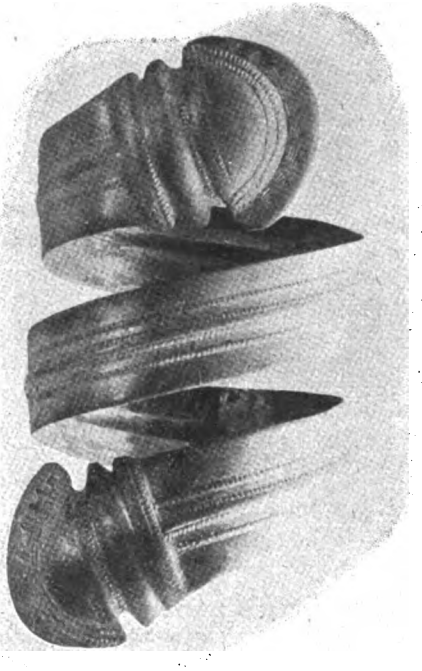


Abb. 25. 5/8. Krossen, Kr. Pr. Holland, Ostpreußen.
(Bildstock Leihgabe des Prussiamuseums.)

Der Tierkopf des finnländischen Goldhalsringes von Nousis im Län Åbo (Abb. 26) ist in seiner Art zwar auch noch naturalistisch, er besitzt noch plastische Augen, aber durch die Breite und die dreifache Abschnürung der Schnauze, die spitzen Ohrenlappen, den stark abgesetzten Hals erweist er sich als der Kopf eines Phantasietieres. Sein Leib hat zwar noch das Kommerauer Schuppenmuster, aber es findet sich nur noch in je einer Randreihe, während die Mittellinie des im übrigen weit platter gewordenen Leibes durch einen hohen Grat bezeichnet wird. Endlich wird der Übergang des Leibes in den stabförmigen Mittelteil schon durch zwei kleine Wulstringe vermittelt. Alles das sind gegenüber dem Kommerauer Stück Zeichen einer Fortbildung.

Die schwedischen Ringe können unmöglich von dem Ringe von Nousis abstammen, wie man bisher stets angenommen hat, denn keiner von ihnen zeigt auch nur eine Andeutung des scharfen Halsabsatzes, der jenen Ring so eigenartig abhebt. Dagegen ist der Halsabsatz kennzeichnend auch für die westgermanischen, mindestens die hannöverschen Ringe (Abb. 29), die aber durch ihre spitze Schnauze dem Kommerauer näher stehen, als der Halsring von Nousis, obwohl andererseits wiederum der Rebenstorfer Armring durch den Beginn einer Abschnürung und eines Knopfansatzes an der Schnauzen-

Digitized by Google

spitze sich dem Ring von Nousis und noch mehr der Hauptreihe der schwedischen Ringe nähert. Die beiden für sich stehenden öländischen Ringe von Ösby (Abb. 27) und Näsby, die zwar eine etwas verbreiterte Schnauze, aber keine Abschnürung der Schnauzenspitze und auch keinen Hals haben, können natürlich ebensowenig vom Ringe aus Nousis abstammen, sondern nur durch verlorene Mittelglieder auf den Kommerauer zurückgehen. Daß das Ornamentdreieck einiger älteren schwedischen Ringe, das mit der Spitze zwischen den Augen, mit der Grundlinie auf der Stirn liegt, ein Nachklang, der Umrisse der Ohrlappen und des anschließenden Halsansatzes beim Ringe aus Nousis sei, wie Blume es auffaßt, scheint mir durchaus keine unbedingt überzeugende Annahme.

Sollte diese letzte Auffassung Blumes dennoch zutreffen, so wäre das ein Beweis mehr dafür, daß die Gesamtheit dieser Ringgruppe sich nicht in eine einzige fortlaufende typologische Reihe schließen läßt, die in allen Einzelheiten eine folgerechte Entwicklung stets in derselben Richtung aufweist. Diese Beobachtung kann man ja auch bei den typologischen Reihen der Bronzen der germanischen Bronzezeit machen. Menschenwerk zeigt eben auch in seiner langsamsten Fortbildung doch nicht die volle Gesetzmäßigkeit der Natur, sondern hin und wieder das Hineinspielen von Willkürlichkeiten. Verwandte Typen, ja selbst nur verwandte Gegenstände derselben Zeit beeinflussen einander, wie man das z. B. von den germanischen Absatz- und Tüllenbeilen vom Schluß der Periode II der Bronzezeit weiß, und stören dadurch wenigstens vorübergehend die regelrechte typologische Folge. Vor allem sind die verschiedenen Provinzen des germanischen Bereichs gesondert zu betrachten. Denn es ist nicht zu erwarten, daß die Entwicklung in Westfinnland genau dieselben Wege geht, wie die im Elbgebiet, sofern eben Finnland hier eigene Arbeit aufweist und nicht nur eingeführte.

Ich lasse vom Kommerauer Urtyp (I) vier Zweige ausgehen. Der erste (A) wird durch den Ring von Rebenstorf (Abb. 29) und seine westgermanischen Verwandten gebildet. Der zweite (B) durch den Halsring von Nousis (Abb. 26). Der dritte (C) durch die beiden öländischen Halsringe von Ösby (Abb. 27) und Näsby. Und der vierte Zweig (D), der allein zu einer Reihe, der schwedischen Hauptreihe, sich auswächst, beginnt mit der Armspirale von Bredinge (Abb. 30 = II a), die einen bereits voll ausgebildeten Schnauzenknopf zeigt. Noch mehr gewachsen ist dieser Knopf bei der Spirale des Grabes von Dallöby (Abb. 31 = II b), das, wie wir sahen, in die Mitte des 3. Jahrhunderts fällt. Der Abstand dieses Typus von dem Kommerauer Urtypus läßt uns die Abschätzung der Zeit des Kommerauer Grabes richtiger ausführen. Noch jünger sind die beiden Halsringe von Tuna (Abb. 32 = II c) mit der nicht mehr geraden, sondern geschwungenen Umrißlinie des Schlangenkopfes, der sich außerdem noch am hinteren Ende des Leibes wiederholt. Die jüngste Stufe der Gruppe (III a) bildet jene Art, die über-

Digitized by Google

haupt keinen Kopf mehr erkennen läßt und an dem zu einem beiderseits zugespitzten Endschilde gewordenen Leibe einen schmalen, hohen und scharfen Mittelgrat erhält (Abb. 33). Ein Stück dieser Art enthält das mehrfach erwähnte seeländische Grab von Darpelev II, das sich etwa vom Jahre 300 herschreibt; ebenso das jütländische Grab von Donbäk und das von Isokylä, Ksp. Uskala im „Eigentlichen Finnland". Zuweilen fügt diese Abart zu den beiden Endschildern noch ein gleichgeartetes Mittelschild hinzu: ein solches Stück (III b), das natürlich Einfuhrware aus Schweden ist, kam in Flurstedt, Kr. Apolda in Thüringen, zutage (Abb. 34).

Wir haben also folgendes Stammbaumschema:

I. Kommerau (Abb. 28)

A Rebenstorf (Abb. 29)

B Nousis (Abb. 26)

C Ösby (Abb. 27)

D

IIa. Bredinge (Abb. 30)

IIb. Vallöby (Abb. 31)

IIc. Tuna (Abb. 32)

IIIa. Eskilstorp (Abb. 33)

IIIb. Flurstedt (Abb. 34.)

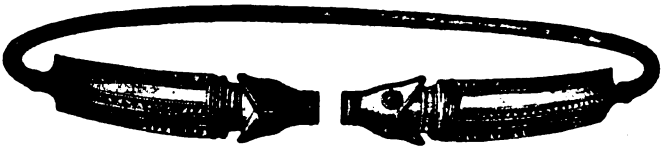


Abb. 26. 1/2. Nousis, Finnland.

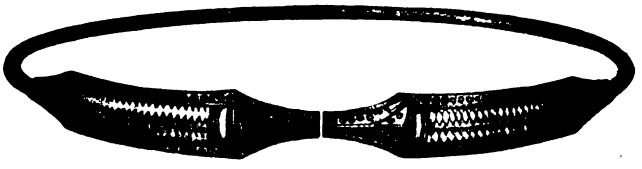


Abb. 27. 1/2. Ösby, Öland.

Ich gebe nun eine Übersicht sämtlicher Stücke der Hauptreihe D mit Angabe ihres Gewichts in Grammen.

Digitized by Google

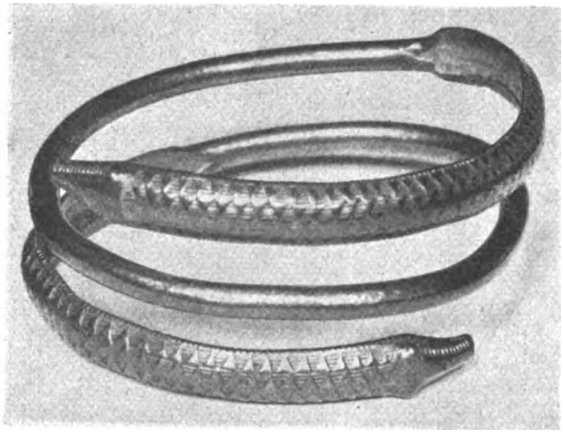


Abb. 28. Kommerau, Kr. Schwetz.

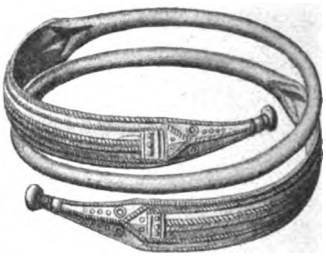


Abb. 30. 1/2. Bredinge, Öland.

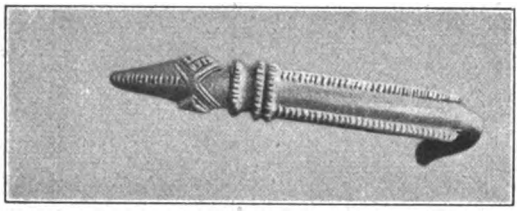


Abb. 29. 1/1. Rebenstorf, Kr. Lüchow, Hannover.

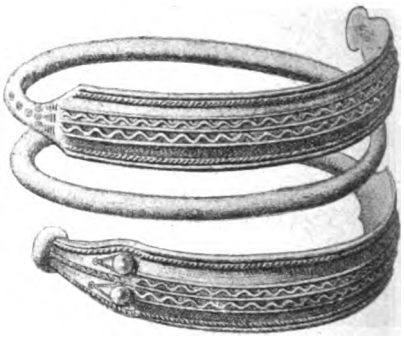


Abb. 31. 1/2. Vallöby, Seeland.

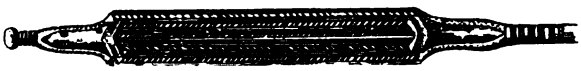


Abb. 32. 1/2. Tuna, Uppland.

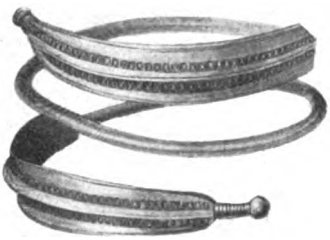


Abb. 33. 1/2. Eskilstorp, Schonen.

Abb. 34. 1/1. Slurstedt, Kr. Apolda, Thüringen.

Digitized by Google

Schweden:	Sonst:
IIa: Bredinge, Öland (217, 4)	
IIb: Luggawi, Nerike (173, 5) Långtora, Uppland (Endstück)	IIb: Dallöby, Seeland
IIc: Tuna, Uppland (178, 2) Tuna, Uppland (191, 5) Westrings, Gotland (226, 9)	IIc: Thorsberg, Kr. Schleswig
IIIa: Eskilstorp, Schonen (189, 6) Bunkeflo, Schonen (191, 3) Tryserum, Småland (186, 6) (Kalmar Län) Påboda, Småland (Kalmar) (202, 2) Westra Ricketby, Uppland (191,3) „ „ „ (191,3) „ „ „ (177,2) Långalma, Uppland (191, 5) Hejnum, Gotland (Bruchstück) Lilla Ryftes, Gotland (184) „ „ „ (186, 1) Mannegarda, Gotland (ungewöhnlich klein; fast Fingergröße)	IIIa: Darpelev, Seeland Donbäk, Jütland Hove, Hördaland, Norwegen (Endstück) [1] Isokylä, Finnland (Endstück) Ronneburg, Livland (aus Bronze)
IIIb: Höwikenäs, Bohuslän (191, 5) Kråkelund, Småland (Kalmar) (180) Resmo, Gotland (191, 5) Träkumlo, Gotland (197, 7)	IIIb: Flurstedt, Thüringen (176, 4).

Was die Reihe B betrifft, so wiegt der Halsring von Nousis 201 g, in der Reihe C der Ring von Ösby 199 g, der von Näsby 191 g; außerdem gehört zur Reihe C wahrscheinlich ein kleines Bruchstück aus einem Grabe auf der Insel Indbjoe, Ksp. Fjelberg, Hördaland, das nach Mitteilung von H. Schetelig [2]) wahrscheinlich dem Typus Montelius, Svenska Fornsaker II, Abb. 344—345, angehörig ist.

Aus den Angaben der Gewichtszahlen sieht man, daß die schwedischen Goldarmspiralen, ganz besonders allerdings die des spätesten Typus III, überwiegend 191 oder im Durchschnitt 190—200 g wiegen. Um 1300 nach Chr. betrug in Schweden die Goldmark 208—210 g. Dieser Zahl steht das Gewicht der Goldarmspiralen ziemlich nahe, und daß hier ein Zusammenhang bestehen

[1]) Eine Zeichnung dieses Stückes verdanke ich der Leitung des Museums in Kristiania.
[2]) Vgl. Schetelig, Vestlandska Graver (1912) S. 60.

Digitized by Google

kann, lehrt auch die Überlieferung, daß es in Island zur Sagazeit Goldarmringe von 1 Mark gab [1]). Jedesfalls war also in der spätrömischen Kaiserzeit die Gewichtseinheit Schwedens nicht das römische Pfund von 327,5 g, sondern ähnlich wie im Mittelalter etwa 200 g. Die allerleichtesten schwedischen Goldarmspiralen wiegen 178 (Tuna), Westra Rickeby 177, Flurstedt 176 und Luggawi 173,5. Demgegenüber weicht die Spirale von Kommerau mit nur 160 g doch zu sehr ab, um nicht aus der schwedischen Gruppe herauszufallen. Also auch in diesem Punkte zeigt das Kommerauer Stück seine Selbständigkeit gegenüber den schwedischen Gegenstücken. Es leidet daher keinen Zweifel, daß wir es bei ihm mit einer einheimischen, also gepidischen, Arbeit zu tun haben.

IV. Steinkistenfund.

Hier möchte ich zu Günthers kurzer Beschreibung der über der Südostecke, also über dem Fußende des Reitergrabes gelegenen Steinkiste (Günther, Textabb. 3) und seiner Erwähnung ihres Inhalts (S. 104), einer größeren Urne und zwei kleineren nebst einigen Beigefäßen, die alle, Urnen wie Beigefäße, auf flachen Schalen standen (Taf. IV, 2 Günther) nur noch einiges hinzufügen. Und zwar über eines der Beigefäße.

Abb. 35. 2/5. Kollenken, Kr. Kulm, Westpreußen.

Es handelt sich hier um ein zwar seltenes, aber dennoch kennzeichnendes Tongefäß der früheisenzeitlichen Steinkistenkultur des unteren Weichselgebiets, nämlich eine kleine kugelbäuchige Tasse mit abgesetztem, eingekehltem Halse, die einen recht merkwürdigen großen Henkel hat. Er ist kreisförmig gebildet und durch einen wagrechten stabförmigen Stiel mit der Gefäßwand verbunden. Von derartigen Täßchen kenne ich nur noch zwei Vertreter: einen, der aus Weißenhöhe, Kr. Wirsitz in Nordposen, stammt und sich in der Bromberger Sammlung befindet, falls diese heute noch besteht, und einen zweiten aus einer Steinkiste von Kollenken, Kr. Kulm, der ins Danziger Provinzialmuseum gekommen ist [2]) und dessen Abbildung hier wiedergegeben wird (Abb. 35). Schließlich kann man noch ein Gefäßchen aus einer Steinkiste von Konarczyn, Kr. Schlochau in Westpreußen, herbeiziehen, das denselben Kreishenkel auf sehr langem, tiefsitzenden Stiel besitzt, aber nicht ein kugelbäuchiges Täßchen ist, sondern ein Becherchen mit umgekehrt konischer Wandung.

[1]) Konrad Gislason, Udvalg af oldnordiske Skjaldekvad S. 199.

[2]) Amtl. Bericht des Westpreuß. Prov.-Mus. für 1908, S. 32, Abb. 20.

Digitized by Google

Nahe verwandt mit dieser Art Beigefäße sind solche Täßchen mit Kugelbauch und engem, steil zylindrischen Halse, die einen womöglich noch weiter hinausgeschwungenen Henkel zeigen, der aber nicht auf einem Stiel sitzt, sondern unmittelbar mit der oberen und mittleren Wandung verbunden ist. Solche Stücke kenne ich aus Steinkisten von:

1. Weißenhöhe, Kr. Wirsitz, zusammengefunden mit einer Gesichtsurne (Kaiser Friedrich-Museum Posen);
2. Obornik, Kr. Obornik (ebendort);
3. Büttkau, Kr. Posen-West (ebendort);
4. Siedlimowo, Kr. Strelno: eine Tasse mit Ringhenkel, der vom Rande ausgeht, zusammen gefunden mit einer Gesichtsurne (Museum Bromberg 1056);
5. Montwy, Kr. Strelno: eine Schale mit Ringhenkel (Museum Bromberg);
6. Linde, Kr. Flatow (Museum Danzig);
7. Gr. Sibsau, Kr. Schwetz (ebendort);
8. Woltnitz, Kr. Neustettin: 2 Stück nebst einer Gesichtsurne (Museum Stettin 5888: Pommersche Monatsblätter 1904, S. 62).

V. Eine Urne von Karolina bei Gruppe.

Ich teile bei dieser Gelegenheit einen bemerkenswerten Fund aus Karolina bei Gruppe im Kreise Schwetz mit. Gruppe liegt etwas südlich von Kommerau auf der Höhe des linken Weichselufers dicht an seinem Abfall zur Niederung und genau gegenüber Graudenz (vgl. die Kartenskizze bei Günther S. 100).

Dort wurde Anfang 1915 beim Bau von Schützengräben eine Urne gefunden, die leider nur zum Teil erhalten ist. Die Nachricht hierüber und die Photographie, angefertigt von Dr. Anger, dem Sohne des einstigen Gymnasialdirektors, Begründers des Graudenzer Museums und Verfassers des trefflichen Werkes über das Gräberfeld von Rondsen, Kr. Graudenz, übermittelte mir Studienrat Günther, damals noch in Graudenz, zu gleicher Zeit, da er mir das Manuskript seines Aufsatzes über Kommerau sandte (1919).

Erhalten ist nur noch der größte Teil des Deckels, links auf der Photographie, und ein kleiner Teil der Urne, die außen lehmfarben aussieht, innen geschwärzt ist (Abb. 36).

Das Merkwürdige an dem Gefäß ist seine Verzierung, die vielen parallelen Rippen, die die Wandung bedecken, und die überaus zahlreichen Grübchen, die in den breiten Furchen zwischen den Rippen eingegraben sind. Aus der Photographie möchte man schließen, daß die Rippen auf die Gefäßwand aufgelegt worden sind. Ein solches Muster und in solcher Technik hergestellt dürfte äußerst selten vorkommen. Doch habe ich einige Male wenigstens Ähnliches gesehen.

Digitized by Google

So an einem Gefäß der Latène-Zeit aus Herdgruben von der „Hohen Stadt" zu Erfurt, das einst in der Sammlung des verstorbenen Dr. Zschiesche in Erfurt sich befand und das er in dem Thüringer Werk [1]) hat abbilden lassen, ohne es aber im Texte zu erwähnen.

Ein ähnliches Muster zeigt auch ein Gefäß des Lüneburger Museums, das M. M. Lienau veröffentlicht hat [2]). Das Gefäß stammt aus Barum, Kr. Ülzen, und gehört in die Periode III der Bronzezeit.

Herangezogen werden können endlich noch ähnliche Gefäße aus Skelettgräbern spätester Hallstattzeit aus Oberhessen, so eines aus Kleinlinden [3]).

Das Allermerkwürdigste an dem Gefäß aus Karolina sind jedoch die beiden plastischen Verzierungen an der Urnenwand, links eine Gruppe von 4 gleichmittigen Kreisen, rechts eine Doppelspirale von je 3 Umdrehungen:

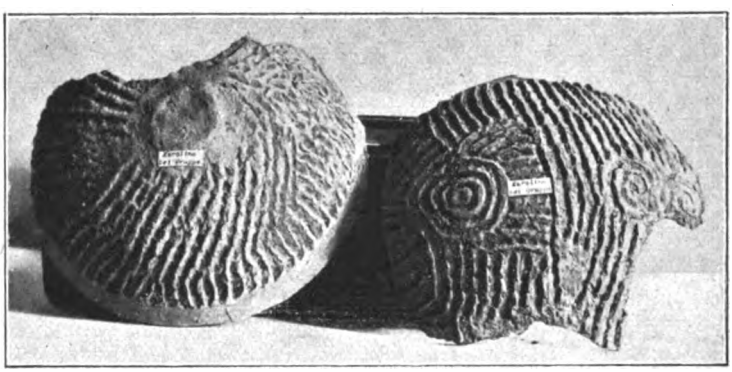


Abb. 36. Karolina bei Gruppe, Kr. Schwetz.

also ein Nebeneinander der beiden zur Darstellung der Sonne verwendeten heiligen Zeichen. Man möchte das Gefäß am liebsten der frühbronzezeitlichen Steinkistenzeit zurechnen, die ja reich ist an allerlei figürlichen Darstellungen an Urnen, eingeritzten wie aufgelegten.

Damit seien meine Ausführungen zur Ergänzung der Günther'schen Beschreibung der Funde von Kommerau geschlossen.

Nachtrag zu S. 125: **Spielsteine der Ostgermanen.**

Nach einer Zeitungsnotiz sollten in den aus dem 2. Jahrh. nach Chr. stammenden Brandgräbern aus Mlawa in Polen, deren Funde dem Märkischen Museum zugesandt worden sind, auch Spielsteine sich befinden. Die Funde sind später dem Mus. f. Völkerk. in Berlin übergeben worden und dort wegen des Umzugs nicht aufzufinden. So kann ich leider nicht feststellen, ob hier tatsächlich Spielsteine vorliegen; es wären die frühesten ostgermanischen.

[1]) Götze, Höfer, Zschiesche, die vor- und frühgeschichtlichen AltertümerThüringens. Würzburg 1909, Taf. XV, Abb. 223. — Schon in seiner Schrift „Das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung", Erfurt 1904, Taf. I, Abb. 21, hat Zschiesche diese Abbildung gegeben, aber ebenfalls ohne jede Besprechung im Texte.

[2]) Lüneburger Museumsblätter 6 (1909), S. 157, Taf. II, 7.

[3]) Präh. Zeitschr. Bd. 11/12 (1920), Abb. 7 Nr. 4.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Der neue Schädelfund von Rhodesia.

Von Rud. Martin, München.

Mit 1 Textabbildung.

Die Leser dieser Zeitschrift haben bis jetzt vermutlich nur aus kurzen und recht oberflächlichen Notizen in deutschen Tageszeitungen von einem neuen Fund eines diluvialen Menschenschädels in Südafrika erfahren. Es sollte sich dabei entweder um ein Bindeglied zwischen Pithecanthropus und dem Menschen oder um den Ahnen der diluvialen europäischen Neandertalrasse handeln. Nun liegen die ersten ausführlicheren Berichte einiger englischer Sachleute und photographische Reproduktionen des Schädels vor, die ein annäherndes Urteil über die Bedeutung dieses Fundes gestatten und eine kurze Besprechung an dieser Stelle rechtfertigen[1]).

Die Fundstelle befindet sich in Nordwest-Rhodesia, ungefähr 650 englische Meilen nördlich von Bulawayo und 150 Meilen nördlich vom Kafue-Fluß. Hier liegt die sog. „Broken Hill-Mine", die auf Zink und Bleierze hin ausgebeutet wird. Die Mine befindet sich in einem früher ungefähr 18 m hohen Hügel, einem sog. „kopje", der heute aber schon zum großen Teil abgetragen ist und seit langem wegen seiner Knochenhöhle bekannt war. Der Eingang in die Höhle lag ebener Erde an der Westseite des Hügels. Von hier aus zog sie sich ursprünglich fast horizontal oder leicht abwärts geneigt nach Osten 110—135 m

[1]) Vgl. besonders: Harris E. William: The Finding of the Broken Hill Skull: the Mystery of the Great Bone Cave.

Smith Woodward A., The Broken Hill Skull.

Keith A., On the Broken Hill Skull. Sämtliche Artikel in The Illustrated London News vom 19. Nov. 1921 (Nr. 4309, Vol. 159).

Smith Woodward A., A New Cave Man from Rhodesia, South Africa, Nature vom 17. Nov. 1921. S. 371.

Ferner Artikel in The Times vom 8., 9. und 22. Nov. 1921.

Digitized by Google

lang hin. Decke und Wände bestehen aus Dolomit und sind von Zinksilikaten, von kristallisierten Ablagerungen und Stalagmiten überzogen. Der Boden ist in wachsender Mächtigkeit zwischen 1,20 und 3,60 m oft bis zur Decke von großen ganz oder halbfossilisierten Tierresten bedeckt. Neun m unter dem Eingang der Höhle liegt der Grundwasserspiegel, und ungefähr noch 3 m tiefer senkt sich der Boden der Höhle stark in die Tiefe. Am Ende des Ganges in einer Tiefe von 18 m unter dem Wasserspiegel und 27 m unter der Erdoberfläche wurde gegen Ende des Sommers 1921 der interessante Fund gemacht.

Geborgen wurde nur der Schädel ohne Unterkiefer, außerdem Teile eines Oberschenkelknochens, ein ganzes Schienbein und ein Kreuzbein, und es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich um ein vollständiges menschliches Skelett gehandelt hat, das in Anbetracht seines ausgezeichneten Erhaltungszustandes bei sorgfältiger Ausgrabung vollständig hätte gerettet werden können. Auch ein Fragment eines zweiten menschlichen Oberkiefers befindet sich unter den Fundstücken. Der Schädel war ganz umgeben von Resten kleiner Tiere; von größeren Knochen lagen in seiner Nähe nur der zerbrochene Schädel einer löwenartigen Form und ein Reibstein von der Größe und Form, wie ihn die heutigen Eingeborenen gebrauchen. Sämtliche Fundstücke befinden sich heute im Britischen Museum in London unter Obhut von Dr. A. Smith Woodward, dem Vorstand der Geologischen Abteilung dieser Sammlung.

Die meisten zu Fragmenten zerbrochenen Knochen dieser Höhle sind in Zink- und Bleiphosphate umgewandelt und liegen an manchen Stellen in Bleikarbonat eingebettet. Dieser Prozeß der Fossilisierung kann in dem trockenen südafrikanischen Klima relativ rasch vor sich gehen, und der Zustand der Knochen, von denen bereits Hunderte von Tonnen zur Erzgewinnung ausgehoben worden sind, ist daher noch kein Beweis für ein hohes geologisches Alter. In der Tat gehören die tierischen Reste der Broken Hill-Höhle ausschließlich rezenten oder von diesen kaum unterscheidbaren Formen an, unter denen Elefant, Löwe, Hyäne, Leopard, Rhinozeros, verschiedene Antilopenarten und zahlreiche kleinere Säuger und Vogelspezies vertreten sind.

Wann und wie diese Tier- und Menschenreste in die Höhle gekommen sind, ist eine noch ungelöste Frage. Die Vermutung, daß sie in Regenzeiten eingeschwemmt wurden, ist nicht haltbar, da die Knochen nicht durch Schlamm oder Erde zusammenverkittet sind, sondern locker beisammen liegen. Auch daß Tiere in solchen Massen vor großen Naturereignissen, wie z. B. Steppenbrände, sich in die Höhle geflüchtet haben und hier zugrunde gegangen sind, ist nicht anzunehmen. Gerade in der Tiefe der Höhle, wo die Menschenreste lagen, finden sich ausschließlich ganz kleine Tiere, während die größeren Knochen vorwiegend mehr dem Höhleneingang zu gelegen sind. Ebenso wenig befriedigend ist die Behauptung, daß die Anhäufung der Knochen durch Menschenhand erfolgte, d. h. daß es sich vielleicht um einen älteren Minenschacht handelt, in den ein Jägervolk die Abfälle seiner tierischen Nahrung schüttete. Dafür ist

Digitized by Google

die Masse der Tierreste doch zu groß, und ferner besteht sie aus einer Menge ganz kleiner Tiere, von denen nicht anzunehmen ist, daß sie den Menschen zur Nahrung gedient haben. Mir will daher am wahrscheinlichsten scheinen, daß die Tiere selbst während relativ langer Zeiträume die Höhle als Wohnstätte aufgesucht und Beutetiere eingeschleppt haben. Bei dem sicher großen Reichtum an mannigfachen Tierformen im subtropischen Afrika und der früher wahrscheinlich geringen Besiedlung des Landes durch den Menschen würde schließlich auch die überraschende Menge der tierischen Reste zu verstehen sein. Allerdings muß auch der Mensch in der Höhle gelebt haben, denn nach früheren Angaben von Franklin White[1]) und F. P. Mennell[2]) sind zwischen den

Der Schädel von Broken Hill. Nach Smith Woodward.

zerbrochenen Tierresten Steinartefakte, besonders Messer und Schaber aus Quarz in reichlichem Maße gefunden worden.

Die Beschaffenheit des menschlichen Schädels selbst gibt auch keinen sicheren Aufschluß über sein Alter. Nach Smith Woodward ist er ausgezeichnet erhalten und im Gegensatz zu den tierischen Resten nicht fossilisiert; der Knochen unterscheidet sich nur dadurch von demjenigen eines rezenten Schädels, daß er seine organische Substanz verloren hat. Die Dicke der Schädelwandung ist nicht größer als wir sie heute an europäischen Schädeln finden.

Aber die Form des Schädels weicht durchaus von der aller heutigen südafrikanischen Menschenformen ab. Der Gehirnschädel ist langgestreckt und niedrig. Nach einer mir vorliegenden photographischen Reproduktion ist die Länge der postaurikularen Region (hinter einer im äußeren Gehörgang er-

[1]) White Franklin in Proc. Rhodesia Scient. Assoc. Vol. 7, 1908, p. 13.

[2]) Mennell, F. P., On an African Occurrence of Fossil Mammalia assiocated with Stone Implements. Geological Magazine. Vol. 4, 1907, p. 443.

Digitized by Google

richteten Senkrechten) nicht viel geringer als diejenige der präaurikularen, die ihrerseits noch durch die starke Entwicklung der Überaugenhöhlenwülste vergrößert wird. Das Gehirn, das dieser Schädel umschloß, muß nach den äußeren Umrissen und den absoluten Maßen zu urteilen, nicht wesentlich an Größe hinter demjenigen des rezenten Südafrikaners oder selbst Europäers zurückgestanden haben. Die Schädelkapazität ist bis jetzt noch nicht bestimmt worden. An Maßen gibt Smith Woodward nur an: Glabello-Inion-Länge annähernd 210 mm, größte Breite in der Gegend der Parietalhöcker etwa 145 mm, woraus sich ein Längenbreitenindex von 69,0 berechnet. Es besteht also ausgesprochene Dolichokranie. Infolge der starken Entwicklung der Protuberantia occipitalis fällt in der Tat bei dem Broken Hill-Schädel das Inion mit dem Opisthokranion zusammen, während aus den Abbildungen nicht ersichtlich ist, ob die absolut größte Breite nicht unterhalb der Tubera parietalia gelegen ist. Bei einer größeren Breite würde der Index natürlich etwas steigen. Eine Abbildung der so wichtigen Norma verticalis ist in der mir zugänglichen Literatur noch nicht zu finden.

Die Stirnwölbung hinter dem mächtig vorspringenden und seitlich weit ausladenden Überaugenhöhlenschirm ist außerordentlich flach, nur in der Medianlinie leicht kammartig erhoben, am meisten an die entsprechende Bildung bei dem diluvialen Spy-Schädel (I) erinnernd. Bei Einstellung des Schädels in die Ohraugen-Ebene fällt die höchste Erhebung der Mediankurve sehr weit nach vorn in die Gegend des Bregma und die Basion-Bregmahöhe beträgt nur 131 mm. Nehme ich die publizierten Längen- und Breitenmaße als definitive an, so berechnet sich der Längenhöhenindex auf 62,4, der Breitenhöhenindex auf 90,3; es besteht also Chamae- und Tapeinokranie, d. h. der Schädel ist in jeder Hinsicht niedrig und entspricht in seinem Längenhöhenverhältnis genau dem Schädel von Chapelle-aux-Saints. Der Processus mastoideus ist relativ klein, die Crista supramastoidea aber stark ausgebildet und breit.

Im Gegensatz zum Gehirnschädel erscheint der Gesichtsschädel breit und mächtig und unterscheidet sich von dem bekannten Gibraltarschädel nur durch einen etwas niedrigeren Augenhöhleneingang, die schmalere Nase und die ganz gleichförmige Gesichtsprognathie, an der sich sowohl das Mittelgesicht wie die Alveolarpartie des Oberkiefers beteiligt. An dem Gibraltarschädel scheint übrigens die letztere Partie, die auffallend weit zurücksteht, postmortal deformiert zu sein. Smith Woodward findet vor allem in der Ausbildung der Maxilla superior infolge ihrer Flachlage und des Fehlens einer Fossa canina große Ähnlichkeit mit dem Gesichtsschädel von Chapelle-aux-Saints. Für die Richtung und Stellung des Jochbeines und der Jochfortsätze des Oberkiefers geben die Photographien nicht genügend Anhaltspunkte. Wichtig ist auch die große Breite der tiefliegenden Nase und die typisch menschliche Form der Nasenbeine, die von derjenigen aller übrigen Primaten deutlich unter-

Digitized by Google

schieden ist. Die Seitenränder der Apertura piriformis laufen auf der vorderen Alveolarpartie aus, so daß ein Sulcus praenasalis (Affenrinne) vorhanden ist, der aber auch bei rezenten Ozeaniern und Australiern nicht selten vorkommt. Die Spina nasalis ist deutlich menschlich. Da der Schädel nur an der rechten Seite der Basis Substanzverlust aufweist, so ist auch das große Hinterhauptsloch erhalten geblieben, das in seiner Neigung nach vorne und aufwärts ebenfalls eine exzessiv menschliche Bildung darstellt, die einen Beweis für den aufrechten Gang und eine aufrechte Körperhaltung bildet.

Auch der Zahnbogen ist durchaus menschlich, schön gerundet und hufeisenförmig, der Gaumen noch breiter als bei dem diluvialen Schädel von Chapelle-aux-Saints. Die Breite des Zahnbogens, an den Außenflächen der 2. Molaren gemessen (also nicht = der Maxilloalveolarbreite) erreicht den außerordentlichen Wert von 78 mm. Ihr entspricht auch eine Gaumenendbreite (im Niveau des 3. Molaren) von 51 mm. Die Gaumenlänge mißt Smith Woodward von der Alveole des mittleren Schneidezahns („from the socket of the median incisor„ — es ist wohl der Hinterrand gemeint) bis zu einer an den Hinterrand der 3. Molaren angelegten Linie und bestimmt auch dafür 51 mm. Aber der Broken Hill-Schädel besitzt nicht die großen primitiv geformten Zähne, wie wir sie bei den europäischen Paläolithikern meist treffen, sondern seine Zähne sind im Verhältnis zum Kiefer nicht besonders groß, und die Molaren nehmen von vorne nach hinten an Größe ab, besonders der Weisheitszahn ist viel kleiner als die beiden anderen Mahlzähne. Er mißt nur 12,5 mm in der Breite und 9,5 mm in der Länge, während der 2. Molar zwei gleiche Durchmesser von 13,5 mm aufweist, also eine quadratische Kaufläche besitzt. Die ganze Molarenreihe hat eine Länge von 33 mm. Der Eckzahn ist nicht stärker als beim rezenten Menschen. Im übrigen bestand Aufbiß, und sämtliche Zahnkronen sind, wie wir es ja häufig bei primitiven Stämmen treffen, stark abgekaut. Daß sich auch kariöse Prozesse, die selbst auf die Alveolen übergriffen, finden, wird von den englischen Beobachtern besonders hervorgehoben.

So drängen sich in der Tat in vielen Merkmalen Vergleiche mit einzelnen diluvialen europäischen Menschenschädeln auf. Überall treten die menschlichen Züge deutlich hervor, und nur ein Laie kann darüber im Zweifel sein, ob der Schädel einem Menschen oder einer Affenart zuzuschreiben ist. Auch als Bindeglied kann er nie und nimmer aufgefaßt werden. Im Vergleich zu den besterhaltenen paläolithischen Schädeln scheint der Schädel von Broken Hill nur seitlich mehr komprimiert, d. h. schmäler und wohl auch stärker prognath, also in gewissem Sinn etwas mehr negroid zu sein. Darum besteht aber noch kein Grund, ihn mit der sog. Grimaldi-Rasse zu identifizieren oder ihn gar mit dem Gibraltarschädel zu verbinden. Gerade der letztere darf nur mit Vorsicht beigezogen und in eine Stammesreihe eingestellt werden. Seine Geschichte ist ganz unsicher. Man weiß nur, daß er im Jahre 1848 in Forbes-Quarry

Digitized by Google

an der Nordseite des Gibraltarfelsens auf einer Felsterrasse unter zusammengebrochenen und mit Sand vermengten Trümmern gefunden wurde. Teile einer in der Nähe gelegenen Höhle, die später untersucht wurde, brachte keine neuen Funde zutage, so daß auch dieser Schädel nicht auf Grund festgestellter stratigraphischer Verhältnisse, sondern nur im Hinblick auf seine Formverhältnisse zu der Neandertalgruppe gezählt wird.

Die gefundenen Extremitätenknochen aber stimmen in ihrem ganzen Bau durchaus mit dem rezenten Menschen überein und sind nicht vergleichbar mit den gedrungenen massiven und zum Teil gekrümmten Knochen der Neandertalrasse. Besonders die Tibia ist lang und schlank. Darum ist Smith Woodward der Meinung, daß es sich um eine ausgestorbene Menschenform handle, die spezifisch von Homo neandertalensis verschieden sei, und der er den Namen „Homo rhodesiensis" beilegt. Besonders im Hinblick auf die Merkmale des Gesichtsskelettes spricht Smith Woodward den Gedanken aus, daß der Mensch von Broken Hill gleichsam zwischen Homo neandertalensis und dem rezenten Menschen stehe, und daß doch vielleicht eine direkte Linie vom Neandertaler zu Homo sapiens führe. Homo rhodesiensis wäre dann charakterisiert durch ein neandertaloides Gesicht mit einem besser entwickelten Gehirnschädel und einem rezenten Bau seines Extremitätenskelettes („an up-to date skeleton"). Im Gegensatz zu Smith Woodward nimmt Sir Arthur Keith an, daß der Rhodesiaschädel in mehreren Eigenschaften, vor allem durch die Höhenlage der Linea temporalis und die Ausbildung des Torus supraorbitalis primitiver sei als der Neandertaler und glaubt daher, das Ursprungsland des letzteren nach Südafrika verlegen zu sollen. Der Gibraltarschädel bildet seiner Ansicht nach eine Etappe auf diesem Wege in zeitlicher und räumlicher Hinsicht.

Mir will scheinen, daß wir so weitgehende Folgerungen, die für die Stammesgeschichte des Menschen von größter Tragweite sind, erst ziehen können, wenn alle Vergleiche des neugefundenen Schädels mit den bis dahin vorliegenden Fundstücken durchgeführt worden sind. So lange möchte ich auch zögern, das neuentdeckte Individuum als Vertreter einer besonderen Rasse oder gar Art zu betrachten. Die bisherigen Erfahrungen lehren, daß auch in früheren Zeiten die individuelle Variabilität in den einzelnen Merkmalen schon eine recht beträchtliche war.

Ferner darf man nicht vergessen, daß das geologische Alter des nicht fossilisierten Broken Hill-Schädels noch vollständig unbekannt ist, und daß, wie oben bereits erwähnt, selbst die ihn begleitende fossilisierte Fauna keine ausgestorbenen, sondern nur heute lebenden Formen enthält. Sehr weit kann die Besiedlung der Höhle durch den Menschen also nicht zurückliegen: „it may not even have been so remote as the Pleistocene period" schreibt auch Smith Woodward.

Digitized by Google

Man kann jedenfalls mit Bestimmtheit sagen, daß der Broken Hill-Mensch unter Bedingungen in Rhodesia lebte, wie sie zu Zeiten der ersten europäischen Ansiedler noch bestanden haben. Unsere europäischen Paläolithiker dagegen waren von einer zum größten Teil ausgestorbenen Tierwelt umgeben, und ihre Reste liegen in zweifellos quartären Schichten.

Außerdem sei daran erinnert, daß auch noch gelegentlich Schädel aus geschichtlicher Zeit gefunden worden sind, die einzelne Merkmale des Neandertaltypus zeigen und eine gewisse Formverwandtschaft mit diesem aufweisen. Ich erinnere nur an den von Stolyhwo beschriebenen Schädel von Nowosiolka, der einem Skythen angehörte. Aber solche Übereinstimmungen in Einzelheiten sind nicht ausschlaggebend. Nur wo es sich um ein Zusammenstimmen des ganzen Merkmalkomplexes handelt, haben wir ein Recht, direkte genetische Beziehungen anzunehmen. Diesen Nachweis kann für den Broken Hill-Schädel aber erst eine eingehende Untersuchung erbringen.

Nachschrift. Kurz vor der Korrektur dieses Aufsatzes erhielt ich durch die gütige Vermittlung meines Kollegen Professor Dr. Erich Kaiser einen Zeitungsausschnit (vermutlich aus der Cape Times), der einen von E. N. Fallaize in der Januarnummer (1922) von „Discovery" publizierten Artikel, betitelt „The Rhodesian Skull and the Antiquity of Man", wiedergibt. Fallaize legt darin be,onderen Wert auf den Umstand, daß auf dem Gipfel des „Kopje" ursprünglich eine flache Bodensenkung vorhanden war und daß über den menschlichen Resten sich ein Spalt befand, der früher mit der Oberfläche des Hügels in Verbindung stand. Diese Tatsache ist im Hinblick auf den frischen Zustand, durch welchen sich der menschliche Schädel von den fossilisierten Tierresten unterscheidet, in der Tat sehr beachtenswert, denn sie gibt der Möglichkeit Raum, daß das Skelett in relativ junger Zeit an die Stelle gelangte, wo es gefunden wurde. In jedem Fall bedarf, wie ich es oben betonte, die Fundgeschichte erst völliger Klärung, ehe der Schädel für die Stammesgeschichte des Menschen verwendet werden kann.

Digitized by Google

Zwei neue Trachtenfunde älterer germanischer Bronzezeit aus Dänemark und Schweden.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 1 Textabbildung.

Gerade hatte ich für den letzten Bogen der „Geschichte der germanischen Tracht" von Georg Girke die Druckerlaubnis erteilt, als ich aus schwedischen Zeitungen von zwei neuen besonders wichtigen Funden germanischer Bronzezeittracht aus Dänemark und Schweden Kenntnis erhielt. Von besonderer Bedeutung ist der dänische Fund als ein zweites Zeugnis der Frauentracht, das in manchen Zügen von dem berühmten Borum-Eshöi-Fund abweicht. Ich gebe im folgenden darüber Nachricht.

1. Der Baumsarg von Egtved bei Kolding.

Vor einiger Zeit wurde zu Egtved bei Kolding nahe am Kleinen Belt, also dicht nördlich vom Kreise Hadersleben und an der alten dänisch-preußischen Grenze, wo früher schon die Mehrzahl aller Eichbaumsärge der älteren Bronzezeit zum Vorschein gekommen ist, wiederum ein solcher Eichsarg entdeckt. Die Ausgrabung und Überführung des noch ungestörten Sarges nach Kopenhagen ins Nationalmuseum geschah unter Leitung des Museumsinspektors Professor Thomas Thomsen. Im Nationalmuseum erfolgte dann die Präparierung der Funde, die im September 1921 ausgestellt werden konnten. Professor Thomsen hat darüber in der Zeitschrift „Verden og Vi" ausführlich berichtet, wovon das Hauptsächlichste hier folgen mag.

Ein glückliches Zusammentreffen verschiedener Umstände hat den Fund zu dem gemacht, was er ist. In erster Reihe ein Eigentümer, der nicht, wie das bei den früheren Eichsargfunden geschehen ist, die Kiste auseinandernahm und ihren Inhalt mit Ofenkratzern oder andern Geräten durchwühlte, sondern sie sorgsam zudeckte, bis sachkundige Hilfe herbeikommen konnte, ja sogar zugab, daß sie fortgebracht wurde, obwohl er so nicht selbst die Untersuchung über-

Digitized by Google

wachen konnte, wodurch zum ersten Male eine Eichkiste im Museum selbst mit allen zu Gebot stehenden Hilfsmitteln untersucht werden konnte. Weiter ein Konservator und Mithelfer, der es versteht, aus losem Haar die Rindshaut wiederherzustellen, die jetzt den Boden des Eichsarges bedeckt, und aus einer nassen, weichen Masse eine Kleidung zu schaffen, wie sie jetzt zu sehen ist: Dazu bedurfte es sowohl großer Mühen als auch einer gewaltigen Geduld. Und zuletzt aber nicht zumindest eine Reihe Gelehrter, von der pharmazeutischen Anstalt, vom gerichtsmedizinischen Institut, von den zoologischen, botanischen und geologischen Instituten, die alle, jeder auf seinem Gebiet, Teilnahme und Arbeit aufwandten, um in die Einzelheiten des Fundes Licht zu bringen.

Gerade südlich an der Stelle, die man als Grabplatz erwählte, wuchs dazumal Eichwald. Das Moor birgt noch seine Stämme; in größter Nähe konnte man also das Material für den Sarg holen. Mit Bronzewerkzeugen hieb man es zu, die Beilhiebe erscheinen noch deutlich an der Innenseite. Man breitete ein Fell über den Boden für die Tote, darauf zu ruhen, und dann legte man sie in die Kiste, eine junge Frau zwischen 18 und 25 Jahren, hellhaarig, nicht wie das jetzt vorkommt, dunkel, von Mittelgröße und schlank von Wuchs. Das Haar, das über der Stirn kurz geschnitten und an den Seiten lang war, hing lose, das Band zum Befestigen des Haares legte man auf den Nacken und den Kamm zur Ordnung desselben auf den Gürtel. Sie trug ihre Kleidung, gewebt aus Schafwolle, die kurze Jacke mit halblangen Ärmeln und den kurzen Rock mit Fransen, der zweimal um den Körper gewunden war. Zwischen Jacke und Rock, wo der Leib auf eine Strecke hin bloß war, band man den wollenen Gürtel um, der einen großen Bronzeschmuck trägt, der ebenso wie die Handgelenkringe dazumal wie Gold glänzte. Aber für die Füße gab man ihr bloß eine ungenähte Bekleidung mit, die aus aufgesammelten Wollappen bestand. Es könnte wundernehmen, wenn eine so vornehme Frau sich mit so einfacher Fußbekleidung begnügt hätte. Sollte diese vielleicht nur ein Ersatz sein, wie man in andern Eichsärgen einen kleinen Dolch in eine Schwertscheide gesteckt gefunden hat? Zu Häupten stellte man ihr die kleine Schachtel aus Lindenrinde mit ihren Kleinigkeiten und schließlich legte man ihr zu Seiten das, was sich jetzt als Wollbündel zeigt. Es enthielt die gebrannten Knochen eines 7—8jährigen Kindes, des Begleiters bei ihrer Todesfahrt. Zwei Arten der Bestattung, eine gebrannte und eine ungebrannte Leiche, begegnen uns hier in ein und demselben Grabe.

Die Tote wurde dann mit dem großen viereckigen Zeugstück zugedeckt, das ihr im Leben wohl als Kleidungsstück gedient hat; die Kanten der Rindshaut wurden nach der Mitte des Sarges zu umgewendet; aber bevor man den Sarg schloß, stellte man zu Füßen der Toten über die Felldecke einen Eimer aus Birkenrinde mit einem Trank, der gebraut war aus Beeren und Kräutern, Heidel-, Sumpfbeeren und Gerbermyrthe, mit Zusatz von Weizen und kräftiger gemacht mit Bienenhonigzucker. Ein Trank ungefähr gleicher Zusammen-

Digitized by Google

setzung wurde einer Frau mitgegeben, die über anderthalb Jahrtausende später begraben worden ist; es war dies offenbar der gewöhnliche Vorzeittrank.

Ein kleines Steinlager wurde auf der Erde an der Stelle angebracht, die als Grabstätte ausgesucht worden war; dort stellte man den Sarg hin und stützte ihn an den Außenseiten mit größeren und kleineren Steinen, so daß er nicht umstürzen konnte. So war alles bereit gemacht, um den Hügel darüber aufzuwerfen. Man verwendete dazu nicht die Erde, die man am Platze fand, sondern holte Wiesenerde von einer feuchten Talsenke her, und zwar nicht bloß soviel um damit den Sarg zu decken, sondern genug für einen Hügel von 8 m Durchmesser und nahezu 1 m Höhe; erst hierauf baute man den großen Sandhügel ringsum. Nicht ohne Absicht hat man mit den damaligen Transportmitteln solche Erdmassen von weit her gebracht. Man hat offenbar Kenntnis gehabt von der bewahrenden Kraft dieser Erdart und sie hat auch den Erwartungen voll entsprochen; um die Wiesenerde hatte sich eine Kruste von fester Grunderde (alv) gebildet, so daß der Sarg völlig eingekapselt und gegen Luftzutritt geschützt war. Drei und einhalb Jahrtausende hat die an Humussäure reiche Feuchtigkeit aus dieser nassen Schicht im Sarg gestanden, und als man den Deckel aufbrach, rann Wasser heraus.

Alles in diesem Bilde ist gegründet auf unmittelbare Beobachtungen, nichts ist aus der Phantasie hinzugefügt worden. Manche bemerkenswerten kleinen Züge über Bodenverhältnisse, über Pflanzen- und Insektenleben könnten noch hinzugefügt werden; aber hier sollten nur die Hauptzüge des Bildes gezeichnet werden, das ein Altertumsfund geben kann, wenn die Wissenschaft die Möglichkeit hat, sofort Hand daran zu legen, bevor, wie es in der Rechtssprache heißt, die Spuren verwischt werden.

Nur ein einziges Mal hat man früher eine Frauentracht dieser Zeit gefunden. Sie hat dieselbe kurze Jacke, denselben Gürtel und Gürtelschmuck, aber im übrigen findet man zwischen beiden Trachten einen in die Augen fallenden Unterschied. Der leichte Rock und das kurze Stirnhaar der Frau von Egtved weichen stark ab von dem faltenreichen Rock und dem dichten Haarnetz der Frau von Borum Eshöi. Etwas von einer Tänzerin könnte man in der Tracht von Egtved vermuten, aber man darf darin nichts anderes sehen als eine Haustracht, über der das große Kleid außerhalb des Hauses getragen wurde; zumal in einem noch kälteren Klima, wie dem Grönlands, die Haustracht stellenweise noch leichter ist.

Leider ist aus der voranstehenden Darstellung der Frauentracht von Egtved nicht ersichtlich, ob die Jacke, so wie es bei dem entsprechenden Stücke von Borum Eshöi der Fall ist, vorn am Halse einen senkrechten Schlitz zeigt, den S. Müller für eine erst bei der Bestattung erfolgte Verunstaltung des Kleidungsstückes, Sirke aber für von vornherein bei der Herstellung beabsichtigt und ausgeführt ansieht.

* * *

Digitized by Google

2. Schwedens älteſtes Kleidungsſtück: ein Mantel aus der Bronzezeit.

Der zweite Fund betrifft einen vollſtändig erhaltenen Wollmantel älterer Bronzezeit aus Schweden, von wo bereits ein kleinerer Schal der Periode III der Bronzezeit, aus dem 8. Hügelgrab von Dömmestorp Kſp. Haßlöf in Halland ſtammend, bekannt iſt[1]).

„Dieſen Schal hat irgendein Mann vor ein paar Jahren hingelegt. Den dürfte er ſo wohlgeſchützt niedergelegt haben, um ihn bei ſchlechtem Wetter draußen zur Hand zu haben." — So ungefähr iſt der Eindruck, den zuerſt das große Stück braun- und gelbgerauteten Wollenzeuges macht, das die bemerkenswerteſte Erwerbung des hiſtoriſchen Muſeums auf viele Jahre hin darſtellt — der etwa 3000 Jahre alte Mantel von Gerum in Väſtergötland.

Gerum, Väſtergötland.

Dieſes älteſte Kleidungsſtück Schwedens — eines der älteſten der ganzen Welt — wurde im Frühjahr 1921 zufällig von ein paar Landarbeitern gefunden, die im Moor gruben. An der unteren Kante des 1,5 m tiefen Schachts, den ſie anlegten, ſahen ſie einen Lappen vorſtechen. Neugierig, was das für ein Stück Zeug ſein könnte, das ſo tief unten im Moore lag, legten ſie es frei, wodurch ſie ſich z. T. wagrecht in den Torf hineingruben, deſſen obere Lage ſomit unberührt über der Fundſtätte liegen blieb — ein Umſtand, der ſpäter von großer Bedeutung für die Zeitbeſtimmung wurde.

Das Zeugſtück, das von ovaler Form etwa 2,5 m lang und 2 m breit iſt, lag zuſammengefaltet unter 3 Steinen, die offenſichtlich dort hingeworfen

[1]) Boye, Hallands Fornm.-fören. Tidſkrift S. 88; Montelius, Svenska Fornſaker, Abb. 245; Montelius, Minnen från vår Forntid. I, Abb. 1048; Montelius, Kulturgeſchichte Schwedens, Abb. 134.

Digitized by Google

waren, um es unter Wasser zu halten. In der Hoffnung, etwas Kostbares in dem Paket zu finden, wickelten die Kinder es auf, aber ihre Hoffnung wurde enttäuscht. Wenn es jemals etwas enthalten hat, so war dies jetzt spurlos verschwunden. Trotz des Spottes seiner Genossen brachte indes einer der Gräber das schwere, vom Schlamm erweichte Zeugstück den weiten Weg bis nach Hause und sandte es darauf nach Skara, um zu erfahren, ob es von Bedeutung wäre. Von hier aus wurde der Fund weiter nach Stockholm an das historische Museum gesandt, wo er verschiedenen Altertumsforschern Grillen in den Kopf setzte.

Abgesehen von der vortrefflich erhaltenen Beschaffenheit mußte die auf den ersten Anblick äußerst modern erscheinende Technik verwirrend wirken. Das Zeug ist, wie bemerkt, rautenförmig in dunkelbraun und gelbbraun gefärbt. Dies ist jedoch vielleicht nicht die ursprüngliche Farbe, sondern kann durch den Einfluß der Torffeuchtigkeit entstanden sein. Die Rauten sind etwa $^1/_2$ cm im Viereck groß. Das Zeug, aus dickem, festem Wollengarn, ist nach Aussage von Sachleuten in der noch heute üblichen Köpertechnik gewebt. Das ganze Kleidungsstück ist aus einem einzigen Stück geschnitten. An ein paar Kanten ist die ursprüngliche Webe„egge" noch vorhanden, aber sonst ist die Kante mit dickem Garn „beworfen".

Die Form ist, wie bemerkt, oval. Wie das Stück getragen wurde, kann zwar nicht bestimmt gesagt werden, aber eine gute Anweisung daüber gibt ein Mantel aus der Bronzezeit, der in Dänemark gefunden worden ist. Dieser, der grad abgeschnitten ist auf einer Seite, und abgerundet auf der andern, befand sich in ursprünglicher Lage bei einem noch jetzt erhaltenen Skelett in der Art, daß die gerade Kante umgeschlagen wurde und um Nacken und Schulter fiel, während der untere, rundabgeschnittene Teil überall ungefähr gleich lang vom Boden ab zu hängen kam. Auf dieselbe Art getragen bildet der ovale Mantel von Gerum eine Art Pelerine, ist aber im übrigen ganz wie das dänische Gegenstück.

Zeugreste sind in mehreren schwedischen Funden zum Vorschein gekommen, sogar aus der Steinzeit, aber irgendein ganz vollständiges Kleidungsstück aus vorgeschichtlicher Zeit ist nicht erhalten geblieben. Der Mantel von Gerum ist das älteste erhaltene Zeugnis schwedischer Tracht.

Wie kann man sich nun über das Alter desselben vergewissern? Dieses kann festgestellt werden durch eine sinnreiche Untersuchungsmethode, die vom Staatsgeologen Dr. L. v. Post ausgearbeitet und schon früher mit Erfolg angewendet worden ist bei Untersuchungen von Moorfunden. Die Methode gründet sich auf das mikroskopische Material aus Samenpollen verschiedener Pflanzen, die mit unglaublicher Zähigkeit in jedem Torf sich erhalten. Durch Beobachtung des Vorkommens verschiedener Pollenarten in den verschiedenen Torflagen kann man sich eine Ansicht bilden über die Gewächse um das Moor herum zu der Zeit, da jede seiner Lagen abgesetzt wurde. Nun kennt man bereits aus anderen Gründen recht gut den Klimawechsel Schwedens über

Digitized by Google

lange Zeiten hin. Wenn z. B. in einer Lage eine Flora von Hasel und Eiche ihre Pollen absetzt, in einer folgenden Lage aber der Birke und Fichte Platz macht, kann man daraus schließen, daß der frühere Zeitabschnitt wärmer war, der spätere kälter. Jede charakteristische Torfschicht weist so Mitteltemperaturen auf unter einer gewissen Periode des Zeitraums, während dessen sich das Moor bildete. Nun weiß man, daß gewisse Abschnitte der Zeit, in der Schweden besiedelt war, sich als wesentlich kälter, andere als bedeutend wärmer erwiesen haben. So ist der Ausgang der Bronzezeit durch ein starke Klimaverschlechterung gekennzeichnet, die sich in der älteren Eisenzeit fortsetzt und erst allmählich von einer steigenden Mitteltemperatur abgelöst wird. Noch heute ist in Schweden das Klima nicht so milde, wie in der älteren Bronzezeit vor der Klimaverschlechterung.

Diese starke Veränderung tritt besonders deutlich in den Torfmooren auf, wo die Torfbildung unter dem Einfluß des Klimas an Stärke wechselt und die in den verschiedenen Lagen erhaltenen Pollenbestände deutliche Vermehrungen innerhalb der Pflanzenwelt an jedem Ort aufweisen.

Da nun ungestörte Torflager glücklicherweise erhalten blieben genau über der Stätte, wo das Zeugstück hingelegt worden war, hat Dr. v. Post an Ort und Stelle feststellen können, daß dieser Platz sich in einem ungestörten Lager befindet seit einer Zeit, die auf keinen Fall jünger ist als die Bronzezeit. Denn ein Stück oberwärts beginnen die bezeichnenden Veränderungen, die infolge der erwähnten großen Klimaverschlechterung gegen Schluß dieser Periode entstanden.

Wir haben also die große Genugtuung, den ersten Fund eines vollständigen Kleidungsstückes aus der Bronzezeit in Schweden festzustellen. Dies ist zugleich, mit Ausnahme des Bundes an einem der dänischen Frauenkleider, einzig dastehend als Webearbeit. Der Stoff der dänischen Bronzezeitkleider ist bedeutend gröber und einfacher. Man kann nur immer wieder sich wundern darüber, wie modern dieses 3000—4000 Jahre alte Gewebe wirkt. Vielleicht gilt auch für die germanische Bronzezeit, was Mommsen über das kaiserzeitliche Rom schrieb, daß man es sich nicht modern genug vorstellen könne.

Digitized by Google

Ein Steinplattengrab in Arnstadt.

Von Dr. E. Caemmerer, Sondershausen.

Mit 6 Abbildungen im Text.

Bei Anlegung eines Gewächshauses in dem Grundstücke des Herrn Hoflieferanten Erdmann in Arnstadt, Ohrdrufer Straße 4, wurde im Jahre 1900 ein Skelettgrab aufgedeckt. Der Bericht über die Ausgrabung stützt sich auf ausführlichere Notizen meines Vaters, die auf Grund der Angaben des Herrn Erdmann, der die Aufdeckung des Grabes selbst leitete, gleichzeitig aufgezeichnet wurden. Die Beschreibung ist kürzlich von Herrn Erdmann durchgesehen und von ihm nach Vornahme unwesentlicher Änderungen bestätigt worden. Trotz der auffallenden Fundumstände glaube ich die Verantwortung für ihre Richtigkeit übernehmen zu dürfen. Sie ergeben folgendes Bild:

Das Skelett lag in 1—1,5 m tiefer schwarzer Erde auf großen etwa 15 cm dicken, ungefähr 30 cm breiten und 50 cm langen Platten aus weichem Kalkstein, wie sich solche zahlreich in der ganzen Umgegend, besonders auf dem Hochplateau der Alteburg finden. Die seitliche Steinpackung des Grabes, das ein Oval bildete, war je 25 cm stark, an Kopf und Füßen war sie aus kleineren, 5—8 cm dicken Kalksteinplatten gebildet. Mit Steinpackung war das Grab 1 m breit, ohne diese 50 cm; die Länge betrug mit Steinpackung 2,5 m, ohne dieselbe 1,75 m. Bedeckt war das Grab mit mehreren großen Platten, ähnlich denen, die die Unterlage bildeten; durch die Lücken war infolge Einfließens von Regenwasser Erde und feines Kalkgeröll abgesetzt worden, die das Grab und die beigegebenen Gefäße teilweise füllten[1]). Das Skelett war etwa 1,55 m lang. Beim Ausgraben waren besonders gut die Oberschenkelknochen erhalten, die aber ebenso wie die übrigen Knochen und die Gefäße (vgl. später) im Trocknen zerfielen, so daß eine Bergung des Skelettes nicht möglich war. Die

[1]) Das Gefäß (Abb. 4) war dadurch auseinander gedrückt worden und konnte nicht vollständig geborgen werden.

Digitized by Google

allein noch erhaltene Schädeldecke (Abb. 1) trägt ausgesprochen dolichokephalen Typus, ist aber so unvollkommen, daß sich die notwendigen Maße leider nicht angeben lassen. Das Stirnbein ist nicht bis zur Glabella erhalten, die linke Schädelkapsel (von vorn gesehen) noch mangelhafter als die rechte. Die Entfernung von dem Tuber occipitale bis zum hinteren Ende der Pfeilnaht beträgt 7,7 cm, diese selbst 13,2 cm, die sehr gut erhaltene Stirnnaht mißt noch 11,5 cm, die rechte Hälfte der Kranznaht noch 10,3, der Lambdanaht 9 cm.

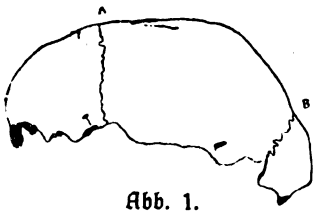


Abb. 1.
A = Kranznaht.
B = Lambdanaht.

Zwischen den Füßen stand eine 28 cm im Mündungsdurchmesser haltende 9—10 cm hohe Schale mit plattem Standboden (9,1 im Durchmesser). Der

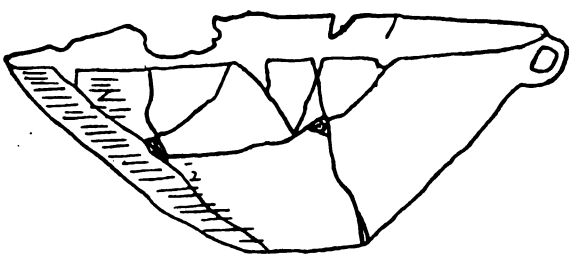


Abb. 2.

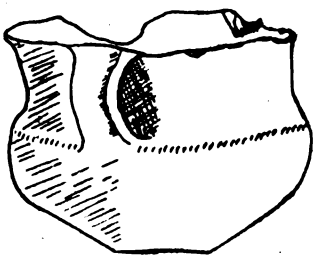


Abb. 3.

Rand des unverzierten mit einem kleinen Henkel versehenen Gefäßes (Abb. 2) biegt wenig nach innen um. In ihr stand eine 9—9,8 cm hohe einhenklige Tasse (Abb. 3) mit schwach konkavem Standboden (5 cm im Durchmesser) und etwas ausladendem 15,2 cm messenden Rande. Der Bauch, der gegen den Hals plötzlich absetzt, ist eng, fast senkrecht kanelliert und trägt in seinem oberen Teile ein einfaches schräges Strichornament. Ein breiter Henkel, der dieses unterbricht, schließt mit dem Rande der Tasse ab. Konnten diese beiden Gefäße fast vollständig wieder zusammengesetzt werden, so war dies bei einem dritten, das an derselben Stelle seinen Platz gefunden hatte, nicht möglich. Die Form läßt sich jedoch aus den Bruchstücken erschließen (Abb. 4). Der nach unten sich etwas verbreiternde steile Hals mit 2 Ösenhenkeln am Halsansatz hat 12,5 cm Mündungsdurchmesser, der größte Durchmesser des Bauches und die Höhe des Gefäßes etwa 17 cm, das schräge Strichornament ist weiter als das

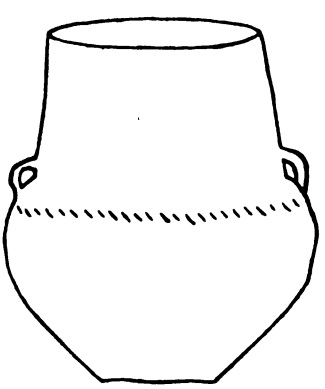


Abb. 4.

Digitized by Google

der Tasse, die sehr flache Kanellierung ebenfalls. Der Ton dieser Gefäße ist schlecht gebrannt, ohne Brandhaut, grob geschlämmt und mit Quarzstückchen und Steinchen reich durchsetzt; die Farbe ist dunkelgrau bis schwarz.

Abb. 5.

Abb. 5a.

Dazu kommen noch zwei bemerkenswerte Beigaben. Auf der Brust des Skelettes lag eine 14,5 cm lange späte Vasenkopfnadel aus Bronze (Abb. 5) mit kugelförmigem, von fünf konzentrischen Rillen umzogenen Kopf, die von vier tiefen Furchen schräg in der Weise durchschnitten werden, daß gleichsam vier abwechselnd gleichliegende Dreiecke entstehen (Abb. 5a). Der kugelförmige Kopf geht in einen 1,1 cm langen von 4 Rillen umzogenen zylindrischen Aufsatz über. Nadeln dieser Form, die der vierten Bronzezeitperiode (Kossinna) angehören und in Süddeutschland, besonders Oberbayern, zahlreich in manchen Gräberfeldern sich zeigen, sind in Mitteldeutschland äußerst selten [1]). Am linken [2]) Unterarm lag eine 9 cm lange Armschutzplatte aus sehr hartem, äußerst fein geschlämmten und gut gebrannten lilagrauen Ton (oder Tonschiefer?; spez. Gewicht 2,46) mit an den Kurzseiten scharfkantig umgebogenem Rande (Abb. 6). Die Breite der stark gewölbten, der Unterarmbildung sich schön anschmiegenden Schiene beträgt an dem einen Ende 5,6, am andern reichlich 5,7 cm [3]), in der Mitte 4,7 cm; die Stärke in der Mitte, oben und unten (Abb. 6b) 6 mm, läßt aber nach den abgerundeten Seiten zu erheblich nach. In ihr befinden sich, entsprechend dem meistens vorkommenden Typ vier konische von innen gebohrte Löcher, deren Durchmesser an der Innenseite 6—7, außen 2—2,5 mm beträgt.

In dem Grundstücke des Herrn Erdmann fanden sich schon früher von

[1]) Herr Dr. Niklasson, Halle, dem ich für seine gütige Auskunft auch an dieser Stelle, ebenso wie Herrn Geheimrat Kossinna und Herrn Hoflieferanten Erdmann meinen besten Dank ausspreche, teilt mir mit, daß sich seines Wissens in der Provinz Sachsen und den Nachbarprovinzen keine ähnlichen Stücke finden und das Arnstädter wohl das nördlichste sein dürfte. Vgl. zwei ähnliche Nadeln von St. Andrä, zwischen Ammer- und Staffelsee, (Naue, Die Bronzezeit in Oberbayern, Taf. XXXI, Abb. 9, und Naue, Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee, Taf. XXII, Abb. 2) und eine solche von Peschiera am Gardasee (Much, Kunsthistorischer Atlas, Taf. XXII, Abb. 1).

[2]) Vgl. dazu K. Koehl im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Sept. 1904, S. 354ff., bes. 356f.

[3]) Zu diesem Unterschied in der Breite vgl. z. B. Koehl, a. a. O., S. 356 und Wilde im Mannus, Bd. VI (1914), S. 322f.

Digitized by Google

Gräbern herrührende menschliche Knochen, besonders Arm- und Beinknochen, die in dunklere, humusreichere (scheinbar von dem jenseitigen östlichen Ufer der Weiße erst herbeigeschaffte?) Erde eingelagert waren. Sie lagen mehr an der Oberfläche; Beigaben fehlten. Die letzterwähnten Gräber können zu einer Datierung so wenig beitragen wie die vor dem alten Erfurter Tore gemachten Funde von „teils größeren, teils kleineren Urnen von runder und schlanker Form", wie sie Hesse [1]) erwähnt, oder die von Olearius [2]) beschriebenen und abgebildeten Fundstücke von dem alten Gottesacker (vor dem Erfurter Tore). Dagegen verweise ich noch auf ein nur in Scherben erhaltenes größeres auf der Drehscheibe gearbeitetes Gefäß mit Zickzackornament an den Randstücken, das der frühesten merowingischen Kultur zugehört [3]). Es gehörte zu einem „Gerippe mit eingedrücktem Schädel" — als Beigabe erwähnt der Fundbericht eine bronzene Armspange — und wurde am 15. Februar 1896 bei der Fundamentausschachtung Ecke Ohrdrufer- und Gothaerstraße gefunden. Es befindet sich jetzt im Museum zu Arnstadt (Zugangsbuch des Arnstädter Museums, Nr. 775); leider fehlen gerade die charakteristischen Scherben und der schon beim Ausgraben wieder verlorene Bronzering.

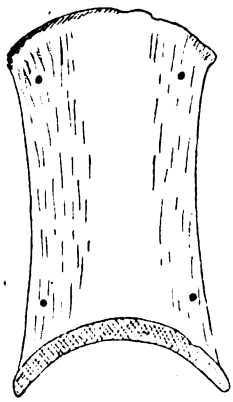


Abb. 6.

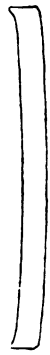


Abb. 6b.

Abb. 6a.

Die schon von Bühring [4]) ausgesprochene Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins eines früheren größeren Gräberfeldes zwischen Erfurter Tor und Arnsberg — nahe der Weiße, wo das alte Arnstadt gegründet wurde — mag demnach nicht von der Hand zu weisen sein.

Nachschrift. Zu S. 156 Anm. 1: Ohne irgendwie meine Fundmappe für diesen Zweck durchgearbeitet zu haben, kann ich aus dem Gedächtnis hier eine Nadel vom Typus der Abb. 5 nennen, die aus einem bronzezeitlichen Gräberfelde von Stangenhagen, Kr. Jüterbogk-Luckenwalde, Prov. Brandenburg, stammt und seit 1885 im Mus. f. Völk. Berlin (I f 2274a) sich befindet. Sie ist flüchtig erwähnt: Nachrichten f. deutsch. Alt. 1891, S. 60 und abgebildet im Berliner „Merkbuch" Taf. V, 30, 3. Aufl. Taf. VII, 30. G. Kossinna.

[1]) L. F. Hesse, Arnstadts Vorzeit und Gegenwart, Arnstadt 1842, S. 49, Anm. 13.

[2]) J. Ch. Olearius, Mausoleum in Museo, i. e. heidnische Begräbnistöpfe, u. a. bei Arnstadt gefunden. Jena 1701, S. 18f. Dazu Götze, Höfer, Zschiesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, S. 254f.

[3]) Diese schon 1900 von Kossinna erkannte Datierung, wonach J. Bühring, Alt-Arnstadt, Beiträge zur Heimatkunde von Arnstadt und Umgegend, Heft 5, 1917, S. 5 zu berichtigen ist, verdanke ich einer schriftlichen Mitteilung des Herrn Geheimrat Kossinna. Vgl. den Fundbericht im Arnstädter Nachrichts- und Intelligenzblatt vom 18. Febr. 1896.

[4]) a. a. O., S. 5.

Digitized by Google

Neuere Literatur zur Vorgeschichte Westfalens.

Von Walther Schulz, Halle a. d. S.

Vorbemerkung.

Da ich in der vorliegenden Arbeit für ältere Literatur auf das Buch von J. B. Nordhoff: „Das Westfalenland und die urgeschichtliche Anthropologie" 1890 verweisen konnte, habe ich mich auf eine Übersicht der neueren Forschungen beschränkt.

Der Hauptnachdruck ist auf die eigentlichen vorgeschichtlichen Zeiten gelegt, da gerade diese in Westfalen besonderer Pflege bedürfen. Während die frühgeschichtliche Zeit von der Römerforschung an nur kurz behandelt ist, wurde bei der vorgeschichtlichen Zeit vielfach auch auf ältere Literatur zurückgegriffen, da es mir nützlich erschien, für einzelne Fundgruppen die zerstreute Literatur, soweit sie mir bekannt und nicht zu schwer zu beschaffen ist, einmal zusammenzustellen. Auch kürzere Erwähnungen westfälischer Verhältnisse, die für die Vorgeschichte dieser Provinz besonders beachtenswert sind, habe ich verzeichnet, wobei mich die Frage leitete: aus welchen Veröffentlichungen kann die weitere Forschung Nutzen ziehen [1]).

Literaturabkürzungen.

A. A. = Archiv für Anthropologie.
B. J. = Bonner Jahrbücher. Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande.
Bericht R. G. K. = Bericht der röm.-germ. Kommission, Frankfurt am Main.
Germania = Germania, Korrespondenzblatt der röm.-germ. Kommission.
C. Hölzermann, Lokaluntersuchungen = „Lokaluntersuchungen die Kriege der Römer und Franken sowie die Befestigungsmanieren der Germanen, Sachsen und des späteren Mittelalters betreffend." 1878.
Jahresbericht R. = Jahresbericht des historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, Bielefeld.

[1]) Freundliche Auskunft verdanke ich Herrn Professor Dr. Engels, Verwalter der städt. Bibliothek für Heimatkunde in Bielefeld.

Digitized by Google

K. A. = Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
K. G. = Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.
Mannus = Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte.
Mitteilung A. W. = Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen.
Müller-Reimers = Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover 1893.
Nachrichten d. A. = Nachrichten über deutsche Altertumsfunde.
J. B. Nordhoff, Kr. Hamm = „Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Hamm" 1870.
P. Z. = Prähistorische Zeitschrift.
R. B. = Ravensberger Blätter für Geschichte, Volks- und Heimatskunde, Bielefeld.
K. Schumacher = Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande. I. 1921.
Westfalen = Westfalen. Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens und des Landesmuseums der Provinz Westfalen, Münster.
Z. E. = Zeitschrift für Ethnologie.
Z. G. = Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, Münster.

Westfalen gehört nicht zu den an vorgeschichtlichen Funden reichen Gebieten, wie schon ein Blick auf die prähistorischen Typenkarten der deutschen anthropologischen Gesellschaft oder auf die von G. Wilke im Mannus, Bd. 9 veröffentlichten Verbreitungskärtchen erweist.

Die Gründe für die Fundarmut sind verschiedener Art. Wälder, Moore und im südlichen Teile rauhes Gebirgsland hinderten eine stärkere Besiedelung. Die von O. Schlüter entworfene Karte der Waldverbreitung Mitteldeutschlands in frühgeschichtlicher Zeit (in J. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde Bd. 1, Taf. 24) zeigt, wie begrenzt damals die für Siedelungen geeigneten Gebiete hier waren. In älteren Zeiten mag die Waldverbreitung allerdings eine andere gewesen sein, da bronzezeitliche Hügelgräber vielfach in heutigen Waldgebieten liegen. Dazu kommt, daß in der jüngeren Steinzeit und in der Bronzezeit nur die dünner gesäten Ausläufer einer nördlichen und einer westlichen, bzw. südlichen Kultur in Westfalen hineinragten, wie N. Åberg für die Steinzeit und G. Kossinna für die Bronzezeit dargelegt haben. Seit der jüngeren Bronzezeit und besonders in der frühesten Eisenzeit breitete sich die germanische Leichenbrandkultur aus, doch sind gerade diese Urnenfriedhöfe und Grabhügel nicht reich an Metallbeigaben, so daß bei dem Fortleben älterer Tongefäßformen eine genaue zeitliche Bestimmung dieser Funde recht schwierig ist. In der Wende unserer Zeitrechnung ist der Mangel an gesicherten Funden geradezu charakteristisch für das Gebiet der istwäonischen Stämme Germaniens, zu dem auch Westfalen gehört (vgl. G. Kossinna, „Die Herkunft der Germanen". Mannusbibl. Nr. 6, S. 19), doch stammen aus dieser Zeit die bekannten Römeranlagen von Haltern und Oberaden. In der frühgeschichtlichen Zeit lag Westfalen wiederum an der Grenze fränkischer und sächsischer Kultureinflüsse (siehe W. Schulz, Mannus Bd. 5, 1913, S. 51); das Land kann sich auch jetzt

Digitized by Google

nicht mit den an Merowingerfunden reichen Gebieten Südwestdeutschlands messen, es sind aber zahlreiche Wehranlagen dieser Zeit bekannt.

Ungünstig für die vorgeschichtliche Forschung war auch, daß die historischen Ereignisse, die sich zur Zeit der Römer in Westfalen und seiner Nachbarschaft abspielten, die Lokalforschung vielfach in ihren Bann zogen. Altertümer der verschiedensten Zeiten wurden auf die Römerkriege bezogen. Der Lokalforschung fehlte vielfach der Zusammenhang mit der Vorgeschichtsforschung im übrigen Deutschland, sie blieb etwas rückständig. Doch sollen ihre Verdienste, die sie sich besonders durch Aufsuchen und Erforschen der Wehranlagen erworben hat — führten doch die Forschungen von Pfarrer Prein z. B. zur Entdeckung der Anlagen von Oberaden — nicht gering geachtet werden.

Neuerdings mehren sich die Berichte über vorgeschichtliche Funde, die wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen. Das Material der Museen soll in den Werken „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen" und „Vorzeitfunde aus Niedersachsen" Berücksichtigung finden.

Nur wenige Museen haben namhafte vorgeschichtliche Sammlungen in Besitz. Ein Verzeichnis der Museen Westfalens, die vorgeschichtliche Altertümer enthalten, gibt H. Mötefindt K. A. 1917, S. 35, 36.

K. Hähnle, Westfalen, 5, 1913, S. 69ff. beschreibt eine Museumsreise, die er zur Feststellung vorgeschichtlicher und römischer Funde unternommen hat. Siehe auch K. Schumacher, „Aus westdeutschen Museen". P. Z. 5, 1913, S. 567ff.

Bedeutendere vorgeschichtliche Abteilungen haben:

Das städtische Kunst- und Gewerbemuseum zu Dortmund; dazu A. Baum, „Führer durch die Sammlungen des städtischen Kunst- und Gewerbemuseums zu Dortmund". S. 135ff.

Das Landesmuseum Münster; dazu Führer durch das Landesmuseum der Provinz Westfalen, S. 1ff.

Das städtische Museum zu Bielefeld; dazu W. Schulz und Tümpel, „Ein Gang durch die Altertumssammlung des städtischen Museums in Bielefeld", Abdruck aus R. B. 1911, S. 77ff.

Museum Haltern, für die dortigen Römerfunde; dazu C. Schuchhardt, „Aliso. Führer durch die Ausgrabungen bei Haltern".

Für Westfalen besitzen wir bereits eine Zusammenfassung, die auch die ältere Literatur enthält: J. B. Nordhoff, „Das Westfalenland und die urgeschichtliche Anthropologie (Römerspuren, Erd- und Steindenkmäler, Kleinwerk und ethnographische Altertümer). Geschichtliches, Sammlungen, Literatur usw. Zugleich als Beihülfe zu antiquarischer Forschung und Kartographie". Münster 1890.

Von westfälischen Zeitschriften enthalten besonders vorgeschichtliches:

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, Münster und Paderborn.

Digitized by Google

Westfalen, Mitteilungen des Vereins für Geschichts- und Altertumskunde Westfalens und des Landesmuseums der Provinz Westfalen. Münster.

Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen.

In der Bibliographie, die in den Berichten der R. G. K. seit Bericht 6 (1910/11) erscheint, aber in den letzten Berichten nicht mehr fortgesetzt ist, sind die neueren Veröffentlichungen über Vorgeschichte Westfalens zu finden.

Die vor- und frühgeschichtliche Zeit.

Die vorgeschichtliche und frühgeschichtliche Zeit Westfalens ist im Mannus Bd. 5, 1913 (Bericht über die Tagung der deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte zu Dortmund 1912) in 2 Vortragsberichten behandelt:

G. Kossinna, „Westfälische Vorgeschichte" (S. 31ff.), anschließend W. Schulz, „Westfalen in der frühgeschichtlichen Zeit" (S. 45ff.), beide Arbeiten mit Abbildungen.

Auch der Tagungsbericht der 21. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Münster 1890 im K. A. 1890 enthält einige Vorträge, die sich mit der Vor- und Frühgeschichte Westfalens beschäftigen. Genannt sei J. B. Nordhoff, „Über die Gattungen prähistorischer Denkmäler und ihre Fundgebiete in Westfalen". S. 105ff.; mit z. T. unhaltbaren Anschauungen.

Ältere westfälische Funde sind verzeichnet bei

E. v. Tröltsch, „Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete". 1884; siehe Kartenbeilagen: Bronzezeit, Latènezeit, Verkehrswege.

Bei K. Schumacher, „Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis zum Mittelalter". Bisher I., die vorrömische Zeit, Mainz 1921, ist auch Westfalen hier und da berücksichtigt worden.

A. Ludorff, „Wandtafel vor- und frühgeschichtlicher Altertümer der Provinz Westfalen" gibt bildliche Auswahl westfälischer Altertümer, doch sind seine Zeitangaben z. T. zu berichtigen.

Für den nordöstlichen Teil Westfalens: W. Schulz, „Übersicht über die vorgeschichtlichen Funde in Minden-Ravensberg". R. B. 1914, S. 19ff. mit Fundkärtchen. Hingewiesen sei auch auf J. Wilbrand, „Römische und vorrömische Fundstücke aus der Gegend von Bielefeld". K. G. 1896, S. 41, 42.

Wie die Orts- und Flurnamenforschung die Archäologie ergänzt, zeigt H. Jellinghaus, „Vor- und frühgeschichtliche Spuren in nordwestdeutschen Orts- und Flurnamen". K. G. 1909, Sp. 382ff.

Die ältere Steinzeit und Übergangszeit.

Die geologischen Verhältnisse behandelt Th. Wegner, „Geologie Westfalens und der angrenzenden Gebiete". Paderborn 1913, S. 136ff. Hier weitere Literaturangaben.

Digitized by Google

Bei R. R. Schmidt, „Die diluviale Vorzeit Deutschlands". Stuttgart 1912 sind die paläolithischen Funde Westfalens, durchweg Höhlenfunde, S. 90ff. dazu Taf. XXXVIII, Abb. 11—23 zusammengestellt. Die ältere Literatur über die Höhlenfunde ist dort angegeben. S. 210 E. Koken über „Die Tierwelt der Höhlen".

Ferner Z. E. 1912, S. 187ff. Bärtling, „Über das geologische Alter der Menschenreste und Artefakte im niederrheinischen Industriegebiet".

Menzel, „Die Fauna der Fundschichten des quartären Menschen vom Rhein-Hernekanal und die Altersbestimmung der Artefakte", mit Abbildungen (atypische Stücke, ein Gerät einer Mousticrspitze ähnlich; altalluviale Funde, darunter Menschenschädel von Herne, der vielleicht dem Kampignien angehört). Über einen weiteren Menschenschädel von Oberhausen im Rheinlande, nahe der westfälischen Grenze H. Virchow und Bärtling, Z. E. 1911, S. 622ff. mit Abbildungen. Knochen- und Geweihgerätfunde, wohl aus der Übergangszeit, aus der Lippe bei Camen-Werne veröffentlicht J. B. Nordhoff, „Kreis Hamm 1880", S. 12 mit Abbildungen und Borggreve, Z. G. 28, 1869, S. 309f. Über Feuersteinwerkstätten aus der Gegend von Bielefeld gedenkt Rektor Meise, Verwalter der vorgeschichtlichen Abteilung des dortigen Museums, wohl in R. B. zu berichten.

Die jüngere Steinzeit.

Wie N. Åberg, „Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit" (1918) gezeigt hat, läuft durch Westfalen die Grenze zwischen nordeuropäischer und westeuropäischer Kultur, siehe Karte Taf. VIII bei Åberg. Dazu auch K. Schumacher, S. 195. Die Verbreiterungskarten steinzeitlicher Geräte bei Åberg lassen die Fundarmut Westfalens erkennen. Eine Verbreitungskarte der Beile aus Nephrit usw. gibt H. Fischer, A. A. 16, 1886, Begleitworte S. 563ff., der auch einige westfälische Funde verzeichnet. Die Megalithgräber Westfalens sind bei Åberg S. 120 aufgezählt, dazu Karte Taf. V (nach Almgren).

Die verstreute Literatur über westfälische Steinkammergräber älterer und jüngerer Form sei hier zusammengestellt. Ältere Übersichten in den genannten Arbeiten von Nordhoff, bei M. F. Esselen, „Das römische Kastell Aliso. Anhang: Über die älteren Steindenkmäler, die sog. Hünenbetten, in Westphalen und den angrenzenden Provinzen." Hannover 1857, ferner Düllers Z. G. 1902, S. 183f.

Über einzelne Gräber und Grabgruppen:

Bei Rahden, Kr. Lübbecke: Müller-Reimers, S. 289, hier weitere Literatur, ferner W. Schulz, R. B. 1914, S. 19.

Werste, Kr. Minden: W. Schulz, a. a. O.

Kr. Tecklenburg: Müller-Reimers, S. 282ff., dazu Abbildungen von Gefäßen aus Seeste. Abbildungen auch P. Z. I, 1909, Taf. IX und X.

Digitized by Google

G. Kossinna, „Die deutsche Vorgeschichte". Mannusbibl. Nr. 9, Taf. II, Abb. 12 und 13.

Umgegend von Beckum: besonders Z. G. 1875 mit Abbildungen. Außerdem H. A. Erhard, „Nachricht von den bei Beckum entdeckten Gräbern", Münster 1836, Z. G. 1859, S. 283, 1867, S. 372ff., 1872, S. 364. K. A. 1871, S. 15.

Bei Heiden, Kr. Borken: „Düwelstein", B. J. 84, 1887, S. 18.

Umgegend von Lippstadt (Ülde, Schmerlecke): Sitzungsberichte der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn, 1859, S. 103, 1879, S. 112f. — K. G. 1870, S. 96. — K. A. 1871, S. 15, Zeitschrift des Vereins für die Geschichte von Soest, 1881/82, S. 41ff.

Kr. Paderborn (Gut Talle, Kirchborchen, Neuhaus), siehe Nordhoff und Düllers.

Kr. Büren (Wewelsburg, Etteln, Brenken, Wünnenberg, Henglarn). Z. G. 1862, S. 333, Kr. Schumacher, 8. Bericht. R. G. R. 1914/15, S. 42. — P. Z. 5, 1913 S. 562.

Hardehausen(=Rimbeck)[1]), Kr. Warburg: A. Götze, Die Denkmalpflege X, 1908, S. 92ff., mit Abbildungen. — R. B. 1906, S. 77f.

Nuttlar, Kr. Meschede: Z. G. 1883, S. 208.

Die Bronzezeit.

Auf einigen der prähistorischen Typenkarten der deutschen anthropologischen Gesellschaft sind westfälische Funde verzeichnet. Die von G. Kossinna entworfenen Karten in Zeitschrift „Deutsche Erde" 1912, Taf. 14 und „Die Herkunft der Germanen" 2, Mannusbibl. 6, Taf. V, zeigen die Verbreitung der nördlichen und südlichen Kultur in Westfalen, und das Vordringen der ersteren, der germanischen, im Laufe der Bronzezeit.

Kurze Angaben über Bronzefunde in Westfalen bei Düllers, Z. G. 1902, S. 196. Für das nordöstliche Westfalen W. Schulz, „Minden-Ravensberg in der Bronzezeit", R. B. 1911, S. 17ff.

Hügelgräber mit Skelettbestattung sind aus verschiedenen Gegenden beschrieben worden. Zum Teil enthalten sie Beigaben der älteren Bronzezeit, zum Teil sind Beigaben nicht vorhanden, so daß ihre zeitliche Stellung nicht sicher feststeht, doch dürften diese Grabhügel zu einer Gruppe zusammenzufassen sein.

Es sind folgende Funde veröffentlicht:

Hausberge, Kr. Minden: wahrscheinlich Hügelgrabfund, O. Olshausen, K. A. 1890, S. 156. — W. Schulz, R. B. 1914 S. 19.

Steinhagen, Kr. Halle. Bei W. Schulz, R. B. 1914, S. 19 erwähnt.

[1]) Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Prof. Götze ist das Grab nach der Oberförsterei Hardehausen zu benennen.

Digitized by Google

Gegend von Delbrück, Kr. Paderborn: Z. G. 3, Z. G. 60, 1902, S. 196. J. B. Nordhoff, „Römerstraßen und das Delbrücker Land" 1898, S. 7ff.

Gegend von Pömbsen, Kr. Höxter: Z. G. 1907, S. 225. — K. G. 1908, Sp. 338. — Biermann und G. Kropatschek, Mitteilungen A. W. 5, 1909, S. 403ff. mit Abbildungen.

Bei Herstelle, Kr. Höxter: Z. G. 1883, S. 217.

Bei Wünnenberg, Kr. Büren: Z. G. 1847, S. 218. — Olshausen, K. A. 1890, S. 155.

Burg Eringerfeld, Kr. Lippstadt: Biermann, Mitteilungen A. W. 1912, S. 117ff. (mit Abbildungen).

Schwerte, Kr. Hörde: G. Kropatschek, Mitteilungen A. W. 5, 1909, S. 421ff.

An diese Gruppe angeschlossen seien auch die „Hügelgräber" im Arnsberger Wald, die die Lokalforschung mit der Varusschlacht in Zusammenhang gebracht hat.

Hülsenbeck, „Die Gegend der Varusschlacht". Beilage zum 54. Jahresberichte des Gymnasiums Paderborn 1877/78. — A. Beneke, Siegfried und die Varusschlacht im Arnsberger Wald. — A. Beneke, Mannus 5, 1913, S. 119ff. mit Lageplan. C. Schuchhardt hält diese Hügel überhaupt nicht für Gräber: P. Z. 4, S. 385ff. mit Abbildungen und Karte. H. Koepp will jedoch eine Anzahl als Grabhügel gelten lassen. Westfalen 3, 1910, S. 113.

Leichenbrandgräber der jüngeren Bronzezeit aus dem nordöstlichen Westfalen sind von W. Schulz in schon erwähnten Arbeiten der R. B. ferner im Mannus 10, 1918, S. 108ff. (mit Abbildungen) („Urnenfriedhöfe und Grabhügel des letzten Jahrtausends vor Chr. im nordöstlichen Westfalen") behandelt. Besonders sei die Veröffentlichung von A. Götze, „Gräberfeld an der Porta Westfalika", Kr. Minden in Nachrichten D. A. 1898, S. 90ff. (mit Abbildungen) genannt. Die dortige Bügelplattenfibel sowie eine weitere Fibel von Nordhemmern, Kr. Minden sind auf der Typenkarte bronzezeitlicher Fibeln (Z. E. 45, 1913) nicht ganz an richtiger Stelle eingetragen. Über diese Fibeln: W. Schulz, „Zur Herkunft der Bügelplattenfibel". Germania 1919, S. 81f. mit Abbildungen.

Außerdem Leichenbrandgräber:

Kr. Tecklenburg: Hügelgräber aus dieser und späterer Zeit, Müller-Reimers, S. 282.

Gegend von Münster: H. Landois, K. A. 1883, S. 30, 1887, S. 20. — Jahresbericht 1903 der westf. Gruppe für Anthropologie S. 4. — H. Mötefindt, Z. E. 45, 1913, S. 228ff. mit Abbildungen.

Gegend von Borken: W. Conrads Mitteilungen A. W. 1, 1899, S. 99ff. mit Abbildungen.

Gebiet der Lippe und Emscher: A. Baum hat über seine Forschungen bisher nur zusammenfassend kurz berichtet: K. G. 47, 1899, S. 26, K. A. 1902,

Digitized by Google

S. 43ff., auch Führer Museum Dortmund. — Dazu G. Kossinna, Mannus V, 1903, S. 35f. ferner K. Schumacher, Siedelungen, S. 195; es stößt hier die germanische Brandgräberkultur mit der rheinischen zusammen. Vgl. auch Abbildungen: Altertümer 5, 7, Taf. 40, S. 682—684.

Unsicher ob Depotfund, wie man nach der Fundzusammensetzung annehmen sollte, oder Grab, da Leichenbrand eines Kindes unter der Bronzedose lag: Bronzefund von Rheda, Kr. Wiedenbrück, Fr. Langewiesche, P. Z. 4, 1912, S. 383ff.

Depotfunde sind veröffentlicht bzw. erwähnt:

Obernbeck, Kr. Herford: H. Landois, 32. Jahresbericht des westfälischen Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst, 1903—04, — R. B. 1904, S. 10.

Bei Iburg: Jostes und Effmann, Z. G. 44, S. 45, dazu Taf. IV, 8.

Bei Münster: Geisberg, Z. G. 28, S. 359ff. mit Abbildungen. — K. G. 1854, S. 14.

Die vorrömische Eisenzeit.

Hier kommen die schon für die Leichenbrandgräber der jüngeren Bronzezeit genannten Veröffentlichungen von W. Schulz, Mannus 10, S. 108ff. (dazu Nachtrag Mannus 10, S. 229f.) mit weiteren Literaturangaben, ferner von A. Baum in Betracht. Für Nordostwestfalen sei außerdem genannt:

W. Schulz, „Die Funde der vorrömischen Eisenzeit des Kreismuseums zu Minden". R. B. 1911, S. 69ff.

J. Möller und Wilbrand, „Der Urnenfund auf dem Gebiete der Friedrich-Wilhelmsbleiche bei Bielefeld". 11. Jahresbericht R. mit Abb.

J. Wengler, „Ein Grabhügel auf dem Lusebrink in Neuenknick" (Kr. Minden). R. B. 14, 1914, S. 24ff. mit Abb.

Beobachtungen von Fr. Langewiesche über Aufbau der Grabhügel der Lokkumer Heide (z. T. Kr. Minden) sind P. Z. 6, 1914, S. 360f. angeführt.

Aus anderen Teilen Westfalens:

Kr. Tecklenburg: Müller-Reimers, S. 282, außer den bronzezeitlichen Grabhügeln auch solche der Eisenzeit.

Vreden, Kr. Ahaus: Tenhagen, Z. G. 48, 1890, S. 232f.

Kr. Warendorf: Darpe, „Alte Wallburgen und Urnenfriedhöfe in Westfalen". Z. G. 53, 1895, S. 144ff. Wohl z. T. hierher gehörig

Kr. Hamm: J. B. Nordhoff, Kr. Hamm. 1880, S. 14, mit Abbildungen.

Latènefibeln aus Westfalen veröffentlicht

H. Mötefindt, Z. E. 1913, S. 101f. als Ergänzung zu den wenigen im fünften Tätigkeitsbericht der Typenkartenkommission 1911 genannten aus dem Museum Münster stammenden Fibeln, deren Fundorte aber unbekannt sind.

Digitized by Google

H. Hofmeister bespricht P. Z. 6, 1914, S. 189ff. eine Gußform von der Babilonie, Kr. Lübbecke, die er der Latènezeit zuweist. Der Bericht auch R. B. 1916, S. 4f. mit Berichtigung der Abbildungen.

Mehrere der westfälischen Höhlen haben Kulturreste aus dieser oder noch späterer Zeit enthalten, so stammen die meisten der von Mötefindt angeführten Fibeln aus Höhlen, auch Getreidefunde haben sie geliefert, die in der Literatur über Getreide der vorgeschichtlichen Zeit Erwähnung finden. Besonders sind folgende Arbeiten von E. Karthaus zu nennen „Über die Ausgrabung der Veledahöhle unweit Velmede im oberen Ruhrtal". P. Z. 3, 1911, S. 132ff. mit Abbildungen, „Die Höhlen Westfalens und die Ausgrabung der Veledahöhle", Globus 98, S. 281. „Die Karhofhöhle im Hönnethal, Westfalen", Nachrichten D. A. 1894, S. 70—72. „Die Bielsteinhöhle bei Warstein", Festschrift zur 21. allgemeinen Versammlung der anthropologischen Gesellschaft, Münster 1890. Zur Besiedelung des westfälischen Berglandes vgl. K. Schumacher in Mainzer Zeitschrift 1907, S. 18. Wohnbauten dieser Zeit veröffentlicht A. Hartmann in dem Bericht über Ausgrabungen im Römerlager bei Kneblinghausen 1903/04. Mitteilungen A. W. 4, 1905, S. 131ff. mit Abbildungen; vgl. auch W. Schulz, „Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit", Mannusbibl. Nr. 11, S. 31, 32.

Die frühgeschichtliche Zeit.

In der Übersicht von W. Schulz, „Westfalen in der frühgeschichtlichen Zeit", Mannus 5, 1913, S. 45ff. (mit Abbildungen) ist die Literatur über die einzelnen Funde angegeben. Es ist hier am bemerkenswertesten das von Dortmund ausgegrabene Gräberfeld von Veltheim, Kr. Minden, über dessen erste Funde Fr. Langewiesche P. Z. 1, 1909, S. 34 mit Abbildungen und R. B. 1909, S. 26 berichtet hat. Aus der Merowingerzeit ist das Gräberfeld von Beckum hervorzuheben, veröffentlicht mit Abbildungen Z. G. 1865, S. 337ff. Über Westfalen in der Merowingerzeit siehe auch:

E. Brenner im 7. Bericht R. G. K. 1912, S. 338. Vgl. auch C. Schuchhardt, Bericht R. G. K. 1—3, „Fränkisches und Sächsisches in Nordwestdeutschland".

Zu der bei Schulz angeführten Literatur über Funde aus der Zeit der Franken und Sachsen kommt noch:

E. Brenner: „Zwei Grabfunde der merowingischen Zeit in Westfalen", P. Z. 6, 1914, S. 194ff. mit Abbildungen (Kr. Soest und Lünen, Lkr. Dortmund). Das bei Schulz genannte Gräberfeld von Ostendorf bei Leer, Kr. Steinfurt, das dem 9. Jahrhundert angehört, ist von W. Meyer im römisch-germanischen Korrespondenzblatt 8, 1915, S. 88ff. mit Abbildungen veröffentlicht. Weiterer Grabfund der Karolingerzeit mit Leichenbrand (?): B. Hölzermann, „Lokaluntersuchungen", S. 48, dazu Taf. 1. Gräber noch

Digitized by Google

späterer Zeit behandeln H. Landois und B. Dormann, „Westfälische Totenbäume und Baumsargmenschen", A. A. 17, 1888, S. 339ff. beachtenswert auch wegen der anthropologischen Untersuchungen.

Über eine Alsengemme von Laer, Kr. Steinfurt: J. Heilmeyer, Westfalen 2, 1911, S. 97ff. (mit Abbildung).

Die Römerkriegsforschung mit ihrer reichen Literatur, die auch besonders durch das Varusschlachtjubiläum im Jahre 1909 vermehrt wurde, kann hier nur gestreift werden. Es sei auf die Bibliographie in den Berichten R. G. K. seit 5, 1909 hingewiesen. Auch die Straßenforschung und Burgenforschung ist vielfach mit der Römerforschung verbunden. Vieles wurde da früher den Römern zugeschrieben, was nach neuerer Forschung meist aus späterer Zeit stammt. Soviel auch nach Anlagen der Römer gesucht ist, vorläufig sind die einzigsten gesicherten Römerplätze die Anlagen bei Haltern und Oberaden. Über die Ausgrabungen und die Fragen, die sich an die Ergebnisse knüpfen, z. B. die nach der Lage von Aliso, siehe die Berichte R. G. K., besonders auch die Bibliographie derselben, die weitere Literatur mitteilt. Leider kann man sich über die Grabungen von Oberaden nicht so bequem und eingehend unterrichten, wie über die von Haltern in den Mitteilungen A. W. seit Bd. 2, 1901. Vgl. auch Aliso, Führer durch die Ausgrabungen von Haltern von C. Schuchhardt. Für Oberaden sei noch der Bericht von A. Baum mit Kartenbeigaben Mannus 5, 1913, S. 39ff. genannt. Im Anschlusse an einen Bleibarrenfund aus der Gegend von Soest behandelt A. Schulten die Lage der Römerkastelle an der Lippelinie. „Eine neue Römerspur in Westfalen", B. J. 124, 1917, S. 38ff. — K. Koenen. „Römisches in Paderborn", Mannus 13, 1921, S. 185ff.

Über größere Funde römischer Münzen in Westfalen: K. Regling, „Römischer Denarfund von Fröndenberg", Zeitschrift für Numismatik 29, 1912, S. 189ff.

K. Regling, „Der Dortmunder Fund römischer Goldmünzen". Dortmund 1908, Nachtrag 1910.

Über Funde bei Rehme, Kr. Minden: Z. G. 1903, S. 169f., R. B. 1904, S. 79ff., 1921, S. 6.

Siedlungsforschung auf Grund der Angaben des Ptolemäus betreiben Fr. Langewiesche, „Germanische Siedelungen im nordwestlichen Deutschland zwischen Rhein und Weser nach dem Berichte des Ptolemäus", Beilage zum Jahresberichte des Realprogymnasiums zu Bünde 1909/10, ferner K. Mehlis, „Des Claudius Ptolemäus ‚Geographia' und die Rheinweserlandschaft", Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in München 13, 1919, S. 55ff.

Die neuere Burgenforschung hat die Zeitstellung und Bedeutung der verschiedenen Befestigungsarten geklärt (C. Schuchhardt). Es hat sich ergeben, daß diese Anlagen meist aus der Zeit der Franken und Sachsen oder

Digitized by Google

auch aus noch späteren Zeiten stammen. Altgermanisches ist unsicher. Doch es ist möglich, daß manche Befestigung einen älteren Ursprung hat (Gußform wohl aus der Latènezeit von der Babilonie, Kr. Lübbecke). Von der zahlreichen Literatur seien nur Zusammenstellungen und größere Werke genannt:

B. Hölzermann, „Lokaluntersuchungen".

A. Wormstall, „Übersicht über die vor- und frühgeschichtlichen Wallburgen, Lager und Schanzen in Westfalen. Lippe-Detmold und Waldeck". Mitteilungen A. W. 1, 1899, S. 1ff.

Westfalen berücksichtigt auch:

A. v. Oppermann und C. Schuchhardt, „Atlas vor- und frühgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen". Im Auftrage des historischen Vereins für Niedersachsen Heft I—XII, 1887/1916 (damit abgeschlossen). Siehe die Besprechung von Boehlau, P. Z. 9, 1917, S. 133ff.

Im Anschluß an diesen: „Atlas vor- und frühgeschichtlicher Befestigungen in Westfalen". Herausgegeben von der Altertumskommission für Westfalen, bisher Heft I—III, 1920.

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Mit einer am 8. Dezember 1921 im Universitätsgebäude veranstalteten Sitzung beschloß die Berliner Zweiggesellschaft die Tätigkeit ihres 13. Vereinsjahres.

Der Vorsitzende, Geheimrat Kossinna, eröffnete die Verhandlungen mit geschäftlichen Mitteilungen. Der Vorstand der Zweiggesellschaft habe Herrn Buchdruckereibesitzer Mertinat zum Schriftführer hinzugewählt, da dieses Mitglied sich ganz besondere Verdienste um die Gesellschaft dadurch erworben habe, daß es die von Herrn Professor Paape verfaßten und zu Werbezwecken an eine überaus große Zahl von Zeitungen versandten gedruckten Berichte über unsere Sitzungen und über manche Bände des Mannus und der Mannusbibliothek auf eigene Kosten in seiner Druckerei habe herstellen lassen. Dafür sprach der Vorsitzende Herrn Mertinat den wärmsten Dank der Gesellschaft aus. — Weiter kam zur Mitteilung der Beschluß des Vorstandes, den Milgliedsbeitrag der Zweiggesellschaft für 1922 von 3 auf 5 Mark zu erhöhen, da die Druckkosten und Postgebühren für die Einladungen und ebenso die Saalmiete für die Sitzungen und die Nachsitzungen dermaßen gestiegen wären, daß eine solche Erhöhung des Beitrags unvermeidlich geworden sei.

Dann hielt Geheimrat Kossinna eine Gedenkrede auf unser verstorbenes Stockholmer Ehrenmitglied, den Reichsantiquar i. R. Professor Dr. Oskar Montelius, und zeigte zum Schluß ein Lichtbild vom Geburts- und Sterbehause und 12 Lichtbilder, die den Verstorbenen selbst in allen Jahrzehnten seines langen Lebens darstellten. Die Gedenkrede ist abgedruckt im Mannus Band 13, S. 309 ff., und zwar vermehrt durch eine große Fülle literarischer Nachweise.

Den zweiten Vortrag des Abends hielt Herr Lehrer Max Krügel (Berlin) über die Vorgeschichte von Buckow, Kr. Lebus (Märkische Schweiz). Auch dieser mit Bildern reich ausgestattete Vortrag kommt im Mannus zum Abdruck.

* * *

Die erste Sitzung der Berliner Zweig-Gesellschaft in ihrem 14. Vereinsjahre fand am 23. Februar 1922 im Universitätsgebäude statt.

Der Vorsitzende, Geheimrat Kossinna, ließ zunächst die jährliche Neuwahl des Vorstandes der Zweiggesellschaft vornehmen. Durch Zuruf wurde der bisherige Vorstand wiedergewählt, also die Herren Kossinna, Paape, v. Strantz als Vorsitzende, Snethlage, Heß v. Wichdorff, Mertinat als Schriftführer und Seemann als Schatzmeister.

Bei der Gelegenheit beglückwünschte der Vorsitzende Herrn Zahnarzt Seemann zu seiner Promotion als Dr. med. auf Grund einer bei der medizinischen Fakultät der

Digitized by Google

Universität zu Greifswald im Dezember 1921 eingereichten Dissertation, die ebenso auf dem Gebiete der deutschen Vorgeschichte wie auf dem der Medizin sich bewegt. Ihr Titel lautet „Die Zähne der neolithischen Skelettfunde aus Rössen in (der Provinz) Sachsen". Die Arbeit behandelt zuerst allgemeine Fragen, wie die Art der Zahnmessung, und geht dann zu einer vergleichenden Betrachtung der Rössener Zähne über. Besonders genau werden die Fälle von Zahnkaries bei ihnen behandelt, weiter der häufige Schwund des Alveolarfortsatzes, die starke Abnutzung der Kauflächen, Unregelmäßigkeiten und Mißbildungen, sowie die Möglichkeit einer Kunsthilfe, wozu glatt abgeheilte Alveolen und das Fehlen kariöser Wurzelreste Veranlassung gaben.

Der Vorsitzende verkündete dann die für den 17. bis 20. April zu Berlin geplante Hauptversammlung und nannte eine Reihe lockender Themen, die von den 14 bisher gemeldeten Vortragenden behandelt werden sollen.

Der Vorsitzende bespricht dann die Leistungen der Gesellschaft während des Jahres 1921. Der Mannusband ist gegen 1920 gehalten nicht etwa noch mehr eingeschrumpft, sondern hat fast die alte Friedensstärke wieder erreicht, was neben reichen Spenden mancher hochherzigen, opfersinnigen Gönner aus der Mitte unserer Gesellschaft vor allem infolge weitgehender Unterstützung durch die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" möglich geworden ist. Unsere Gesellschaft ist dem Präsidenten der Notgemeinschaft, Sr. Exzellenz dem Herrn Staatsminister Dr. Schmidt-Ott, für das unserer Gesellschaft bewiesene große Wohlwollen zu ganz besonderem Danke verpflichtet. Der Preis des Mannusbandes für 1922 im Buchhandel ist vorläufig mit 100 Mark angesetzt worden. Unsere Mitglieder sollen aber nach dem Beschluß des geschäftsführenden Ausschusses vom Herbst 1921 nur 30 Mark für den ganzen Band zu zahlen haben, ihn also halb geschenkt erhalten, wie jetzt auch im Kreise der Mitglieder kopfschüttelnd wiederholt ausgesprochen worden ist. Ich glaube jetzt schon bestimmt sagen zu können und leider sagen zu müssen, daß die inzwischen geradezu reißend gewordene Steigerung der Geldentwertung jenen Beschluß umstößt — wenn nicht der Mannus, dessen diesjähriges Budget noch vollkommen in der Luft liegt, wieder auf die Hälfte seines vorjährigen Umfanges zurückgehen soll. Dazu kommt die alles Maß überschreitende Erhöhung der Postgebühren, infolge deren die Versendung der drei Mannushefte von 1921 für jedes Mitglied 9 Mark gekostet hat, so daß von den 25 Mark Beitrag, von denen die Gesellschaft $3^1/_2$ Mark für Verwaltungskosten zurückbehält, der Verlag für Herstellung des Bandes selbst nur je $12^1/_2$ Mark übrig behalten hat. Jedermann sieht ein, daß dies ganz unmögliche Verhältnisse sind. Helfen kann hier nur eine sofortige Umlage an die Mitglieder, um dem Verlage die wahrscheinlich noch weiter steigenden Versandkosten des Mannus zu ersetzen.

Nicht nur der Mannus, auch die mit unserer Gesellschaft durch die Personalunion des Herausgebers enge verknüpfte „Mannusbibliothek" hat im Jahre 1921 einen ungeahnten Aufschwung genommen. Während selbst in der Vorkriegszeit das Erscheinen von höchstens drei Bänden in einem Jahre erreicht wurde, während des Krieges aber im besten Falle nur ein Band erschien, hat das Jahr 1921 nicht weniger als 7 Bände gezeitigt. Als letzte Nummer erschien der zum Andenken an die erste Bekanntmachung meiner siedlungsarchäologischen Forschung im Jahre 1895 von 17 meiner einstigen Schüler verfaßte Band 22, der den Titel trägt „25 Jahre Siedlungsarchäologie, Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule".

Die Siedlungsarchäologie, wie ich sie zuerst erdachte und deren Methode ich in meiner „Herkunft der Germanen" geschildert habe, ein Buch, das im Herbst 1920 ganz unbeabsichtigt, aber tatsächlich gerade zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum meines Kasseler Germanenvortrages in zweiter Auflage erschienen ist, hatte hauptsächlich die räumliche und zeitliche Feststellung der vor- und frühgeschichtlichen Kulturprovinzen und ihrer im Laufe der Zeit eintretenden Verschiebungen im Auge, um daraus Werden und Ver-

Digitized by Google

gehen von Völkern und Stämmen zu erschließen. Heute aber hat noch eine andere Art Forschung den von mir geprägten Ausdruck „Siedlungsarchäologie" sich angeeignet, nämlich die geologisch-geographisch-archäologische Erforschung der einzelnen Siedlungsplätze und ihres Bodens selbst, um zu erkennen, welche Bodenarten und welche landschaftliche Lage der Siedlungen unsere Vorfahren mit Vorliebe wählten.

In dieser letzten Richtung wird sich auch der Vortrag des heutigen Abends bewegen.

Nach diesen einleitenden Erörterungen des Vorsitzenden hielt cand. archaeol. praehist. Alfred Tode einen Lichtbildervortrag über „Das vorgeschichtliche Landschafts- und Siedlungsbild Ostholsteins" und führte etwa folgendes aus:

„Mehr als je zuvor gilt es heute, diejenige Richtung in der Vorgeschichtsforschung, die sich mit den Funden und Denkmälern im Gelände beschäftigt, d. h. die Landesforschung, zu pflegen. Sie allein kann für die Wissenschaft noch wertvolle Schätze retten, die, vom Erdboden mit mütterlicher Sorge durch Jahrtausende bewahrt, jetzt durch Gewinnsucht und völlige Verständnislosigkeit weitester Kreise unseres Volkes für Heimatgeschichte immer weiter vernichtet werden. Der Zahn der Zeit nagt. Darum mögen, ehe es zu spät ist, junge und starke Kräfte hinausgehen ins Land, an die Front der Vorgeschichtsforschung, zur restlosen Aufnahme der heute noch vorhandenen Denkmäler, zum Ausfragen der Bevölkerung nach früher gemachten Funden und zur kartographischen Eintragung aller Fundstellen. Das Ziel muß sein, nach Vereinigung des so gewonnenen Stoffes mit dem aus Museen und Literatur die Besiedelungsgeschichte eines Landes möglichst durch archäologische Fundkarten erläutert darzulegen.

Aber noch eine Aufgabe kommt der Landesforschung zu, und darauf ist gerade in den letzten Jahren wiederholt hingewiesen worden, nämlich die Beobachtung der Fundörtlichkeit, d. h. der Oberflächengestaltung, Bodenbeschaffenheit, der Wasserverhältnisse und anderer natürlicher Bedingungen, die mittel- oder unmittelbar von ausschlaggebendem Einfluß auf die Besiedelung des Landes in vorgeschichtlicher Zeit gewesen sind.

Im Sinne einer derartigen Landesaufarbeitung hat der Vortragende im Jahre 1917 Ostholstein in Angriff genommen. Mit dem Material der in Betracht kommenden Museen, der vorgeschichtlichen und landeskundlichen Literatur, sowie dem reichen Ertrag einer umfangreichen Fragebogenbeschickung ausgerüstet, hat er das Land Gemarkung für Gemarkung, Wald für Wald abgesucht, die Bewohner ausgefragt und die ermittelten Fundstellen in Karten eingetragen. Bisher ist das oldenburgische Fürstentum Lübeck, das in seiner Größe etwa der von Wolff behandelten südlichen Wetterau entspricht, fertiggestellt worden (4 Fundkarten). Weitere Gebiete sind in Vorbereitung. Die wichtigen Ergebnisse für die Besiedelung Ostholsteins und ihre Abhängigkeit von natürlichen Verhältnissen darzulegen, war nun die Aufgabe des Vortragenden. — In einem ersten Hauptteile behandelte er die Landschaft Ostholsteins in ihrer Entwicklung seit dem Abschmelzen des Inlandeises. Er schilderte, wie sich in dem vegetationslosen Gebiet von Süden kommend zunächst die Dryas und ihre arktischen Begleiter einfanden, wie erst nach und nach mit dem Wärmerwerden des Klimas Birke, Espe, Kiefer, Eiche und zuletzt Buche einwanderten, und welchen Schicksalen während dieser Zeit die Ostsee und ihre Küstenländer durch Hebungen und Senkungen des Landes unterworfen waren.

In einem zweiten Teile behandelte dann der Vortragende die vorgeschichtliche Besiedelung Ostholsteins durch den Menschen von den ältesten Zeiten bis zur Wendenzeit, zunächst die aufeinanderfolgenden Kulturen selbst, wie sie sich in Grabformen, Geräten und ähnlichem äußern, sodann die räumliche Verteilung der Siedelungsspuren für die einzelnen Perioden. Während sich für die ältesten Kulturen aus der Ancylus- und der Litorinazeit noch keine klaren Siedelungsgebiete erkennen lassen, wird es im Vollneolithikum anders. Im Fürstentum Lübeck erkannte man auf der ersten der im Lichtbild vorgeführten Siedelungskarte für das Neolithikum einen stark besiedelten Strich im Osten des Landes, in dem

Digitized by Google

Gräber und besonders zahlreiche Einzelfunde auftreten, sowie schwächer besiedelte Gegenden um die Seen herum, besonders in der sog. Holsteinischen Schweiz im Norden des Fürstentums. In der Bronzezeit (Karte 2) werden dieselben Gebiete (wie im Vollneolithikum) besiedelt, es finden sich aber Gräber in größerer Zahl auch im Westen des Fürstentums, wo eine neolithische Besiedelung fehlte. In der Latène- und nachchristlichen Eisenzeit (Karte 3) beschränkte sich die Besiedelung wieder vollkommen auf Gebiete, die schon in der Steinzeit besiedelt waren, und zwar unter Ausprägung zweier bemerkenswerter Mittelpunkte, in denen sich Urnenfriedhöfe fast auf jedem Acker finden. In der Wendenzeit (Karte 4) werden nach Aussage der slawischen Funde und Ortsnamen die Gebiete der Eisenzeitbesiedelung anscheinend nur etwas ausgeweitet. Große Strecken im Westen des Fürstentums, die nur in der Bronzezeit Besiedelung zeigten, bleiben auch jetzt noch unbesetzt. Ortsnamen auf -rade, -wohlde, -horst, -hagen und viele Flurnamen erweisen, daß diese Gebiete (und zwar erst im 12. und 13. Jahrhundert) durch Rodung wiedergewonnen worden sind.

So gibt uns die räumliche Verteilung der Siedelungsspuren in den einzelnen Perioden schwere Rätsel auf, die nur durch Beobachtung der natürlichen Bedingungen des Landes gelöst werden können.

In dem dritten Teil des Vortrages ging Herr Tode nun auf die Beziehungen zwischen Landschaft und Besiedelung des näheren ein. An der Hand von selbstgefertigten Karten für Bodengüte, Höhenschichten und Moor-Gewässernetz konnte er nachweisen, daß in der Steinzeit nur unfruchtbare, sandige Gegenden längs der Schwartau und um die Seen herum besiedelt wurden, Gebiete, die sich auch bei unserem heutigen waldfreundlichen Klima nicht bewalden, sondern von Natur aus mit Heide bedeckt sind. Die Seen, die meist sandige Uferstrecken haben, zogen die Besiedelung natürlich auch durch ihren Fischreichtum an. Die Lehmgebiete, die sich besonders im Westen des Fürstentums finden, werden, weil offenbar mit dichtem Wald bedeckt, im Neolithikum gemieden. In der Bronzezeit greift nun in auffallender Weise die Besiedelung auch auf die schwersten Lehmgebiete über. Wie ist das möglich? Wurde aus uns ganz unfaßbaren Gründen von den Leuten der Bronzezeit eine Rodungstätigkeit entfaltet, wie sie uns erst im 12. und 13. Jahrhundert bei der großen Kolonisation in ähnlichem Maße wieder entgegentritt? In Ostholstein sind in damaliger Zeit keine Nadelhölzer, sondern Eichen- und Buchenwälder, die bei unserem Klima auf tiefgründigem Lehm ganz prächtig gedeihen. Hier ist mit Abschlagen oder Abbrennen der Stämme, was auch schon Schwierigkeiten macht, nicht viel getan. Unter Roden versteht der Landmann noch heute das mühsame Ausgraben und Ausschlagen der oft mehrere Meter dicken Baumstümpfe. Bis zum pflügbaren Acker ist es ein weites Feld von Entbehrungen und Entsagungen, und wofür? Für einen schwerlehmigen, kaum pflügbaren Acker, der in wenigen Jahren Brachliegens ein erneutes Roden von Gebüsch nötig machte!

Und das alles soll man den Leuten der Bronzezeit zutrauen? — So etwa argumentierte der Vortragende.

Nach seiner Meinung liegt es näher, äußere, vor allem klimatische Einflüsse für derartig tiefgreifende Siedelungsänderungen anzunehmen. Aus manchen anderen Wissenschaftsfächern, wie Moorgeologie, Paläontologie und Pflanzengeographie werden immer wieder Beweise für eine ausgeprägte Trockenzeit mit wärmeren Sommern, allerdings noch ohne eine sichere zeitliche Festlegung, erbracht. Sehr viele Ansetzungen beziehen sich auf das Ende des Neolithikums und die Bronzezeit. Besonders wies der Vortragende auf den Weber-Hahneschen Grenzhorizont hin. Da nun die auffallende Ausdehnung der Besiedelung über von Natur nicht waldfreie Gebiete auch in fast allen übrigen Teilen unseres Vaterlandes nachgewiesen, nur zumeist anders erklärt worden ist, scheint die Annahme einer gemeinsamen natürlichen Ursache nicht besonders fern zu liegen, und es könnten derartige Beobachtungen sogar zur zeitlichen Festlegung des Klimaoptimums mit beitragen.

Digitized by Google

Ganz unerklärlich wäre aber bei Annahme von Rodung in der Bronzezeit bei gleichbleibendem Klima das merkwürdige Zusammenziehen der Besiedelung in der frühen Eisenzeit. Die beiden erwähnten Siedelungszentren liegen genau auf denjenigen Gemarkungen im Fürstentum, die den geringsten Grundsteuerreinertrag haben, deren Boden also der dürftigste weit und breit ist. Wie merkwürdig wäre es nun, wenn ohne eine natürliche Ursache die Leute der frühen Eisenzeit die einmal in Besitz genommenen Gebiete wieder verlassen und ausgerechnet die ärmlichsten Gebiete beibehielten! Viel eher möchte man diese Erscheinung mit dem schon verschiedentlich für die frühe Eisenzeit angesetzten Klimasturz parallelisieren. Jetzt wurde die Ackerbestellung in den Lehmgebieten, die schon in trockenen Zeiten ihre Schwierigkeit hatte, ebenso unerträglich schwer, daß man auf diese Gebiete verzichtete und lieber bei dem leichter zu bearbeitenden Sandboden blieb. Wenn man dann sieht, wie auch die Slawen sich in ihrer Besiedelung nur an die leichten bis mittleren Bodenklassen halten, und wie erst im 12. und 13. Jahrhundert in gewaltiger Kulturtätigkeit Deutsche die bewaldeten Lehmgebiete der Kultur wiedergewinnen durch harten Rodungskampf, bei dem manche Gemarkung wieder wüst wird, dann wird wohl mancher die Annahme einer weitgehenden Rodungstätigkeit im 2. Jahrtausend nach Chr., wie sie Wahle in seiner neuen Arbeit über Südwestdeutschland und kürzlich auch Gradmann, durch Wahle beeinflußt, in der Geographischen Zeitschrift 1922 Heft 1/2 annehmen, als unwahrscheinlich ablehnen.

Wahle glaubt in seiner Arbeit „mangels einer anderen Erklärungsmöglichkeit" den „Beweis" für Rodung in vorrömischer Zeit erbracht zu haben. Bewiesen hat er die Ausbreitung der Besiedelung in der Bronzezeit über von Natur nicht waldfreie Gebiete, Rodung dagegen hat er nur versucht wahrscheinlich zu machen. Der Vortragende wird in seiner wohl noch in diesem Jahre erscheinenden Arbeit über die Besiedelung des Fürstentums Lübeck noch des Näheren auf die Rodungsfrage in vorgeschichtlichen Zeiten eingehen. — Wir sehen also, daß die Besiedelung in vorgeschichtlicher Zeit immer wieder von natürlichen Bedingungen bestimmt wird und daß nur durch weitere Beobachtungen in dieser Richtung die von Gradmann und Schlüter für Norddeutschland bisher vermißte Klarheit der Verhältnisse sich auch hier noch gewinnen läßt".

In der Diskussion zu diesem mit viel Beifall aufgenommenen Vortrag bemerkte Professor Dr. Paape Folgendes: „Um den schweren Lehmboden Holsteins umzuwerfen, braucht man einen schweren Pflug; ich bezweifle, daß die Germanen der Bronzezeit einen solchen besessen haben; noch 1894 sah ich, wie die Finnen bei Petersburg nur den leichten Sandboden zu beackern vermochten, weil sie nur einen mit Eisenblech beschlagenen Holzpflug führten".

Bergrat Dr. Heß von Wichdorff erkannte die Bestrebungen des Vortragenden lebhaft an. Er wies jedoch auf die Gefahr schematischer Verallgemeinerung hin, da die geologischen Grundlagen dauernd noch im Fließen sind und bei wachsender Erkenntnis teilweise anderen Anschauungen Platz machen. Es gilt für den Vorgeschichtsforscher, soweit er geologische Forschungen zugrunde legen muß, diese nicht als starre Glaubenssätze anzunehmen, sondern ihnen einen gewissen beweglichen Spielraum zu gewähren, in dem die neu erkannten Zusammenhänge und Beziehungen der ebenso rastlos fortschreitenden Geologie zwanglos Platz finden und kritisch für die Vorgeschichte ausgewertet werden können. In dieser Beziehung erwähnte er neuere, demnächst zur Veröffentlichung gelangende Arbeiten von W. Wolff über die Rolle des Grenztorf-Horizonts im Hochmoorprofil. Ferner zeigte er am Beispiel der neolithischen Besiedelung der Kurischen Nehrung, daß unter abweichenden Lebensbedingungen nicht immer unbedingt eine Rodung des Waldes der Besiedelung vorangehen muß. Die neolithischen Siedelungen der Kurischen Nehrung liegen unmittelbar auf dem alten Waldboden, der die bewaldeten Parabeldünen der Vorzeit als Rohhumus- oder Trockentorf-Schicht bedeckte und durch sorgfältige Untersuchung von Proben als echter Waldboden sicher erkannt ist, worauf schon die zahlreichen Kiefern- und Fichtenzapfen hinweisen, die in seiner obersten Schicht eingebettet liegen. Übrigens sind erst seit der Zeit des siebenjährigen Krieges die Parabeldünen mit ihrer alten Waldbodendecke unter den neuzeitlichen Wanderdünen begraben worden. Hier lebte der vorgeschichtliche Mensch ausnahmsweise einmal im Walde selbst, ohne vorangegangene

Digitized by Google

Rodung desselben. Freilich darf man nicht vergessen, daß dieser Wald (wie die ganze Nehrung) nur zwei bis drei Kilometer breit von allen Seiten von Wasser umgeben war, und daß hier der Neolithiker nicht von Ackerbau [1]), sondern namentlich von Fischerei und Jagd und, wie große bis zum Rande mit gesammeltem Seebernstein gefüllte Hausgefäße und zahllose neolithische verarbeitete Bernsteinschmuckstücke dargetan haben, auch vom Bernsteinhandel lebte.

Geheimrat Kossinna teilt zum Schluß mit, daß eine ganz ähnliche Arbeit, wie Tode sie für Holstein in Ausführung genommen hat, von unserem Mitgliede, Oberlandmesser Hellmich in Liegnitz, für Schlesien geleistet worden sei, worüber Hellmich vor wenigen Monaten im „Schlesischen Altertumsverein" zu Breslau vorgetragen hat. Er hat sämtliche bis 1921 bekannt gewordenen schlesischen Vorzeitfunde, die sich über 1500 Fundorte verteilen, d. h. über weit mehr als das Zehnfache der vor 100 Jahren bekannten Fundstellen, auf vier Karten eingetragen. Je eine Karte zeigt die Verteilung der Funde aus der Steinzeit, Bronzezeit, frühen Eisenzeit und frühgeschichtlichen Zeit, und allesamt veranschaulichen, welche Teile Schlesiens dicht besiedelt waren, welche nur selten durchstreift wurden und welche völlig unbewohnt geblieben sind. Des weiteren entwarf Hellmich eine Karte der ursprünglichen Bewaldung Schlesiens vor der im späteren Mittelalter einsetzenden Rodung und eine Karte der Bodengüte. Legt man nun jene vier Fundkarten auf diese beiden Karten der Naturbeschaffenheit Schlesiens, so zeigt sich in klarer Weise die Abhängigkeit der vorgeschichtlichen Besiedelung von den Naturbedingungen des Bodens, wobei der Wald die Hauptrolle spielt. In der Steinzeit liegen die Wohnstätten ausschließlich auf waldfreiem Gebiet. Während der Bronzezeit wächst die Bevölkerung erheblich und schreitet zur Besiedelung von ursprünglichem Waldboden (also ganz wie in Ostholstein). Dagegen beschränkt sich die stark verminderte Zahl der früheisenzeitlichen und frühgeschichtlichen Bevölkerung wiederum ganz auf das von jeher lichte Gebiet und überläßt das bronzezeitliche Rodeland neuer Bestockung (also wiederum wie in Ostholstein). Am dichtesten häufen sich die schlesischen Funde, wie das schon längst bekannt war, in den Lößgebieten nordöstlich von Zobten und um Leobschütz. Der Vorzeitmensch Schlesiens bevorzugt also den mittelguten Boden, wozu der Löß gehört, für die Ackerbestellung, meidet aber sowohl den leichten Sandboden als zu wenig ergiebig (hierin also abweichend von Ostholstein), als auch die schweren, hochwertigen Böden als zu schwierig für die Bearbeitung mit seinen einfachen Ackergeräten. Schließlich hat Hellmich noch eine Karte der Höhengliederung und des Flußnetzes Schlesiens entworfen und mit den Fundkarten verglichen. Hierbei zeigt sich, daß in der Vorzeit sowohl die Flußtäler, wie die höher als 200—300 m liegenden Gebiete gemieden wurden, jene wegen Überschwemmungsgefahr, diese wegen klimatischer Nachteile. Bevorzugt wurden dagegen die weiten Ebenen zu beiden Seiten der Flußtäler und besonders die hochgelegenen Talränder. Es ist sehr zu begrüßen, daß der schlesische Altertumsverein die Herausgabe dieser wertvollen Karten zu übernehmen beschlossen hat. Hoffentlich finden sich recht bald auch in anderen Provinzen unseres Vaterlandes die geeigneten Bearbeiter und die finanziellen Mittel, um ähnliche großzügig geartete Werke zur Kulturgeschichte der Heimat ins Leben zu rufen. G. K.

[1]) Hierbei ist nicht zu übersehen, daß Sarauw an zwei steinzeitlichen Scherben von Nidden und Pillkoppen auf der Kurischen Nehrung Abdrücke eines Gerstenkorns und einer Emmerspelze entdeckt (Sitzungsberichte der Prussia. 22 (1909), S. 502). Allerdings könnten die Bewohner der Nehrung ihren Getreidebedarf durch Handel von der östlichen Haffküste her gedeckt haben. G. Kossinna.

Digitized by Google

IV. Bücherbesprechungen.

Elbinger Jahrbuch (Zeitschrift der Elbinger Altertumsgesellschaft und der städtischen Sammlungen). Heft 1. 1919/20.

Dreißig Jahre lang hat die Elbinger Altertumsgesellschaft ihre Jahresberichte in den Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig veröffentlicht (seit 1885), die früher mit besonderer Liebe auch vorgeschichtliche Forschungen betrieb. Geschichtliche Abhandlungen von Elbinger Forschern wurden in verschiedenen Geschichtsblättern in Danzig, Thorn und in der Altpreußischen Monatsschrift abgedruckt. Manche wertvolle Arbeit mußte unterbleiben oder blieb ungedruckt, weil ihre Veröffentlichung Schwierigkeiten begegnete. Die politischen Verhältnisse im deutschen Osten, die Verpflichtung Elbings, nach Loslösung von Danzig und Thorn einer der geistigen Mittelpunkte dieses Landesteiles zu werden, das im Jahre 1937 bevorstehende 700jährige Jubiläum der Stadt Elbing und die stark angewachsene Zahl der heimatlichen Geschichtsforscher ließen es wünschenswert erscheinen, endlich eine eigene Zeitschrift zu besitzen.

Der erste stattliche Band ist nun erschienen und man kann mit Fug und Recht aussprechen, daß er von Allen, die ein Herz für den deutschen Osten, seine Geschichte und Vorgeschichte haben, mit hoher Freude begrüßt werden und die Liebe zur Heimat stärken wird. Der Herausgeber Prof. Dr. Ehrlich in Elbing (Königsbergerstr. 16) erwirbt sich mit dem Elbinger Jahrbuch ganz besondere Anerkennung. Die erste Arbeit von Dr. Kerstan in Cadinen „Beiträge zur Geschichte der Elbinger Haffhöhe in der Ordens- und Polenzeit" gibt eine kritische Geschichte der Dörfer Lenzen, Dörbeck, Gr. Steinort, Kl. Steinort, Succase, Wogenap, Reimannsfelde und Panklau und läßt die geschichtliche Entwicklung der gesamten Haffhöhe und Hafftüste zwischen Elbing und Cadinen in mustergültiger Weise vor unserem Auge erstehen. Die Arbeit von A. Matz über die Zünfte der Stadt Elbing zeichnet sich durch eine sorgfältige Kenntnis und Verwertung aller einschlägigen Geschichtsquellen über die mittelalterlichen Genossenschaften der Handwerker von Elbing aus, die er sogar in einem Falle bis zum Jahre 1334 (Träger-Gilde) zurückführen kann. Im Jahre 1385 besaß die aufblühende Stadt Elbing bereits 17 Zünfte. Das Werk von Matz ist grundlegend auch für die Erforschung des Zunftwesens in anderen Gegenden. Die Abhandlung von Baurat B. Schmid über die Miniaturmalereien des Elbinger Wiesenbuches macht uns bekannt mit 4 ausgezeichneten bildlichen Darstellungen, die in dem im Jahre 1421 fertiggestellten Elbinger Wiesenbuch als Innenverzierungen der großen Anfangsbuchstaben und als Fußleiste enthalten sind. Der erste Buchstabe zeigt einen Bauern, der Gras mäht, der zweite ein Mädchen, das heu harkt, und der dritte zwei junge Bauern, die einen Heustapel aufschichten. Die Fußleiste zeigt in humoristischer Weise zwei nackte Knaben, die ein dreirädriges Gerät behandeln. Wir müssen dem hochverdienten Marienburger Forscher und Provinzialkonservator für diese köstliche Gabe danken, die uns hier außer den religiösen Bildern aus dem

Digitized by Google

Ordenslande in Wort und Bild auch weltliche Darstellungen aus der Landwirtschaft der Ordenszeit vermittelt, die er auf einen böhmischen Künstler zurückführt. Eine weitere Veröffentlichung von T. Müller behandelt die Mistel im Stadt- und Landkreise Elbing und wichtige Mitteilungen naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Art über diese Halbschmarotzerpflanze, die Forscher und Laien gleichmäßig interessiert. Einen warmempfundenen Nachruf widmet der Herausgeber dem Andenken des im Alter von 83 Jahren dahingeschiedenen Prof. Dr. Robert Dorr, eines der verdienstvollsten Geschichtsforscher Westpreußens, der besonders auch auf vorgeschichtlichem Gebiete durch Entdeckung und Erforschung von Gräberfeldern und Burgwällen der deutschen Vorgeschichte wichtige Dienste geleistet hat. An seinem 80. Geburtstag feierte ihn Geheimrat Kossinna als Nestor der deutschen Vorgeschichtsforscher (Mannus Bd. 7, S. 360—362 mit R. Dorrs Bild und Angabe seiner Schriften). Einen weiteren Nachruf widmet der Herausgeber dem Andenken des im Jahre 1917 verstorbenen Rittmeisters a. D. v. Schack, der in mehr als 40jähriger Tätigkeit sich große Verdienste um die Elbinger Altertumsgesellschaft erworben hat. Daß man einen Mann von der eigentümlichen Veranlagung und dem Schicksal des Herrn v. Schack in so liebevollem Verständnis eine seinen Neigungen entsprechende Betätigung in der Altertumsgesellschaft einräumte, wird der Elbinger Gesellschaft dauernd zur Ehre und zum Nutzen gereichen.

Von besonderer Wichtigkeit ist der vom Vorsitzenden erstattete Tätigkeitsbericht der Elbinger Altertumsgesellschaft für die Jahre 1915—1919, der die Forschungen und Ausgrabungen in dieser Zeit schildert. Aus der jüngeren Steinzeit werden Spitzhacken aus Geweih, ferner Streitäxte von verschiedenen Fundpunkten und neolithische Kulturschichten an den westlichen und nördlichen Rändern der Elbinger Höhe, besonders der Haffküste, besprochen, die von einer verhältnismäßig starken Besiedlung derselben während der jüngeren Steinzeit Zeugnis ablegen. Bei Koggenhöfen wurde 1918 ein weiteres Stück desselben Nierenarmbandes aus Bronze aus der jüngsten Bronzezeit gefunden, dessen erstes Bruchstück von Kossinna im Mannus Bd. 9 (1917), S. 187 beschrieben und abgebildet worden ist. Zum Lindenauer Bronzedepotfund gehören noch zwei Halsringe und ein Möriger Schwert, auf die im Bericht noch besonders hingewiesen wird. Kossinna, der nach der Mehrzahl der Stücke den Fund als Ganzes, der frühesten Eisenzeit zuschreibt, rechnet jene Halsringe und das Schwert der Periode V der Bronzezeit zu (Mannus Bd. 8; 1917, S. 73). Mehrere Herdstellen aus der frühen Eisenzeit wurden bei Dambitzen auf dem Exerzierplatz beim Ausheben von Schützengräben gefunden, in deren Nachbarschaft bereits 1915 ein wertvoller Bronzedepotfund gemacht wurde (veröffentlicht Mannus 9, S. 222ff.). An gleicher Stelle wurde 1918 ein Bodenstück eines römischen Terrasigillata-Gefäßes entdeckt mit dem Stempel TARVACF (Tarvac fecit), das von einem Töpfer aus Westerndorf, einer provinzialrömischen Töpferei in Südbayern, aus der Zeit von 200 nach Chr. stammt. Es ist das erste Gefäß dieser Art aus Westpreußen, in Ostpreußen haben sich solche an zwei Stellen gefunden, bei der Försterei Kl. Fließ (Kr. Labiau) und bei Osterode. Diese Gefäße sind auf dem Handelswege von der oberen Donau her nach dem Osten gekommen. Eingehend sind die Berichte über die Gräberfelder aus der Pruzzenzeit (5.—13. Jahrh. nach Chr.), besonders von dem Gräberfeld von Benkenstein-Freiwalde, in dem sich zahlreiche Pferdebestattungen in knieender Stellung vorfanden. Von besonderer Bedeutung sind ferner die planmäßigen Ausgrabungen der Altertumsgesellschaft zur Feststellung der umstrittenen Lage und der Baugeschichte des Elbinger Ordensschlosses, das bald nach der Gründung der Stadt Elbing (1237) erbaut und im Jahre 1454 von den Elbinger Bürgern völlig zerstört wurde. Es war das schönste Ordensschloß in Preußen nach der Marienburg und von 1251—1309 das Haupthaus des Ordens in Preußen. Entgegen den Ansichten von Toeppen über die Lage des Ordensschlosses wurden durch die Ausgrabungen die ältesten Baureste bei dem Erweiterungsbau der Altstädtischen Mädchenschule freigelegt. Auf dem Schulhofe wurde in 1,40 m Tiefe

Digitized by Google

ein Steinpflaster aus Kopfsteinen festgestellt, das sich unter dem größten Teile des heutigen Schul- und Turnplatzes hinzieht. Über diesem Pflaster lagen gewaltige Schuttmassen aus der Ordenszeit, Formsteine von Fenster- und Türgewänden, Gewölberippen, Gewölbeanfänger und zahlreiche Vierpaß- und Bogenfriesplatten von prächtigen Formen, die für das hohe Alter der Baureste Zeugnis ablegen. Ein glücklicher Fund einer Gewandfigur aus Ton, die einer der törichten Jungfrauen an der goldenen Pforte in der Marienburg völlig entspricht, aber größer ist, weist zusammen mit den anderen Funden auf ein ehemaliges Kapellenportal hin, das der ältesten Bauperiode des Elbinger Schlosses angehört (etwa 1250). Die zerstörte Kapelle bildete einen Teil des Ordenshauses selbst und lag an der Südseite des Schulhofes in der Nähe der mittelalterlichen Mauer. Diese erfolgreichen Untersuchungen des Jahres 1919 haben die Elbinger Heimatgeschichtsforschung außerordentlich gefördert. Mögen Behörden und Freunde der Altertumsforschung Mittel zur Fortsetzung dieser wertvollen Forschungen bereitstellen, damit diese zur sicheren Feststellung der Lage der einzelnen Burgteile und des Aussehens der ehemaligen Ordensburg Elbing führen! Ähnlich wichtige örtliche Untersuchungen in Verbindung mit sorgfältigen geschichtlichen Quellenforschungen gibt T. Müller in seiner Studie über den Ordenshof Vogelsang auf der Frischen Nehrung wieder. Er weist nach, daß diese an der Seeseite gefundenen Mauerreste und Gefäßbruchstücke der Ordenszeit angehören. Der Ordenshof Vogelsang gehörte zum Fischmeisteramt der Komturei Elbing, das schon 1339 erwähnt wird. Der Fischmeister von Elbing wohnte stets zu Vogelsang auf der Nehrung, von wo aus er die Aufsicht über die Fischerei auf der Nehrung, auf See und Haff und über die Fischerdörfer Pröbbernau und Kahlberg ausübte. Geschickt ist mit diesen Feststellungen die Frage eines früheren Nehrungstiefs bei Vogelsang verknüpft. Bei den angekündigten weiteren Forschungen nach diesem Tief möge man neben dem wichtigen Studium der Archive die Hinzuziehung eines Nehrungsgeologen nicht vergessen.

Berlin. Bergrat Dr. **Heß v. Wichdorff.**

Wiegers, Fritz, Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft. Abhandlungen d. Preuß. geol. Landesanstalt, N. F. H. 84. Berlin 1920. 210 S., 68 Textabb.

Verf. kommt einer Aufforderung der Direktion der Preuß. geol. Landesanstalt nach, „einen Bericht vorzulegen, ob und inwieweit das Ergebnis der prähistorischen Forschung bei der Kartierung der geologischen Landesanstalt künftig Berücksichtigung finden muß und welche Gebiete nach dieser Richtung hin besondere Aufmerksamkeit verdienen". Dieser Bericht liegt nun vor. Er ist dadurch, daß Verf. das Problem auf breiter Grundlage behandelt hat, zu einem Buch angeschwollen. Schade um die Arbeit, denn was an ihr richtig ist, haben schon andere vor W. gesagt und selbst in den Irrtümern ist er nicht immer eigenartig.

Da die Ansichten des Verf. aus seinen zahlreichen Veröffentlichungen bekannt sind, kann man sich kurz fassen.

Nach einer Polemik mit den Franzosen, als deren Frucht er gleich „zwei neue Kulturstufen" nach Hause bringt (was für oberflächliche Leute müssen die Forscher von Lartet und Mortillet an bis Boule, Commont usw. gewesen sein, wenn ein Nichtprähistoriker schon bei einer kurzen Reise in ihr Land solche Fehler aufzudecken in der Lage ist), wird die Stratigraphie deutscher Fundstätten behandelt und schließlich folgende chronologische Gliederung verfochten:

I. Eiszeit: Vorfaustkeilstufe		= Prä-Chelléen
1. Zwischeneiszeit	Halberstädter Stufe	= Chelléen
	Hundisburger Stufe	= Unteres Acheuléen
II. Eiszeit: Markkleeberger Stufe		= Oberes Acheuléen
2. Zwischeneiszeit: Weimarer Stufe		= Unteres Moustérien

Digitized by Google

III. Eiszeit: { Sirgensteiner Stufe = Oberes Moustérien
Willendorfer Stufe = Aurignacien
Predmoster Stufe = Solutéren
Thainger Stufe = Magdalénien
Frühe Nacheiszeit: Ofneter Stufe = Azilien

Die deutschen Namen werden deshalb gebracht, weil nach des Verfs. Meinung zwischen dem deutschen und französischen Paläolithikum nicht unwesentliche Unterschiede bestehen.

Wie ich schon vor langer Zeit dargelegt habe, ist diese auf dem Penckschen geologischen System aufgebaute Chronologie ganz unrichtig, weil es erstens kein warmes Moustérien gibt, wie Wiegers schon von G. de Mortillet hätte lernen können, und zweitens das Jung-Acheuléen nicht in das Maximum einer Eiszeit fällt. Alle Kulturen vom Acheuléen bis zum Magdalénien gehören vielmehr einer und derselben Glazialperiode an, deren beide Maxima lediglich durch die große Aurignacschwankung getrennt werden, aber nicht durch ein warmes Interglazial, wie er und die norddeutschen Geologen nach Penck noch immer glauben.

Die französische Bezeichnung der Kulturstufen durch deutsche Namen zu ersetzen empfiehlt sich nicht, da die Kulturen hier und dort in den großen Zügen übereinstimmen und es zu einer babylonischen Verwirrung kommen muß, wenn jedes Land eigene Namen gibt, etwa wie Rutot für Belgien. Übrigens möchte ich anmerken, daß die Namen Predmoster und Willendorfer Stufe, ersterer von M. Hoernes, letzterer von mir bereits vor vielen Jahren zum ersten Male gebraucht wurden, daß ich sie aber aus den eben angeführten Gründen später nicht mehr anwendete (s. Jahrb. f. Altertumsk. Wien 1909, Bd. III, S. 156). Einige sind zudem nicht zutreffend, z. B. Halberstädter Stufe für Chelléen, da in Halberstadt meines Wissens nur ganz unbedeutende und nicht typische Funde gemacht wurden. Ähnliches gilt von Hundisburg; Markkleeberg ist durch „Oberes Acheuléen" überhaupt falsch eingereiht, da es Moustérien ist. Weimar ist nicht „Unteres Moustérien", sondern Acheuléen und älter als Markkleeberg. Das „Obere Moustérien" „Sirgenstein-Stufe" zu nennen ist willkürlich, da dort alle Kulturen vom Moustérien bis Magdalénien liegen und das Aurignacien viel reicher vertreten ist als das Moustérien. Die wirklich zutreffenden Namensbezeichnungen aber sind, wie wir sahen, leider nicht vom Verf.

Wenn schließlich W. im letzten Abschnitte die Unzulänglichkeit der archäologischen Vorgeschichtsforschung und ihrer Methoden darzulegen bestrebt ist und den Standpunkt vertritt, daß sie eine geologische Wissenschaft ist, werden wir gerade durch die Arbeit inne, daß es nicht auf solche Wortklaubereien ankommt, sondern darauf, daß alle Wissenszweige zu Worte kommen, und daß man objektiv ihre objektive Sprache hört. Dann hört man aber etwas ganz anderes als der Verf. sowohl von der Geologie, als auch von der Paläontologie, Archäologie und Anthropologie.

Mit einigen Kenntnissen des norddeutschen Diluviums, der prähistorischen Typen und einer französischen Reise hat man noch lange nicht die Gewähr auf eine richtige Lösung der ebenso wichtigen als komplizierten Chronologiefrage des Eiszeitalters. Das zeigt der vorliegende Fall und es ist nur bedauerlich, daß Verf. mit solcher Hartnäckigkeit eine längst verlorene Stellung verteidigt. Damit wird der Wissenschaft kein Dienst erwiesen, im Gegenteile, solche Arbeiten belasten sie.

Wien. **J. Bayer.**

Gustaf Kossinna, Die Indogermanen. I. Teil: Das indogermanische Urvolk. VI + 79 Seiten mit 150 Textabbildungen und 7 Karten auf 6 Tafeln. Mannus-Bibliothek, Nr. 26. Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig 1921.

Als Kossinna vor bald 30 Jahren anfing, das vorgeschichtliche Material nach der siedlungsarchäologischen Methode, d. h. unter dem Gesichtspunkte der Abhängigkeit der

Digitized by Google

Kultur- und Menschengruppen zu verwerten, hat er einen Weg eingeschlagen, der zwar zu einem großen Ziel führt, der aber auch mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß hierbei Irrtümer manchmal nicht zu vermeiden sind. Diese beruhen aber nicht auf der Unhaltbarkeit der Methode — diese ist auf ihre Richtigkeit mehrmals erprobt worden — als vielmehr auf Mangel an verwertbarem archäologischem Stoffe. Durch die von Jahr zu Jahr fortschreitende Forschung, sei es durch neue Entdeckungen oder durch eine klarere Auffassung älterer Funde, ist aber die Möglichkeit vorhanden, die Irrtümer allmählich zu beseitigen und sichere Ergebnisse zu erreichen.

In der hier zu besprechenden Arbeit hat Kossinna eine Frage in Angriff genommen, die sozusagen den Kern von drei Wissenschaften — der Anthropologie, der Sprachwissenschaft und der Altertumsforschung — bildet; handelt es sich ja darum, den Ursitz und Herkunft der indogermanischen Völker zu finden. Mit der Indogermanenfrage, die ursprünglich von der Sprachwissenschaft aufgestellt worden ist, hat sich dann die Anthropologie oder die Rassenforschung eingehend beschäftigt. Hauptsächlich durch die Arbeiten von Kossinna ist als drittes Glied die Altertumsforschung hinzugekommen, und es scheint, als ob letzten Endes die Entscheidung von dieser Wissenschaft gebracht werden würde.

Seit 1895, da Kossinna den ersten Versuch machte, die indogermanische Frage mit Hilfe der siedlungsarchäologischen Methode zu beantworten, hat er im Laufe der Jahre dieselbe mehrmals aufs neue behandelt, wobei jede neue Arbeit einen Fortschritt gegen die ältere bedeutet. Die letzte Arbeit, „Das indogermanische Urvolk", gibt wohl auch nicht die endgültige Antwort hierauf, aber die Frage ist dadurch ihrer Lösung einen großen Schritt näher gebracht worden.

In drei einleitenden kurzen Abschnitten — I. „Sprachforschung und Urheimat", II. „Rassenforschung" und III. „Urfinnen und Urindogermanen" — gibt der Verf. in knapper Form die Ergebnisse der Sprach- und Rassenforschung wieder, wobei er aber seine persönliche Auffassung, die z. T. von der der herrschenden Meinung der Sprach- und Rassenforscher abweicht, vertritt. Unter anderm ist dies der Fall in bezug auf die Herkunft der Urfinnen oder, wie sie Kossinna jetzt nennt, der Vorfinnen, deren sprachliche Verwandtschaft mit den Urindogermanen von den Sprachforschern festgestellt, während ihre Urheimat ins Innere von Rußland verlegt worden ist. Diese Verwandtschaft erklärt Kossinna aus einem durch die Archäologie bezeugten gemeinsamen Ursprung oder m. a. W. durch die Angehörigkeit der Indogermanen und der Vorfinnen zu demselben Urvolk, von welchem sich die Vorfinnen im Laufe der die jüngere Steinzeit umfassenden Jahrtausende als Sondervolk abgetrennt haben und über Schweden und Finnland weit nach Rußland hinein gedrungen sind. Durch diese nach dem Osten vorgedrungenen Vorfinnen sind die unter der finnischen Bevölkerung mitunter beobachteten mongolischen Einschläge übermittelt worden. Um diese von Kossinna behauptete Rassenverwandtschaft und nicht nur Kulturgemeinschaft zwischen Indogermanen und Finnen zu verstehen, ist von Wichtigkeit zu bemerken, daß er betreffs der heutigen in Europa lebenden Rassen sich der Auffassung von Karl Felix Wolff anschließt, der das Drei-Rassenschema für Europa, wovon die kurzköpfige alpine Rasse asiatischen Ursprungs sein sollte, für unhaltbar erklärt und statt dessen zwei bodenständige europäische Rassenstämme — einen westeuropäischen und einen osteuropäischen — aufstellt. Jeder dieser beiden Rassenstämme ist zusammengesetzt aus einem langköpfigen und einem kurzköpfigen Zweig; beide sind in der Eiszeit entstanden, der westeuropäische in Frankreich, der osteuropäische in Rußland, aber getrennt durch die nach Mitteleuropa vorgedrungenen Eismassen. Hierzu kommt noch die langköpfige Mittelmeerrasse und die kurzköpfige armenoide. Aus dem westeuropäischen Stamm sind sowohl Indogermanen als auch Finnen hervorgegangen, und zwar die ersteren vorwiegend aus dem langköpfigen und die letzteren vorwiegend aus dem kurzköpfigen Zweig (vgl. Mannus 11/12, S. 254).

Im IV. Abschnitt, „Archäologie", der den Hauptteil des Buches bildet, werden die

Digitized by Google

vorgeschichtlichen Verhältnisse Nord- und Osteuropas, insoweit sie zur Beleuchtung der indogermanischen Frage beitragen, behandelt.

Die ältesten nachweisbaren Geräte aus Norddeutschland sind die Hacken und Dolche oder Lanzenspitzen aus Renngeweih, die besonders im Haveltone, aber auch an anderen Stellen — z. B. in Schleswig-Holstein und Dänemark — gefunden worden sind. Archäologisch gehören sie nach Kossinna dem späten Magdalénien an; der Ton, in welchem sie liegen, muß unmittelbar nach dem Abschmelzen des Eises der letzten nordischen Vereisung sich gebildet haben, d. h. in der Zeit der Entstehung der baltischen Endmoränen, die nach der absoluten Datierung etwa 15000—12000 vor. Chr. fällt. Die Leute, die diese Geräte hinterlassen haben, sind die unmittelbaren Nachkommen des ungeteilten westeuropäischen Rassenstammes, die aus dem Oberrheingebiet nach Norddeutschland ausgewandert sind.

In eine um einige Jahrtausende spätere Stufe der nordischen Spätglazialzeit — der Yoldiazeit — werden die sog. mandelförmigen Geräte aus Feuerstein gesetzt. Die Kultur der folgenden geologischen Periode, der Ancyluszeit, wird hauptsächlich gekennzeichnet durch ein starkes Überwiegen der Knochengeräte, die aber nicht mehr aus Renntierknochen, sondern aus den Knochen und Geweih vom Elch und Hirsch angefertigt werden. Der Feuerstein spielt trotz reichlicher Verwendung nur eine untergeordnete Rolle. Nach dem alten Fundort, Dobbertin in Mecklenburg, schlägt der Verf. für die Bevölkerung dieser Zeit den Namen die „Dobbertinleute" vor; sie gehören noch wie die vorigen dem nacheiszeitlichen Urvolk an, zusammengesetzt aus Kurz- wie Langschädeln. Diese seine Behauptung stützt er auf 5 der Ancyluszeit zugesprochene Schädelfunde, von welchen drei — die beiden kurzen sog. „Torfschädel" aus Spandau und Dömitz a. E. und der Grabfund von Plau i. Mecklb. — kurz sind. Zwei — am Pritzerber See, Kr. Westhavelland, aus Tonschichten gehoben, die Knochengeräte dieser Zeit enthielten — sind lang. Das Verbreitungsgebiet der Dobbertinbevölkerung streckt sich von Schleswig-Holstein im Westen bis nach Posen und Estland im Osten mit dem Schwerpunkt in Nordostdeutschland und auf den dänischen Inseln. „Die Sprache dieser Leute kann nur die fortentwickelte westeuropäische Sprache der Nacheiszeit gewesen sein; sicherlich noch agglutinierend."

In der Litorinazeit löste sich von der Dobbertinbevölkerung, die ihre Wohnplätze hauptsächlich an den Binnenseen und stillstehenden Gewässern hatte, ein überwiegend langköpfiger Teil ab, um sich an den Küsten und Inseln der Ostsee anzusiedeln. Diese Bevölkerung, deren Kulturhinterlassenschaft hauptsächlich aus dem älteren dänischen Muschelhaufen bekannt ist, nennt Kossinna nach dem bedeutendsten Fundort Ellerbek bei Kiel „Die Ellerbekleute". Dadurch, daß sie ihre ganze Kraft auf die Ausbildung der Technik des Feuersteins wenden, stehen sie im gewissen Gegensatz zu den Dobbertinern. Die Kern- und Spaltbeile, deren Vorstufen schon in der vorhergehenden Periode bekannt waren, entwickeln sich jetzt zur höchsten Vollendung und neue Typen kommen hinzu. Dagegen ist bei den Knochengeräten ein merkbarer Rückgang zu beobachten. Die Töpferei tritt jetzt zum ersten Male auf. „Die Ellerbeker werden so ein Volk für sich und müssen auch ihre Sprache rascher fortgebildet haben, als die beharrenden Dobbertiner." Kossinna sieht in ihnen deshalb die Vorindogermanen.

Außer einer Anzahl Schädeldecken aus Ellerbek, die noch nicht beschrieben worden sind, sind nur drei Schädel aus den dänischen Muschelhaufen bekannt. Von diesen sind zwei langköpfig und einer kurzköpfig.

Die Ellerbeker zeigen eine auffallende Ausbreitungskraft. Teile von ihnen ziehen nach Westen, wo sie über Belgien und Nordfrankreich bis zur Dordogne sich verbreiten und dorthin die nordische Zivilisation verpflanzen, die man das Campignien nennt. Desgleichen greifen sie nach dem südöstlichen England über.

Die Ellerbeker wie die Dobbertiner sind nicht über die Stufe des Jägers und Fischers hinausgekommen. Erst in einer späteren Periode der Litorinazeit, zur Zeit der jüngeren

Digitized by Google

dänischen Muschelhaufen, ist der gewaltige Fortschritt zu Ackerbau und Viehzucht gemacht worden. Nach einer entwickelten Form des Steinbeiles wird diese Stufe, die noch vor den Beginn der großen Steingräber fällt, die Periode des spitznackigen Beiles genannt. „Gleichzeitig wird wohl auch ein Sprung in der Entwicklung der Sprache eingetreten sein, die nun aus der vorindogermanischen Stufe zum vollentwickelten, rein flektierenden Indogermanisch fortschritt."

Während die Urindogermanen sich zu Indogermanen fortbilden, geht die Entwicklung der Zivilisation und Bevölkerung der Dobbertiner weiter, vornehmlich bezeichnet durch das unter den Einfluß des Ellerbeker Feuerstein-Kernbeiles entstandene Lihult- oder Nöstvetbeil und dessen spätere Nachkommen, das rundliche Walzenbeil. Diese Zivilisation, von den nordischen Forschern die Wohnplatzzivilisation genannt, bezeugt ihren Zusammenhang mit der Zivilisation der Ancyluszeit hauptsächlich in dem Fehlen von Ackerbau und Haustierzucht, durch ihre Vorliebe für reichliche figürliche Ausschmückung und durch das zähe Festhalten an Knochengeräten. Als Sprache der Leute der Wohnplatzzivilisation nimmt Kossinna die vorfinnische an, entsprechend der vorindogermanischen bei den Ellerbekern.

Die Wohnplatzzivilisation ist gleichzeitig mit den älteren und mittleren Ganggräbern. In der jüngeren Ganggräberzeit erfolgt aber ein plötzlicher Abbruch derselben in Süd- und Mittelschweden. Im Laufe der mittleren Ganggräberzeit ist nämlich die vorfinnische Wohnplatzbevölkerung unter dem Druck der vom Süden her vorrückenden indogermanischen Megalithbevölkerung nach Schwedisch-Norrland vorgedrungen, wo sie die Schieferindustrie schuf. In der jüngeren Ganggrabzeit wendet sich ein Teil nach dem Drontheimsfjord und nordwärts an der norwegischen Küste entlang, ein anderer nach Nordostfinnland, wo jetzt die nordostfinnische Kultur entsteht, u. a. bekannt durch gewaltige Hacken und Meißel aus Schiefer und die finnische sog. Kammkeramik. In diese Zeit fallen auch die nordskandinavischen Felsenzeichnungen in Jämtland und an der norwegischen Küste.

In Südwestfinnland und Schweden ist aber noch eine weitere Zivilisation vorhanden, die Bootaxt- oder Einzelerdgrabzivilisation. In der schwedischen Bootaxtzivilisation, deren erste Anfänge schon in der Zeit des spitznackigen Beiles auf Jütland auftritt, sieht Kossinna das Ergebnis einer Mischung urindogermanischer und vorfinnischer Bevölkerung, die er mit dem Namen Finnoindogermanen belegt. Ob aber der westfinnische Zweig, die Alastarogruppe, von Südostschweden oder Nordostdeutschland stammt, ist vorläufig nicht entschieden. Kossinna neigt der letzten Auffassung zu.

Wie stellt sich nun die Anthropologie zu den Gegensätzen in der nordischen Steinzeitkultur? Aus den nordischen Ländern ist ein ziemlich reichhaltiges anthropologisches Material wissenschaftlich untersucht worden. Diese Untersuchungen haben gezeigt, daß, wenn auch der Hauptbestandteil der nordischen Steinzeitbevölkerung langschädlig ist, sie jedoch einen ziemlichen Bestandteil Kurzköpfe aufzuweisen hat. Ist man aber hieraus berechtigt, zu behaupten, daß man mit zwei verschiedenen Rassen zu tun hat, die die Träger der verschiedenen Zivilisationen gewesen sind, und zwar so, daß die nordindogermanische Megalithkultur hauptsächlich von den langschädeligen, die vorfinnische Wohnplatzkultur hauptsächlich von dem kurzschädeligen Zweig getragen worden ist? Kossinna tut es; jedoch mit einer gewissen Einschränkung, die ich wörtlich anführen möchte (S. 46). „Bei den beiden so verschieden entwickelten Kulturen ..... handelt es sich eben in erster Linie um den scharfen Gegensatz zweier Völker, um eine Rassenverschiedenheit nur insofern, als die Mischung der beiden Bestandteile der westeuropäischen Rassengruppe in jedem der beiden Völker eine verschiedene ist, wohl auch im Fortgange der Zeiten ungleiche Veränderungen erfährt."

Am Schlusse der Steinzeit verbreitet sich die ostfinnische Kammkeramik über große Teile des Inneren von Rußland bis zum Kaukasus und über den Ural nach Westsibirien.

Digitized by Google

Diese große Ausbreitung der betreffenden Keramik bringt der Verfasser in Zusammenhang mit der Ausbreitung der Vorfinnen nach Osten und Südrußland.

Gleichzeitig mit der vorfinnischen gibt es in Rußland — an der Oka und in dem nördlich von dieser belegenen Gebiet der oberen Wolga — noch eine zweite Zivilisation, die Fatjanow-Zivilisation, die, in ihrem Hauptbestandteil vom Weichselgebiet stammend, sich als ein indogermanischer, und zwar ein nordindogermanischer Überguß über die vorfinnische Kultur Rußlands ausbreitete. An das Gebiet der Fatjanow-Kultur schließt sich im Osten das Gebiet der ostrussischen Kupferzivilisation. Aus der Berührung der vorfinnischen mit dieser letzten Zivilisation, die durch einen reichen Inhalt an Kupfergeräten ihre südlichen Verbindungen bekundet, ist die Übernahme indo-iranischer Lehnworte in das gesamte Finno-Ugrische in Verbindung zu setzen. Während die Fatjanow-Zivilisation am Ende der Steinzeit ohne jede Fortsetzung abbricht, setzt sich die russische Kupferzivilisation durch die ganze Bronzezeit und frühe Eisenzeit, die Zeit der „Gorodischtsche" hinein fort. „Es wird also wohl das ostrussische Kupfer- und Bronzegebiet sein, daß, rein finno-ugrisch geblieben, den indo-iranischen und sehr bald den rein iranischen Einfluß vom Kaukasus her empfängt und allen Finno-Ugriern mitteilt. Die Ausdehnung dieses Gebietes nach Westen hin in der Gorodischtsche-Zeit könnte vielleicht den baltisch-littauischen Zivilisationseinfluß über die West- und Wolgafinnen herbeigeführt haben, während wenig später die Westfinnen allein dem skandinavisch-germanischen Zivilisations- und Kultureinstrom sich öffneten. .....Die frühesten erkennbaren germanischen Einflüsse zeigen sich erst im 2. Jahrh. nach Chr. und dringen nicht über Schweden, sondern über Estland nach Finnland vor."

In die Zeit der alten Dolmen, als die Nordindogermanen sich von den Urindogermanen absonderten, setzt Kossinna auch den Beginn der bandkeramischen Donauzivilisation, die er den Südindogermanen zuschreibt. Damit hat sich die Einheitlichkeit des indogermanischen Urvolks aufgelöst. Später rücken beide Zivilisationen wenigstens räumlich eng zusammen, und damit beginnt die Periode des Gemein-Indogermanischen.

Zu diesem Inhalt, der in knapper aber klarer Form dargestellt ist und dessen Hauptzüge ich hier wiederzugeben versucht habe, kommt eine reiche Fülle gut gewählter, vortrefflicher Abbildungen nebst mehreren Karten, die dazu beitragen, den Text zu erläutern und die z. T. auch Beweise für die gemachten Behauptungen liefern. Die Hauptergebnisse der Arbeit sind in einer übersichtlichen Tabelle zusammengestellt. Als besonderes Verdienst ist hervorzuheben, daß die Ergebnisse der meistens in den nordischen Sprachen veröffentlichten Untersuchungen über die schwedische und nordosteuropäische Steinzeit, ebenso wie die der Anthropologie in Schweden und Dänemark für die deutsche Forschung dargestellt worden sind.

Es muß als eine geniale aber auch kühne Tat bezeichnet werden, die Lösung der indogermanischen Frage auf vorgeschichtlichem Wege zu suchen. Nur ein Forscher, der das große, oft schwer zugängliche und z. T. auch wenig geklärte Material so völlig beherrscht wie Kossinna, kann sich dieses Wagnis erlauben; ein solcher auch nur dann, wenn ihm eine sichere Arbeitsmethode zur Verfügung steht. Erst dadurch ist es möglich, dort Wege zu finden, wo andere nur eine undurchdringliche Wildnis sehen würden. Manche Zusammenhänge und Schlußfolgerungen, die zum Verständnis des Ganzen nötig sind, werden wohl auch mehr geahnt, denn als wirklich bewiesen zu betrachten sein. Hier liegt die Stärke, aber auch die Schwäche einer Arbeit wie die vorliegende. Manche Behauptung, die Kossinna aussagt, entbehrt wohl eines sicheren Beweises, aber so lange es nicht bewiesen ist, daß die angegebenen Gründe zu entgegengesetzten Schlußfolgerungen als die daraus gezogenen, führen, sondern sich in den Gesamtrahmen einordnen lassen, muß es berechtigt sein, sie zu verwenden. Es sind aber noch viele Einzeluntersuchungen nötig, ehe die indogermanische Frage als endgültig geklärt betrachtet werden kann. Das verringert aber nicht das Verdienst desjenigen, der zuerst das Ziel und die dahinführende Wege gezeigt hat.

Halle a. S. **Nils Niklasson.**

Digitized by Google

V. Nachrichten.

Unsere Mitglieder, die Herren **Wilhelm Rehlen** in Nürnberg und **Heinrich Maximilian Stahel,** Fabrikbesitzer in Bielefeld und Berthelsdorf, wurden wegen ihrer hervorragenden Verdienste um unsere Gesellschaft bei Gelegenheit der siebenten Hauptversammlung am 18. April vom Gesamt-Ausschuß einstimmig zu **Ehrenmitgliedern** der Gesellschaft ernannt.

Unsere neuen Ehrenmitglieder beantworten die Mitteilung ihrer Wahl mit folgenden Dankschreiben:

Nürnberg, den 22. April 1922.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Hocherfreut über die mir gewordene große Ehrung sage ich Ihnen und den Teilnehmern an der letzten Tagung meinen herzlichen Dank.

Die Ehrung, in Form der Ernennung zum Ehrenmitgliede Ihrer Gesellschaft war eine große Überraschung für mich und nehme ich sie mit Vergnügen und dankbar an.

Ich werde auch ferner Ihnen Herr Geheimrat nach Möglichkeit helfend zur Seite stehen.

Es war mir ein großes Vergnügen, daß ich Ihnen persönlich eine Freude machen konnte, dem Manne, der sich um die von mir so sehr geliebte Spezialwissenschaft so große Verdienste erworben hat, denen ich von jeher bewundernd und lernend meine dankbare Anerkennung zollte.

In freundschaftlicher Verehrung

Ihr sehr ergebener

W. Rehlen.

Bielefeld, Berthelsdorf, 22. Mai 1922.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Nachdem der Gesamt-Ausschuß der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte völlig überraschend meine Ernennung zum Ehrenmitgliede vollzogen hat, sage ich meinen herzlichsten Dank, damit die erhebende Verpflichtung für mich verbindend, solche hohe Ehrung auch zu verdienen.

Ich empfinde es als allerhöchste Vaterländische Allgemeine Pflicht, in wahrhaftigem, streng wissenschaftlichem Streben den Manen unserer Vorzeiteltern und unseres germanischen Volkes in unseren Eigenen Siedelungen vor allem nachforschend, deren Erdenwandelungen in breitesten Volksschichten aufzuklären und Unserem Eigenen Deutschen Volke Einmal Erst gerecht zu werden; Entgegen allen fremden Bestrebungen, welche, nur im Auslande ihre

Digitized by Google

Vorbilder findend, die Eigene Art verderben, Unseren Kampfsinn schwächen und fremden Eindringlingen gar — Denkmäler — setzen!

Herrn Geheimrat, unserem Meister der Ausgrabungs-Wissenschaft, mit dem Ausdruck ganz besonderen Dankes und unbeschränkter Verehrung,

Viel getreuer
Heinrich Maximilian Stahel,
aus dem Geschlechte der Are zu Hochstaden.

Der Vorsitzende unserer Gesellschaft Geheimer Regierungsrat Univ.-Professor Dr. Gustaf Kossinna wurde von der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig aus Anlaß der 50. Wiederkehr des Gründungstages ihrer Sachabteilung für Vorgeschichte am 3. Mai zum korrespondierenden Mitgliede erwählt.

Die Mitglieder unseres Gesamtausschusses Rektor C. Rademacher, Leiter des Prähistorischen Museums in Köln, und A. Günther, Leiter des Städtischen Museums in Koblenz, sind zu Museumsdirektoren im Hauptamt ernannt worden. Wir begrüßen diese Ernennungen mit besonderer Freude, einmal um der Personen willen, dann weil sie im besetzten Gebiete erfolgt sind, namentlich aber deswegen, weil sie weitere Schritte auf dem Wege bedeuten, die Vorgeschichte auch in den Museumsverwaltungen völlig selbständig zu machen und ihr die gebührende Vorzugsstellung innerhalb der Heimatforschung einzuräumen. — Herrn Museumsdirektor Günther in Koblenz, der am 26. Februar ds. J. seinen 60. Geburtstag feierte, sprach der Vorstand unserer Gesellschaft herzlichste Glückwünsche dazu aus.

Der Kustos an der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde zu Berlin, unser Mitglied Prof. Dr. Alfred Götze, ist zum Vertrauensmann für die vorgeschichtliche Denkmalpflege in der Mark Brandenburg ernannt worden.

Todesfälle.

Von unseren Mitgliedern sind verstorben:
Dr. A. C. Reichard zu Berlin;
Privatlehrer A. Schubandt zu Burg bei Magdeburg;
Geh. Regierungs- und Baurat Schunk zu Moselkern;
Notar Palliardi zu Mährisch-Budwitz in Mähren († 12. 3. 1922);
Professor Dr. phil. Otto Olshausen zu Berlin († 10. 1. 1922).

Otto Olshausen †.

Am 10. Januar 1922 entschlief zu Berlin im 82. Lebensjahre Professor Dr. Otto Olshausen. „Ein sanfter Tod erlöste ihn von den Beschwerden des Alters", heißt es in der von seinem überlebenden Bruder, dem früheren Reichsgerichts-Senatspräsidenten Justus v. Olshausen, herrührenden Todesanzeige. Die letzten Jahre hatte er infolge von Lähmungen am geistigen Leben keinen Anteil mehr nehmen können und auch die Mitgliedschaft bei unserer Gesellschaft aufgeben müssen.

O. war 1840 zu Kiel geboren als Sohn des berühmten Orientalisten Justus Olshausen, der damals Universitätsprofessor in Kiel war, dann nach seiner Vertreibung durch die Dänen seit 1853 in Königsberg, endlich in Berlin gewirkt hat, und war ein Bruder sowohl des genannten Juristen, wie auch des verstorbenen hervorragenden Frauenarztes Olshausen in Berlin. Er hatte Chemie studiert, war dann längere Zeit in westfälischen

Digitized by Google

Fabriken tätig und hatte hier zwar eine äußerlich glänzende Stellung inne, war aber mit der Art des Geschäftsbetriebs innerlich so wenig einverstanden, daß er um 1880 seinen Beruf aufgab und nach Berlin übersiedelte. Hier fand er 1881 Anschluß an die Berliner anthropologische Gesellschaft, in der er seit 1886 als Schriftführer tätig war (bis 1896), nachdem er schon 1883 in den „Verhandlungen" dieser Gesellschaft eine durch Gründlichkeit und strenge Methode von den damals bei der Prähistorie in Deutschland üblichen Forschungsart aufs vorteilhafteste und wohltuendste abstechende Abhandlung über „Zinngeräte aus Gräbern" hatte erscheinen lassen (vgl. auch ebenda 1884, S. 516 ff.). Diese Grabfunde aus Zinn hatte er teilweise Hügelgräbern der wenig durchforschten Nordseeinsel Amrum entnommen, die er seit 1882 systematisch untersuchte. Stets in Anknüpfung an diese Fundstücke hat er dann in den Berliner „Verhandlungen" eine lange Reihe von Abhandlungen veröffentlicht, die sich alle durch Stoffkenntnis, scharfe Beobachtung der Gegenstände und eine ungemein sorgfältige Heranziehung und Ausnutzung der Literatur, neuerer wie älterer, auszeichnen. Was man hier vermißt, ist eine intime Kenntnis der Museumsbestände, an deren Stelle bei O. ein ausgedehnter Briefwechsel mit den Museumsvorständen tritt, der aber doch jene Lücke niemals ganz ersetzen kann. In diesem Punkte konnte O. sich mit dem unbedingt hervorragendsten deutschen Vorgeschichtsforscher des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts, mit Otto Tischler in Königsberg, der die Museen ganz Europas bereist und eingehendst studiert hatte, nicht entfernt messen. Immerhin nimmt O. ebenso unbedingt die zweite Stelle in der Rangordnung der damaligen deutschen Prähistoriker ein.

Von jenen Abhandlungen in den „Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaften" nenne ich außer der schon oben aufgeführten von 1883 folgende: „Technik alter Bronzen" (1885, S. 410 ff.); „Das Triquetrum" (1886, S. 277 ff.); „Spiralringe" (1886, S. 433 ff.); „Neue Alsengemmen" (1887, S. 688 ff.); „Korallen-Einlagen" (1888, S. 140 ff.); „Zur Kenntnis der Schnallen"; „Beitrag zur Geschichte des Reitersporns", „Bemerkungen über Steigbügel" (1890, S. 180 ff.); „Der alte Bernsteinhandel der cimbrischen Halbinsel und seine Beziehungen zu den Goldfunden" I, II (1890, S. 270 ff.; 1891, S. 286 ff.); „Im Norden gefundene vorgeschichtliche Trompeten" (1891, S. 847 ff.); „Hornsubstanz in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" (1891, S. 448 ff.); „Leichenverbrennung" (1892, S. 129 ff.); „Die angeblichen Funde von Eisen in steinzeitlichen Gräbern" (1893, S. 89 ff.); „Zur Vorgeschichte Helgolands" (1893, S. 500 ff.); „Eine Aucissa-Fibel aus Rheinhessen" (1897, S. 286 ff.); „Kröhnkes chemische Untersuchungen vorgeschichtlicher Bronzen Schleswig-Holsteins" (1897, S. 344 ff.); „3 angebliche Eisenobjekte aus der zweituntersten Ruinenschicht von Hissarlik" (1897, S. 500 ff.); „Über Gesichtsurnen" (1899, S. 129 ff.); „Beitrag zur Geschichte des Haarkammes" (1899, S. 169 ff.); „Das Gräberfeld auf dem Galgenberge von Wollin" (1899, S. 217 ff.); „Die Zeitstellung der Schwanenhalsnadeln und der Gesichtsurnen" (1902, S. 198 ff.). — Weitere Aufsätze in der „Zeitschrift für Ethnologie": „Untersuchungen über baltischen Bernstein und andere fossile, bernsteinähnliche Harze" (mit F. Rathgen) (1904, S. 153 ff.); „Eisen im alten Ägypten" (1905, S. 85 ff.); „Die Erfinder der Eisentechnik" (1907, S. 369 ff., 691 ff.); „Eisengewinnung in vorgeschichtlicher Zeit" (1909, S. 60 ff.).

Schon diese Titelaufzählung zeigt, wie stark seine Vorbildung als Chemiker auch bei Olshausens Arbeiten zur Vorgeschichte hindurchleuchtet. Namentlich waren es die Stoffe, aus denen die Vorzeitgegenstände gearbeitet worden sind, die ihn zur Untersuchung reizten, so die Hornmasse, die Metalle, Gold, Zinn, Bronze, Eisen, besonders die früheste Eisengewinnung, endlich der Bernstein. Er war es auch, der, neben Tischler, uns damals jüngere Prähistoriker mit der „Tidsbestämning" von Montelius zuerst bekannt machte.

Einen zusammenfassenden Bericht über seine Grabungen auf Amrum, worin naturgemäß vieles aus seinen Einzelabhandlungen hierüber wiederholt wird, gab er leider

Digitized by Google

erst kurz vor seinem Lebensende in dem Werke: „Amrum, Bericht über Hügelgräber auf der Insel, nebst einem Anhange über die Dünen". Berlin 1920. Die wertvolle Sammlung seiner Funde hat er der Vorgeschichtlichen Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde als Geschenk übergeben.

Persönlich war O. ein Mann von sehr strengen Grundsätzen und Überzeugungen, dem die Wahrung des Rechtsstandpunktes — so wie er ihn auffaßte — über alles ging. Für Kompromisse war er nicht zu haben. Und da das Leben nun einmal allenthalben solche verlangt, wenn ein Zusammenarbeiten mehrerer Köpfe und Sinne möglich werden soll, so entsagte er, um andauernden Reibungen aus dem Wege zu gehen, allmählich jeder Gemeinschaftsarbeit im Vorstande der Berliner anthropologischen Gesellschaft, in der Sachverständigen-Kommission des Berliner Museums usw. — Politisch huldigte er streng liberalen, demokratischen Anschauungen; nationale Regungen habe ich, der ich mit ihm lange Jahre viel verkehrt habe, kaum bemerkt. Als unsere Gesellschaft im Jahre 1913 bei der Beratung einer neuen Satzung ihren ersten Namen „Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte" auf fast einstimmigen Wunsch in „Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte" änderte, wurde der mitberatende O. höchst erregt und, trotzdem ich sogleich versichert hatte, daß eine Namensänderung für die künftige Geschäftsführung und den Inhalt des „Mannus" nicht die geringste Änderung nach sich ziehen würde, sprach er von „alldeutschen" (!) Bestrebungen und mied fortan die Sitzungen und Ausflüge unserer Gesellschaft. Nichtsdestoweniger blieb zwischen ihm und mir das alte Verhältnis gegenseitiger Hochachtung der wissenschaftlichen Persönlichkeit unangetastet bestehen. Leider hat O. in den letzten 15 Jahren der emsigen Arbeit in unserer Wissenschaft fast ganz entsagt, da er seine Haupttätigkeit der Leitung eines evangelischen Schwesternhauses zuwandte, dessen Gedeihen ihm als ein auch politisch dringendes Bedürfnis erschien.

Sein Name wird unter den Fachgenossen vom Ende des 19. Jahrhunderts, die im allgemeinen dem deutschen Namen keine besondere Ehre machten, als Stern erster Größe hervorleuchten, der neben Otto Tischlers Namen und den skandinavischen Leuchten jener Zeit sich mit Ehren sehen lassen kann. G. Kossinna.

Entgegnung.

Dr. O. Hauser hat eine Flugschrift unter dem Titel „Die Urzeitforschung auf Abwegen (eine französische Jesuitenfiliale in Wien)" in Umlauf gebracht, in der er behauptet, daß ich das Institut für Eiszeitforschung in Wien mit monakensischem oder französischem Gelde gegründet hätte, und zwar als „Lohn für die unverantwortliche Verwirrung", die ich nach seiner Ansicht in die „Diluvialforschungsgrundlagen" getragen habe.

Demgegenüber stelle ich fest:

Ich habe für das Wiener Eiszeitinstitut weder von dem Institut de Paléontologie humaine zu Paris, mit dem ich in keinerlei Verbindung stehe, noch von anderer ausländischer Seite Geld erhalten; ein Zusammenarbeiten mit dem genannten Institut zu dem Zwecke „die Urmenschen- und die Wahrheitsforschung auf den gottgefälligen Weg zu bringen" würde schon deshalb auf Schwierigkeiten stoßen, weil die wissenschaftlichen Ansichten der französischen Schule und die meinen bekanntlich sehr wesentlich auseinandergehen. Allerdings wird sich nun nach dem Zusammenbruch des Penckschen 4 Eiszeit-Systems, hoffentlich schon in naher Zukunft, eine einheitliche Auffassung unter Zugrundelegung meines Biglazialismus ergeben.

Was schließlich die Bewertung meiner wissenschaftlichen Tätigkeit durch Hauser betrifft, stehe ich ihr gefaßt gegenüber, da ich ihn lediglich als Antiquitätenhändler ernst nehme.

Wien, 22. Mai 1922. Bayer.

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Die Chronologie der Germanengrabfelder in der Umgebung von Köln.

Von Erich Rademacher, Reg.-Baurat, Trier.

Mit Tafel V—XIII.

Zum Eingang.

Dem Andenken meines Großvaters, des Lehrers Josef Rademacher zu Altenrath im Siegkreis, der als erster die Hallstatthügelgräber unserer Gegend untersuchte und als korrespondierendes Mitglied des Wetzlarschen Vereins für Altertumskunde über sie schrieb, widme ich diese Arbeit. Er suchte in ihnen, dem damaligen Stande der Wissenschaft entsprechend, die Hinterlassenschaft der Germanen im Rheinland. Als Gräber einer vorgermanischen Bevölkerung sind sie seitdem hauptsächlich durch die Tätigkeit des Prähistorischen Museums in Köln erkannt, und als Beitrag zur Kenntnis der wirklichen Germanen unseres Gebietes möge die folgende Arbeit einiges Licht in deren bisher so dunkle Geschichte bringen.

März 1921. **E. R.**

Zur Einleitung der vorliegenden Untersuchung mögen zwei Abbildungen eines neuentdeckten Germanenkopfes dienen. Das Original gehört dem Wallraf-Richartz-Museum in Köln, wo es Herr Kirchenmaler Tholen in einem Winkel auffand. Das Museum ist zur Zeit ohne Direktor und eine Nachfrage ergab, daß der verstorbene Direktor Poppelreuter den Kopf als römische Arbeit anerkannte, ihn aber als nichtrömische Darstellung unbeachtet ließ. So fristete er in einem Fensterwinkel sein Dasein. Der Kopf hat Lebensgröße und besteht aus grauem Kalkstein. Die Arbeit ist nachlässig, aber außerordentlich sicher und treffend. Sie zeigt den bekannten, langgesichtigen, schönen Germanentypus, wie wir ihn vor allem von den Basternendenkmälern kennen, und hat den großen Haarknoten der Sweben getragen, der leider wie so oft abgeschlagen ist. Eine erhebliche Ähnlichkeit liegt vor mit der im Mannus I, S. 277 von A. Hekler veröffentlichten und

Digitized by Google

abgebildeten Bronzebüste von O. Szöny (Brigetio) in Ungarn. Diese zeigt auch den sehr großen Haarknoten, wie ihn, nach der Bruchfläche zu schließen, der Kölner Kopf getragen hat. Für die Entstehungszeit möchte ich nach Darstellungsweise und Technik kein Urteil abgeben, aber ich glaube infolge der flüchtigen Arbeit nicht an sehr frühe Entstehung. Ein Abguß hat in unserem Museum Platz gefunden (Prähistorisches Museum, Köln, Bayenturm). Taf. XII.

Der Kopf ist ganz sicher stadtkölnischer Fund, da sonstige Gegenstände überhaupt nicht in das Wallraf-Richartz-Museum gelangen. Er stammt bestimmt von einem Bauwerk, wie der rückseitige Bruch beweist. Wen soll sich nun der Künstler zum Vorbild genommen haben? Jedenfalls ist der Kopf ein Hinweis auf den Germanenstamm, der den Bewohnern der Colonia Claudia ara Agrippinensium als der wichtigste erschien, und er ist deshalb von besonderer Bedeutung.

Es kann sich zunächst allgemein auf die Sweben als den größten und mächtigsten Germanenstamm beziehen und andererseits auch auf die Köln gegenüber wohnenden Germanen, die doch für die Stadt stets von größter Bedeutung gewesen sein müssen. Bei Martial, der gegen Ende des ersten Jahrhunderts schrieb, heißt es in den Epigr. Spectacula, 3, 1ff. Crinibus in nodum torti venere Sicambri . In 5, 37 spricht er geradezu von Rhenique nodos. Das erklärt sich natürlich aus den früheren Zuständen, denn damals saßen die Sugambrer seit 80—90 Jahren auf dem linken Rheinufer, als Cugerner, und waren ohne Bedeutung. Martial sowohl wie Claudianus und Sidonius nennen aber die Bewohner des alten Sugambrerlandes gegenüber Köln noch so.

Diesem Vers des Martial folgend könnte man also unseren Kopf auf die Nachbarn Kölns beziehen und zu der Vermutung gelangen, daß dort nach dem Aufgeben der römischen Eroberungspolitik swebische Stämme saßen. Aber derartige dichterische Überlieferungen sind ja reichlich unzuverlässig.

Hohe Zeit ist es, daß von den vielen Funden des Kölner Museums aus germanischer Zeit wenigstens eine teilweise Veröffentlichung herauskommt.

Die großen Ausgrabungen sind schon 1911 unternommen und dauerten bis 1913. Die Verarbeitung nahm ziemliche Zeit in Anspruch und der Krieg verhinderte das Weitere. Seit dieser Zeit sind vor allem die Eisenfibeln, die mit starkem Chlorgehalt aus der Erde kamen, trotz monatelangen Wässerns und sorgfältigster Behandlung mit Paraffin z. T. erheblich zu Schaden gekommen, so daß sie genau aufgenommen werden mußten. Aus dieser Arbeit erwuchs die vorliegende Untersuchung, indem sich langsam eines an das andere reihte. Alle Funde zu veröffentlichen war unmöglich.

Erstens wäre der Umfang der Arbeit zu groß geworden und zweitens war unter den jetzigen Verhältnissen das Abbildungsmaterial nicht zu beschaffen. Es wurde also folgender Weg der Veröffentlichung gewählt: Diese Untersuchung bringt das chronologisch Wichtige im Zusammenhang, handelt in ge-

Digitized by Google

sonderten Abschnitten über germanische, belgische, römische Keramik, Fibeln, Münzen und enthält eine Auseinandersetzung mit der antiken Überlieferung.

Eine zweite Arbeit von F. Springensgut-Köln, dem das Museum die Auffindung und tadellose Aufdeckung der großen Grabfelder bei Rheindorf dankt, soll die eigentlichen Fundumstände, Grabanlagen und Beobachtungen bei der Ausgrabung usw. besprechen. Ein dritter Teil wird dann die Kleinfunde, die in dieser Arbeit nicht erwähnt sind, und deren sind ganz außerordentlich viele, genauer vorführen.

Zur Geschichte der Ausgrabungen möchte ich hier nur einige kurze Bemerkungen machen. 1911 kam ein Landmann aus der Wahner Gegend zum Museum und berichtete, daß er im Scheuerbusch bei Wahn ein Grabhügelfeld entdeckt und schon eine Reihe von Urnen gefunden habe. Dabei habe er auch „rote Scherben mit Figuren" bei den Urnen aufgenommen. Diese roten Scherben waren solche römischer terra sigillata-Bilderschüsseln! Um diese Raubgräberei zu verhindern, setzten wir uns sofort mit dem Besitzer des Waldes, Freiherrn von Eltz auf Haus Wahn, in Verbindung, der die Nachgrabung, die dann hauptsächlich durch den Berichter erfolgte, in dankenswertester Weise gestattete. Leider war in den Grabhügeln schon ziemlich gehaust. Den größten Teil der Hallstattgefäße kaufte das Kölner Museum wieder zusammen, einiges gelangte in das Provinzial-Museum Bonn.

Beim Durchgraben der Hügel fanden sich nun auch andere Dinge als Hallstatturnen, die ein Arbeiten zwischen den Hügeln nötig machten. Leider war die Arbeit durch den jungen Kiefernbestand, der natürlich nicht beschädigt werden durfte, sehr behindert. Wohngruben der Untergrombacher Keramik mit Mahlsteinen, Tontellern, Schöpfgefäßen, Tulpenbechern wurden aufgedeckt; leider sind diese Funde recht spärlich. Dann fand sich auf einem Hügel eine tiefschwarz gefärbte, kesselförmige Brandgrube, darin ein Fußbecher des später zu besprechenden Wahner Typus und terra sigillata-Scherben: das erste richtig beobachtete Germanengrab unserer Gegend. Die Brandgrube hatte 1 m Durchmesser, etwa 60 cm Tiefe. 20 cm tiefer lag das Hallstattbegräbnis des Hügels, eine schöne, graphitbemalte Urne mit Deckel und Beigefäß. So war das Zusammenfinden von Hallstatt- und provinzialrömischer Keramik erklärt. Bei weiterer Arbeit fanden sich nun auch die Brandgruben zwischen den Hügeln, einmal 6 nebeneinander auf einer Sandwehe. Offenbar war der Platz ohne Rücksicht auf die Hügel belegt worden.

Das waren die ersten Funde, die lange Zeit, obwohl ja ihre Zugehörigkeit zu den Germanen und ihre Zeitstellung durch ihre belgische und römische Keramik und die Fibeln wohl bekannt war, doch aus Mangel an Material unverstanden blieben.

Dann kamen die Funde von Niederpleiß. Durch eine gemeinsame Ausgrabung mit dem Mayener Geschichtsverein wurden die Gräber von Ettringen und Kottenheim bei Mayen aufgedeckt. Dann gelangten die Funde

Digitized by Google

aus den Quarzitgruben in das Museum, und endlich kam 1912—1913 die große Ausgrabung von Rheindorf, wo leider das Grabfeld an wichtigen Stellen schon vor 50 Jahren angegraben war. Diese Ausgrabung, wie auch die Funde waren bis auf eine kurze Notiz völlig vergessen, und es ließ sich auch fast nichts ausfindig machen. Andere Funde stellten sich noch ein, und so ist langsam ein außerordentliches Material zusammengekommen, das sehr schwierig zu bewältigen ist, und in der heutigen Zeit nur in Abteilungen veröffentlicht werden kann.

Zu den Fundumständen habe ich hier nur zu bemerken, daß es sich bei allen Funden ausnahmslos um Brandgruben ohne jede erkennbare Spur eines Hügels handelt. Die Gruben sind rund, oval, quadratisch, unregelmäßig. Beisetzung in Holzgefäßen und Kisten kommt vor. Nur zum Teil haben sie Knochenbehälter. Tierknochen kommen vor, von Vogelarten bis zum Pferd, letzteres aber nur einmal und nicht als Reitpferd. Die Tiefe schwankt von 60—100 cm. Diese Verhältnisse wird Herr Springensgut in seinem Fundbericht erläutern. Die Gräber liegen stets in größeren Feldern beisammen mit durchschnittlichen Grabentfernungen von 1—20 m. Anlagen in Reihen kommen nirgends vor. Die ausgedehntesten Felder sind Rheindorf und Niederpleiß.

Am Schlusse des Textes ist eine Tabelle angefügt, die die wichtigeren Gräber mit ihren Funden zusammenstellt.

Bezüglich der Bezeichnungen für die einzelnen Zeiten habe ich mich folgenden Schemas bedient:

Frühe Latènezeit	T 1	500—300
Mittlere Latènezeit	T 2	300—100
Späte Latènezeit	T 3	100—0
Frühe Kaiserzeit	K 1	0—180/200
Späte Kaiserzeit	K 2	180/200—350

Die frühe Kaiserzeit zerfällt in einen jüngeren und älteren Abschnitt K 1a und K 1b, die ungefähr von 0—100 und 100—180/200 reichen. Mit diesen Bezeichnungen gilt folgende Fundortliste. Die Nummern sind die der schwarz bezeichneten Fundorte der Übersichtsskizze auf Tafel V; (1, 2) bedeutet Stufe 1 oder 2.

Liste der Fundorte.

a) Besprochene und abgebildete Funde (Museum Köln).

1.	Hilden b. Düsseldorf.	K 2
2.	Rheindorf b. Opladen	K 1 u. 2
3.	Idelsfelder Haardt b. Mülheim . . .	K 1
4.	Dellbrück.	K 2
5.	Mülheimer Wald	T (1, 2)
6.	Scheuerbusch b. Wahn	K 1

Digitized by Google

7.	Fliegenberg b. Troisdorf	T (1, 2) u. 3, K 1 u. 2
8.	Niederpleis b. Siegburg	K 1 u. 2
9.	Hangelar b. Siegburg	K 2
10.	Höhr b. Grenzhausen	T 3
11.	Stadtgebiet Köln	T 3 K 1 u. 2
12.	Fühlingen b. Köln	T 3
13.	Vorgebirge b. Brühl	T (1, 2) K 1
14.	Roisdorf b. Bonn	T 3
15.	Weißenturm	K 1
16.	Plaidt b. Andernach	T 3
17.	Ettringen b. Mayen	T 3
18.	Kottenheim b. Mayen	T 3
19.	Neuwied	T 3

b) Verglichene Funde.

I. Südlich des Kölner Fundgebietes:

1.	Gießener Stadtwald	K 1 u. 2
2.	Nauheim	T 3

II. Nördlich des Kölner Fundgebietes:

1.	Flaßheim südlich Haltern	K 1
2.	Künthe, Kr. Hamm	K 1
3.	Unna	K 2
4.	Emkum, Kr. Lüdinghausen	T 3, K 1 u. 2
5.	Barnstorf b. Diepholz	K 1 u. 2.

A. Die germanische Keramik.

Kaum für irgend eine Zeit hat unsere Kenntnis der Keramik so lange im Dunkel gelegen, als für die hier betrachtete. Früher hielt man ja nach Schaafhausens Vorgang die Funde aus unseren Hügelgräbern für germanisch und über ihre Keramik ist unter dieser Bestimmung genug geschrieben worden. Noch 1909, als das größere Alter der Hügel schon durch Reineckes, dann durch unsere Arbeiten bekannt war, erklärte Kiekebusch in „Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische" sie nochmals für kaiserzeitlich, redete von verblaßter Hallstattkultur und zeichnete — leider — als Beispiel für die Hügelgrabfunde unserer Gegend ohne genaue Fundortangabe eine Urne aus Hostmanns Darzauveröffentlichung (Kiekebusch, Tafel 1, Abb. 5, abgepaust von Hostmann, Darzau, Tafel 6, Abb. 55).

Wir haben schon erklärt (Mannus IV, Heft 3), daß derartiges in unseren Hügeln niemals gefunden ist. Diese Erklärung zu wiederholen, nötigt uns die Tatsache, daß die gänzlich falsche Auffassung der Grabhügel ihren Weg gefunden hat in Kaufmanns Deutsche Altertumskunde (1914 erschienen) und

Digitized by Google

dort den Abschnitt über die Westgermanen gänzlich verfehlt macht. Leider hat auch Ritterling in seiner vorzüglichen Veröffentlichung über das frührömische Lager von Hofheim (Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde, 1912, S. 384ff.) infolge dieser Auffassung die Hallstattgräber aus dem Lagergelände, deren Hügel durch die Erdarbeiten der Römer schon abgetragen waren, für germanisch erklärt und denkt an Ubier oder Usipeter. Die Gräber mit ihren vielen Gefäßen stimmen völlig überein mit den Gießener Funden aus der Lindener Mark u. a. O. Diese hessischen Formen zeigen schwache Verschiedenheiten gegen die unsrigen, wie das innerhalb des Hallstattkreises überall der Fall ist und woraus bei genauerer Erforschung sich Anhalte für eine Stammesgeschichte dieser keltisch-ligurischen Völker gewinnen lassen werden. Die Hofheimer Funde gehören der späteren Hallstattzeit an. Von Interesse ist übrigens, beiläufig bemerkt, das Gefäß Abb. 103, Nr. 3 auf S. 388. Es deutet auf Einfluß aus Frankreich gegen Ende der Hallstattzeit, wie sich auch aus anderen Funden ergeben hat (siehe die Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit, Mannus IV, Heft 3). Zu vergleichen sind zu der am Rhein sehr seltenen, in der Kölner Gegend nie vorkommenden Form Funde von Diedenhofen, Lothringen, im Kölner Museum, dann vor allem die bekannten Hügelgräber von Houlzy in Ostfrankreich. Alle diese Funde sind späthallstättisch. Ein Hügelinhalt von Niederhofheim, den Ritterling (S. 385) anzieht zum Beweis für die „geringe Veränderung dieser Gefäßformen bis in römische Zeit hinein" — eine Hallstatturne ähnlich den vorhin besprochenen, und römische Gürtelschnalle des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, 1889 ausgegraben, ist nach unseren Erfahrungen in der Kölner Gegend mit Hallstatthügelgräbern und eingelassenen germanischen Brandgruben gänzlich unzuverlässig. Die beiden Fundstücke gehören nicht zusammen. Übrigens haben die Germanen des ersten Jahrhunderts ebensowenig, wie die früheren und späteren Grabhügel gebaut, wenigstens nicht im Sinne der bekannten keltischen. Das kann jetzt, nachdem hunderte aus sechs Jahrhunderten vorliegen, mit völliger Sicherheit behauptet werden. Die bekannte Tacitus-Stelle: sepulcrum caespes erigit ist schon in der Chronologie der Hallstattzeit (Mannus) anders erklärt als die Kommentare, die aus dem Vorhandensein der Hügel die Stelle verstehen wollten. Daß das ebenso berühmte: cuique arma et equus adicitur nicht stimmt, sei nur beiläufig erwähnt. Waffen sind in allen Germanengräbern häufig, Pferde aber in ganz Deutschland sehr selten, bei uns nur einmal der Hinterteil eines jungen Tieres, also offenbar Überrest eines Totenmahles.

Jedenfalls waren wir uns 1910, als wir auf dem Kongreß der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft die Hügelfelder der Hallstattzeit zuwiesen [1]), wohl bewußt, daß wir für die folgenden acht Jahrhunderte nichts an Funden

[1]) Korrespondenzblatt 1910: E. Rademacher, Die Chronologie der Hügelgräber bei Köln.

Digitized by Google

vorbringen konnten, aber wir hofften auf neue Aufschlüsse, und diese Hoffnung ist nicht vergeblich gewesen Heute können wir zum ersten Male eine Chronologie der germanischen Keramik von 400 vor bis 350 nach Chr. geben, noch in Andeutungen für die ältere und mittlere Latènezeit, sicherer schon für die Spätlatènezeit und ausreichend für die ältere und jüngere Kaiserzeit.

Auf Tafel VI obere Hälfte sind die noch wenigen Funde dargestellt, die der frühen und mittleren Latènezeit angehören. Abb. 1, ein dunkelbrauntoniger Topf mit abgesetztem Hals und auswärts gebogenem Rande stammt aus den Wäldern der Umgebung Mülheims bei Köln. Der genaue Fundort war nicht festzustellen, auch über die Fundumstände ist nur bekannt, daß er verbrannte Knochen enthielt und nicht von einem Hügelfeld stammt.

Auf der Idelsfelder Haardt, ebendort liegt zwischen Hallstatthügeln ein germanisches Grabfeld, das vorläufig erst wenig ergeben hat. Zu den Hallstatthügelfeldern kann der Topf nicht gehören, denn seine Form zeigt sofort, welchen Ursprungs er ist. Er ist germanisch und gehört der ersten Hälfte der Latènezeit an. Genau dieselben Formen zeichnete ich im Museum Dortmund, z. B. aus der Bauerschaft Welte, Amt Dülmen, mit Frühlatène-Fibeln; desgleichen im Prov.-Museum Hannover von Bodenbach mit Früh- und Mittellatènefibeln.

Abb. 2 ist unsicheren Fundortes. Er wurde aus dem Nachlaß eines Kölner Privatsammlers erworben, der nur Funde aus der Umgebung von Köln sammelte. Er ist jedenfalls zweifellos germanisch, aber leider nicht sehr beweiskräftig. Die übrigen Gefäße sind sicher beobachtete Grabfunde. Abb. 3, 4, 5 stammen vom Fliegenberg bei Troisdorf. Dort hat das Museum eine germanische Ansiedlung entdeckt (erste Veröffentlichung, siehe Mannus I), auf die wir noch mehrfach zurückkommen werden. Die Funde aus dieser reichen von der Spätlatènezeit bis zum vierten Jahrhundert nach Chr.

Dicht neben der Ansiedlung, auf der Höhe, lagen Gräber des ausgehenden dritten Jahrhunderts nach Chr., ferner dort an unbekannter Stelle ein Grab der Spätlatènezeit. Und ebendort lagen auch die beiden Gräber, von denen das erste Abb. 3 und 4, das zweite Abb. 5 enthielt. Beide Gefäße waren mit Leichenbrand gefüllt und in etwa 80 cm tiefen kesselförmigen Gruben beigesetzt. Hügel waren nicht vorhanden. Beide Urnen haben die gleiche doppelkonische Form mit ausgebogenem Rande. Die schraffierten Dreiecke sind ein bekanntes Ornament, das auf germanischer wie keltischer Seite in dieser Zeit häufig begegnet. Eine Verwandtschaft mit keltischen Latèneformen ist bei beiden Gefäßen sicher. Dasselbe gilt auch für Abb. 6, die denselben Typus aufweist. Dieses Begräbnis war, ebenso wie Abb. 7 und 8, wobei 7 als Deckel diente, als Brandbestattung in einen steinzeitlichen Grabhügel eingelassen. Der Fundort ist das Vorgebirge bei Brühl, also das linke Rheinufer.

Abb. 7 ist eine Omphalosschale mit stark eingezogenem Rande. Innen zieht sich um den Omphalos eine eingetiefte Spirallinie. Auch hier ist die

Digitized by Google

Verwandtschaft mit keltischen Latèneformen ohne weiteres klar, während Abb. 8 dem keltischen Formenkreis fremd ist. Aus ebensolcher Nachbestattung stammt ein nur in Resten erhaltenes Gefäß, das genau dem Typus 51 von Nauheim (s. Quilling, Nauheimer Funde) entspricht. Form und Verzierung der Fingernagelkerben sind völlig gleich, nur gibt es statt der vielen Reihen der Eindrücke des Nauheimer Gefäßes nur zwei. Diese tonnenförmigen Gefäße sind Vorgänger des sog. belgischen Kochtopfes. Eine weitere Übereinstimmung mit Nauheim ist der konische Topf vom Fliegenberg, Abb. 15, der mit Quillings Typus 48 übereinstimmt und entweder der mittleren oder späteren Latènezeit angehört (s. w. u.). Beide Formen leben sehr lange weiter. In der Nähe der Gräber vom Vorgebirge, bei Bonn, fanden sich schon Skelettgräber der spätesten Hallstattzeit mit Wendelringen (im Kölner Museum). Wollte man die Gräber vom Vorgebirge also auf keltischer Seite belassen, so müßte man annehmen, daß dort sitzengebliebene Keltenreste unter germanischem Einfluß die Skelettbestattung wieder aufgegeben haben, was die Germanen ebenso in die Nähe rückt. Diese keltischen, unter germanischem Einfluß stehenden Hügelgräber mit Brandbestattung sind ja bekannt. Ein sehr schönes, noch nicht veröffentlichtes Grab mit weithalsiger verzierter Flasche und zahlreichem, z. T. im Brand zerstörten Bronzebeschlag befindet sich im Kölner Museum. Es stammt von Sayn, östlich von Neuwied, und gehört der Frühlatènezeit an. Diese wenigen Funde müssen vorläufig für die frühe und mittlere Latènezeit unserer Gegend genügen. Aufgedeckt sind freilich mehr.

Dinkelnburg berichtet in den 80er Jahren in den Bonner Jahrbüchern, daß auf dem Fliegenberg bei Troisdorf, am „dicken Stein" ein Grabfeld beim Quarzitgraben durchwühlt worden ist, das „Gefäße von schlankerer Form als die Grabhügel" ergeben habe. Erhalten ist nichts. Von dieser Stelle, aus den Quarzitgruben, stammen Abb. 3, 4, 5, für die die größere Schlankheit gegenüber den meist rundbauchigen Hallstattgefäßen sehr ins Auge fällt. Leider ist die Hoffnung dort mehr zu finden, augenblicklich sehr gering, da das Gebiet zum Schießplatz Wahn gehört, der von den Franzosen benutzt wird.

Ferner ist auf dem Gelände von Fühlingen bei Köln, linksrheinisch, wo Gräber mit Glockenbecher, Schnurbechern, bronze- und hallstattzeitliche Keramik und solche mit der bekannten germanischen Spätlatèneware (zweimal die große Schüssel, Abb. 9) gefunden sind, auch eine kleine Gruppe von Gefäßen zutage gekommen, die mir auch in die mittlere Latènezeit zu gehören scheinen. Mit germanischen Formen von Nauheim, dann Fliegenberg und Vorgebirge bestehen Ähnlichkeiten. Brandgräber sind es, ob Brandgruben, ließ sich nicht entscheiden, da das Gelände früher Rennbahn und sorgfältig geebnet war. Hier müssen erst weitere Funde sicheren Aufschluß bringen.

Aber die wenigen Gefäße sagen schon mancherlei. Mit rein germanischen Formen kann die erste Welle germanischer Eroberer wohl aus dem Lippegebiet her zum Rhein und verspürte schon bald den keltischen Einfluß, wie es die

Digitized by Google

besprochenen Formen zeigen. Das ist gar nichts Absonderliches; genau dasselbe sehen wir später, beim weiteren Vordringen im Moseltal und im mittleren und oberen Rheingebiet. Die erste Welle war eben nicht stark genug, es blieben Keltenreste unter den Germanen sitzen, vielleicht war später auch die Verbindung nach dem Stammland nicht genügend lebhaft. Wir werden sehen, daß im Gegensatze zu dieser ersten Welle, die zweite, die sich wohl um das Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts an den Rhein schob, trotz starker Einfuhr provinzialrömischer Keramik ihre eigene unentwegt und unbeeinflußt weiter pflegte und entwickelte; sich also zwar fremder Ware bediente; aber, und das ist das Wesentliche, so stark war, daß sie ihre eigene gewerbliche Tätigkeit der fremden nicht anglich.

Ein deutlicheres Bild haben wir schon von der Spätlatènezeit unserer Gegend. Die untere Hälfte der Tafel VI zeigt hierher gehörige Funde. Es sind die wohlbekannten, teilweise keltisch, oder besser gallisch gefärbten Formen, die mit geringer Abwandlung immer wiederkehren. Die große Schale mit den Randrillen (Abb. 9 und 10), die kleine (11) der Napf mit stark eingezogenem Rande (12), der hohe, randlose doppelkonische Becher (13), die sehr häufige Flasche (14) und vor allem der wichtige Fußbecher (17). Dazu der hohe belgische Becher (18).

Besonders gut ist diese Kultur in dem Museum zu Trier (dann auch zu Birkenfeld) vertreten. Dazu gehören die Fibeln auf Tafel VI. An Fundorten wären zu nennen: Sämtliche Formen von Kottenheim und Ettringen bei Mayen, dabei auch eine augusteische Flügelrosettenfibel und ein Schildbuckel keltischer Form (beide im Museum Mayen); 14 von Plaidt, 12 von Höhr-Grenzhausen, 10, Fibel 22 und die Eisenaxt von Roisdorf bei Bonn, 9 und 10 von Fühlingen bei Köln, 12 von Köln selbst, 10 und Fibel 23 vom Fliegenberge bei Troisdorf. Dorther stammt auch Abb. 15, ein hoher, rauher, gelbtoniger Topf, der in der Ansiedlung umgekehrt im Sande stak. In der Umgebung war nichts zu finden. Er erinnert an die konischen Gefäße von Biewer, Museum Trier (wie unsere Tafel VIII, 4) und Rheindorf (VIII, 4). Auch in Nauheim fand sich ein derartiges Stück. Genau dasselbe zeichnete ich im Provinzialmuseum Hannover zusammen mit Gefäßen vom Typus 1 und 2 und Früh- und Mittellatène-Fibeln von Bodenbach. Diese Form ist also sicher germanisch, und es ist möglich, daß sie zu den früheren Latènefunden (Tafel VI, obere Hälfte) gehört. Die dargestellten Funde sind spät. Die belgischen Becher (Abb. 18) und die Flügelrosettenfibel zeigen, daß wir uns in augusteischer Zeit befinden. Diese oder etwas spätere Zeit ist auch für Fliegenberg durch eine Augustusmünze belegt. (Siehe Abschnitt: Römische Münzen.)

Dazu trat nach Zeichnen der Tafeln noch ein sehr wichtiger neuer Fund von Neuwied am Rhein. Brandgrube; darin zwei eiserne Lanzenspitzen, ähnlich den sonst gefundenen von sehr schlanker Form mit schwachem Mittelgrat, etwa 18 cm lang. Mehrere der so oft vorkommenden großen Eisennägel,

Digitized by Google

einige Bronzereste, ein Bronze- und ein Eisenring von 1,5 und 3 cm Durchmesser. Ferner zwei gleiche Eisenfibeln, ähnlich unserer Form 19, Tafel VI. Der Bügel ist flach, 3—4 mm breit, das Nadelhalterdreieck groß. Sie erinnern noch etwas an Mittellatènefibeln durch die Gesamtform. An Keramik enthielt das Grab eine braungelbtonige Schale mit eingezogenem Rande (ähnlich Gießen: Rodberg mit Spätlatènefibeln, s. Fundbericht des Oberhessischen Geschichtsvereins 1910), darin Knochen, zum Teil zerbrochen, von großem Hühnervogel; ferner ein etwa 20 cm hoher, ebenso breiter hellgelber „belgischer Kochtopf". Keine Drehscheibenarbeit, ohne Besenstriche. Löschkes Typus 91A (Keramik von Haltern, Mitt. d. Alt. Kommission f. Westfalen, Bd. V): dort Abbildung der Halterner Stücke, Tafel XXV, Nr. 7—10, nur liegt die etwas tiefere Furche nicht am Umbruch des eingebogenen Randes, sondern mehr auf diesem. Am besten gibt unser Gefäß die dortige Nr. 5 wieder, wenn man sich den inneren Randteil mit der zweiten Furche wegdenkt. Der Topf enthielt die verbrannten Menschenknochen. Aus einem der Mayener Germanengräber besitzt das Museum einen kleineren Topf genau gleichen Tones und gleicher Form, aber ohne die Randfurche. Vorläufer dieser Gefäße sind die schon erwähnten tonnenförmigen Töpfe (Nauheim), das ganze Grab erinnert außerordentlich an die Nauheimer Gräber mit ihren Tierknochenbeigaben in besonderen Gefäßen; bei unseren Germanen ist das bisher noch nicht beobachtet. Ich möchte das Grab für ziemlich alt nehmen. Erstens sind ja die Formen unserer rheingermanischen Spätlatènekeramik die unmittelbaren Vorgänger der sog. belgischen Ware, soweit diese nicht italische Formen nachahmte, so daß anzunehmen ist, daß auch der Kochtopf damals durch Anbringen der Randfurche auf dem viel älteren tonnenförmigen Gefäße entstand. Zweitens ist der Ton ein ganz anderer als der der echt belgischen, d. h. augusteischen Fabrikate von Nymwegen oder Xanten, die schwarzgrau bis braunrot sind. Das Grab ist ohne jeden Zweifel den Sugambrern zuzuweisen und wird nicht sehr lange vor deren Abzug (8 vor Chr.) in die Erde gekommen sein.

Im ganzen ist also für die Latènezeit noch vieles zu finden. Das letzte vorchristliche Jahrhundert ist einigermaßen gut belegt, die frühere Zeit aber noch sehr mangelhaft. Zusammenfassend wäre zu sagen, daß die Nauheimer Funde bei aller Ähnlichkeit große Unterschiede aufweisen. So fehlt dort ganz der schöne Fußbecher (Abb. 17), der für unsere Gegend bis südlich Niederlahnstein und das ganze Trierer Gebiet bis zur Nahe so charakteristisch ist. Dagegen fehlen bei uns die in Nauheim so häufigen eimerförmigen Gefäße. Daß die Erklärung hierfür in Stammesunterschieden liegt, ist ohne Zweifel.

Über die Keltisierung der Formen gilt das weiter oben Gesagte. Dem Anfang des ersten Jahrhunderts gehört der Grabfund Tafel VIIb an. Er lehrt uns leider bezüglich germanischer Keramik nichts. Beschreibung siehe unter Abschnitt Fibeln und belgische Keramik. Hoffentlich aber finden sich auch hier weitere Aufschlüsse. Auf dem Vergleichswege kann auf die Funde

Digitized by Google

dieser Zeit in unserer Gegend geschlossen werden aus den bekannten Treverergräbern von Biewer u. a. O. im Trierer Museum, deren späteste durch Augenfibel (Hausbach, 18605) und eine gallische Nachprägung einer Augustusmünze (unter Tiberius) vom Reidelbacherhof bei Wadern beweisen, daß die dortigen Gräber in den Anfang des ersten nachchristlichen Jahrhunderts hineinreichen. Sie ergaben außer Formen wie Tafel VI untere Hälfte frührömisches Geschirr, belgische Ware und germanische Keramik, von denen die Formen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 11 (Tafel VIII) sich häufig finden. Abb. 1 und 6 sind belgisch.

Eben diese Abbildungen der Tafel VIII sind nun aber gezeichnet nach Gefäßen, die den Grabfeldern unseres Kölner Gebietes entstammen, Rheindorf und Wahn. Daß diese Typen früh sind, ist außer Frage, daß sie aber später sind als die völlig identischen Funde im Trierer Museum, wird bewiesen erstens durch die Seltenheit der an Spätlatène erinnernden Formen, zweitens durch das Fehlen von Fibeln der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Chr. und drittens dadurch, daß die römische Keramik (siehe Bilderschüsseln) unserer Grabfelder erst das letzte Viertel des ersten Jahrhunderts belegt. Ohne jeden Zweifel ist aber diese Biewerer Keramik, wie ich sie zusammenfassend nennen möchte, auf unseren Grabfeldern die altertümlichste.

Diese Gruppe allein erinnert noch an die keltisch beeinflußten Formen aus der Spätlatènezeit. Man vergleiche die Schüsseln [1]), das konische Gefäß 4 und Tafel VI, 15, die Form 8 und VI, 14, die Becher 11 und VI, 17. Die Töpferarbeit ist durchweg vorzüglich. Von schwarz geschmauchten und polierten bis hellen braunen und gelbroten kommen alle Übergänge vor. Die Formen im einzelnen sind folgende (Drehscheibenarbeit ist immer besonders erwähnt): 1. Feine, schwarze, glänzende Drehscheibenarbeit mit schwacher eingedrehter Rille am Rand. Belgische Ware: 1a. Randprofil von ähnlicher Schale, weißgrauer Ton, römisch. 2. Kumpe, kleiner zylindrischer Fuß, stark eingezogener Rand, grau. 3. Ähnlicher Typ. 4. Konischer Becher, auf dem Rande Fingernageleindrücke. 5. Kleines Gefäß mit senkrechtem Rand (ähnlich Hausbach, Museum Trier). 6. Belgischer grauer Teller mit Stempel (siehe Abschnitt: Belgische Ware). 7. Große Schüssel; a und b andere Profile dazu. 8. Graues Gefäß mit drei Schulterrillen, späte Form der enghalsigen Spätlatèneflasche. 9. Gelbrotes, rohes Gefäß, erinnert schwach an Tafel VI, 8. 11. Fußbecher, das typischste Gefäß der Zeit, kommt im Trierer Museum öfters genau gleich vor. Er ist gegenüber seinem Vorgänger, Tafel VI, 17, etwas geschweifter, voller und dünnfüßiger, die deutlich abgesetzte Randrille der älteren Form ist zu schwach ein- und ausgebogenem Profil geworden.

Diese ganze Gruppe ist ohne jeden Zweifel als später Rest der Spätlatènekeramik der Rheingermanen aufzufassen. An Beifunden von chrono-

[1]) Wenn bei einer Gefäßform keine Tafel angegeben ist, so bezieht sich die Angabe stets auf Tafel VIII, die die Hauptformen unserer kaiserzeitlichen Keramik gibt.

Digitized by Google

logischer Bedeutung ist zu bemerken: Form 1 mit Fibel 6a, Tafel X. Fingerhutförmigem Schildnagel VIIc, 9. Form 2 und Fibel 5. Form 3 mit Gefäß ähnlich 4, aber nicht so konisch und Fibel 16, Form 4 mit Fibel 1, Form 6 mit Form 7 und 9 und Fibel 12; Form 8 ebenso mit Fibel 12. Dieselben Fibeln kommen auch mit den Gefäßen der anderen Typen (10—15) vor. Es ist also kein zwingender Grund vorhanden, der die Ansetzung dieser Gruppe vor der nächsten verlangte. Anderseits kommen die Formen der ersten und zweiten Gruppe nie in einem Grab zusammen vor und Fibeln sind langlebiger als Gefäße. Möglich ist also doch, daß unsere Biewerer Keramik auch zeitlich die ältesten Gräber stellt. Die Vergesellschaftung mit der stark ausgebildeten Form 12 der Kniefibel zeigt, daß wir uns nicht früh im ersten Jahrhundert befinden. Die Voranstellung der Gruppe geschah aus typologischen Gründen.

Zu dieser im ganzen nur mehr schwach vertretenen Gruppe der älteren, rheingermanischen Keramik (K 1a) tritt nun eine zweite, reichlich vorhandene, die die hierhin gehörigen Grabfelder völlig beherrscht. In solcher Menge und Geschlossenheit ist sie noch nirgends gefunden und beschrieben. Sie ist der Schlüssel zum Verständnis der Entwicklung der rheingermanischen Keramik der Kaiserzeit (K 1b). Es ist die Gruppe der Fußbecher 10, 12—16 mit Zugehörigem. Ganz klar ist eine Verwandtschaft mit dem alten rheinischen Becher 11, ebenso klar aber auch der Unterschied: Verschiedene Ausbildung des Fußes, scharfe Umbruchlinie über der stark konischen Leibung, nur sehr selten gerundet, schräg geneigter schmaler Hals, schwach nach oben und außen gebogener Rand und innen schräg abfallendes Randprofil.

Dieser Becher kam zuerst in größerer Zahl auf dem Begräbnisplatz von Wahn zutage, ich werde ihn deshalb mit Wahner Typus bezeichnen im Gegensatze zu der späteren Form, Abb. 19—21, die ich nach ihrem ersten, größeren Auftreten im Gießener Stadtwald Gießener Typus nennen möchte.

Der Becher des Wahner Typus nun zeigt sich in mehreren Formen. Es sind meist kleinere Gefäße, schwarz, grau, braun, alles Hand- oder Schablonenarbeit. Form 12 erinnert noch an 11, durch die gerundete Umrißlinie und den Fuß. Deutlich aus ihr abgeleitet ist Form 13, auf hohem, schlankem, massivem Fuß mit Wulstringen. Das Ornament der Leibung ist ähnlich Darzau Hostmann, Tafel VI, 53. Form 10 zeigt einwärts geschwungene Bauchlinie mit kleinem Fuß. Form 14 hat massiven, völlig zylindrischen Fuß. Sie kommt einmal mit Rädchenverzierung vor (Tafel VIII, 173), Form 15 dagegen ist eine spätere Entwicklung und hat statt des massiven geraden, konischen hohlen Fuß und stark aufgerichteten und auswärts geschwungenen Rand mit ausgerundetem Übergang.

Diese Becher beherrschen die sämtlichen frühen Grabfelder. Ihre Scherben finden sich auch in der Ansiedlung am Fliegenberg. Dabei ist mehrfach die stets vorkommende Schale 29, dann Schüsseln, 7, 7a und 7b, Form 2 und Sigillata.

Digitized by Google

Von den 135 Gräbern der Grabfelder O und S zu Rheindorf ergaben Gefäße des Wahner Typus 38 Gräber. Dabei ist zu berücksichtigen, daß in sehr vielen Fällen die Gefäßreste nicht zur Bestimmung ausreichen. Auf den anderen Begräbnisstätten derselben Zeit, Wahn, Niederpleiß u. a. ist der Typus ebenso häufig im Verhältnis zu den aufgedeckten Gräbern. Im ganzen sind 48 bestimmbare Becher vorhanden.

Bezüglich der genauen Chronologie des Wahner Typus, insbesondere der Aufeinanderfolge seiner Formen haben uns die Gräber selbst leider im Stich gelassen. Mit einiger Betrübnis muß ich gestehen, daß es trotz aller Mühe nicht gelungen ist, in die einzelnen Grabfelder von Rheindorf (s. Tafel V) eine chronologische Ordnung hineinzubringen. Besonders reizte dazu das Feld O, das in seinen Funden ziemlich große Zeitunterschiede deutlich verrät. Es wurden die Gräber nach Gefäßen, dann nach Fibeln, Sigillaten, sonstigen Beigaben geordnet und auf Pausen des Lageplanes [1]) eingetragen. Das Ergebnis war jedesmal ein völliges Durcheinander und Verteilen auf dem ganzen Platz. Es muß also angenommen werden, daß die Belegung der Plätze nicht wie etwa in Darzau in fortschreitender Richtung vor sich ging. Von Gräberreihen ist auch nirgends eine Spur vorhanden.

Wir dürfen deshalb wohl annehmen, daß auf den Grabfeldern, von denen man sich besonders O mit seiner viereckigen Form gerne mit einer Hecke von wilden Rosen — die Höhe heißt noch heute Rosentalsberg, und von den Franken wissen wir, daß sie ihre Friedhöfe mit Rosen umpflanzten — umzogen denken möchte, die Bestattungen nach Sippen auf diesen zugewiesenen Stellen des Grabfeldes erfolgten. Dann mußte sich genau das beobachtete Bild ergeben. Für die Chronologie sind wir aber dadurch auf andere Mittel angewiesen. Zu diesem Zweck müssen wir zunächst die weiteren keramischen Funde besprechen. Erwähnt ist schon, daß die Funde Tafel VIII obere Hälfte sämtlich Rheindorf O und einigen anderen Plätzen entstammen. Tafel VIII untere Hälfte gehört zu den anderen Grabfeldern (Rheindorf W und M, Hilden und Fliegenberg bei Troisdorf). Hierbei fällt zunächst eine andere Gruppe von Fußbechern in die Augen: Form 19, 20 und 21. Im Gegensatz zu der Gruppe des Wahner Typus sind sie schon lange bekannt. Ich möchte sie nach dem großen Fundplatz im Gießener Stadtwald Gießener Typus nennen (siehe Fundbericht des oberhessischen Geschichtsvereins 1899—1901). Dieser Gießener Typus beherrscht nun die Grabfelder M und W in Rheindorf. In vielen Abarten mit und ohne Fuß tritt er auf, stets mit charakteristischem senkrechtem Rand und dem schwach ausgebogenen Randprofil.

Glatte Gefäße, verzierte mancher Art treten auf, sogar in Stufen aufgebaute, ganz genau wie in Gießen. Interessant ist Form 20 vom Fliegenberg

[1]) Der Lageplan ist natürlich nicht die hier wegen Papiermangels beigegebene Skizze Tafel V, sondern der genau aufgenommene Plan, der sämtliche Gräber einzeln enthält. Seine Beigabe erübrigt sich.

Digitized by Google

— gehört zu dem Grab mit der Wochengöttervase (Mannus 11) — durch die eingestempelten Kreuze, die mit drei eingestochenen Löchern abwechseln. Es ist überhaupt kein Zweifel, daß es sich bei diesen Gräbern um zwei außerordentlich reiche Funde aus der Zeit kurz vor 300 nach Chr. handelt. Die übrige Keramik dieser Gräber, die Fibeln, dabei die eiserne Armbrustfibel 29 (Tafel XI) gestatten genaue Zeitbestimmung. Ebenso ist Form 21 spät. Sie gehört zu Grab 39 auf Grabfeld M Rheindorf. Daneben lag Grab 35 mit konstantinischen römischen Gefäßen, zwei Armbrustfibeln 30 (XI) und Crispus-Münze (317 bis 323 nach Chr.). Auf diesem ganzen Teil des Grabfeldes, dem Nordteil von M Rheindorf, hat sich nichts gefunden, was vor das allerspäteste 3. Jahrhundert zu datieren wäre. Diese späten Gefäße des Gießener Typus haben keinen Fuß mehr. Form 21 hat auch in der Hals- und Randbildung nicht mehr den früheren strengen Aufbau und deutet auch dadurch auf spätere Zeit, ebenso wie 20 durch den stark nach außen hängenden Rand. Im ganzen kommt der Gießener Typus 27mal bestimmbar vor.

Neben dem Gießener Typus gibt es dann noch eine Reihe anderer Formen, die die Tafel zeigt. 22 ist die einzige, sicher von provinzialrömischer Keramik beeinflußte Form. Sie ahmt die römische Bilderschüssel nach. Form, Fuß, Rand, Rundstablippe, die Lage des Ornamentbandes ist genau dem Vorbild entlehnt. Sie findet sich bei uns einmal und ebenso einmal in Gießen. Die Schalen und Kumpen 28 und 29, erstere mehrfach, wie auch in Gießen mit Warzenbelag, setzen die früheren Formen von Grabfeld O, 1 und 2 fort, ebenso die große Schüssel 30 als Nachfolgerin der früheren Form, aber im Profil gerundeter.

Auf allen diesen Gefäßen finden sich häufig Fingernagelverzierungen, oft sehr kunstvoll in Reihen und Bändern angeordnet (28). Die Technik dieser Verzierung bringt insofern Neues gegenüber den altbekannten Arten, als hier durch oft und eng nebeneinander gesetzte Eindrücke Wülste und eingetiefte Rinnen in verschiedenen Systemen entstehen. Von allen mir bekannten Fingernagelverzierungen haben die hier vorliegenden bei weitem die komplizierteste und geschmackvollste Technik.

Von besonderer Wichtigkeit ist dann noch eine kleine Gruppe von Gefäßen von Rheindorf, Fliegenberg und Hilden, Form 23, 24, 25, die Buckelverzierung tragen. Vor allem das prachtvolle Fußgefäß 23 von Rheindorf. Diese Gefäße stehen bei uns isoliert da. Sie haben die größte Ähnlichkeit — ja völlige Übereinstimmung mit den bekannten sächsischen Gefäßen von Issendorf, Perleberg, Wehden u. a. Gerade 23 ist mit seiner eigenartig hohen Form, bei der der größte Durchmesser tief liegt, genau übereinstimmend. Sie weisen bestimmt auf Beziehungen, vielleicht sogar Zuzug aus der Gegend um Hannover usw. Form 25 findet sich in Nordwestfalen und ist im Provinzial-Museum Hannover nichts Seltenes. Auch 26 deutet auf Verwandtschaft mit niedersächsischen Formen (Wehden). Tafel VIII gibt außerdem in Abb. y ein kleines

Digitized by Google

Gefäßchen in Tierform, leider beschädigt (gehört zu Abb. 3, Taf. XIII), und ein Bronzewerkzeug mit Eisengriff zum Stempeln von Ornamenten in Tongefäße, Scherben mit solchen Stempeleindrücken sind gefunden. Sonderbar ist die Übereinstimmung mit Darzau, wo sich auch ein bronzenes Töpfergerät — Rädchen — mit Eisenstiel in einem Grabe fand.

Die beiden Gruppen von Leitformen, der ältere Wahner und der jüngere Gießener Typus, unterscheiden sich nun auch durch ihre räumliche Lagerung. Auf Grabfeld O Rheindorf ist ein einziges Mal der Gießener Typus gefunden (Grab 329). Auf den andern Feldern W und M ist nicht ein einziges Mal der Wahner Typus zum Vorschein gekommen. Die Gräbergruppe S gehört der Zeit des Grabfeldes O an. Ein weiterer Unterschied liegt in der Fibelverteilung. Es gehört die auf Tafel XI dargestellte Reihe zu Grabfeld W und M, also zum Gießener Typus. Tafel X zu O und S; Wahner Typus. Nehmen wir also der zeitlichen Aufeinanderfolge nach eine Entwicklung von der ältesten Form: Tafel VI, 17 über Form 11, 12/13, 14, 15 zum Gießener Typus an, so erhalten nun auch die Formen 16, 17, 18 ihre richtige Stellung. Sie sind Übergangsformen zwischen Wahner und Gießener Typus. Der Hals richtet sich auf, geschweifte und gerundete Formen kommen vor, schließlich steht der Hals senkrecht über der abgesetzten Schulter (18 und ähnliches) und Form 19 ist der nächste Schritt durch die Ausbildung des auswärtsgeneigten Randes. Sehr schön und reichlich sind diese Formen auch auf dem Fundplatz im Gießener Stadtwald vertreten (siehe Fundbericht des Oberhessischen Geschichtsvereins).

Eine Durchsicht der dort abgebildeten Keramik ergibt völlige Übereinstimmung mit der unsrigen. Sogar eine späte Form des Wahner Typus hat sich dort gefunden, Tafel XVII, Abb. 1, 1. Sie ist zwar schlecht erhalten, wie ja meist auch bei uns, aber die Abbildung genügt doch vollkommen. Übergangsformen sind sehr schön: Tafel XII, 2, Gefäß 6 und 7, noch mit massivem Fuß (genau wie unsere Form 17) XV, 1, Gefäß 9 (wie unsere Form 16), XVI, 1, Gefäß 3 und 4 noch an den Wahner Typus erinnernd (wie unsere Form 16), XVI, 1, Gefäß 1 und 2 (wie unsere Form 18) schon mit aufgerichtetem Hals, aber noch ohne Randleiste. Wir können also eine Entwicklungsreihe ziehen von dem Spätlatènebecher (VI, 17) über die Biewerer Form (11), die in Trier schon dem Anfang des ersten Jahrhunderts angehört, über den Wahner Typus, die Übergangsformen zum Gießener Typus, der mit Formen wie 20 und 21 im Anfang bis Mitte des vierten Jahrhunderts nach Chr. endet (Crispusmünze). Danach kommen fränkische Gefäße in Frage, zu deren Entstehung unsere heimische Keramik Leitformen hergab. Hier sind aber die Überleitungen und die Mitwirkung der belgischen Ware noch herauszuarbeiten. Stimmt diese Entwicklungsreihe und ist keine Lücke in der Aufeinanderfolge der Grabfelder von Rheindorf — das als größter und mächtigster Fundort ausschlaggebend ist — so müssen sich die besprochenen Übergangsformen vom Wahner zum

Digitized by Google

Gießener Typus auf beiden großen Grabfeldteilen O und M/W finden. Auf M kommen sie nicht vor, weil es der jüngste Teil des Friedhofes ist. Aber auf O und S einerseits und W anderseits, von denen die ersteren durch den Wahner Typus, das zweite durch den Gießener Typus charakterisiert sind, kommt in der Tat die Überleitungskeramik vor. Auch Grabfeld O und S weisen die Übergangsformen auf: Grab 159, 220, 242, 225. Auf Grabfeld W Grab 59, 71, 74, 76, 82. Auch auf den anderen Plätzen kommen sie vor (Niederpleiß).

Ferner muß sich durch die Fibeln einigermaßen die Zwischenstellung der Übergangsformen klarlegen lassen, wenn auch durch die längere Lebensdauer der Fibeln eine größere Unsicherheit in die Gesamtfunde hineingetragen wird. Eine Zusammenstellung der Funde von Rheindorf mit Hinzufügung eines Hildener Grabes (das Gefäß davon s. Tafel XIII, 6) und der beiden nebeneinander gefundenen Gräber vom Fliegenberg, die auch zeitlich zusammengehören, gibt die Tabelle am Schlusse dieses Abschnittes. Form 20 ist (in Klammern) mit Fibel 29 zusammen angeführt nach Ausweis der beiden Fliegenberg-Gräber. Ebenso Form 21 mit Fibel 30, da die beiden Gräber nebeneinander auf dem der konstantinischen Zeit angehörenden Nordteil des Grabfeldes M Rheindorf lagen. Diese Schlüsse sind, so gefährlich sie sonst sind, hier ohne Bedenken durch die gesamten Umstände. Die Tabelle ergibt zunächst auf das deutlichste die beiden großen Gruppen: Wahner Typus und ältere Fibelgruppe, durchweg mit oberer Sehne, Gießener Typus und jüngere Fibeln, durchweg mit unterer Sehne, von der Fibel mit umgeschlagenem Fuß sich herleitend. Dazwischen die Übergangsformen mit vollentwickelten Fibeln der älteren und früheren Fibeln der jüngeren Gruppe (siehe Abschnitt über die Fibeln).

Zu erwähnen wären noch die Gefäße Tafel VII, c, Abb. 2, 3, 4, alles Drehscheibenarbeit provinzialrömischer Technik aus dem Stadtbezirk Köln. Abb. 2 gehört den Spätlatènegefäßen, oder allenfalls noch dem Anfang des ersten Jahrhunderts an, 4 ist verwandt mit der Übergangsform Tafel IV, 16 und 17 und 3 gehört nach Ausweis des stark heraushängenden Randes schon dem vierten Jahrhundert an. Diese Fußbecher, die sich leicht vermehren ließen, worauf bei diesen Gefäßen wenig geachtet ist[1]), beweisen, daß die Kultur der freien Germanen auf der anderen Rheinseite auf die Ubier Kölns nicht ohne Einfluß war.

An Fundorten sind zu nennen: Wahner Typus — Wahn, Niederpleiß, Rheindorf, Idelsfelder Haardt. Gießener Typus — Dellbrück, Rheindorf, Hilden, Niederpleiß, Fliegenberg. Tafel XIII gibt sechs Fußbecher wieder, oben Wahner Typ, Mitte Übergang, unten Gießener Typ.

Von weiter entfernten Fundplätzen ist Gießen schon erwähnt. Einige Becher, die gewisse Ähnlichkeit mit dem Wahner Typus haben, sind unter dem nichtrömischen Geschirr im Lager von Hofheim gefunden, alle ohne Fuß und

[1]) Siehe indes: Unverzagt, Castell Alzei.

Digitized by Google

mit etwas höherem senkrechtem Rande. Siehe Nassauische Annalen 1912, S. 379, Abb. 98, 4. Ritterling hält diese Gruppe von Keramik für gleichzeitig mit dem Lager, d. h. also etwa 40—60 nach Chr. Es könnten aber auch sowohl etwas ältere als etwas jüngere Dinge dabei sein. Zum Teil zeigen die Gefäße Spätlatèneformen, so eine große Schüssel mit Randrillen und 4 angeklebten Ringen (s. oben Abb. 98, 6). Ein Vorbild aus einem Germanengrab des ausgehenden ersten Jahrhunderts gibt unser Sugambrergrab vom Fliegenberg bei Troisdorf (unsere Tafel VIIa, Abb. 7, dazu die Tragringe mit den Nietblechen). Dieses Eisengefäß stellt durch seine Randfaltung eine Nachahmung der Tongefäße mit der bekannten Spätlatène-Randrille dar, die ja ihrerseits sich aus der Drehscheibentechnik erklärt (Spätlatène-Holzgefäße). Von besonderer Wichtigkeit sind aber Funde aus der Lippegegend im Dortmunder Museum. Zu Künthe, Kr. Hamm sind etwa 80 Brandgruben mit spärlichem Inhalt gefunden, die teils an unsere rheinische Spätlatènekeramik erinnernde Gefäße ergeben haben, und außerdem immer wieder den Fußbecher vom Wahner Typus, völlig identisch mit unseren Funden. Form 12, 13, 14, 15 sind vertreten. Dieselben Becher, aber nur wenige, fanden sich auch bei Flaßheim, südlich Haltern, an der Lippe. Ferner sind bei Emkum, Kr. Lüdinghausen germanische Gräber der Kaiserzeit aufgedeckt, die auch an Spätlatèneformen erinnernde Gefäße und solche ähnlich der Form 19 oder 21, ohne Fuß ergaben, dabei Fibeln wie unsere Form 5 und 28, sowie die auch bei uns häufigen fingerhutförmigen Schildbeschlagnägel Tafel VIIc, Abb. 9.

Ein Gefäßstück von Flaßheim zeigt Rädchenverzierung genau wie in Rheindorf Grab 173 (Tafel VIII) in fortlaufenden Reihen dicht nebeneinander. Bei Unna wurde eine Brandgrube aufgedeckt, die zwei Trierer Sigillataschüsseln enthielt, wovon die eine als Deckel diente (siehe Westf. Mitteilungen 1909). Die Verwendung der Bilderschüsseln als Deckel kommt auch in Rheindorf vor.

Ein Brandgräberfeld noch weiter nördlich, das der betrachteten Zeit angehört und von besonderer Wichtigkeit ist, fand sich bei Barnstorf, Kr. Diepholz und ist von Hahne 1902 veröffentlicht worden [1]). Die Funde befinden sich in Hannover. Das Feld hat ziemlich bedeutende Ausdehnung, so daß Hahne schon lange und fortschreitende Belegung annimmt. Die Funde sind mit Ausnahme der Bronze- und Messinggefäße meist sehr gering, besonders ist Keramik schwach vertreten. Dank der außerordentlich sorgfältigen Veröffentlichung Hahnes ist aber die Bestimmung doch gut durchzuführen. Zu der Chronologie der Funde ergibt sich nach den Feststellungen Hahnes nichts Neues, aber die Zeitbestimmung all dieser Gräber verursacht meist keine unüberwindlichen Schwierigkeiten.

Auf Tafel VIII der erwähnten Schrift sind zwei Brandstättengräber mit sicherem Wahner Typus, aber ohne Fuß, wie Nauheim und Rheindorf,

[1]) Das Brandgräberfeld von Barnstorf, Dr. H. Hahne, 1902.

Digitized by Google

abgebildet, 2a und 10a. Randprofile wie die des Gefäßes 1a, zu dem 2a gehört, besitzen wir aus unseren (Kölner) Gräbern auch. Diese Urnengräber lagen in Barnstorf im Süden des Fundplatzes, während die Bronzeeimer und anderes spätere auf dem Nordteil gefunden sind, so auch der Schildbeschlag. Zu diesen späteren Gräbern gehören nun die keramischen Funde auf Tafel III, Abb. 7c und 14b, Scherben von Sigillatagefäßen, dabei eine mit Glasschliffnachahmung, wie sie auch in unseren Gräbern vorkommt, späten Fußbechern, dann ferner Reste von weißtonigem Sigillatagefäß mit Figurenauflage und Fibelreste später Formen (Armbrustfibeln, Scheibenfibeln mit Armbrustkonstruktion), dazu gehören zeitlich die Metallgefäße. Das Ganze gibt genau das gleiche Bild wie unsere Gräber derselben Zeit. Die Gefäße vom Wahner Typus zeigen durch die Profile, den schon etwas aufgerichteten Hals und die Fußlosigkeit, die auch bei uns auftritt, daß sie sicher ins zweite Jahrhundert gehören. Die ganzen Barnstorfer Funde würden, wenn sie in unserer Gegend gefunden wären, einzig durch den Schildbuckel, der in dieser Form bei uns nicht vorkommt, aus dem Rahmen unserer Grabfelder herausfallen. Von anderen Fundstellen aus der Gegend von Hannover, von niedersächsischen Fundplätzen sind die Übereinstimmungen der buckelverzierten Gefäße, die mit Gießener Typus zusammen vorkommen, schon genannt. Daß der Gießener Typus auch dort vorkommt (Rebenstorf), ist ja nichts Neues. Weiter aber zeichnete ich dort von Westerfode ein Gefäß des Wahner Typus mit großem Fuß.

An ähnlichen Formen möchte ich noch erwähnen Cröbern bei Leipzig in Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft, 1912, Mannusbibliothek 9, S. 57, Abt. 126, eine deutlichen Spätlatènecharakter zeigende Vorstufe des Wahner Typus. Dann noch die Funde von Möritzsch, die 1 km nördlich der Straße Leipzig-Merseburg gefunden und (Mannus I, S. 273) von Karl Waase veröffentlicht worden sind. Die Gefäße sind trotz der etwas ungünstigen Zeichnung genau zu erkennen, Wahner Typ. Dabei der bekannte fingerhutförmige Schildnagel. Dann auch Gießener Typus, der ja in großer Verbreitung bekannt ist. Auch diese Funde weisen durch ihre Ähnlichkeit mit unseren auf die allmählich im 2. Jahrhundert beginnende Angleichung der germanischen Kulturgruppen, die in der fast gleichartigen Kultur der späteren Völkerwanderungszeit ihr Ziel: kulturelle Vereinheitlichung im gesamten Germanengebiete ungefähr erreichte.

Der Wahner Typus reicht also nach den bisherigen geringen Kenntnissen schon von der Gießener Gegend über Köln und das Lippegebiet nach Diepholz und Westerfode. Stark verwandt sind dann die Fußbecher von Darzau und ähnliche. Es zieht sich hier ein Band vom Rhein zum Gebiet der Weser und unteren Elbe. Die Ausbreitung des Gießener Typus ist ja bekanntlich noch viel größer. Ich zweifle übrigens nicht daran, daß sich unbeachtete Gräber der frühen Kaiserzeit noch mehr in Museen werden finden lassen.

Digitized by Google

Was nun die Zeitansetzung betrifft, so verlangt die völlige Übereinstimmung der Formen Tafel VIII, 1—8 mit der Keramik aus den frührömischen Gräbern von Biewer einen Beginn der rechtsrheinischen nachchristlichen Grabfelder etwa um die Mitte des ersten Jahrhunderts, aber die Fibeln und die römische Keramik schieben den Beginn noch weiter hinaus. Fibeln und römische Keramik setzen ferner das Ende des Grabfeldes O, Rheindorf — das Ende des Wahner Typus — auf die letzte Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts fest. Um dieselbe Zeit beginnt dann Grabfeld W, der Gießener Typus, und setzt sich bis zum Ende des Grabfeldes im Anfange bis Mitte des 4. Jahrhunderts fort. Wir können also etwa die Gesamtheit des Grabfeldes O als typisch für den zweiten Abschnitt der frühen Kaiserzeit mit Wahner Typus und der Fibelgruppe Tafel X von 80 bis 180—200 nach Chr. ansetzen, K 1b.

Für den ersten Abschnitt wären Gefäße der Formen 1—8, 11 u. a. an Spätlatène sich anschließende mit Augenfibeln usw. zu erwarten, K 1a, wenn wir nicht annehmen müßten, daß damals eine Besiedelung des rechten Rheinufers durch die Römer verhindert wurde, was aus der klassischen Überlieferung hervorgeht (siehe den Abschnitt darüber).

Für die jüngere Kaiserzeit von 180—200 bis 350 nach Chr. sind dann die Formen der Tafel VIII untere Hälfte und die Fibelgruppe Tafel XI charakteristisch, K 2. Zu beachten ist dabei, daß der Gießener Typus je später desto öfter ohne Fuß auftritt und in seinen späteren Formen die strenge Bildung des senkrechten Halses verliert. Der Abschluß der Gräber um die Mitte des 4. Jahrhunderts wird wohl den Übergang zur Bestattung bedeuten. Auf eine Änderung der Bestattungssitte weist schon die auf Grabfeld M — Nordteil — dem spätesten — durchweg geringe Ausstattung der Rheindorfer Gräber hin.

Versuchen wir nun an Hand des geschilderten Materials uns über die Gründe der Entwicklung der Keramik klarzuwerden, so ist offenbar, daß wir die beste und charakteristischste Form dazu in dem Fußbecher finden. Die Entstehung des rheinischen Spätlatènebechers ist noch nicht ganz deutlich. Er gestaltet sich zu dem Biewerer Becher, Form 11 am Anfang des 1. Jahrhunderts aus. Am Ende dieses Jahrhunderts, möglicherweise auch erst im Anfange des zweiten — sagen wir etwa um 100 entwickelt sich mit seiner Hilfe plötzlich der schalenförmige Wahner-Typus mit seiner scharfen Umbruchlinie. War nun diese Entwicklung selbständig oder trat ein Anstoß von außen dazu? Aus dem römischen Kulturkreise kann er nicht gekommen sein, das lehren die Typen zur Genüge. Es bleibt nur der Osten, also Einwirkung aus dem rein germanischen Mutterlande. Die Verfolgung des Wahner Typus hat uns über die Lippegegend, nach dem Kreis Diepholz und nach Westersode gebracht. Ein Schritt weiter bringt uns zum Gebiet der Weser und Elbe, wo im ersten Jahrhundert die bekannten Situlengefäße so außerordentlich häufig sind, z. B. Hannover, Nienbüttel u. a. O., mit Augenfibeln und frühen Fibeln mit kräftiger Profilierung, also sicher Anfang bis Mitte des 1. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Genau dasselbe zeigen Funde aus der unteren Elbgegend — z. B. Körchow, wovon jetzt eine schöne Veröffentlichung von R. Beltz vorliegt. Dort kommen die Situlen noch mit Spätlatènefibeln vor. Die dortigen Situlen nun zeigen

Fibeln und Gefäßformen von Rheindorf.

Form	2	4	5	6	8	10	11	12	13	14	15	19	21	22	23	24	25	28	29	30	31	32	33	34	35	36	
10				131																							
11			199 232								132																
12/13					169		169					178															
14		108		189				149 127		206		127															Gefäßformen Wahner Typus Grabfeld O
14/15		106	122 215 230	142	122																						
15			119 120			198		123 160 171 214	113 129																		
16								225																			Übergangsformen O und W
17/18														74		71											
19													61		99		70	52 70			102		239	H	59 60	48 84	Gießener Typus Grabfeld W
20																			(Fl)			39				86	
21																				(Fl)							

Fibeln, ältere Gruppe (Tafel X) jüngere Gruppe (Tafel XI).

Anmerkung: Fl = Fliegenberg bei Troisdorf. H = Hilden bei Düsseldorf. Die Zahlen (z. B. 123) sind die Grabnummern von Rheindorf. Grab 123 enthielt also einen Becher Form 15 und die Fibel 12.

Digitized by Google

eine unserem Wahner Typus sehr verwandte Profilierung: konische, oft einwärts geschwungene Leibung wie unsere Form 10, Fußringe, ganz scharfer Umbruch, schmale Schulter oder Hals und kleiner deutlich abgesetzter Rand! Siehe Beltz, Körchow, Tafel III, von denen man etliche (12 und 16) mit unserer Form 10 genau vergleichen kann. Für Osthannover hat Schwantes das Auftreten der Situlenformen in etwas älterer Zeit nachgewiesen. Stände diese Beziehung unserer Rheingermanen nach dem Gebiet der unteren Elbe allein, so würde man sie wohl für ziemlich unwahrscheinlich halten, weil der Fundplätze, die zwischen den Endpunkten — Rhein- und Elbegebiet — liegen, noch zu wenig sind. Aber das ist eben nicht alles. Das Auftreten der Rädchenverzierung in der Elbgegend ist ja bekannt. Dieselbe Technik findet sich nun noch in ganz einfacher Form im Lippegebiet — Flaßheim und in Rheindorf bei uns auf Gefäßen des 2. Jahrhunderts.

Fußbecherformen zeigt Darzau, Hostmann, Tafel II, 10, 13, 15, 20, 55, 57, die sich mit dem Wahner Typus, wenn auch die scharfe Profilierung fehlt, sehr vergleichen lassen. Auch die Übereinstimmungen mit den Funden in der Leipziger Gegend weisen nach der Elbe. Denselben Weg nach dem Weser- und Elbgebiet weisen uns mit völliger Sicherheit unsere Gefäße mit niedersächsischer Buckelverzierung. In den späteren Abschnitten werden wir die Verbindungen zwischen unserem Rheingebiet und der Elbgegend noch mehr und sicherer wiederfinden.

Ist so das Rheingebiet bei der Bildung des Wahner Typus und später bei den Buckelgefäßen der empfangende Teil gewesen, so hat es seinerseits wohl auch einen erheblichen Beitrag zur germanischen Keramik geliefert; denn auf seinem Boden haben die Franken nach Ausweis der bei uns allein jetzt vollständig vorliegenden Entwicklungsreihe die Leitform des Gießener Typus herausgebildet, der ja außerordentlich verbreitet ist, im 4. Jahrhundert auf Metallgefäße überging, den Kirchenkelch entstehen ließ und bis in die romanische Zeit noch lebte und wirkte.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß jetzt erst die gröbsten Beziehungen und Entwicklungen unserer Keramik erkennbar sind. Sehr vieles ist noch zu leisten. Über die Art der Beziehungen — ob Einfluß, Zuzug, Zwischenfundplätze usw. — müssen weitere Untersuchungen erst besseres Licht bringen.

B. Belgische und römische Keramik.

Die belgische Keramik. Ein erster Vorläufer hierzu ist ein Scherben aus einer Nachbestattung in einem der steinzeitlichen Grabhügel des Vorgebirges, und zwar zum Gefäß 6, auf Tafel VI gehörend. Im Gegensatz zu den andern Tonwaren dieser Zeit ist dieser Scherben feine Drehscheibenarbeit, braunrot poliert, innen rotbraun und sehr bröcklig. Ähnliche Tontechnik fand sich auf den Spätlatènefeldern bei Mayen wieder. Zu Schlüssen bezüglich der

Digitized by Google

Form reicht das Material kaum, jedenfalls aber war es eine Art Omphalosschale mit profiliertem — nicht eingebogenem Rand. Die nächsten hierzu gehörigen Funde sind die bekannten hohen schlauch- und tonnenförmigen Gefäße, aus grauem Ton, fein gedreht und mit Zonenverzierung versehen (Tafel VI, 18, Museum Köln und Mayen). Sie gehören der augusteischen Zeit an. Aus etwas späterer Zeit, bis zu der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts besitzt das Museum Köln eine der hohen belgischen Vasen mit Schulterknick und stark ausgebogenem Rand (Tafel VII, c, 1). Sie stammt aus Weißenturm. Genau die gleichen sind in den bekannten Gräbern von Koblenz-Neuendorf gefunden (Bonner Jahrbücher, Bd. 107). Ebenso mehrere in Urmitz, in Kempenich, Kr. Adenau mit einer Caligulamünze vom Jahre 37 nach Chr., desgleichen in Haltern (Löschcke, Frührömische Keramik, Westf. Mitt. 1909). Dieselbe Art belgischer Keramik ist nun auch im Vorgebirge bei Köln in einem Ubiergrabe aus dem Anfang des 1. Jahrhunderts gefunden (Grabbesprechung siehe Abschnitt: Fibeln). Nur Scherben sind geborgen, und zwar von zwei belgischen Gefäßen. Von einem (Tafel VII, b, 4) ist nur der profilierte Fuß erhalten, von dem andern VII, b, 3 ein Bodenstück und große Teile des Schulter- und Randteils. Der größte Durchmesser betrug etwa 25 cm. Der Schulterknick ist ausgebildet wie bei VII, c, 1, scharf. Die Leiste darüber und die Randgestaltung entspricht vollkommen der eben geschilderten Gruppe von Gefäßen, von denen es sich aber durch die viel größere Öffnung unterscheidet. Bis zum Schulterknick ist es glänzend schwarz, darüber braun poliert. Es kann noch niedriger gewesen sein als die Abbildung angibt.

Von unseren rechtsrheinischen Grabfeldern ist die Zahl der belgischen Gefäße sehr gering. Das wichtigste ist ein Teller (Tafel VIII, 6 mit Stempel), das Randprofil entspricht Ritterling, Hofheim, Abb. 33, 3. Ähnliche Hofheimer Stempel bildet Ritterling ab, Abb. 31, 9. Der Teller stammt von Wahn. In dem Grabe lagen außerdem noch VIII, 9 und 7a sowie eine eiserne Kniefibel, Form 12 (Taf. X). Den Teller hat Dr. Oxé in Krefeld schon vor langen Jahren als Nachahmung von römischer Ware ziemlich früh angesetzt. Hofheim beweist uns das Vorkommen derartiger Ware zwischen 40 und 60. Dann fand sich einmal in Wahn und zweimal in Rheindorf eine feingedrehte Schale mit stark eingezogenem Rand, VIII, 1. Unter dem Rand eine schwach eingezogene Rille, die als Überrest der Furchen und Wülste der Spätlatèneformen geblieben ist. Schwacher Fußansatz ist vorhanden. Bei Grab 116 ein gleiches, weißgraues Randbruchstück, mit stark verdickter Innenlippe, aber provinzialrömisch. Diese Schalen sind, wie die gesamte belgische Ware überhaupt, deutliche Fortführungen der Spätlatènekeramik. Die letztgenannten, rechtsrheinischen Funde gehören in die zweite Hälfte des 1. Jahrhunderts. Genau dieselbe Ware, mit frühen belgischen Typen vergesellschaftet, kommt auch auf den schon mehrfach erwähnten, teilweise auch älteren, Fundplätzen von Biewer usw. im Trierer Museum vor.

Digitized by Google

Die römische Keramik. Bei weitem den größten Raum nehmen hier die Bilderschüsseln ein. Naturgemäß beanspruchen sie auch das meiste Interesse. Abgesehen von ihrer Technik und Dekoration geben sie dank der sorgfältigen Erforschung ihres Stiles und Typenschatzes auch ein sicheres Mittel für die Chronologie an die Hand. Ihre Verbreitung auf unseren — rechtsrheinischen Grabfeldern ist — mit einer Ausnahme — ziemlich allgemein. Die besten und meisten stammen von Rheindorf. Verwendet sind sie genau wie das germanische Geschirr; meist finden sie sich in verstreuten Scherben, die den Leichenbrand mitgemacht haben, so regelmäßig in den frühen Gräbern — Rheindorf, Grabfeld O und S ist keine einzige ganze Bilderschüssel gefunden — bei den späteren Gräbern oft als Knochenbehälter oder als Deckel hierzu, so daß sie dann den Brand nicht mitmachten und sich ganz erhielten. Demgemäß ist auch der Erhaltungszustand.

Auf Feld O sind alle Scherben grau bis grauschwarz, da die Glasur im Feuer litt und die kohlengefärbte Graberde einwirkte. Einige Male fand sich beim Zusammensetzen der schwarzen, stark verdorbenen Scherben eine tadellose, rote. Daraus ist zu schließen, daß eben diese den Brand nicht erlebte, also daß das Gefäß in der Hitze sprang und die Scherbe neben den Holzstoß fiel, oder daß die Schüssel auf den Holzstoß heraufgeworfen wurde, so daß sie dabei schon in Scherben ging. Sehr häufig finden sich, genau wie bei der germanischen Keramik, nur einzelne Scherben, was entweder darauf schließen läßt, daß sie bei der Armut des Bestatteten ein ganzes Gefäß vertreten sollten, oder aber große Nachlässigkeit beim Auflesen der Brandreste beweist. — Einmal (Wahn, Grab 4 und 9) liegen in zwei Gräbern Scherben desselben Gefäßes, ebenso einmal bei dem germanischen Fußgefäß VIII, 13, Rheindorf, Grab 169 und 178. Auch dieses Vorkommen beweist, daß auf den — noch nicht gefundenen — Brandplätzen Reste der Verbrennungen liegen blieben und bei einem folgenden Begräbnis in dieses gerieten, was auch auf eine gewisse Gleichgültigkeit schließen läßt.

Infolge der geschilderten Umstände ist gerade bei den älteren Funden (Grabfeld O) jedes Studium der Glasur unmöglich, ebenso sind sehr oft die Dekorationen stark verwaschen und undeutlich. Trotzdem läßt sich die Bestimmung einigermaßen durchführen, und das Ergebnis ist insofern von besonderer Bedeutung, als wir auch für den Beginn der rechtsrheinischen Felder — und damit Besiedelung — einen genaueren Zeitpunkt erhalten. Infolgedessen wurden auch einige der ältesten Schüsselreste auf Tafel IX abgebildet. Die Zeichnungen geben genau halbe Größe. Bei dem reichen übrigen Material schien eine Abbildung über den Rahmen der jetzigen Arbeit hinauszugehen. Vielleicht wird dies später a. a. O. nachzuholen sein. Eine kurze Besprechung wurde indes beigefügt.

Zunächst ist die Häufigkeit der Bilderschüsseln von Interesse. Vergleiche sind nur möglich bei dem großen Begräbnisplatz Rheindorf. Die Angaben O, W, M beziehen sich auf Tafel V.

Digitized by Google

Auf	Grabfeld	O	Bilderschüsseln	19	bei	128	Gräbern	14,8%
„	„	W 1	„	4	„	6	„	66,6%
„	„	W 2	„	40	„	57	„	70,2%
„	„	M (Süd)	„	11	„	24	„	45,8%
„	„	M (Nord)	„	0	„	17	„	0 %

Zusammen auf Feld O: 14,8%, Feld W: 66,9%, Feld M: 26,8%. Rechnen wir zu den Scherben nun noch die roten Tonschüsseln mit eingerollter Rädchenverzierung, von Typus Niederbieber 16 [1]) und ähnliches, die nach dem Ableben der Sigillata ihre Stelle einnahmen, so ergibt sich für diese:

Grabfeld	O	. . . . .				0,0 %
„	W	3 Schüsseln	bei	63	Gräbern	4,75%
„	M	13 „	„	41	„	31,6%

Diese Tonschüsseln finden sich also in 16 Gräbern, dabei mit Bilderschüsseln zusammen 8mal, zweimal auf Grabfeld W, die übrigen auf M. Einmal, Grab 22, Grabfeld M, statt der eingerollten Verzierung eingestempelte quadratische und rechteckige Grübchen, was auf die fränkische Stempeltechnik hinweist. Ein Blick auf die Bilderschüsseln der verschiedenen Felder zeigt, daß die älteren Formen auf Grabfeld O liegen, es genügt die Betrachtung der feinen schmalen Fußringe im Gegensatze zu den plumpen, wulstartigen Füßen von W und M. Während der Anlage des Feldes O waren die älteren Sigillaten noch weniger häufig, 15%, ohne also im geringsten selten zu sein. Bei der Anlage des Feldes W waren sie äußerst häufig 70%, hier treten schon drei rädchenverzierte auf, — bei Feld M nimmt die Häufigkeit der Bilderschüsseln stark ab — 27%, die der rädchenverzierten stark zu, 32%. Auf dem Nordteil von Feld M fand sich überhaupt keine Bilderschüssel mehr, nur noch die erwähnten roten Tonschüsseln. Wollte man aus diesen Häufigkeitszahlen Schlüsse ziehen, so wäre anzunehmen, daß Grabfeld O in die frühere Zeit der süd- und ostgallischen Fabrikation gehört; W dann in die Blütezeit der naheliegenden germanischen Sigillatafabriken; M in das Abflauen der ganzen Art. In Zahlen also etwa: Grabfeld O bis 150/170 nach Chr., W von 150/170—250/270 und schließlich M nach 270. Und ungefähr ist es so in der Tat. Aus der großen Häufigkeit der Schüsseln folgt ohne weiteres, daß wir die Ergebnisse aus ihrer Chronologie mit ziemlichem Vertrauen auf die Gräber anwenden können. Denn eine Ware von solcher Häufigkeit wird nicht menschenalterlang aufgehoben. Wir dürfen deshalb, anders als bei Münzen und Fibeln — für unsere Gräber nur einen ziemlich kleinen Spielraum zwischen Anfertigung der Schüsseln und ihrer Benutzung als Grabgefäß annehmen.

Ein Bruchstück der Form Dragendorf 29 oder der verschiedentlich von Knorr erwähnten Übergangsform von 29 zu 37 kommt vor, sonst sind alle Schüsseln Dr. 37. Einige Bemerkungen über die Chronologie der Bilder-

[1]) Siehe Oelmann, Materialien zur römisch-germanischen Keramik: Niederbieber.

Digitized by Google

schüsseln sind vielleicht nicht unerwünscht. In Pompeji findet sich schon eine ganze Reihe von südgallischen Schüsseln der Form 37, die also zwischen dem Erdbeben im Jahre 60 und der Verschüttung 79 dorthin gelangt sind. In Rottweil herrscht die Form 29 der Frühzeit Vespasians vor, in Cannstadt gibt es nur 37, aber aus denselben Fabriken und nur wenig später (Knorr). Mithin beginnt um 70 die Form 37 ihre Vorgängerin 29 zu verdrängen.

Die gesamte Fabrikation ging von den oberitalischen, arretinischen Werken aus, siedelte nach deren Verfall nach Südgallien über (im Anfang des 1. Jahrh. nach Chr.), wo in La Graufesenque, Montans, Banassac — später Lézoux in Mittelgallien — sich große Töpferzentren entwickelten. Von da verbreitete sich die Technik nach Norden und Osten, so daß in La Madeleine, Lavoye, Avocourt usw., dann auch in den Rheingegenden Offizinen entstanden. Die bedeutendsten sind Heiligenberg, Rheinzabern, Trier. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts hört die Erzeugung der Bilderschüsseln auf. Die roten Tonschüsseln mit Rädchenverzierung reichen aber noch durch das vierte hindurch. Die Entwicklung der äußeren Form war nach Erreichung von 37 abgeschlossen, nur verbreiterte sich später der Rand noch stark. Nach Stil und Dekoration werden mehrere Arten unterschieden, Zonen, Metopen, Bogen, Medaillons — und freies Dekor. Davon sind die beiden ersten die ältesten. Sie fallen hauptsächlich auf die südgallischen Offizinen, die von 75—100 derartiges Geschirr herstellten, doch kommen Abarten auch noch später vor.

Im folgenden werden die bestimmten Schüsseln einzeln durchgegangen. Über die Beifunde gibt die Tabelle der chronologisch wichtigen Gräber am Schlusse des Textes Aufschluß. Hier sind nur die wichtigsten vermerkt.

Wahn 20. Tafel IX, 1. Nur ein kleines Bruchstück, aber das älteste von unseren Plätzen, Form Dragendorf 29 oder Übergangsform zu 37. Das bekannte Rankenmuster. Ähnlich Knorr, südgallisch. Sig. von Rottweil XI, 5, VIII, 7 unten, u. a. m. Südgallisch, Zeit des Vespasian (70—80).

Wahn 11 und 16. Scherben mit gleichem Eierstab. Doppeltes Stäbchen, wie es bei den frühesten Triertöpfern vorkommt. Grab 16 erotische Szene, nicht bekannt, Vorstufe zu den bekannten Trierer Darstellungen (Dölzer, Die ostgallischen Bilderschüsseln, stets V bezeichnet, Trierer Typenschatz 533), ähnelt aber dabei noch der bei südgallischen Fabriken beliebten Art (Germanus). Diese Schüsseln waren vielleicht ostgallisch; 2. Jahrhundert.

Wahn 9 und 4. Bruchstücke. Andreaskreuzeierstab. Medaillons mit Vögeln genau wie V, II, 26, Perlstäbe. Dabei Wahner Typus. La Madeleine, dem Albillus zuzuweisen. 2. Jahrhundert. — Diese Stücke von Wahn wurden vorweggenommen; der Platz in Wahn geht über eine ziemliche Zeit und zeigt mit diesen wenigen erkennbaren Scherben schon dasselbe Bild wie Rheindorf O und S mit ihren vielen und schönen Funden.

Rheindorf 164. Tafel IX, 3 große fast ganz zusammengesetzte Schüssel. Zwischen Zonen von Blattkränzen eine Bilderzone. Sitzende Hirsche, im Typen-

Digitized by Google

vergleichnis von Déchelette (kurz D bezeichnet) D 845 und 862. Sie kommen bei Germanus und anderen südgallischen Töpfern aus der Spätzeit des Vespasian und domitianischer Zeit vor (Knorr); dazwischen ein Strauch mit Blattwerk D 1134, daneben zwischen sehr altertümlichen, meist auf Form 29 vorkommenden kleinen andreaskreuzförmigen Ornamenten erotische Szene; rechts oben kleiner Rollenstab; alle Zonen durch Zickzackbänder getrennt. Unterer Abschluß durch S förmig gewundene Stäbe. Die erotische Szene — nicht im Déchelette — findet sich häufig auf Lampen des ersten Jahrhunderts, siehe auch Löschcke, Lampen aus Vindonissa, Tafel 8, 89 (nach liebenswürdiger Mitteilung von Dr. Löschcke, Trier). Ferner ist sie abgebildet bei Knorr, Verzierte Sig. des 1. Jahrhunderts, Tafel 25. Dort kommt sie auf einer L.COSI signierten Schale vor. Stil und Typen weisen die Schüssel in das letzte Viertel des 1. Jahrhunderts. Südgallisch, Fabrik: La Graufesenque. Siehe auch Knorr, Rottweil XV, 12; VIII, 12, Cannstadt X, 7 und 8, Rottenburg I, 12, V, 8. Von Beifunden ist die bronzene Kniefibel wichtig.

Grab 145. Tafel IX, 2. Fast ganz zusammengesetzt. Noch an den Zonenstil erinnernd. Die blattförmige Spitze in hängenden Bögen typisch für La Graufesenque D, Tafel VII, 24 und VIII, 1. Ferner Knorr, Rottweil XV, 8—13, Cannstadt X, 8, Rottenburg II, 5 u. a. m. Wichtig ist die Metopenunterteilung in den Tierfeldern. Hirsch (D?) und Löwe. Unten Muscheln, die ich nicht habe wiederfinden können. Südgallisch; 75—110. Das Grab beweist, daß die eiserne Kniefibel schon früh ihre Entwicklung durchlief.

Grab 201 Tafel IX, 5. Nur Bruchstücke. Eierstab des Germanus. Silen mit Doppelflöte auf Erdhaufen, Zweige mit Trauben und Vogel; Bogen mit kleinem Satyr (D 253), darunter Widderkopf. Siehe Knorr, Rottweil VII, 2; südgallische Sig von Rottweil XV. Auf den Scherben kommen von den Typen des Töpfers Germanus folgende vor (nach Knorr: Töpfer und Fabriken verz. Sig des 1. Jahrh., Tafel 34—39): der tanzende Satyr (5), die Gruppe (2), Silen (7), Widderkopf (36), die Dekorationen (51, 68, 78, 74), Eierstab (80). Töpfer Germanus, Fabrik La Graufesenque; 75—100.

Grab 111. Bruchstücke. Zwischen stehenden und springenden Hirschen (Knorr, V. S. d. 1. Jahrh., Taf. 35, Abb. 31, 37), Baum mit Blättern wie 164. Überall die Grasbüschel des Germanus. Abschlußkranz aus Dreiblattblüten. Offizin des Germanus, La Graufesenque; 70—90.

Grab 188. Große Bruchstücke. Prachtvolle Schale feinster Arbeit. Metopendekor, Amor (D 251), zwischen Spiralreihen, Gladiatoren (D 129 und ein anderer). Große Masken. Lézoux, mittelgallisch; 90—110.

Grab 176. Bruchstücke. Metopendekor, Felder mit Zickzackbändern; Tänzerin mit über dem Rücken hängenden Schleier, nicht bei Déchelette; Kandelaber (D 1195) zweimal übereinander. Lézoux; 90—110.

Digitized by Google

Grab 162. Schöne Schüssel mit Metopendekor. Venus, die Haare auswindend (D 174), kleine Venus (D 199?), Vase usw.; darunter Tierzone. Wohl gallisch, vielleicht Lézoux; 100—150.

Grab 138. Ganz zusammengesetzt. Metopendekor; Eierstab genau wie 162. Gallisch; 100—150.

Grab 205. Bruchstück, Metopendekor. Unter dem Eierstab Füllhörner mit Verbreiterung an der Öffnung, nicht in der Literatur, aber noch Ausweis der nächsten Gräber La Madeleine; ostgallisch, 2. Jahrhundert.

Grab 194. Bruchstücke, ganz ähnlich; Medaillons wie V, II, 26; ostgallisch, 2. Jahrhundert.

Grab 200. Bruchstücke. Statt Eierstab große, schön ausgeprägte Andreaskreuze. Perlstäbe. Bildband durch Füllhörner in Metopen geteilt, darin Amor (nicht ganz D 251), Herkules mit Vase und Keule auf der Schulter (ähnlich D 452). Beide Figuren von der (älteren) Ausführungsart von Lézoux verschieden. Der Eierstab läßt an Madeleine denken (V, 84), Töpfer Albillus. Siehe auch 202, ferner Knorr, Cannstadt VII, 5. Ostgallisch; 2. Jahrhundert. Dabei zwei eiserne Kniefibeln mit Querstäben.

Grab 202. Ähnliche Bruchstücke. Gleicher Eierstab. Perlstäbe und Füllhörner. Außerdem laufender Hirsch nach links und die große bärtige Maske V, 51. Madeleine. Töpfer Albillus. 2. Jahrhundert. Die Grabgruppe 202 bis 205 liegt eng beisammen.

Grab 178. Ganz zusammengesetzt. Zonendekor, aber später Stil. Die Rankenzone besteht aus Ranken mit Trauben und Weinblättern. Ähnliche Ranken in Heiligenberg (siehe Knorr, Cannstadt XIII, 3) und Rheinzabern, dann auch bei Cibisus, Offemont. Alle diese Punzen gleichen ungefähr der Hälfte der hier gebrauchten, sind aber verschieden. Die Zonen sind durch starke Stäbe mit Einschnürungen getrennt (wie Knorr, Cannstadt IX, 4). Wohl ostgallisch. 2. Jahrhundert.

Grab 134. Bruchstück. Zonendekor, späterer Art. Hängende Halbkreise, darin herzförmige Blätter V 223. Zwischen den Halbkreisen hängende Stäbe, Zickzackbänder. Unterer Abschluß kleine sechsteilige Rosetten (V 241 links und rechts). Ostgallisch; Töpfer: Satto 100—150. Dabei viereckige Scheibenscharnierfibel mit gekerbtem Rand, genau wie Hofheim, aber nicht mit Glasauflage, sondern Email, also später.

Grab 180. Bruchstücke. Große wellenförmige Ranke. Darin große Blätter (wie Knorr, Cannstadt XVIII, 2), lose herzförmige Blüten V 243 und Blätter V 270. Ostgallisch, Satto, 100—150.

Grab 242. Grabfeld S. Fast ganze Schüssel. Bögen mit Sternen und konzentrischen Kreisen. Darunter langgestreckte Trauben, Dölzer VII, 49, dazwischen wieder konzentrische Kreise, Abschluß Kranz von Rosetten, anscheinend ostgallisch, Lavoye? Ende des 2. Jahrhunderts. Dazu gehört die Übergangsform Tafel B und das Tiergefäßchen Tafel VIII, y.

Digitized by Google

Die bisher besprochenen Schüsseln stammen von Grabfeld O und S (nur 242). Es fällt auf, daß so wenige mit germanischer Keramik zusammen sind. Aber die keramischen Beigaben waren in dieser Zeit eben viel einfacher als später. Ein Topf genügte. Nahm man eine Bilderschüssel, so brauchte man eben nicht mehr. Ein ganz anderes Bild geben nun die anderen Grabfelder von Rheindorf. Wir fahren fort mit Grabfeld W, als dem zeitlich anschließenden.

Grab 43. Bruchstücke. Medaillons, dazwischen das Ornament von Tafel VII, 16, Oelmann, Niederbieber. Eierstab des Alpinius, Trier, 150—260.

Grab 48. Bruchstück. Hakeneierstab des Censorinus, Trier, 150—260.

Grab 51. Bruchstücke. Freies Dekor. Eine Reihe schlecht geschnittener Vögel mit umgedrehten Köpfen. Dann fortlaufend sich wiederholend der Amor des Grabes 54. Stempel CERIALIS; Rheinzabern 150—250. An Beigaben wichtig: Dosenfibel mit hohem Fuß. Zweite Schale: Hakeneierstab des Censorinus, Venus (V 476), Vögel auf Käfig (V 690) Trier, 150—260.

Grab 53. Ganz. Tierfries, freies Dekor. Eierstab des Maianus mit gekerbtem Stäbchen. Typen aus dem Kreis des Maianus. Wie Niederbieber. Trier, 180—260. Dabei runde Emailscheibenfibel mit Rolle.

Grab 54. Bruchstück. Die Bögen ruhen auf eigentümlichen Ständern (Ludovici, Katalog 1901, 5, O, 28) ,darin Reiher (Ludovici T, 133) und Amor von Grab 51 (Ludovici M, 95). Wohl auch Cerialis, Rheinzabern, 150—260. Dabei Fibel mit hohem Fuß.

Grab 57. Bruchstücke. Eierstab des Maianus. Flache Bögen von Zickzacklinien getragen. Darin stets wiederkehrend die bekannte Diana mit dem Hasen, aber ohne Bogen. Ob das Stück Trierer Fabrikat ist, möchte ich noch bezweifeln, es sieht sehr altertümlich aus. Die flachen Bögen kommen sonst nicht vor. Vielleicht eher ostgallisch. 2. Jahrhundert.

Grab 70. Bruchstück. Victoria in Metopenfeld, Trier? 2. Jahrhundert. Dabei Fußbecher des Gießener Typus. Email-Scheibenscharnierfibel, Fibel mit hohem Fuß. 2. Schale: Bruchstücke, Delphin, Hase, Blätter. Wohl nicht Trier.

Grab 72. Ganze Schüssel. Metopenartige Felder. Trauben und Vögel, dann Blattreihen. Typisch Lavoye, ostgallisch; 125—250.

Grab 73. Freies Dekor. Tierfries, darunter drei Reihen Blattkränze. Im Tierfries spitze Blätter wie V, IX, 50, Hund wie V, XIII, 1. Mann mit Schurz, der einen Hasen ausnimmt. Wohl Trier; 150—260.

Grab 74. Ganze Schüssel. Freies Dekor. Dreieckstab wie Dölzer, La Madeleine, Typ 92. Vierblätterornament desgl. V 66. Tierfries, Blattkranz. Stempel C. C. SACRI. Der Stempel ist bekannt; z. B. Knorr, Sig. d. 1. Jahrh. S. 126, und südgall. Sig. v. Rottweil XXIX, 3, von Köln. La Madeleine, 2. Jahrhundert. Dabei germanisches Gefäß des Übergangs vom

Digitized by Google

Wahner zum Gießener Typus. Bronzefibel 22 (Taf. VII) die in Darzau am Ende des Platzes auftritt.

Grab 102. Ganze Schüssel. Spätes Zonendekor. Zone von unklaren, offenbar nicht frühen Weinranken. Eine Zone mit auf die Köpfe gestellten Vögeln. Ähnlicher Stil Dölzer, Tafel VII, 16, 32, 44, 53. Dann Blattkranz V, VII, 19, dann Reihen neunstrahliger Sterne V, VII, 53. Längliche Trauben bei der Ranke wie V, VII, 49. Dabei zwei Fußbecher des Gießener Typus; Dosenfibel. Typisch Lavoye; 125—250. 2. Schale, ähnlich, wohl auch Lavoye.

Die folgenden Schüsseln stammen aus der westlichen Grabgruppe des Feldes W, 2.

Grab 80. Ganz. Freies Dekor, aus Halbkreisen und Stäben. Stempel PIIRVINCVS. Rheinzabern. Ende des 2. und 3. Jahrhundert. 2. Schale, Medaillons mit Hippokamp. Ebenfalls Rheinzabern. Dabei Dosenfibel und Fibel mit hohem Fuß.

Grab 81. Ganz. Hakeneierstab des Censorinus. Alle Typen aus dessen Kreise. Stempel zweiteilig JNTERCED NOLI VIAT, Schüssel mit Stempel, genau wie Niederbieber. Trier, 3. Jahrhundert.

Grab 84. Bruchstücke von zwei Schüsseln. Die erste zwischen hochstehenden Lanzen abwechselnd Aktäon mit Hunden und Diana mit Hasen und Bogen (siehe die Scherben von Dalheim in Oelmann, Niederbieber). Das zweite Bogendekor. Sehr geschmackvoll mit Vasen. Gleicher Eierstab. Trier. Alpinius und verwandte Töpfer; 180—220. Dabei Münze: Silberdenar des Aurelius und Antoninus. Grab also nach 160—180. Fußbecher des Gießener Typus. Dosenfibel mit hohem Fuß.

Grab 89. Ganz. Hakeneierstab des Censorinus. Zwischen Stäben hängende Bögen aus Perlen. Tiere aus den Typen des Censor. Wie Niederbieber. Trier, Censorinus; 180—260.

Grab 92. Bruchstücke. Vaseneierstab des Dexter. Bögen V, 800, und Blätter. Schlecht erhalten. Trier, Dexter; 175—225.

Grab 98. Ganz. Bogendekor, darin fünfteiliges Blatt und Dreispitz abwechselnd. Schwere, plumpe, schlechte Ware. Offenbar ganz spät. Baum wie Dölzer XVIII, 16. Blatt ähnlich Dölzer, XXXI, 737. Trier, 3. Jahrhundert.

Von dem Grabfeld M, Südteil stammen:

Grab 23. Bruchstück mit Ornamenten. Anscheinend Rheinzabern

Grab 5. Bruchstück. Halbkreise mit Kreisen darin. Der Pervincus-Ware ähnlich. Spätes Rheinzaberner Fabrikat.

Grab 25. Bruchstück. Medaillons mit Reiher?

Grab 9. Ganz. Eierstab des Maianus mit tordiertem Stäbchen; teils durch Leisten metopenartige Teilung, teils auch freies Dekor. Typen des Maianus, siehe Dölzer, XIII, 9, 14, XII, 17, erotische Gruppe und Diana mit Hirschkalb, Gladiator, Dölzer, XIII, 3. Blatt, Dölzer, XI, 64, kleine Spirale, Dölzer, IX, 50. Wie Niederbieber. Trier, 3. Jahrhundert.

Digitized by Google

Grab 7. Bruchstück. Rautendekor; Rheinzabern?

Die beiden folgenden Schüsseln fallen zeitlich früher als die bisherigen. Die Gräber enthalten auch sonst nichts Spätes, wie das die andern Gräber dieses Feldes aufweisen. Es ist wohl anzunehmen, daß die beiden Gräber schon zur Zeit des Grabfeldes O hier angelegt wurden. Einzelgräber kommen auch sonst vor.

Grab 19. Ganze, schöne Sattoschüssel mit Weinlese; Weinstöcke, oben Blätter, unten Trauben, Amoretten auf Leitern und mit Körben. Siehe Dölzer, V, 3 (Fundort Mainspitze), Typen wie dort V, 157, 165, 161. Ostgallisch, Satto; 100—150.

Grab 18. Kleine Bruchstücke. Statt des Eierstabes hängende Dreiecke (siehe Ludovici, Katalog 1900/05, R 3, 215. Knorr, Rottenburg XV, 13 u. a. m.). Hängende Halbkreise mit Blüte, Knorr, Rottenburg XV, 14. Töpfer Janu, frühes Rheinzabern; 100—150.

Dellbrück. Mit großem Fußbecher des Gießener Typus. Bogendekor, darin Herkules mit Keule (D 445), aber eine Schwindung kleiner, genau wie Lavoye, Dölzer, 349. Ostgallisch, Lavoye; 180—250.

Die übrige römische Keramik.

Das früheste Gefäß ist ein frührömischer Henkelkrug aus dem schon erwähnten Ubiergrab am Vorgebirge bei Köln. Abb. Taf. VII, b, 5. Bei den späteren Gräbern der rechten Rheinseite fand sich eigentlich außer den Bilderschüsseln nur wenig. Grab 116 ein ganz einfacher konischer Deckel, Grab 168 mit einer belgischen Schildkrötenfibel ein kleiner roter Becher, ähnlich dem späteren glatten aus Grab 100 (siehe diesen), aber mit feinem Randprofil. Der Becher gehört ziemlich früh ins 2. Jahrhundert. Auf Grabfeld W sind die Funde etwas häufiger. In Grab 53, 80, 95 römische Kochtöpfe, alle mit außen hochgezogenem Rand wie Niederbieber, und durchweg dem 3. Jahrhundert angehörend. Bei 95 ein kleines weißtoniges, doppelhenkliges Krügchen, ebenfalls in Niederbieber vertreten (belegt 190—260). Bei Grab 100 ein glatter randloser grauer Becher wie Niederbieber, Typus 30a. Diese Form hält sich bis ins 3. Jahrhundert hinein. Auch einige Scherben von Schwarzfirnisware mit weißer Bemalung treten auf, desgleichen in Grab 45, 55, 56, 102. Schlechte graue Scherben mit Barbotinearbeit. Auch diese weisen auf den Ausgang des 2. und 3. Jahrhundert. In Grab 77 ein großer, schöner Becher mit eingedellter Wandung (wie Niederbieber).

Ganz anders sieht es auf dem Grabfeld M aus. Einige Barbotinescherben gleicher Art kommen noch vor, 36, 39, 41, auch noch einmal ein Schwarzfirnisbecher mit später Weißbarbotine, sonst aber herrscht eine minderwertige Firnisware mit der charakteristischen, schlechten weißen bis weißgelben Bemalung der Spätzeit. Grab 1, 2, 3, 4, 5, 6, 10, 11, 12, 21, 23, 25,

Digitized by Google

27, 28, 31, 34, 35, 40. Derartige Ware fällt in das Ende des dritten und den Anfang des vierten Jahrhunderts. (Siehe dazu auch die Funde von Vermand bei Ed). Mehrfach kommen auch noch späte Sigillaten vor, daneben bis in den Nordteil die roten, rädchenverzierten Tonschüsseln. Dazu tritt ein neuer später Typ: Weißgraue, glatte Gefäße wie Könen, Gefäßkunde XVIII, 15, die dem ausgehenden 3. und dem 4. Jahrhundert angehören. Sie haben häufig schon ausgebildete Zapfenfüße und reichen bis in das 4. Jahrhundert. In konstantinischer Zeit sind sie häufig (337). Diese Datierung ist bei uns durch die Zapfenfüße, dann durch die Crispusmünze (323—327) in Grab 35 festgelegt.

Von den übrigen Grabfeldern ist vor allem Fliegenberg mit den beiden außerordentlich reichen Gräbern zu nennen, die im Mannus I und II schon mehrfach besprochen sind. Auf die bekannte belgische Wochengöttervase gehe ich deshalb nicht mehr ein. Der große Becher mit Glasschliffimitation ist schlechte, späte Sigillata, in das Ende des 3 Jahrhunderts zu setzen und könnte von Lézoux stammen. Aus Grab 1 verrät der gelbliche Becher mit Rädchenverzierung — Typ 33a, Niederbieber — durch den stark gesondert behandelten Fuß schon Verwandtschaft mit späten Formen. Diese Gräber sind sicher spät — um 300, worauf auch die germanische Keramik deutet. Die übrigen Grabfelder lieferten nichts Besonderes.

Die Wohnplatzkeramik (Fliegenberg, Hangelar, Niederpleiß) zeigt glattes und rauhwandiges Gebrauchsgeschirr; recht spärlich übrigens. Die einheimische Gebrauchsware herrscht durchaus vor.

Zusammenfassung.

Für den Beginn der rechtsrheinischen Gräber, denn um diese handelt es sich ja hauptsächlich, ergibt sich folgendes: die frühesten Bilderschüsseln entstammen der Frühzeit (Wahn) oder der Spätzeit (Rheindorf) Vespasians. Dann kommen eine Reihe domitianischer Schüsseln. Die ältesten sind also um 70 gefertigt.

Den Beginn der Felder möchte man also etwa um 80 ansetzen. Auf den ältesten Feldern, Wahn, Rheindorf O, herrscht das gallische Fabrikat: La Graufesenque, dann Lézoux, Madeleine, Lavoye, ostgallische Sattoware. Die Erzeugnisse der germanischen Fabriken: Trier, Rheinzabern, Heiligenberg kommen nicht ein einziges Mal vor. Da diese in größerem Maßstabe erst um 160 zu exportieren begannen, reicht also Grabfeld O und mit ihm der Wahner Typus und die ältere Fibelgruppe (Tafel X) bis 160—180. Die östlichste Gruppe des Feldes W, Rheindorf, hat schon reichlich Trierer Ware, aber auch noch ostgallisches Fabrikat, das erst in den westlichen Gruppen von W völlig verschwindet. Man kann also wohl diese östliche Gruppe, vor allem die Gräber um 70 als die älteste des Feldes W ansehen. Am Schluß von W — Grab 98 — ist die Trierer Fabrikation schon sehr entartet. Damit würden die Übergangsformen vom Wahner zum Gießener Typus etwa in die Zeit von

Digitized by Google

160—180 fallen, um 180—200 schon der Gießener Typus herrschen. Es will so scheinen, als ob der Kulturstrom, der die Ableitungen der Fibel mit umgeschlagenem Fuß durch Deutschland verbreitete, etwas vor 200 angesetzt werden muß, da hier der Gießener Typus mit diesen Fibeln schon früh aufzutreten scheint. Ungefähr um 180—200 fällt diese Fundvergesellschaftung auch durch den Silberdenar aus Grab 84. Feld W reicht wohl bis gegen Ausgang des 3. Jahrhunderts, der Südteil von M fällt in eben diese Zeit — späte Sigillata-Barbotinegefäße. Daß es aber später ist als W, beweist die Zunahme der rädchenverzierten Tonschüsseln, die schlechte Firnisware und die hohen Gefäße konstantinischer Zeit. Der Nordteil lieferte keinen einzigen Scherben einer Bilderschüssel mehr. Die anderen späten Typen bestehen fort; wir befinden uns im 4. Jahrhundert (Crispusmünze).

Die Grabfelder von Rheindorf reihen sich also unmittelbar und ohne Lücke aneinander. Die chronologischen Ergebnisse der römischen Keramik sind genau dieselben, die die germanische ergeben hat, nur bringen sie eine wünschenswerte Genauigkeit mit.

Wir setzen also zusammenfassend an: Beginn der Felder auf dem rechten Rheinufer um 80 nach Chr.; Entwicklung des Wahner Typus zum Gießener: Ende des 2. Jahrhunderts; Ende der Felder: Um 330—340; Fibelgruppe III (Taf. X) von 80—180, Fibelgruppe IV (Taf. XI) 180—330. Diese Bestimmung bietet seit Almgren nichts Neues.

Von Interesse ist vielleicht noch, daß sich in Rheindorf von 244 Gräbern 102 ohne römische Beifunde ergeben haben; davon bei 137 Gräbern der frühen Kaiserzeit 88, bei 107 Gräbern der spätern Kaiserzeit nur 14.

Die Zusammenhänge zwischen germanischer, belgischer und römischer Keramik.

Hier können zunächst nur einige vorläufige Andeutungen gegeben werden. Es ist die germanische Keramik vor allem dadurch im Nachteil, daß sie schlecht bekannt war. Überall fehlten und fehlen zum Teil noch die Zusammenhänge. Immerhin ist jetzt durch unsere Funde eine lange Zeit, 80—340, ziemlich lückenlos zu übersehen und benachbarte Funde schließen sich ergänzend und bestätigend an (Gießen, Lippegebiet). Da scheint ein Ausblick über die Frage der Beziehungen zwischen den drei gleichzeitigen, mächtigen Gruppen von Wichtigkeit.

Als Ankündigung einer späteren Arbeit über diese Frage möchte ich kurz folgendes hierher setzen. Die drei großen Gruppen liegen: Linksrheinisch belgische Ware als Keramik der einheimischen Bevölkerung — Haupttöpferwerkstätten sind irgendwo im Neuwieder Becken, Trier, Nähe von Xanten, Nymwegen. Darüber lagert die provinzialrömische Ware. Rechtsrheinisch: Germanische Keramik Auch hier kommt römischer Import vor. Diese römische

Digitized by Google

Keramik ist landfremd und wurde von dem italischen Element getragen. Die belgische und die germanische Keramik sind bodenständig. Träger sind die linksrheinischen Germanen und Belgen (Ubier, Treverer u. a. m.), und die rechtsrheinischen Germanen Tenkterer, Usipeter, Chatten, später Franken.

Eine Darstellung der frühbelgischen Ware hat Dr. Löschcke in der Veröffentlichung über Haltern gegeben (Mitt. d. Alt Kommission f. Westf. 1909), der auch die obigen Angaben über die Lage der belgischen Töpfereien entnommen sind. Daran reiht sich gut datiert Hofheim an, dann die großen Grabfelder von Flavion und Berzée. Von weiterer Bedeutung sind dann die späteren Terranigrawaren bis zum 4. Jahrhundert, für die Hauptherstellungsorte Worms und Speier waren. Die ganze Gruppe entwickelte ihre Formen selbständig aus der rheinischen Spätlatènekeramik, wie wir sie in den Germanengräbern des ausgehenden letzten Jahrh. vor Chr. — allerdings noch vielfach ohne Drehscheibe finden. Doch konnten wir die Einführung der feinen geschmauchten Drehscheibenarbeit schon feststellen (siehe Abschnitt über belgische Ware). Diese belgische Keramik hat nun dauernd fortgelebt. Nach einem Zurückdrängen durch italische und südgallische Waren und Formen am Ende des ersten, zweiten bis Mitte des dritten Jahrhunderts ist sie mit ihrer Entwicklung danach wieder stark in den Vordergrund getreten, als überall im römischen Reich mit dem Nachlassen der Zentralgewalt die nationalen Eigenheiten wieder an die Oberfläche kamen. Daher die späte Blütezeit der Schmauchtechnik u. a. m. Dieses Wiederaufleben der belgischen Ware in Technik und Form ist einwandfrei festgestellt.

Dazu tritt nun als dritte die germanische Reihe. Auch sie hat ihre Formen aus Spätlatèneformen entwickelt, teilweise aus denselben wie die belgische Ware. Außerdem aber verrät sie starke Einflüsse aus dem Innern Deutschlands: Wahner Typus — Buckelgefäße u. a. Im ganzen geht sie gewissermaßen der belgischen Ware parallel, und es werden sich sicher bei aller Verschiedenheit Übereinstimmungen finden lassen, besonders da Germanen und Belgen bei ihrer völkischen Verwandtschaft stets in naher Beziehung blieben (Cäsar, Bataverkrieg). Auf einige Beziehungen möchte ich schon hinweisen. In Haltern haben sich Germanengräber mit schüsselförmigen Urnen gefunden, die Dr. Löschcke den Eroberern des Lagers zuschreibt (siehe S. 309 der erwähnten Arbeit über Haltern, ferner Tafel XXV, 11, 12, 13). Die Verwandtschaft dieser Formen mit unserer Tafel VIII, 7, 7a, 7b ist klar. Mehr läßt sich jetzt nicht sagen, da die Funde der Zeit noch im Erdboden ruhen. Von großer Wichtigkeit ist das belgische Gefäß Tafel VII, b, 3, das einem Ubiergrab aus den 1. Jahrzehnten nach Chr. entstammt (Vorgebirge). Dieser Typ hat in abgeschwächter Form sich in der belgischen Ware lange erhalten. In Germanengräbern der Mitte des 1. Jahrhunderts aus Flörsheim, dann in solchen aus Nassau, an der Lahn, aus der Zeit um 80 nach Chr. kommen deutlich abgeleitete Formen vor: Abgebildet von W. Unverzagt in Keramik des

Digitized by Google

Caſtells Alzei, Materialien zur römiſchgermaniſchen Keramik II, S. 28, Abb. 17, 1 und 2. Dort gibt Abb. 3 ein ähnliches Stück, aber mit ganz ausladendem Rand, aus Worms, aber aus dem Ende des 2. Jahrhunderts. Dieſes letzte iſt ziemlich genau unſere Form, Tafel VIII, 17 und entſpricht ferner dem ubiſchen Fußbecher Tafel VII, c, 4. Dieſer letztere hat auch die belgiſche grauſchwarze Schmauchtechnik. Außerdem kommen ähnliche Formen auch ſchon in Nauheim vor. Wir haben hier alſo Parallelen in der belgiſchen Ware zu unſeren Übergangstypen vom Wahner zum Gießener Typus, die auch zeitlich genau ſtimmen (Ende des 2. Jahrhunderts). Ein erheblicher Unterſchied iſt allerdings der Fuß. Während die germaniſchen, auch die ubiſchen Becher faſt alle den hohen Fuß haben, beſitzen die Wormſer Gefäße, wie die früheren belgiſchen, nur ganz kleinen, breiten Standring. Unverzagt hat vermutet, daß ſich die germaniſchen Übergangstypen, vom Typus 16, 17, 18, von denen die Gießener Funde ſchon bekannt waren, aus der belgiſchen Form herleiteten (Alzei, S. 28, Anm. 2). Es müßte dann plötzlich gegen Ende des 2. Jahrhunderts die ſehr ſtabile belgiſche Form dieſen ſtarken Einfluß in das Germanengebiet entwickelt haben, was mir vorläufig noch unwahrſcheinlich vorkommt. Ein Stück (17) in Drehſcheibenarbeit kommt bei uns vor. Zuſammenhänge zwiſchen dieſen germaniſchen und belgiſchen Bechern beſtehen ſicher. Auf unſere Entwicklung des Gießener Typus hat das keinerlei Einfluß. Viel wahrſcheinlicher iſt mir übrigens, daß die ſelbſtändig entſtandene germaniſche Übergangsform auf den belgiſchen Becher eingewirkt hat, was ich an dem unrömiſchen hohen Fuß des ubiſchen Bechers Tafel VII, c, 3 erkennen möchte. Daß dieſer Einfluß der germaniſchen Fußbecher über den Rhein ging, beweiſt weiter noch der ſpätere ubiſche Becher VII, c, 4. Dieſen Einfluß germaniſcher Töpferformen hat auch ſchon Unverzagt in der ſchon erwähnten Arbeit über Alzei, S. 9 und 27 erwähnt, allerdings für etwas ſpätere Zeit, wo es ſich um die Entwicklung der ſcharfen Bauchkante an Gefäßen des 4. und 5. Jahrhunderts handelt, die den merowingiſchen ähneln.

Leider ſind alle dieſe Fragen noch nicht ſpruchreif, da das germaniſche Material gar zu ſehr fehlt Bezüglich der merowingiſchen Gefäßformen läßt ſich aber ſchon jetzt überſehen, daß die germaniſchen Formen des 6. Jahrhunderts großenteils auf die des 4. zurückgehen und ferner, daß bei ihrer Entwicklung die ſpäte belgiſche Keramik mitgewirkt hat.

Jedenfalls iſt das Verhältnis dieſer drei keramiſchen Gruppen von großer Bedeutung, und dieſe Bedeutung wird immer mehr zunehmen, je mehr die am meiſten vernachläſſigte, allerdings auch am ſchwierigſten zu findende, germaniſche Gruppe be- und erkannt wird. Sie wird ſich beſtimmt als ganz gleichwertiger Faktor in bezug auf Selbſtändigkeit ihrer Verfertiger und ihre Wirkungskraft auf die nachfolgende Keramik darſtellen. Wie leicht ſolche große Fundmengen wie die unſeren, ganz plötzlich dem Erdboden entſteigen können, hat ja unſer Beiſpiel gezeigt Alſo hoffen wir auf weiteres.

Digitized by Google

Die Fibeln.

Die Fibeln unserer Begräbnisplätze zerfallen schon bei flüchtigem Durchmustern in vier Gruppen, die mit I, II, III, IV bezeichnet werden sollen. Die ältesten, I, sind die Spätlatèneformen, II provinzialrömische Fibeln des 1. Jahrhunderts; III enthält Formen des ausgehenden 1. und solche des 2. Jahrhunderts, durchweg mit oberer Sehne und Sehnenhaken; IV zeigt durchweg Formen des 3. und angehenden 4. Jahrhunderts, die sich meist aus der Fibel mit umgeschlagenem Fuß herleiten. Tafel VI = Gruppe I, Tafel VIIb = Gruppe II, Tafel X = Gruppe III, Tafel XI = Gruppe IV.

Diese 4 Gruppen liegen nun auch auf besonderen Fundplätzen. I gehört zu den Spätlatènegräbern, II ist vorläufig außer stadtkölnischen Funden, Augenfibeln u. a. m., die nicht mit aufgenommen wurden, auf das Ubiergrab VIIb beschränkt; Gruppe III kennzeichnet die Grabfelder Rheindorf O und S, Scheuerbusch bei Wahn usw., also den späteren Abschnitt der älteren Kaiserzeit, K 1b, Gruppe IV die jüngere, Rheindorf Feld W und M, K 2.

Diese zeitlichen Feststellungen sind ohne weiteres klar Aus der genauen Untersuchung über Zeit und Verbreitung der einzelnen Typen folgen aber weitere Ergebnisse. Deshalb werden sie im folgenden einzeln durchgesprochen. Zu den Tafeln sei bemerkt, daß durchweg $^2/_3$ natürliche Größe gegeben ist; Ausnahmen sind besonders vermerkt. Die Zahl der Windungen bei den Fibeln mit langer Rolle aus dem 2. und 3. Jahrhundert ist sehr veränderlich, auch bei sonst gleichen Stücken, es wurde darauf nicht näher eingegangen. Eisen-, Bronze- und Silberfibeln sind durch beigesetztes E., Br., Si. bezeichnet. Sämtliche Formen sind ergänzt gezeichnet mit Ausnahme der Konstruktionsteile der Dosenfibel. Es gab, wenn auch die meisten Stücke beschädigt sind, doch so viele, daß sie mit völliger Sicherheit dargestellt werden konnten. Wo bezugswichtige Teile fehlen, ist es besonders vermerkt (Form 3 und 9). 3 ist nach Almgren und ähnlichen Fibeln in Trier ergänzt, 9 nach Typen aus Ornavasso.

Gruppe I. Spätlatènefibeln. Tafel VI. Viel zu sagen ist über sie nicht. Form 19, 20, 21 sind einfache Drahtspangen mit offenem Nadelhalter. Bei allen dreien verschiedene Art der Sehnenstellung, 19 hat untere Sehne, bei 20 stützt sich die Sehne gegen den stark vorgebogenen Bügel, bei 21 finden wir die Vorstufe zu den späteren, kräftig profilierten Fibeln mit trompetenförmig verdickten Bügelstück, gegen das sich die Rolle stützt. Die drei Formen stammen von Ettringen bei Mayen (in Kottenheim), wo sie sehr häufig sind und zu der Keramik II, 9—18 gehören. Zeit augusteisch. Das Mayener Museum besitzt aus diesen Gräbern auch eine provinzialrömische Flügelrosettenfibel. Die in Trier häufigen älteren Fibeln mit vergittertem Nadelhalter, wie sie sich in den Gräben vor Alesia (Belagerung Cäsars) gefunden haben, fehlen noch bei uns Fibel VI, 22, Almgren 9, stammt aus Roisdorf mit Scherben derselben Keramik von Wohnplätzen; VI, 23, die bekannte Nau-

Digitized by Google

heimer Fibel, aus einem Sugambrergrab vom Fliegenberg bei Troisdorf. Der zugehörige Fund muß hier besprochen werden. Auf dem Quarzitgrubengelände liegt die schon erwähnte germanische Ansiedlung zwischen Sümpfen und Wäldern. Alle Zeiten germanischer Besiedelung sind hier vertreten. So gelangte auch der auf Tafel VIIa dargestellte Fund durch die Umsicht des Hauptlehrers Breuer zu Altenrath an das Museum. Die Eisensachen und die Nauheimer Fibel lagen zusammen, der Schildbuckel obenauf. Von einer Beobachtung der Fundumstände ist leider nicht die Rede. Wir haben den Fund früher als Eisendepotfund bezeichnet (Mannus II) und uns über die Fibel gewundert. Nach der Auffindung des Ubiergrabes vom Vorgebirge (siehe später) stellte sich die Sache bei näherer Untersuchung anders dar. Der Fund ist ein germanisches Grab aus dem Ende des ersten vorchristlichen Jahrhunderts — d. h. also, unser erstes, der Frühgeschichte angehöriges Sugambrergrab, da es vor der Umsiedlung der Sugambrer in den Boden gekommen ist (8 vor Chr. durch Tiberius). Die Tragringe sind Beschläge von Gefäßen, von denen eins ein großer Holzkübel, das andere ein eisernes Gefäß (Abb. 7) war. Die Tragringe mit den Nietblechen, deren Ausbiegung auf den merkwürdigen, auswärtsgefalteten Rand des Eisengefäßes hinweist, finden sich ganz ähnlich mit zwei seitlichen Nieten auf dem schon erwähnten Tongefäß von Hofheim (siehe Keramik). In diesen Gefäßen ist vielleicht die Brandasche auf die Stelle des Grabes getragen worden So hat zu diesem Zweck das Ubiergrab am Vorgebirge, das nicht viel später ist, eine Holzkiste mit zwei wohlerhaltenen Deckelgelenken (Tafel VII, b, 7) gehabt und noch später, bei einem Tenkterergrab im Scheuerbusch bei Wahn, das dem Ende des 1. Jahrhunderts angehört, wurde sogar der Deckel einer solchen Holzkiste photographiert (Tafel XIII, 2). Scherben aus dem Sugambrergrabe am Fliegenberg sind nicht erhalten, doch sind von dort Spätlatènescherben ins Museum gekommen (siehe Abschnitt germanische Keramik). Die weiteren Eisengeräte sind noch 1 konischer Schildbuckel Abb. 2, der jetzt neu zusammengesetzt ist. Er ist früher, Mannus II, in nicht ganz richtiger Form gezeichnet worden. Die Einbuchtung an dem zylindrischen Teil ist nicht so stark, daß sie spätere Zeitansetzung verlangte. Abb. 3, Bruchstück eines einschneidigen Schwertes, 4—5 cm breite Klinge, ein sehr wichtiges Stück. Eine eiserne Glocke und der Klöppel einer zweiten, dazu allerhand Eisengeräte, wie sie die Tafel zeigt. Am interessantesten ist der Gefäßrest 7, der in der auf der Detailzeichnung angedeuteten Weise zusammengefaltet ist. Über seine Form ist nichts auszumachen Dazu gehören anscheinend die Tragringe mit den Nietblechen. Außerdem ist eine Menge Eisenblechstücke gefunden.

Diesem Sugambrergrab entspricht auf der andern Rheinseite, am Vorgebirge ein Ubiergrab aus etwas späterer Zeit: Tafel VII, b. Von einer Holzkiste aus 2 cm starken Brettern, in der die Bestattung wohl beigesetzt war, die beiden eisernen Deckelgelenke, Abb. 7. Neben deren Abbildungen erübrigt

Digitized by Google

sich eine längere Beschreibung. Eine große Schere, einige noch rätselhaft bleibende Eisenteile 8 und 9, die vermutlich auch zum Kistenbeschlag oder Verschluß gehört haben werden. Außerdem 1 frührömischer einhenkliger Krug, 2 belgische Gefäße 3 und 4 und dann 4 Fibeln, je zwei von der Form 1 und 2. Außerdem noch verschiedene Nägel — 4 cm freie Länge vom Kopf bis zu der umgeschlagenen Spitze, so daß anzunehmen ist, daß zwei je 2 cm starke Bretter damit zusammen geschlagen waren. Das Grab gehört nach Ausweis der Keramik und der Fibeln in den Beginn des 1. Jahrhunderts und ist das erste. sichere Ubiergrab unseres Museums, leider beim Feldbau schlecht gehobene Eine Bronzemünze — sehr schlecht erhalten, vielleicht Nemaususmünze augusteischer Zeit — ist noch zu erwähnen. Die Fibeln entsprechen dem ganzen stark provinzialrömischen Charakter des Grabes. Abb. 1 ist Almgren 19 mit Sehnenhaken und Stützflügeln, wie sie sich bei den provinzialrömischen Fibeln sehr häufig finden. Die Form fehlt in den Limeskastellen und in Flavion auch, in Berzée fand sich ein einziges Stück. Diese beiden großen Grabfelder gehören allerdings auch schon dem 2. Jahrhundert an. Die Fibel fand sich in den bekannten nichtrömischen Kriegergräbern vom Martinsberg bei Andernach, die wohl den Treverern angehören (Könen, Bonner Jahrbücher, 86, S. 160), Grab 1 und 9. Bei Kempenich, Kr. Adenau, fand sie sich mit einer Caligulamünze vom Jahre 37 (siehe Almgren, Nordeuropäische Fibelformen), der Nadelhalter ist voll. Von besonderem Interesse ist sie für uns als Vorläuferin der Form 16 (Tafel X).

Abb. 2 ist nur in kleinen Bruchstücken enthalten. Es ist die bekannte provinzialrömische Distelkopffibel, aus Bronzeblech. Diese Gräber mit ihrem sehr provinzialrömischen Charakter zeigen aber in den Waffenbeigaben deutlich den germanischen Ursprung, ebenso wie die Andernacher Gräber. Zweifellos handelt es sich um Germanen, die aber die provinzialrömische Kultur mehr und mehr annahmen. Die Beobachtung dieser provinzialrömischen Kultur ist nicht Sache des Kölner Museums, aber diese Gräber geben einen guten Abschluß für die Germanenfunde. Die Fortsetzung müssen wir in den Provinzialmuseen zu Trier und Bonn suchen.

Bei dieser Gelegenheit — wo wir bei den Sugambrern die Beisetzung in Holzeimern oder Bütten gefunden haben — bei den Ubiern Beisetzung in einer großen mit Deckelgelenken versehenen Kiste — muß ich einer Beobachtung gedenken, die zwar in der Absicht, Spezialuntersuchungen zu vermeiden, aus der jetzigen Arbeit herausbleiben sollte, aber meines Wissens noch nicht dargestellt worden ist. Deshalb setze ich sie hierher.

Bei der Ausgrabung des Grabes 10 im Scheuerbusch bei Wahn war das Grab durch einen schmalen Suchgraben gefunden; anders konnte wegen des Baumbestandes nicht gearbeitet werden. Es wurde darauf von oben abgedeckt. Dabei zeigten sich helle Streifen in der schwarzen Branderde. Als ich diesen sorgfältig nachging, ergab sich ein Rechteck von 40 × 60 cm Länge mit

Digitized by Google

innerem Kreuz. Die Außenstriche waren schmal, das Kreuz breit, bis zu 8 cm. Die ganze Figur lag horizontal. Die hellen Sandstriche hoben sich so von dem schwarzen Brandboden ab, daß nach Auseinanderbiegen der Bäume eine photographische Aufnahme gemacht wurde (Tafel XIII, b; XIII, a ist ein Durchschnitt durch das Wahner Grab 19). Eine Erklärung ist nur so möglich, daß hier mit hellem Sande bedecktes, in schwarzer Branderde liegendes Holz vermoderte, durch den Regen usw. nach unten gespült und der Raum durch heruntersinkenden hellen Sand ausgefüllt wurde. Versickerung verwischte dann die scharfen Grenzen. 2 cm unter der Ebene der Aufnahme war nichts mehr vorhanden, 1 cm höher war alles heller Boden. Es muß also hier eine Kiste gestanden haben, deren Wände sich nur ganz oben abzeichneten, wo heller Sand eindringen konnte, denn weiter unten war alles kohlschwarz. Diese Kiste war mit einem Deckel geschlossen, der mit zwei starken, kreuzweise durch Holznägel (Eisennägel waren nicht vorhanden) aufgenagelten, überblatteten Riegeln verstärkt war. Die Deckelbretter vergingen, nur die Wände oben und das Kreuz erhielten sich, weil sie in der schwarzen Branderde lagen. Das Grab hatte rund 1 m Durchmesser. Branderde lag sowohl außerhalb als in der Kiste, es müssen also noch andere Gefäße zum Transport vom Brandplatz benutzt worden sein. Eisenbeschläge waren nicht vorhanden. Die Tiefe kann nach der Grabtiefe etwa 50 cm betragen haben. Genaueres war in dem für Bodenuntersuchungen sehr ungünstigen, weil völlig durchlässigen Sandboden nicht zu finden. Knochen und Beigaben waren sehr gering. Ein eiserner Haken, ein fingerhutförmiger Schildnagel und einige völlig verwischte Sigillatascherben lagen in der Kiste verstreut. Knochenspuren waren auch in der Branderde außerhalb der Kiste.

Etwas Neues bietet dieser Befund eigentlich nicht. Die Beschläge von Holzgefäßen hatten solche ja schon lange angedeutet, Leder und geflochtene Gefäße sind auch schon nachgewiesen, und unsere Funde geben nur eine sehr schöne Bestätigung: runde Holzbütten mit Eisengriffen bei den Sugambrern, Holzkiste mit eisernen Deckelscharnieren bei den Ubiern, Holzkiste bei den Tenkterern vom Ende des letzten vorchristlichen bis zum Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts. Daß man aber derartiges bei besonders günstigen Umständen sogar photographieren kann, zeigt, welche Sorgfalt solche Gräber verdienen. Genau gleiche Kistenbeschläge fanden sich auch in Andernach, wo überhaupt große Mengen Eisen, sogar eiserne Roste vorkommen, was sehr stark an das Sugambrergrab vom Fliegenberg mit seinem mannigfachen Eiseninhalt erinnert.

Gruppe III.

Die ganze Gruppe gehört mit alleiniger Ausnahme der Form 20, die in der Ansiedlung am Fliegenberg gefunden ist, zu der frühen Gruppe (K 1b) der Gräber des rechten Rheinufers, vertreten besonders durch Rheindorf O.

Digitized by Google

Auf diese Gräber Tafel VIII bei Gefäßen, Tafel X und XI bei Fibeln, beziehen sich stets die Formangaben: So ist Gefäßform 14 stets Tafel VIII — und Fibelform 19 stets Tafel X. Oder es heißt K 1, 14 — d. h. ältere Kaiserzeit Form 14, Tafel VIII zum Unterschied von T 3, 14 — Spätlatène, Form 14 (Tafel VI). Die Fibeln vom Vorgebirge Tafel VII waren damit zu bezeichnen K 1a, 1 und 2. Die Häufigkeit der Fibeln gibt eine Tabelle am Schlusse dieses Abschnittes. Die Zusammengehörigkeit gibt die Tabelle am Schlusse des Textes. Fibeln und Keramik stellt eine Tabelle am Schlusse des Abschnittes über germanische Keramik zusammen. Allgemein ist zu bemerken, daß durchbrochener Nadelhalter nie vorkommt. Die einzelnen Formen sind folgende.

Form 1 und 2. Bügelfibel mit zweilappiger Rollenkappe und Sehnenhülse, Silber und Bronze. Ungefähr Almgren 38. Der Kamm auf dem Bügel ist bei den silbernen Stücken doppelt. Fibeln mit Rollenkappen und Sehnenhaken kommen nicht vor. Das ist um so auffallender, als das Hauptfundgebiet unserer Form das Oder- und das Weichselgebiet sind, dann auch Rebenstorf, Fuhlsbüttel, Sohrde und Erfurt. Mit Sehnenhaken sind sie im unteren Elbgebiet sehr häufig. Auf provinzialrömischem Boden nennt Almgren nur eine; von Garderen in der Veluwe, Holland, aber mit Sehnenhaken, die sicher auch einem germanischen Funde entstammt. Die Form ist von der Elbe her an den Rhein gekommen. Mit einer sehr frühen Form haben wir es nicht zu tun. Die Zeitansetzung von 80—160, die das Feld bietet, ist nichts Neues.

Form 3 ist eine höchst interessante. Wie angegeben fehlt das mittlere Stück. Der Bügel hat trompetenförmigen Kopf, wie die bekannten Fibeln mit kräftiger Profilierung nach Almgren. Dieser Kopf aber sitzt auf einer Art offenen Rollenhülse, vorne eckig umgebogen, die auch die Sehne enthält. Von den bei Almgren abgebildeten kommt in der Hülse ihr Almgren 21, provinzialrömisch, rheinisch, am nächsten. Sie sieht aus wie eine Kreuzung zwischen dieser und unserer folgenden Form 4. Bei den Gräbern im Trierer Museum, Biewer, Hüttigweiler, Grügelborn, Reidelbacher Hof bei Wadern kommen ähnliche große Rollendeckplatten vor. Da der trompetenförmige Kopf auch auf provinzialrömischem Boden vorkommt, können wir sie als provinzialrömisch und späte Ausbildung der Deckplattenfibel ansehen. Sie würde dann aber immer noch dem 1. Jahrhundert angehören.

Form 4 ist die bekannte Fibel mit kräftig profiliertem Kopf nach Almgren 75, 77. Sie kommt bei uns nur in Bronze, aber mit und ohne geperlte Silberdrahtauflage vor. Die Form 4 gehört zu den ältesten. In Darzau lag sie noch Anfang bis Mitte des Grabfeldes, sie gehört also auch dort zu den älteren Formen. Sie finden sich vor allem im Elbgebiet und Nordeuropa überhaupt, nach Almgren sind sie auf provinzialrömischem Boden selten. Doch findet sie sich in Hofheim, bei Ritterling abgebildet (Annalen des Nassauer Geschichtvereins 33—34, 1902—1904). Hofheim war belegt von 40

Digitized by Google

bis 60 nach Chr. Sie sind also am Rhein Mitte des 1. Jahrhunderts schon vertreten. Die Form gehört zu den älteren unserer Gräber.

Form 5—8, 10—13 gehören zusammen und bilden die häufigsten Fibelformen — die Reihe der Kniefibeln: Bronze und Eisen, teils Silberauflage. Alle mit Sehnenhaken, die bei manchen Eisenfibeln (12 und 13) sehr groß und lang und nach vorne aufwärts gebogen sind und einen Zierknopf tragen. Genaueres sagen die Abbildungen. 5 kommt als Drahtfibel mit und ohne Stäbchen in der Rolle, mit flachem Bügel, mit Einlage von geperltem Silberdraht vor, 11 mit sehr reicher Silberbelegung. Die einfachste ist Form 12 mit und ohne Querstab mit Zierknöpfen. Von dieser Form sind viele unbestimmbare Bruchstücke vorhanden, die nicht gezählt sind. 12a, b, c gibt Bügelquerschnitte. 13 ist eine Form mit zwei Querstäben, von denen der eine im Knie, der andere am Sehnenhaken liegt. Das kommt auch in Darzau vor; Hostmann, Tafel VIII, 4. Die sämtlichen Formen genau wie Darzau, nur 10 kommt dort nicht vor. Die Kniefibeln lagen in Darzau von Anfang bis Ende, die kompliziertesten Formen — Eisen, 12 und 13, von Mitte bis Ende. Unsere Form 7 — Hostmann, Tafel IX, 6 — lag gegen Ende. Die Ornamentierung durch Quereinlagen auf dem Bügel findet sich öfter, doch sind die Einlagen ausgefallen (13), Almgren 138, 141, 144—146. Ihre Verbreitung ist hauptsächlich die untere Elbgegend. Auch aus den belgisch-provinzialrömischen Gebieten liegen spärliche Funde vor. In solcher Geschlossenheit und Masse wie bei uns auf allen Plätzen, ist sie aber im Westen noch nicht bekannt. Es muß angenommen werden, daß die provinzialrömischen Funde aus unserer rechtsrheinischen Gegend über den Rhein gegangen sind. Die Verbindung zwischen der Belgika und unserem Germanengebiet war stets sehr stark — man denke nur an den Bataverkrieg, der in die Zeit dieser Fibeln fällt, und der dauernd Germanen aus unseren Gegenden über den Rhein führte. Diese belgischen Funde können also nicht überraschen. Das starke Auftreten bei uns weist aber auf sehr enge Verwandtschaft mit dem Gebiet der unteren Elbe. Das Auftreten der ganzen Reihe ist jedenfalls von bedeutender Wichtigkeit. Zu beachten ist noch, daß sie mit entwickelten Formen schon früh auftritt, so Form 12 mit dem belgischen Teller Form 6 und frühen südgallischen Sigillaten. Es muß daraus geschlossen werden, daß die Entwicklung der verschiedenen Formen schon früh — im 1. Jahrhundert — vollzogen war. Auf den anderen späteren (K 2) Teilen unserer Grabfelder fand sich nur ein Stück, 21, mit Bronzeblechbelag und ganz breitem Sehnenhaken; daraus folgt, daß die ganze Reihe um 180/200 völlig ausgestorben ist, also wohl nur bis nach der Mitte des 2. Jahrhunderts auftritt. Von Interesse sind die kleinen Schmuckstücke technisch, vor allem die eisernen. Sie sind feine Gesenkschmiedearbeit und stellen das Schmiedehandwerk unserer Vorfahren — sie wurden offenbar in fabrikartigen Betrieben erzeugt — und ihre Beherrschung der Gesenkarbeit in gutes Licht. Spaßig ist es heutzutage, die Verzweiflung Hostmanns durch-

Digitized by Google

zuleſen (Darzau), wo er natürlich dieſe Schmuckſtücke als römiſchen Import anſieht und gerne beweiſen möchte, nach dem Grundſatze: Es muß bewieſen werden, denn die Barbaren konnten dieſe Dinge, deren techniſche Schwierigkeiten er wohl gemerkt hatte, doch nicht ſelbſt erzeugen! Seit Hoſtmanns Tagen ſind wir ja über die pſychologiſchen Vorgänge, die in der Bezeichnung Barbaren liegen, etwas näher unterrichtet. —

Die übrigen Formen der Fibeltafel ſind provinzialrömiſch. Sie treten in ihrer Häufigkeit ſehr zurück, da ſie ſich faſt alle nur einmal finden. Form 14 iſt eine einfache Drahtſpange, Almgren 15. Sie iſt die typiſche Soldatenfibel in flaviſch-trajaniſcher Zeit in Novaeſium, Lager von Neuß, während der damaligen Belegungszeit durch die legio sexta, 90—105 (ſiehe Niſſen, Novaesium B. I. 111/112). Sie kommt aber auch noch weiter im 2. Jahrhundert vor (Kaſtell Oſterburken, ebenſo Saalburg, Heddernheim). In den belgiſchen Gräberfeldern iſt ſie ſelten (Almgren). Sie hat alſo ziemlich lange Lebensdauer und gibt nichts Neues für unſere Chronologie.

Form 15, Almgren 16, iſt in Flavion und Berzée äußerſt häufig. Bei uns hat ſie aber keinen Endknopf, was auf die ältere Form deutet. Die Spirale beſteht aus vierkantigem Draht. Bei uns kommt ſie einmal mit dem früheſten Fußbecher (11) vor.

Form 16 iſt ein ſehr intereſſantes Stück. Sehnenhaken, ganz klein, rudimentäre Stützflügel über der Vierwindungsrolle, runder gebogener Hals, ſchwacher, aber ſcheibenförmiger Kamm, flacher Bügel, voller Nadelhalter. Sie iſt ſpäte Nachfolgerin der Fibel K 1a, 1 (Tafel VII, b, 1) aus unſeren Ubiergräbern (Almgren 19). Eine ganz verwandte Fibel iſt gefunden im Limeskaſtell Zugmantel, veröffentlicht durch Bartel, nur iſt dort die Bügelſcheibe noch ſchwächer. Bartel ſetzt das Stück ſchon in den Anfang des 2. Jahrhunderts. Sie wird zu unſeren älteſten Fibeln gehören.

Form 17 und 18 ſind provinzialrömiſche Scheibenſcharnierfibeln mit gebogener Nadel, 18 mit Email. Derartige Fibeln mit Glasbelag treten ſchon im frührömiſchen Lager von Hofheim (40—60) auf, mit Email dann ſpäter und leben durch das ganze 2. Jahrhundert fort, wohin ſie meiſt gehören. Sie fanden ſich bei den Chattenfunden im Gießener Stadtwald häufiger, wo ja auch der Wahner Typus einmal und der Übergangstypus zum Gießener ſehr gut vertreten iſt. In Darzau bilden ſie den Abſchluß des Friedhofes.

Form 19 iſt die typiſche, provinzialrömiſche oder beſſer belgiſche Schildkrötenfibel mit Email und Scharnier. In die runde Rolle, die nur Überreſt iſt und keine Spirale enthält, iſt die Nadel befeſtigt. Die Form findet ſich dreimal. Sie iſt auf provinzialrömiſchem Gebiet außerordentlich häufig, ſo in allen Limeskaſtellen, dann Köln, Trier u. a. m. Unſere Formen gehören wohl hauptſächlich in die Zeit des Antonius Pius und Marc Aurel — 130—180. Sie ſtammen aus belgiſchen Fabriken, von denen die bedeutendſte in der Nähe von Flavion und Berzée, wo die Fibeln ſehr oft auftreten, bei Anthée

Digitized by Google

lag, wo die ganze Werkstatt aufgedeckt ist. Sie ist 254 von Germanen zerstört (siehe Becquet, Annales de Namur 24, 1900).

Form 20 ähnlich der frühen Aucissafibel, aber ohne Stempel. Das Stück stammt allein von Tafel X nicht aus gesichertem Grabfund, sondern aus der Ansiedlung am Fliegenberg. Diese Abarten der Aucissafibel sind sehr häufig. Sie gehört auch ins 1. Jahrhundert. Außerdem liegen noch aus manchen Gruben unbestimmbare Bruchstücke vor, Bronze und Eisen, Spiralen u. a. Sie weisen alle auf die behandelten Fibeltypen hin. Gezählt sind sie für die Häufigkeitstabelle am Schlusse des Abschnittes nicht.

Als letzte Form sei Abb. 9 besprochen. Sie stammt aus Grab 237, Rheindorf, Grabgruppe S, wo sich Wahner Typus und Übergangskeramik gefunden haben. Das Grab barg sonst nichts; nur Asche, Kohle, Knochen. Die Fibel ist von Eisen, sehr groß, die Spirale hat 16 Windungen, freie Sehne. Der Bügel ist um den Dorn herumgebogen. Der Nadelhalter ist abgebrochen. Es ist offenbar Mittellatèneschema, aber derartige Fibeln halten sich sehr lange, sie kommen z. B. in Ornavasso mit Münzen von 80—60 vor Chr. vor und sind bis in das 1. Jahrh. nach Chr. belegt. (Siehe Schumacher, Germanische und gallische Stämme und Kulturen, Präh. Zeitschr. 1914, S. 254, Abt. 8, Abb. 6 und vgl. S. 270 ebendort. Siehe auch Altertümer und heidnische Vorzeit V, S. 80, Anm. und Hauser, Vindonissa.) Die Fibel gehört auch zu den frühesten unserer Gräber.

Überblicken wir nun die Gesamtheit der Fibelgruppe III, so ergibt sich folgendes. Das erste Auffällige ist die starke Übereinstimmung mit dem Elbgebiet. Die ganze Fibelreihe von Darzau findet sich — später finden wir dasselbe bis in Einzelheiten mit Ausnahme der frühen Formen. Dazu etliche provinzialrömische Formen mehr, wie es die Gegend mit sich brachte, aber im ganzen spärlich. Auch von diesen fehlen die frühen Formen. Der Beginn ist also mit Sicherheit in das Ende des 1. Jahrhunderts zu setzen, wie es ja auch die Keramik verriet. Zeitlich geht die Dauer der Gruppe — also Grabfeld O — kaum weiter als Darzau, die spätesten Formen von dort, unsere Form 22, findet sich noch nicht, sondern tritt erst auf Grabfeld W auf — Fibelgruppe IV — was aber auch Zufall sein kann. Das Ende der Gruppe dürfte sicher noch in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts liegen. Also etwa 80—180 nach Chr.

Die Fibelgruppe IV.

Die Gruppe gehört zu der Keramik der späten Kaiserzeit (K 2), Tafel VIII, unten. Sämtliche Fibelformen von Rheindorf, Grabfeld W und M, Form 26, 29 vom Fliegenberg, 34 von Hilden bei Düsseldorf. Die allgemeinen Bemerkungen über Darstellungsweise (zu Gruppe III) gelten auch hier.

Form 21 ist schon bei Gruppe III erwähnt. Sie gehört zu Grab 61, schon mit Gießener Typus (Form 19). Sie ist als spätes Stück der Kniefibel

Digitized by Google

aufzufassen. Der breite Sehnenhaken kommt bei den früheren Fibeln (K 1b) nicht vor.

Form 22 einmal gefunden, Almgren 213 genau wie Hoffmann, Darzau, Tafel VII, 23: Sie trat dort erst ganz am Ende des Platzes auf und gehört somit zu den jüngsten Formen. Sie ist im Elbgebiet die früheste Vertreterin der Fibelformen, die sich aus der Fibel mit umgeschlagenem Fuß herleiten. Der Kulturstrom, der diese Fibeln von Ost nach West durch ganz Deutschland verbreitete, wird gewöhnlich gegen 200 nach Chr. angesetzt. Unser Stück fand sich in Grab 74, Grabfeld W, Rheindorf, also in der anscheinend frühesten Gruppe (des Grabfeldes W) mit der Übergangskeramik Form 18 und einer ostgallischen Bilderschüssel von Madeleine (1), Stempel CCSACRI. Diese Schüssel ist nicht spät anzusetzen — wohl Mitte oder letzte Hälfte des 2. Jahrhunderts, wozu der germanische Fußbecher genau stimmt. Es scheint also fast, als ob die Verbreitung der Fibeln mit unterer Sehne und Armbrustkonstruktion schon kurz vor 200 begonnen hat. Genauere Feststellungen müssen abgewartet werden. Die Sache ist insofern von Wichtigkeit, als wir durch diese Fibelverbreitung angedeutet sehen, daß eine Welle von Einflüssen und Anregungen von Osten nach Westen ging — in unserem Falle wieder aus dem Elbgebiet an den Rhein. Für die Vereinheitlichung der Kulturformen und die Angleichung der einzelnen Stämme innerhalb des Germanengebietes ist der Zeitpunkt von hoher Bedeutung. Kurz darauf — um 240 finden wir nämlich die erste Erwähnung der Franken in der Geschichte. Nun steht einwandfrei fest, daß die germanische Keramik Form 19—30 als früheste sicher fränkische keramische Gruppe gelten muß, da nach der Überlieferung im 3. Jahrhundert die Franken auf dem rechten Rheinufer der Kölner Gegend saßen und von ebendort und eben aus der Zeit diese Funde stammen. Man könnte also versucht sein, die so wichtige Leitform 19 — den Gießener Typus, die Gruppe der von der Fibel mit umgeschlagenem Fuß hergeleiteten Fibelformen — also unsere Gruppe IV auf ein und dieselbe Ursache: eben den erwähnten großen Ost-West-Kulturstrom zurückzuführen. Nach unseren Funden geht aber die Entwicklung der Keramik vom Ende des 1. Jahrhunderts an völlig gleichförmig weiter, und mit den Übergangsformen zum Gießener Typus erscheinen schon die neuen Fibeln. Ein neues Volk hat also der Kulturstrom nicht an den Rhein gebracht. Wohl aber hat er die Zusammenhänge mit dem Innern Deutschlands gekräftigt.

Form 23 und 24. Fibeln mit hohem Nadelhalter. Almgren 208 kommt Form 24 am nächsten, doch ist die monströse Ausbildung von Rolle und Sehne nicht vorhanden. Form 23 nicht bei Almgren, Form 24 sieht aus wie eine Anpassung des alten Modells — Kniefibel, Form 5 — an das neue Armbrustschema. Der Nadelhalter ist schon recht hoch. Auch sie weisen auf das Elbgebiet hin.

Form 25 ist eine der bekannten provinzialrömischen Scheibenscharnierfibeln mit Email und gebogener Nadel. Diese Form tritt auch in den früheren

Digitized by Google

Gräbern (mit Wahner Typus) auf. Auch sie gehört zu den Formen, die den Fundplatz von Darzau nach oben hin begrenzen. Sie sind belgisches Fabrikat (siehe früher) und in der Hauptsache dem 2. Jahrhundert zuzuweisen. Die Form hat sich auch in Gießen etliche Male gefunden und wird dort hauptsächlich zu den keramischen Übergangsformen 17 und 18 gehören. Sie haben aber auch mit dem vollentwickelten Gießener Typus zusammen gelebt, wie die unsere nachweist, Grab 70, Rheindorf, Feld W, zusammen mit Fibelrest mit Armbrustkonstruktion und einem Fußbecher des Gießener Typus (Form 19). Auch dieses Grab zeigt, wie die Felder in Rheindorf sich zeitlich ohne größere Lücke aneinanderschließen. Es ist etwa um 200 anzusetzen.

Form 26. Emailplattenfibel mit Rolle und Armbrustkonstruktion. Diese Fibeln zeigen die Anpassung der älteren provinzialrömischen Form an das neue Schema der Armbrustkonstruktion. Hier sind zwei Wege denkbar: Erstens die Germanen nahmen die Fabrikation der Emailfibeln im 3. Jahrhundert selbst auf und verwendeten die ihnen geläufige Rollenkonstruktion. Bei dem Fehlen sonstiger Emailarbeiten scheint mir dies vorläufig noch nicht begründet. Zweitens: Die belgischen Fabriken, die wir im 2. Jahrhundert mit der Herstellung der Emailfibeln beschäftigt sahen, nahmen von den Germanen die Armbrustkonstruktion an. Da diese sich überhaupt langsam auch auf provinzialrömischem Boden durchringt, ist diese zweite Entwicklung wohl die richtige. Es ist genau dieselbe Erscheinung, die uns bei der Keramik begegnete, wo wir auf provinzialrömischem Boden, allerdings in der altgermanischen Ubierstadt Köln, die Fußbecher, Tafel VII, c, in Nachahmung der Frankengefäße des andern Rheinufers in völlig römischer oder besser belgischer Fabrikation auftreten sahen.

Form 27 und 28 mit sehr langer Rolle; kleiner Bügel. Vorstufen zu Almgren 207, 209. Der Bügel geht direkt in den Nadelhalter über. Diese Art Fibeln (Almgren 199, 207, 209) sind nach Almgren im Elbgebiet häufig. Im Dortmunder Museum zeichnete ich sie von Emkum, Kr. Lüdinghausen, anscheinend mit Gießener Typus. Einige Stücke zählt Almgren auch aus Holland, Neuß und sogar aus dem Limeskastell Osterburken auf. Sie gehören ins 3. Jahrhundert und das Vorkommen in Osterburken ist mit Almgren durch Verlieren seitens der erstürmenden Franken zu erklären.

Form 29 und 30. Almgren 169, 170. Armbrustfibeln später Form. Hauptfundgebiet Norddeutschland. Sie gehören in das 4. Jahrhundert, was Grab 35 durch Crispusmünze (323—327), konstantinische Keramik und zweimal Fibel 30 aufs neue beweist. Das eiserne Stück 29 stammt aus dem zweiten der großen Gräber am Fliegenberg, deren erstes die bekannte Wochengöttervase enthielt. Da die beiden Gräber durch Lage, Ausstattung mit je drei Tongefäßen, Bronzegefäßen, Fibel u. a. große Ähnlichkeit zeigen, sind sie als ungefähr gleichaltrig anzusehen. Fibel 29 weist auf späte Zeit, um 300, hin, was mit den übrigen Beigaben durchaus stimmt.

Digitized by Google

Form 31, 32, 33, 34, zeigen Scheibenfibeln, alle mit Armbrustkonstruktion in verschiedener Anordnung und verschieden geschnittenem Blatt (Almgren 227). Alle haben den sehr hohen Nadelhalter der typischen Elbformen und unterscheiden sich schon dadurch sehr auffällig von den auf provinzialrömischem Boden vorkommenden Fibeln ähnlicher Art mit ausgeschnittenen Tieren, Äxten usw. Diese Formen haben sich nicht ein einziges Mal gefunden. Sie sind häufig und öfters von Silber. Interessant ist eine mit aufgesetztem blauem Glasfluß. (Almgren erwähnt einige aus Böhmen mit in der Mitte sitzendem Glasfluß. Für das hiesige Vorkommen müssen weitere Funde erst beweisen, ob es sich um eine bodenständige Form handelt.) Die ganze Fibelgruppe weist wieder mit größter Deutlichkeit auf das untere Elbgebiet hin und wir sehen, daß die Beziehungen, die uns schon früh — um 100 nach Chr. — mit der Entwicklung des Wahner Typus zu beginnen schienen, sehr lebhaft fortgedauert haben bis in das 4. Jahrhundert, denn diese Fibelgruppe reicht bis in konstantinische Zeit hinan, wie ihr mehrfaches Auftreten auf dem Nordteil des Grabfeldes M, Rheindorf, dartut, das ja nach Ausweis der Crispusmünze, konstantinischer Gefäße, Fibeln in so späte Zeit zu setzen ist.

Form 35, 36, 37 zeigen eine letzte Gruppe, die sehr häufig bei uns vorkommt: die Dosenfibel; fast immer mit hohem Nadelhalter, stets mit Armbrustkonstruktion. Die Dose wird gebildet durch eine Scheibe mit Achse, auf der die gewölbte Blechschale aufgelötet ist. Diese Schale scheint mehrfach in durchbrochener Arbeit ausgeführt worden zu sein. Meist fehlt sie ganz, so daß ich ganz dünne Gold- oder Silberbleche (nach Almgren 224) annehmen möchte, die den Leichenbrand nicht überdauerten. Die Abbildungen zeigen die verschiedenen Konstruktionsteile und verschiedene Ausführung: gelötete und genietete Stücke. Interessant sind die Ausschnitte für die Sehne an den Rollenhaltern bei 35a und 37a. Bei einigen Stücken sitzt die Rolle in der Mitte auf dem Rollenhalter, der aus einem zusammengefalteten T-förmigen Blechstreifen besteht (Abb. 36), der nachher ausgeschnitten wurde. Dieser Streifen trägt auch den Nadelhalter und ist unten auf die Doppelplatte aufgelötet. Auf diese lötete man dann von oben die Achse und das obere Dosenblech. Bei anderen Fibeln sind Rollen- und Nadelhalter in die Dosenplatte eingenietet (Abb. 36a und b). Einmal kommt die ausgeschnittene Platte 37 vor. Die kleinen Außenkreise erinnern an solche Formen der belgischen Emailfibeln, von denen man diese Sonderausbildung herleiten muß (vgl. unsere Form 25!). Die gleich hohe Ausbildung von Rollen- und Nadelhalter nähert Form 37 ebenfalls der provinzialrömischen Art. Hier haben wir sicher eine nicht späte Form vor uns, bei der die Dose durch die von belgischen Fibeln genommenen Kreise verziert war. Das deutet darauf hin, daß unsere Germanen diese Fibeln selbst herstellen, denn eine solche Form ist meines Wissens noch nicht gefunden und wird wohl im Rheinland ihre Entstehung haben. Die Beifunde der Fibel (Grab 92) sagen leider nichts über die genauere Zeitstellung.

Digitized by Google

Bei den Dosenfibeln sind allgemein zwei Formen zu unterscheiden: 35 mit langer Rolle und kleiner Dose und 36 mit kleiner Rolle und großer Dose. Letztere sind bei weitem häufiger. Ihre Ähnlichkeit mit Almgren 224 ist schon erwähnt, genau unsere Formen hat er nicht. Sie sind so häufig, daß sie das 3. Jahrhundert gut charakterisieren. Einmal kommen sie (Grab 84, Rheindorf) mit einer Münze des Marcus Aurelius und des Antoninus Pius vor; dabei Gießener Typus, also etwa um 200. Die Dosenfibel ist auch wieder im Elbgebiet häufig. Auch von Barnstorf ist sie wahrscheinlich (siehe Fundbericht von Dr. Hahne). Auf unserem spätesten Feld — Nordteil von Grabfeld M, Rheindorf — kommt sie nicht mehr vor. Sie scheint also ziemlich ausschließlich dem 3. Jahrhundert anzugehören.

Zusammenfassend ergibt sich zu den Fibeln der Gruppe IV: Die frühere Gruppe III ist in der die Grabfelder W und M Rheindorf charakterisierenden Gruppe nur einmal enthalten. Eine einzige Form, die einmal auftritt, ist provinzialrömischen Ursprungs (im 2. Jahrhundert waren es prozentual erheblich mehr). Zeitlich gehört die Gruppe in die Zeit von etwa 180—200 bis 330—340 und sie verraten durch die herrschende Armbrustkonstruktion ihre Abhängigkeit zu dem bekannten von Osten herkommenden Kulturstrom, der die ältere von der jüngeren Kaiserzeit trennt. Die Gruppe IV betont wiederum stark den Zusammenhang unserer Gräber mit Nordeuropa, besonders dem unteren Elbgebiet, was wir somit wieder und wieder feststellen müssen bei der germanischen Keramik von K 1 und K 2, dann auch bei den Fibeln von K 1 und auch nun bei denen von K 2.

Die gesamte Fibelentwicklung der Kaiserzeit zeigt also folgendes Bild. Aus den spätesten Formen von T 3 entwickeln sich die Fibeln des 1. Jahrhunderts, von denen wir bis jetzt nur provinzialrömische Formen des linken Rheinufers aufweisen können. Dann setzt die Besiedelung auf dem rechten Rheinufer im letzten Viertel des 1. Jahrhunderts nach Chr. mit der Fibelgruppe III ein, die sehr stark nach dem Gebiet der unteren Elbe weist. Diese Gruppe reicht bis gegen Ende des 2. Jahrhunderts. Provinzialrömische Formen sind zwar nicht sehr selten, treten aber gegen die germanischen völlig zurück. Das Übergreifen der Gruppe III und der späteren IV zeigt, daß eine größere Lücke dazwischen nicht bestehen kann. Diese letzte Gruppe IV setzt demzufolge um 180—200 wieder mit starker Hinweisung auf das Elbgebiet ein und zeigt völligen Rückgang des Vorkommens provinzialrömischer Formen. Mit den kleeblattförmigen silbernen Scheibenfibeln und eisernen und bronzenen Armbrustfibeln geht die Gruppe IV in konstantinischer Zeit mitsamt unseren Grabfeldern zu Ende.

Häufigkeitstabelle.

Nur bestimmbare Fibeln und Reste sind gezählt, eine ganze Menge von undeutlichen Bruchstücken, namentlich Rollen sind noch bei den Grabinventaren.

Digitized by Google

Fibelform	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19
Zahl	3	2	1	3	20	4	1	3	1	1	1	16	4	2	2	1	1	1	3

Fibelform	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37
Zahl	1	1	1	1	3	1	3	1	3	1	2	7	5	1	1	2	8	1

Gruppe III (1—20) = 71 Fibeln in etwa 180 Gräbern
Gruppe IV (21—37) = 42 „ „ „ 120 „

Ohne Bruchstücke; im ganzen kann etwa auf 150 Fibeln in rund 300 Gräbern aus den erhaltenen und den Resten geschlossen werden.

Außerdem etwa 25 Fibeln der Stufen T 3 und K 1a.

Zur Fundtabelle.

Die Grabfelder sind mit ihren Namen, die Gräber mit ihren Grabnummern bezeichnet, die Funde mit den Zahlen, die ihre Form auf den Tafeln angeben, z. B. 15 bedeutet: das betreffende Grab enthält ein Gefäß des Typus 15, Tafel VIII; 14/15 z. B. bedeutet, daß nach den erhaltenen Resten nicht genau zu entscheiden war, ob 14 oder 15. Germanische Keramik ist immer Tafel VIII. B. S. bedeutet Bilderschüssel aus Terra Sigilatta, die Fabrikorte sind angegeben. T. B. Trinkbecher mit Schwarzfirnis und weißer Bemalung. R. S. Rädchenverzierte rote Tonware später Art.

Bezüge für römische Gefäßformen sind:
O = Oelmann, Niederbieber. O 30a bedeutet ein Gefäß wie dort, Typ 30a.
K = Könen, Gefäßkunde.
+ = Reste, die nicht näher bestimmbar sind. Die Reste von Bronzegefäßen stammen fast alle von Sieben und Kasserollen.

Aufgenommen sind nur die wichtigeren Gräber.

Die Tabelle ist erweitert bezüglich einiger wichtiger Fundarten, die noch keine Besprechung erfahren haben. Zunächst erschien es notwendig, die Reste von Schildbeschlag aufzunehmen, der mit einer Ausnahme nur während der Stufe K 1 beigegeben wurde.

Abb. Tafel VII, c, 9 und 10. Diese Schildbeschläge entsprechen durchaus den bekannten und stammen alle von demselben Schildmodell. Am häufigsten sind die großen Schildfesseln und die fingerhutförmigen Schildnägel. Der Schild war auch in der Mitte nicht dicker als 8—9 mm, was erhaltene Nietteile beweisen. Genauere Untersuchung wird folgen. Einmal nur liegt der ältere Beschlag mit den breiten Nieten VII, e, 10 vor, sonst stets 9. Eines ist hier noch zu sagen: Wir haben aus etwa 160 Gräbern der Zeit oft Fessel, Nägel und Randbeschlag, auch Aufhänger und sonstigen Beschlag, aber nie einen Schildbuckel. Der einzige Schildbuckel unserer Gegend ist der Spätlatènebuckel, auf Tafel VII, (Mannus II) angegeben. Von Eisen oder Bronze sind also die Schildbuckel unserer Gegend nicht gewesen. Vorhanden bei all diesen Schilden waren solche, da die gerade Schildfessel sie verlangt. Hätte

Digitized by Google

Grab	Germ. Keramik	Belg. Keramik	Röm. Keramik	Fibeln	Bronzegefäße	Waffen	Münzen
Rheindorf bei Opladen							
7	19 29		B. S. +				
9	+ 19		B. S. Trier T. B. O. 30a				
35	+		T. B. K. XVIII 15	2×30			Crispus
39	21		+	32			
43	27		B. S. Trier	36 ?			
47	28		+	31			
48	19			36 ?			
49	28		B. S. Trier	42			
51	+ 28		B.S. Rheinz.	36 ?			
52	19		+	31 ?			
53			B. S. Trier O. 89	26			
54	+ 27		B.S. Rheinz.	27 36			
56	19 29 +		B. S. +	31 ?	+	VIIc, 6	
57			B. S. Trier	32	+		
59	19 17 ?			35			
60	19		B. S. +	36 ?			
61	19		B. S. +	21			
70	+ 19		B. S. +	25 u. ?			
71	+ 18		B. S.	32 ?			
74	18		B. S. Madeleine	22			
77			B. S. O. 32d	31			
79	28		B. S.	31			
80	+ 27 ?		B.S. Rheinz. O. 89	36 28	+		
84	19		2 B. S. Trier +	36			Antonin
86	20		B. S.	36a			
95	23 30		O. 89	28	+		
98	29		B. S. Trier				
99	19		+	23 36 ?		VIIc, 5	
100	+		O. 30a	2×26			
102	19 19b, 29		2 × B. S. Lavoye	32		VIIc, 9	
106	14/15			2			
107			+	12		VIIc, 9	
115	1		+	17		VIIc, 9	
116	+	IV 1	IV 1a	6			
117	3, 4			16			
119	15			4	+		
120	7a, 15			4			
121	29			2×12			
122	15			4 6			
123	14/15			12			
127	14			19			
129	14/15			13			
131	10			6			
132	11 14		B. S.	15			
134			B.S. Satto	18			
140	8			12			
142	15			5			
145			B. S. Grauf.	13			
149	14			12			
156	+	IV 1				VIIc, 9	
159	10					VIIc, 9	
160	15			12		VIIc, 9	
161	4			2×1			
164			B. S. Grauf.	5	+	VIIc, 8 u. 10	
168	+		Ludovici U 25	19			
169	13 7			11 8	+		
171	15			12			

Digitized by Google

Grab	Germ. Keramik	Belg. Keramik	Röm. Keramik	Fibeln	Bronzegefäße	Waffen	Münzen
175	15 (wie 220)					VIIc, 6	
178	Scherben von 169		B. S. Gallisch	19			
189	14, 7 b		+	5			
193	+			15		VIIc, 9	
198	15			10 12			
199	15			5 c			
200			B. S. Lézoux	12 a 12 c			
201			B. S. Lézoux	5			
206	14			14			
214	15			12			
215	15			2×5			
217	2 7			5			
222	11 7			2×5			
225	16 28			12			
227	14			12			

Grab	Germ. Keramik	Belg. Keramik	Röm. Keramik	Fibeln	Bronzegefäße	Waffen	Münzen
230	15			5 b			
240	2			5			
234	15 7 b					VIIc, 9	
238				31		VIIc, 5	
239	19			33			
242	16 u. 242		B. S. Lavoye				
Hilden							
1	19, 24			34			
Scheuerbusch bei Wahn							
1	29					VIIc, 9	
4	14, 15		B. S. Madeleine				
3	6, 7, 9			12			
Niederpleiß							
9	15					VIIc, 9	
Fliegenberg bei Troisdorf							
2	20, 26		Becher mit Glasschliff	29 ?	+		
1	25		Göttervase	29	+		

Abkürzungen:

Trier	= Trier,	Satto	= Satto,
Rheinz.	= Rheinzabern,	Grauf.	= La Graufesenque,
Madeleine	= Madeleine,	Lézoux	= Lézoux.
Lavoye	= Lavoye,		

man sie, etwa wegen ihres Wertes, vor dem Brande abgerissen, so wären die Schildnägel beschädigt, was nicht der Fall ist. Es bleibt also nur übrig, daß unsere Tenkterer Schildbuckel aus vergänglichem Stoff, wohl aus Leder hatten. Beschlagteile aus Bronze, die auf diese genietet gewesen sein könnten, sind gefunden. An Waffen bilde ich weiter nur die einfache Lanzenspitze VII, c, 8 ab, die fünfmal in verschiedener Größe sich fand. Sie bietet nichts Neues. Dieses seltene Vorkommen zeigt, daß das berühmte: „cuique arma et equus adicitur" des Tacitus nicht mehr ganz stimmte. Pferdeknochen sind überhaupt nur einmal gefunden. Zur Zeit des Tacitus war eben die alte Sitte, die den

Digitized by Google

Römern so sehr auffiel, schon sehr abgeblaßt, wenigstens bei den Rheingermanen. Die späteren Gräber (K 2) haben auch die Schildbeigabe nicht mehr.

Etwas ganz Eigenartiges sind dagegen die Eisengeräte VII, c, 5, 6, 7. Sie sind kleine Beilchen mit richtiger Schneide, aber nur 6—9 cm lang. Sie kommen mehrfach vor, mit Wahner Typus auf Grabfeld O, ebenso mit Gießener Typus auf W, reichen also bei uns von 100—300. Aber sie sind schon älter. Abb. 7 stammt aus einem der nichtrömischen Kriegergräber von Andernach (Könen, Bonner Jahrb. 86), wo es Könen, da ihm ähnliches nicht bekannt war, als Salzbein deuten will. Die sehr deutliche Schneide zeigt, daß sie zum Schneiden gebraucht wurden. Als Beile sind sie viel zu klein und massearm. Die Umrollung und Umbiegung am andern Ende aber zeigt, daß eine Spitze hier lästig war, und ferner, daß sie nicht geschäftet waren. Daraus kann ich nur schließen, daß sie als Ziehmesser, etwa für Lederarbeit — man denke an die Schilde — gebraucht wurden. Oder sollten es Rasiermesser sein? Chronologisch sind sie nicht zu verwerten, da sie von den augusteischen Gräbern bis zum 3. Jahrhundert belegt sind.

Messer und Scheren sind nicht erwähnt, kommen aber häufiger vor.

Die römischen Münzen.

Die Münzfunde sind spärlich: Im ganzen sind nur 7 Stück gehoben.

1. In einem Ubiergrab am Vorgebirge bei Köln mit belgischer Keramik usw. (Abb. Tafel VII, b). Mittelerz, Kolonialmünze aus Nemausus mit Krokodil auf der Rückseite. Augusteisch. Die Bestimmung ist bei der schlechten Erhaltung sehr fraglich.

2. Auf dem Wohnplatz Fliegenberg eine schlecht erhaltene Augustusmünze (31 vor Chr. bis 14 nach Chr.).

3. Ebendort Posthumus (267).

4. Ebendort Tetricus (268—273).

Die letzteren gehören zu den häufigen Funden des Gießener Typus von dort; der Zeit entstammen auch die Mannus I beschriebenen Wohnstätten.

5. Von dem Wohnplatz bei Hangelar bei Siegburg eine Münze des Volusianus (252) mit später Keramik, Gießener Typus und wenig spätrömischem Geschirr.

6. Von Rheindorf Grabfeld W, Grab 84 ein Silberdenar des Marcus Aurelius und Antoninus Pius, ziemlich frisch. Avers: AURELIUS CAESAR AVC PIIT COS, Kopf des Aurelius nach rechts. Revers: ANTONINVS ANC PIVS PPTRP COS III, belorbeerter Kopf nach rechts (138—161 Ant. Pius, 161—180 Marc Aurel).

7. Ebendort Grabfeld M, Grab 35, stempelfrische Bronze des Crispus Avers: CRISPVS CAESAR, Profil des Crispus nach rechts; Revers: Kranz, darin VOT CAESARUM NOSTRORUM (317—323 Crispus).

Digitized by Google

Diese beiden letzten Münzen rahmen den Gießener Typus schön ein: Von 180—200 bis um 330—340! Im übrigen beweisen die mehrfachen Münzen aus dem Ende des 3. Jahrhunderts nichts als eben stetige und ohne Veränderung verlaufende Besiedlung der Gegend.

Die klassische Überlieferung.

Nicht vollständig wäre diese Untersuchung, wenn nicht die Überlieferung der alten Schriftsteller in ihren Bereich gezogen würde. Aus ihr müssen wir die Stammeszugehörigkeit unserer Germanen erschließen, was ja bekanntlich mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Auszugehen ist dabei von dem Zustand zu Cäsars Zeiten, der uns zeigt, daß die damaligen Belgen stark mit Germanen vermischt waren. So vor allem die Treverer, deren Gebiet wegen seiner Funde von größter Wichtigkeit ist. Hierhin gehören alle die Funde im Museum Trier, die in dieser Arbeit oft erwähnt sind, dann Mayen, Martinsberg bei Andernach, obwohl man auch diese den Segnern oder Condrusen, die als Klienten der Treverer, und zwar ausdrücklich als Germanen bezeichnet werden, zuschreiben könnte.

Im alten Trevererlande finden wir eine hochentwickelte Frühlatènekultur mit der bekannten Skelettbestattung in Grabhügeln, wie sie sehr schön das Trierer Museum zeigt. Diese Kultur bricht, eben als Anzeichen der Mittellatènezeit auftreten, ganz plötzlich ab. Die Funde beginnen dann wieder mit Spätlatènetypen, aber Brandgruben ohne Hügel mit Waffenbeigaben. Sie sind ohne jeden Zweifel germanisch, aber die Gefäßformen lassen auf starken gallischen Einfluß und damit auf Völkermischung schließen.

Genauer behandelt sind diese Verhältnisse schon 1914 von Schumacher in der Prähistorischen Zeitschrift: Gallische und germanische Stämme und Kulturen, sowie 1916 ebendort Besiedlungsgeschichte des Hunsrücks, wo die Siedlungsstörung im Trevererlande in der Mittellatènezeit besprochen ist, dann die keltischen Grenzsperren (Steinringe) aus den Germanenkämpfen erklärt werden, und wo der Abzug der Kelten nach Westen behandelt wird (siehe später). Die genaue Art, in der sich die Germanen hier festsetzten, ist schwer zu bestimmen; am meisten wahrscheinlich ist, daß sie sich in großer Welle über das Gebiet ausdehnten, aber die alten Bewohner nicht gänzlich verdrängten. Daß Reste von Kelten noch in später Zeit in der Moselgegend saßen, ist ja bekannt. Ähnlich machte es Ariovist mit den Sequanern nach Cäsars Bericht, als er $^1/_3$ des Gebietes, dann später ein weiteres Drittel für seine Völker forderte. Für den Zeitpunkt dieser ersten germanischen Welle haben wir Cäsars Angabe: Plerosque Belgas esse ortos ab Germanis Rhenumque antiquitus traductos. Also zu Cäsars Zeiten schon antiquitus! Mithin spätestens das 2. Jahrh. vor Chr. Ebenso Dio 53, 12, 5: Nam Celtarum quidam, quos Germanos vocamus, omnem Celticam, quae est ad Rhenum,

Digitized by Google

occapaverunt et fecerunt, ut Germania nominaretur et superiorem illam usque ad fluminis fontes et inferiorem usque ad oceanum Britannicum.

Nördlich der Treverer saßen Germanen: Segner, Condrusen, Pämanen, Cärakaten. In der Kölner Gegend und weiter nördlich Eburonen, die Cäsar nach seinen Angaben vernichtete. In ihr Gebiet siedelte Agrippa die Ubier aus ihrer alten Heimat in der Ecke Rhein, Main, Lahn an, da sie dem Druck der in ihrem Rücken stehenden Sweben nicht gewachsen waren: ut arcerent, non ut custodirentur! Diese Umsiedlung wird gewöhnlich in das Jahr 38, teils auch 19 vor Chr. gesetzt. Damit fielen die augusteischen Spätlatènefunde von Hühlingen u. a. den Ubiern zu, ebenso wie die sicher germanischen Gräber vom Vorgebirge. Diese zeigen genau dasselbe Bild wie die Andernacher frühen Gräber (Könen, Bonner Jahrbücher 86), die auch schon von einheimischer Keramik nichts mehr, dafür aber desto mehr römisches Geschirr enthalten. Sie gingen des weiteren in der provinzialrömischen Kultur auf, und es ist nicht Aufgabe unseres Museums, diese zu beobachten.

Auf der rechten Rheinseite saßen zu Cäsars Zeiten die Ubier und nördlich die Sugambrer bis zur Ruhr und Lippe. Östlich der Ubier drängen die Sweben nach Westen und nach Norden, wo Usipeter und Tenkterer ihre Sitze hatten Den Sugambrern sind also die wenigen Spätlatènefunde, darunter auch das Grab mit den vielen Eisensachen und Nauheimer Fibel vom Fliegenberg bei Troisdorf, dann das Grab von Neuwied, zuzuschreiben.

Nach den Germanenkriegen des Drusus, Germanicus, Tiberius, also in den ersten Jahrzehnten des 1. Jahrhunderts hatte sich das Bild erheblich geändert.

Die Sugambrer waren durch Tiberius im Jahre 8 vor Chr. auf das linke Rheinufer nördlich der Ubier verpflanzt worden, da sie immer wieder mit starken Kräften auf dem Plan erschienen, nachdem sie von einem römischen Feldherrn nach dem andern völlig besiegt und abtriumphiert waren, was übrigens, beiläufig gesagt, den Römern bei ihren Germanenkriegen stets passierte. Tam diu Germania vincitur sagte 100 Jahre später Tacitus. Als Cugerni führten die Sugamberer dann ihr Dasein weiter, aber ohne viel von sich reden zu machen.

Ihre alte Heimat blieb leer! Der limes Tiberii zog sich von Holland bis zum Taunus parallel dem Rhein; in welcher Entfernung ist unbekannt. Über dieses Gebiet sagt Strabo 7, 1, 2: Ex qua (ripa) Romani quosdam in Galliam traduxerunt, alii autem prius in interiorem regionem recesserunt, velut Marsi; remanserant pauci.

Nördlich der Sugambrer, jenseits der Lippe saßen die Usipeter und südlich der Lippe, aber weiter vom Rhein ab als die Sugambrer, wohnten die Tenkterer. Diese Stammessitze erhellen aus folgenden Stellen: Dio (p. 544): Atque ipse (Drusus) deinde in Usipetarum regionum secundum insulam Batavorum traiecit. Inde in terram Sicambrorum transgressus, magnam

Digitized by Google

agri partem vastavit. Florus, lib. IV, c, 12 sagt: Missus in Germaniam Drusus primus domuit Usipetas, inde Tencteros percurrit et Cattos. Bei Orosius, l. VI, p. 479 heißt es: Drusus in Germania primos Usipetas, deinde Tencteros et Cattos perdomuit. An anderer Stelle erzählt Dio ausführlicher vom Jahre 11 vor Chr. (544): Initio veris rursus ad bellum profectus Rhenum transiit, Usipetas subiugavit, Lupiaeque fluminis ripis ponte iunctis in Sicambros irrupit. — Zu vermuten steht, daß sich von den Usipetern und Tenkterern schwache Abteilungen in dem verlassenen Sugambrerlande niederließen (vgl Strabo: remanserant pauci et pars Sicambrorum).

Bezüglich des oben erwähnten limes Tiberii wissen wir nur wenig. Tacitus erzählt in den Annalen (lib. I, c, 63) von einem derartigen Bau des Domitius Ahenobarbus, der zwischen Lingen und Coevorden angenommen wird; desgleichen heißt es cap. 50 vom Jahre 16 nach Chr.: At Romanus (Germanicus) agmine propero silvam Caesiam, limitemque a Tiberio coeptum scindit, castra in limite locat. Es handelt sich um den Zug, auf dem die Römer mit den Brukteren, Tenkterern, Tubanten und Marsen zu tun hatten (Vernichtung von Tanfana). Die silva Caesia lag zwischen Lippe und Ruhr. Über die Entfernung des Limes vom Rhein ist nichts bekannt. Dieser Limes wird übrigens auch z. T. nicht als Befestigung, sondern als Heerstraße gegen die freien Germanen aufgefaßt. Jedenfalls aber diente der freie Streifen zwischen Rhein und Limes, dessen Besiedelung nicht gestattet wurde, den rheinischen Legionen als Weideland.

Zu verschiedenen Malen versuchten germanische Stämme sich dort festzusetzen, so die Friesen und Amsivarier unter Boiocalus. Das erste geschah 58 nach Chr., Tacitus, Ann LXIII, c, 54, und wurde von Avitus mit Gewalt verhindert. Das zweite erzählt er c, 55, also später.

Zu dem freien Landstreifen zwischen Rhein und Limes gehört nun auch unser Beobachtungsgebiet, und dadurch erklärt sich, weshalb aus der Zeit vom Abzug der Sugambrer bis etwa 70—80 nach Chr. keinerlei Funde vorliegen, und ferner weshalb 70—80 die Besiedelung ganz plötzlich und einheitlich in einer ganzen Reihe von Stellen wieder einsetzt. Zu nennen sind: Idelsfelder Hardt bei Mülheim, Rheindorf, Fliegenberg, Niederpleiß, Scheuerbusch bei Wahn. Charakteristisch für diese Felder ist schwaches Auftreten der frühen Biewerer Keramik und dann hauptsächlich der Wahner Typus und die Fibelgruppe III.

Ehe ich auf die Zugehörigkeit dieser Germanen näher eingehe, sollen vorerst noch die Brukterer erwähnt werden, die im Lippegebiet saßen. Sie müssen sich nach der bei Tacitus cap. 33 erzählten Schlacht näher an den Rhein gezogen haben, da sie dort von Ptolemäus und auch später genannt werden. Eine Hauptrolle spielten sie im Bataverkrieg und noch in später Zeit war ihr Name sehr bekannt. Nazarius erwähnt sie in seinem Panepyricus auf Constantinus, ebenso Eumenius, und die Tabula Peutingeriana nennt einfach

Digitized by Google

alle rechts des Rheins in unserer Gegend sitzenden Germanen Bructuri. Das alles zu einer Zeit, wo der Sammelname der Franken schon die weitaus häufigere Bezeichnung bildete.

Woher kamen nun die Germanen, die sich auf dem freien Streifen zwischen Rhein und limes Tiberii ansiedelten? Tacitus, der im ersten Jahre der Regierung des Trajan schrieb, nennt nördlich der Chatten als Uferanwohner Tenkterer und Usipeter (Germania 32); diese hatten sich damals also schon wieder bis an den Rhein gezogen, denn er sagt ausdrücklich: certum iam alveo Rhenum (siehe später).

Unsere Grabfunde aber erzählen uns mehr. Wohl ist die Spur der alten Rheingermanen, denen alle bis jetzt genannten angehören, auch bei uns durch den Biewerer Typus vertreten, aber außerdem eine ganz andere Kultur, die auf die untere Elbgegend hinweist, worauf wir bei Keramik und Fibeln dauernd gestoßen sind. Da ist nun ganz außerordentlich wichtig, daß Ptolemäus in seiner etwa 150 nach Chr. abgefaßten Geographie ungefähr für unsere Gegend Σουήβοι οἱ Λαγγοβάρδοι nennt. Die Stammsitze der Langobarden sind im Gebiet der unteren Elbe. Daß die Langobarden zur Swebenfamilie gehören, erzählt Tacitus. Sweben am Rhein nennt schon früh Strabo auf dem rechten Rheinufer (7, 1, 3). Überhaupt ist auf den Unterschied der Stammesverteilung bei Tacitus und Ptolemäus nachdrücklich hinzuweisen. Während bei Tacitus die Chauken sich soweit nach Süden ziehen, daß sie an die Chatten stoßen (Tacitus, Germania 35), nennt Ptolemäus auf dem rechten Rheinufer von Norden an kleine Brukterer, Sugamberer, langobardische Sweben, Tenkterer und Inkrionen. An der Nordseeküste große und kleine Chauken, südlich davon Sweben. An der unteren Elbe noch Langobarden. Südlich der Sweben, östlich vom Abnoba-Gebirge (Schwarzwald und Verlängerung nach Norden) Chatten und Tubanten. Nach diesem zieht sich also ein breiter Gürtel von Swebenstämmen von der Elbe zum Rhein, von dem Tacitus noch nichts angibt.

Sollte dies alles nun wirklich auf einen großen Zug von Elbstämmen an den Rhein hindeuten? Damit würde die berühmte Tacitusstelle c. 33 stimmen, wo er die Besiegung und Vertreibung der Brukterer durch Chamaven und Angrivarier erzählt. Daß er bei dieser Gelegenheit stark übertreibt, ist bekannt. Aber daß wir hier mit einem starken, aus dem Gebiet der unteren Elbe nach Westen gehenden Stoß zu tun haben, ist ganz klar. Die Auswirkung dieses Stoßes, der in das Ende des 1. Jahrhunderts fällt, ist dann erst bei Ptolemäus durch die Ausbreitung der Elbstämme bis zum Rhein niedergelegt. Daß auch früher schon starker Einfluß von der Elbe nach Westen ging, erhellt aus Tacitus, wenn er erzählt, daß der Sohn des Flavus, Italikus, der als König zu den Cheruskern gekommen war, von diesen verjagt und von den Langobarden mit bewaffneter Hand wieder zurückgeführt wurde. Das geschah zur Zeit des Claudius (wohl 47 nach Chr.). Eine derartige Völkerbewegung ist auch schon früher angenommen worden. Much sagt in seiner Stammesgeschichte,

Digitized by Google

daß sich die Chauken so ausgebreitet haben, daß sie von der Mitte des 3. Jahrhunderts an als Franken auftreten, denen sich die Familie der nördlichen Rheingermanen anschloß. Er weist auf den poetischen Namen Hugones, ags. Húgas, der später den Franken beigelegt wurde und mit Chauci, germ. Hauhōz, im Ablautverhältnis steht. Ebenso auch Hugdietrich, der Franke Dietrich. Ähnliches finden wir in einer Abhandlung von Schmaus über Schmidts Geschichte der deutschen Stämme im Römischgermanischen Korrespondenzblatt 1916, IX, Nr. 3. Schmaus verweist auf Claudian, der in einer Schmähschrift auf Eutropius Chauken = Franken nennt, ebenso im Panegyrikus auf Stilicho, wo 356 Salier, Sygamberer, Chauken und Franken alle gleich genannt werden. Daß die Chauken im 1. Jahrhundert nach Westen hindrängten, beweist eine Siedlung am Laubach, westlich der Ems, die noch später Hugmerti (pagus Chaucorum) hieß. Ferner ist Schmaus der Ansicht, daß nur ein neues Germanenvolk am Rhein den erneuten Widerstand gegen die Römer aufnehmen konnte, der schon im 2. Jahrhundert offensiv beginnt. Für dieses Volk hält er auch die Chauken.

Von großer Bedeutung ist hierzu eine Stelle aus Spartianus, vita Didii Juliani, 1, 6, wo er vom Jahre 177—180 erzählt, daß Didius Julianus eine Legion in Germanien befehligt hat.... Inde Belgicam sancte et diu rexit. Ibi Chauchis Germaniae populis, qui Albim fluvium adcolebant, erumpentibus restitit tumultuariis auxiliis provincialium. Ähnliches erzählt Capitolinus aus dem Jahre 180: Clodius Albinus wurde von Commodus nach Gallien gesandt, wo er.... fusis gentibus transrhenanis.... sich einen berühmten Namen machte.

Nehmen wir alles das zusammen, so wird uns das Ergebnis unserer Fundbetrachtung in sehr erfreulicher Weise bestätigt. Einzelheiten sind bei der großen Unsicherheit der Schriftsteller — man denke nur an die Verwirrung, die z. B. Ptolemäus unter den Wohnsitzen der germanischen Stämme angerichtet hat — natürlich nicht zu erfassen, aber im ganzen können wir als sicher annehmen, daß aus dem Gebiet zwischen Weser und unterer Elbe, aus den Stammsitzen der Chauken, Langobarden und Sweben eine mächtige Volkswelle sich an den Rhein vorschob. Genaueres darüber werden einst viele und genau beobachtete Bodenfunde erkennen lassen. In dieser neuen Volkswelle sind wir berechtigt, die einigende Kraft zu sehen, die die alte Familie der Rheingermanen langsam zu einem neuen Volk — den Franken — zusammenschloß. Und dann ist gewissermaßen das Gebiet der unteren Elbe die Stammheimat der Franken, und wir verstehen eine Notiz des Geographus Ravennas, der im 8. Jahrhundert schrieb, aber ältere Quellen benutzte: Quarta ut hora noctis Normannorum est patria, quae est Dania ab antiquis. Cuius ad frontem Albes vel patria albis Maurungania certissime antiquis dicebatur, in qua patria Albis per multos annos Francorum linea remorata est. — Hier ist der Gedanke von oben ganz klar ausgesprochen.

Digitized by Google

Eine weitere Frage ist nun: Läßt sich mit Hilfe der Schriftsteller der Beginn der Besiedelung unseres Gebietes feststellen?

Bis nach 60 haben wir die Römer eifrig auf Freihaltung des Streifens zwischen Rhein und limes Tiberii bedacht gesehen. Unter Claudius (vor 54) aber waren schon die römischen Besatzungen auf das linke Rheinufer zurückgenommen. Während des Bataveraufstandes (69—70) dringen Brukterer, Usipeter, Tenkterer, ebenso Chatten, die sogar Mainz belagerten, dauernd über den Rhein. 83, unter Domitian wurde deshalb ein Krieg gegen die letzteren geführt, und bei dieser Gelegenheit erzählt Frontinus von dem Limes des Domitian, der während dieses Chattenkrieges entstand. Die Kohortenlager finden sich in der Wetterau — Heddernheim, Okarben, Friedberg gehören hierher. Sie sind in hadrianischer Zeit aufgegeben. In den Jahren 80—90 wurde also die berühmte Grenzlinie von der Lahn zum Main, anfangend am Rhein bei Hönningen, zuerst eingerichtet. Diese Anfangsstelle liegt genau der Mündung des Vinxtbaches gegenüber, der Ober- und Untergermanien trennte. Wenn das auch sicher für die Wahl des Anfangspunktes des obergermanisch-rätischen Limes mitbestimmend war, so ist doch zweifellos das Gebiet außerhalb des Limes aufgegeben worden. Aus all diesem schließe ich, daß der Batavertrieg den alten Tiberiuslimes gegenstandslos machte, und daß zwischen 80 und 90 schon eine Abgrenzung gegen die Germanen nötig wurde. Mithin ergibt sich als Besiedlungsbeginn etwa die Jahre um 75—80 nach Chr. Wir haben gesehen, daß auf all den Feldern die Funde völlig übereinstimmend mit genau gleichen Gegenständen um dieselbe Zeit beginnen. Wenig später bezeugt uns Tacitus, daß von einem freien Landstreifen nicht mehr die Rede ist, er sagt Germ. cap. 32: Proximi Chattis certum iam alveo Rhenum, quique terminus esse sufficiat, Usipi et Tencteri colunt. Also: Der Rhein, der sicher in festem Bett fließt, genügt als Grenze — gegen die Chatten genügte eine natürliche Grenze nicht — da zog sich der domitianische Limes hin. Die Usipeter haben wir früher nördlich der Lippe gefunden, die Tenkterer aber im Hinterlande der Sugamberer, so daß ein Zug von den Usipetern durch die Tenkterer zu den Chatten möglich war (siehe oben Florus und Orosius). In erster Linie kommen demnach für unser Gebiet die Tenkterer in Frage, die sich also nach dem Batavertrieg aus ihrem östlich liegenden Gebiet an den Rhein gezogen haben. Dazwischen mögen auch vereinzelt Usipeter eingewandert sein und Sugambrer, die entweder sitzen geblieben waren — Strabo sagt: remanserant pauci et pars Sugambrorum, als er von der Umsiedlung dieser auf das linke Rheinufer berichtet; oder sich nach Osten zu den Tenkterern geflüchtet hatten. Im Gebiet der Tenkterer haben wir Funde — Rünthe bei Hamm. Das ist zwar vielleicht das alte Marsenland, aber diese werden nach den großen Kriegen nicht mehr erwähnt und sind vielleicht auch überhaupt nur als Unterstamm aufzufassen. Die Gräber von Rhünte zeigen in ihren älteren Teilen — an der Landstraße — von den bekannten rheinischen Spätlatène-

Digitized by Google

formen abgeleitete Gefäße, dann aber den reinen Wahner Typus in allen Formen. Sie reichen wohl von der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts bis in das zweite. Auch die Gräber von Flaßheim sind hierher zu rechnen.

An der Hand von Funden kann auf Einzelheiten des Vorschiebens der Elbstämme leider noch nicht eingegangen werden, da es noch zu sehr an Zwischenstationen fehlt. Jedenfalls aber bleibt die Tatsache, daß in dem ganzen Gebiete zwischen Elbe und Rhein sich die Kulturerscheinungen mehr und mehr ähnlich werden. Als diese Angleichung in noch größerem Maßstabe — nämlich unter allen germanischen Völkern im 5. Jahrhundert erreicht war, brach die große Völkerwanderung los. Für unser Gebiet sehen wir im kleinen genau dasselbe: Unter dem Einfluß der eingewanderten Elbstämme schlossen sich langsam die alten Rheingermanen zu dem Frankenbund zusammen, und nach einer ruhigen Zeit der Entwicklung und des Zusammenwachsens begannen unter Commodus die Ausdehnungsversuche nach Westen in den bekannten Angriffen auf Gallien.

Eine weitere Frage erhebt sich hier: Wann geschah der Zug der Elbgermanen, sagen wir der Chauken oder Sweben nach dem Westen? Die von Tacitus erwähnten Ereignisse, die darauf deuten, fallen in die letzte Hälfte des 1. Jahrhunderts. Die Funde sagen uns folgendes. Wenn wir die Form des Wahner Typus mit der Situlenform der Elbgermanen in Verbindung bringen, wie in dem keramischen Abschnitt behandelt ist, so ist zu beachten, erstens, daß die scharf profilierte Form nach Westen gewandert ist, und zweitens, daß der Rädchenmäander nicht mitgekommen ist. Die betreffenden Situlen gehören in das 1. Jahrhundert. Der Rädchenmäander beginnt in dessen Ende. Da er bei uns völlig fehlt, muß der Zug der Elbgermanen an den Rhein schon vor dem Aufkommen dieser Verzierung aus dem Elbgebiet aufgebrochen sein. Spuren der Rädchentechnik sind aber doch auf seinem Wege: Emkum, Kr. Lüdinghausen und Rheindorf bei uns. Im ganzen folgt, daß wir den Zug etwa in das letzte Viertel des 1. Jahrhunderts zu setzen haben. Ob unsere Tenkterer schon bei ihrer Ansiedlung nach dem Batavertrieg mit diesen Elbgermanen gemischt waren, ist noch unklar, da die Möglichkeit besteht, daß die Gräber mit der alten rheingermanischen Keramik (Biewerer Typus) die älteren sind, also den ersten Ansiedlern gehören, und erst später der östliche Einfluß sich hineinmischte. Jedenfalls kann es sich aber nur um kurze Zeit handeln.

Eine spätere Zeit kommt für eine Einwanderung von Chauken oder Sweben nicht mehr in Frage. Denn unter Commodus beginnen schon nach den oben mitgeteilten Zeugnissen der Schriftsteller die Angriffszüge nach Gallien, um die Mitte des 3. Jahrhunderts taucht zum ersten Male der Name der Franken auf.

Von besonderem Interesse ist noch die Nachprüfung der vielen Orte, die Ptolemäus in seiner Geographie nennt. Für unsere Gegend fällt ein Name ein: Budoris, etwas vom Rhein entfernt, auf der rechten Rheinseite

Digitized by Google

zwischen Köln und Bonn. Unsere großen Grabfelder weisen ja auch auf Ortschaften hin. Das größte an Funden ist Rheindorf und liegt etwas nordöstlich von Köln. Bei der Ungenauigkeit der Angaben des Ptolemäus ließe sich Rheindorf auch als Budoris ansprechen, aber wir wissen, daß das Grabfeld von Niederpleiß — Siegburg, Mülldorf, eine wohl noch viel größere Ausdehnung hatte. Es reicht mit seinen Funden ebenso wie Rheindorf durch die ganze hier betrachtete Zeit, ist aber leider fast ganz durch tiefgehenden Ackerbau zerstört. Das ist ganz genau die Stelle von Budoris, und wir nehmen an, daß in der Gegend des heutigen Siegburg, am Fuße der Wolsberge das alte Budoris gelegen hat. Mit dem Namen ist wenig anzufangen, er kommt in der Ortsliste dreimal vor.

Noch ein Punkt ist zu erwähnen, der vielleicht auf die Einwanderung der Elbgermanen Bezug hat. Die Art der Grabanlage zeigt einige Verschiedenheiten. Während die Spätlatènegräber der Sugamberer, Treverer, Ubier sämtlich Brandgruben mit Knochenbehältern sind — also ganze Gefäße enthielten — sind die Tenkterergräber vom Ende des 1. und 2. Jahrhundert sehr häufig ohne Knochenbehälter; nur die Gräber, in denen die Biewererkeramik vorkommt, die also vielleicht die frühesten unserer Felder sind und den alten Rheingermanen ohne Mischung mit Elbgermanen angehören, zeigen fast stets Knochenbehälter, d. h. ganze Gefäße, also die alte Sitte. Die Gruppe des Wahner Typus ist durchweg darohne, der ganze Inhalt des Grabes besteht aus Gegenständen, die den Leichenbrand mitgemacht haben. Einige andere Fälle sind aber auch hier vorhanden. Gegen Ende des 2. Jahrhunderts mehren sich die Knochenbehälter wieder und sind im 3. Jahrhundert stark vertreten. Knochen außerhalb der Behälter finden sich aber überall. In Künthe bei Hamm ist es ebenso. Die an Spätlatènetypen erinnernden Gefäße sind ganz — also Knochenbehälter, die Becher vom Wahner Typus fast sämtlich verbrannt und zertrümmert. Aus dem Elbgebiet kann die Sitte des Verbrennens aller Beigaben und einfaches Hineinschütten in die Grube nicht stammen, da dort wohl überall die Knochenbehälter vorherrschen. Ich möchte eher denken, daß diese einfachere und schnellere Bestattungsart von den Elbgermanen während des Zuges, der sich sicher stoßweise und unter fortwährenden Kämpfen abwickelte, angenommen wurde, und später, als sie sich mit den Rheingermanen vermischt hatten und in ruhigere Verhältnisse kamen, sich der allgemeinen Sitte des Knochenbehälters, der ja oft auch — im 3. Jahrhundert, Korb oder Beutel gewesen ist — wieder zuwandten.

Im ganzen sehen wir also jetzt folgendes Bild: In die durch Kriege mit den Römern, Abzug, Umsiedelungen geschwächte Familie der alten Rheingermanen, denen wohl auch noch keltische Beimengungen aus der Zeit der ersten germanischen Besitzergreifung während der Latènezeit schwächend anhafteten, schob sich gegen Ende des 1. Jahrhunderts eine neue germanische Welle vom Osten — aus dem Gebiet zwischen unterer Elbe und Weser — herein.

Digitized by Google

Die Usipeter und Tenkterer hatten aber den Streifen am Rhein wieder besetzt, nachdem der Bataverkrieg die Römer auf dem linken Ufer reichlich beschäftigt hatte. Mit ihnen mischten sich die Neuankömmlinge, Chauken oder Sweben, oder beides. Bis in die Chatten ging Einfluß und Mischung. Nach kurzer Ruhepause, die dem Zusammenwachsen der Volksteile nötig war, begannen unter Commodus dann die Angriffskriege gegen Gallien, die nicht wieder aufhören sollten. Die dazu nötige neue Kraft, die sich auch äußerlich in der Bildung des Frankenbundes ausspricht, ging von dieser zweiten großen germanischen Welle aus. Um 250 war der Name der Franken schon gefürchtet, und ihre Kultur zeigen uns unsere Gräber des 3. Jahrhunderts. Denn in der Zeit können wir kaum von Tenkterern mehr reden. — Unsere späteren Grabfelder sind frühfränkisch. Typisch fränkisch sind Wahner und Gießener Typus. Von römischer Kultur erfuhren sie wenig Einfluß. Sie brauchten zwar römische Waren, aber sie glichen ihre eigenen Erzeugnisse nicht den fremden an. Wenn Kaufmann in seiner deutschen Altertumskunde angibt (S. 480), daß der Fuß an den Gefäßen auf römische Vorbilder zurückgehe, so ist das durchaus irrig und braucht wohl nicht widerlegt zu werden. Die großen Halsketten, die später so überaus häufig auftreten, stellen sich ein. Sehr lebhaft blieb Beziehung und Verkehr mit dem Innern Deutschlands, vor allen nach Niedersachsen hin.

In dieser Zeit, Mitte des 3. Jahrhunderts, setzen die Berichte der Schriftsteller wieder ein. Vopiscus erwähnt den Namen Franken zuerst: In Aureliano c. 7: Idem aqui Mogontiacum tribunus, legionis VI Gallicanae Francos irruentes, cum vagarentur per totam Galliam sic adflixit, ut trecentos ex his captos, septingentis interemtis sub, corona vendiderit. Von da an begegnen sie uns dauernd; wenn auch dazwischen hie und da noch die alten Stammesnamen auftreten. Immer häufiger werden ihre Raubstreifen nach Gallien zu Lande und zur See, und immer schwieriger wird den Römern die Abwehr. Eine Erzählung ihrer Unternehmen und Abenteuer, von denen Spartianus, Herodianus, Capitolinus, Vopiscus, Eutropius, Orosius, Mamertinus, Eumenius, Lampridius, Zosimus uns anschauliche Bilder geben, aus denen auch ihr Vordringen über den Rhein, ihre Ansiedlungen im Treverer- und Bataverlande hervorgeht, würde hier nicht am Platze sein.

Lückenlos zeigen unsere Grabfelder ihre Hinterlassenschaft bis in das 4. Jahrhundert hinein — Rheindorf, Grabfeld M, Crispusmünze — Crispus hat sich übrigens auch mit den Franken auf ihren Raubzügen herumgeschlagen. Daß sehr vieles aus den reich ausgestatteten Gräbern an römischer Keramik und Bronzegefäßen u. a. m. von den erwähnten Raubzügen herrührt und als Beutegut aus Gallien in das Frankenland kam, ist mir unzweifelhaft, denn wir wissen, daß es den Franken sehr auf Beutemachen ankam. Schon um 260 unter Gallienus war ihre Kraft so gewachsen, daß sie den Limes überstiegen — Einnahme des Kastells von Niederbieber gegenüber Andernach — und große Gebiete der römischen Einflußsphäre besetzten. Das lehrt uns eine Notiz aus

Digitized by Google

Geographi lat. min. (jetzt am zugänglichsten bei Riese), wo es bei nomina provinciarum omnium, 14 heißt: Nomina civitatum trans Rhenum Fluvium quae sunt: Usiporum, Tubantum, Nictrensium, Novariesu?, Casuariorum. Istae omnes civitates trans Rhenum in formulam Belgicae primae redactae trans castellum Montiacesenam (Moguntiacensium?) LXXX leugas trans Rhenum Romani possederunt. Istae civitates sub Gallieno imperatore a barbaris occupatae sunt. Die leuga ist die gallische Meile = 2220 m. 80 leugen sind also etwa 180 km. Soweit soll sich also über Mainz hinaus die Römerherrschaft erstreckt haben. Man hat diese Strecke dem Limes entlang nach Osten und Südosten verstanden und auch den Rhein entlang nach Norden, was allerdings zu trans castellum — über Mainz heraus — nicht recht paßt. Ferner hat man sich daran gestoßen, daß die Mattiaci nicht genannt sind. Diese sind aber ausdrücklich als freie Germanen im Bundesgenossenverhältnis — die nur Soldaten stellten — genannt. Einigen Anhalt geben die Namen. Daß die Usipeter jenseits der Lippe mit den Usipi gemeint sein sollen, wird niemand einleuchten. Die Tubanten haben nach den Berichten der Schriftsteller so ziemlich im ganzen Westen Germaniens herumgewohnt. Zuletzt nennt sie Ptolemäus neben den Chatten, also irgendwo in der Maingegend. Nictrensium ist schwierig zu erklären. Einen Bach namens Nister gibt es als linken Nebenfluß am Oberlaufe der Sieg. Das würde auf einen kleinen Stamm im Vorgebiet des Limes deuten. Wahrscheinlich ist es nicht. Ein Wisper gibt es bei Lorch. In den Epist. Bonifacii 44, geschr. 739, kommt der Ausdruck Nistresi vor, der mit anderen Bezeichnungen angeführt ist: Thuringi, Hessi, Borthari. Novariesu ist gänzlich unerklärbar; Casuarii aber nennt Ptolemäus. Rursus ad orientem versus a montibus Abnobais infra Suebos commorantur Casuarii tun Nestereani. Also östlich vom Gebirgszuge Schwarzwald-Niederwald, südlich der Sweben. Die Nestereani entsprechen wohl sicher den Nictrenses. Daß wir alle diese Stämme in der Maingegend suchen müssen, ist mir unzweifelhaft. Eine Ausdehnung römischer Herrschaft, die sich in der Civitaseinteilung äußert, auf unser Gebiet anzunehmen, sind wir also durchaus unberechtigt. Dem widerspricht auch vollkommen, daß nach den Funden die Besiedelung von etwa 80 an völlig stetig bis ins 4. Jahrhundert durchläuft.

Zur Erleichterung des Eindringens in die Verhältnisse der Germanen in die betrachtete Zeit möchte ich noch kurz auf die Museen hinweisen, die das wesentliche Material dazu enthalten. Es sind drei: Dortmund, Köln, Trier.

In Dortmund sehen wir keltische späte Bronzezeit mit Kerbschnittgefäßen, Bronzen, dann die abgeblaßte niederrheinische Hallstattkultur dieser Gegenden, alle aus Grabhügelfeldern mit kleinen Hügeln stammend. Abgelöst wird diese keltische Kultur von den bekannten Formen germanischer später Bronzezeit, helltonige, doppelkonische Gefäße bekannten Typs u. a. m. Auf den Grabfeldern erscheinen sehr große, oben völlig ebene, einem umge-

Digitized by Google

kehrten flachen Teller gleichende Hügel mit vielen Bestattungen. Nach den spätesten keltischen und frühesten germanischen Funden dürfte im Lippegebiet die Einwanderung der Germanen etwa 800—700 stattgehabt haben.

Im Kölner Gebiet reichen die Grabhügel bis zum Auftreten der ersten Latèneanzeichen. Skelettbestattung kommt in Späthallstattgräbern etwas südlich bei Bonn vor. Die nördlichsten Funde wirklich keltischer Frühlatènezeit sind Hügelfunde von Engers und eine schöne keltische Schale mit eingezogenem Rande und innen eingestempelter Verzierung von Andernach (im Kölner Museum). Den Germanen zuzuweisende Gräber der Früh- und Mittellatènezeit liegen vor (siehe Abschnitt über germanische Keramik). Auf das Vordringen des sog. Harpstedter Typus zum Rhein hat schon Schumacher hingewiesen (Funde aus der Duisburger Gegend). Wenn diese Funde bis jetzt so spärlich sind, so könnte man geneigt sein anzunehmen, daß sich infolge von Grenzstreitigkeiten eine Besiedlungslücke findet. Eine solche liegt auch für das Treverergebiet während der Mittellatènezeit vor. Im rechtsrheinischen Kölner Gebiet wird der Abzug der Kelten um 500—400 liegen.

Im Treverergebiet — Museum Trier — bricht die keltische Grabhügelreihe, die zuerst Brand-, dann von der Späthallstattstufe an Skelettbestattung aufweist, mit Beginn der Mittellatènezeit vollkommen ab. Sehr eigentümlich ist die Verhältniszahl der Funde aus den früheren Hallstattstufen zu der späten und Latènezeit. Während H 1—3 nur schwach vertreten sind, ist eine Blütezeit von der späten H 4 und T 1 vorhanden. Ich habe den Eindruck, als ob schon gegen Ende von H 4 eine Auswanderung von Keltenstämmen aus dem Rheingebiet um Köln her stattgefunden hat, die nach dem so schönen und leicht zu verteidigenden Moseltal führte. Jedenfalls ist das Trierer H 4 und T 1 die direkte Fortführung unseres H 4. Eine bessere Erklärung für die außerordentliche Menge von Grabhügelfeldern gerade aus dieser Zeit scheint mir nicht zu finden zu sein. In der Spätlatènezeit fangen dann die germanischen Brandgruben an. Auch hier erscheint eine Besiedlungslücke. Der Siedlungswechsel liegt etwa im 2. Jahrhundert vor Chr. Südlich der größten Reihe von keltischen Befestigungsanlagen, die sich von der unteren Nahe — Münster am Stein — an über den südlichen Kamm des Hunsrücks, Otzenhausen und vielleicht weiter zur Saar — Kastell bei Taben — hinzieht, scheint noch keltisches Mittellatène vorzukommen (Museum Birkenfeld), so daß anzunehmen wäre, daß die Kelten sich mit Hilfe der Kette von mindestens 8—10 großen Steinringen noch etwas länger gehalten haben. Aus den ganzen Verhältnissen heraus erklären sich diese keltischen Festungen, die überall als Paß- und Durchgangssperren mit sehr gutem militärischem Blick angelegt sind, in völlig sicherer Weise. Vor allem sind wichtig Kastell, das die Saarstraße sperrte, Otzenhausen als Sperre im Ruwertal, Dorkastell im Traunbachtal und Selbrich — die Festung — und die Wildenburg zu beiden Seiten des Idarbachtales. Alle gelegen auf dem Dollinger Höhenzug, dem südlichsten Zuge des Hunsrücks. Die Überein-

Digitized by Google

stimmung dieser Anlagen mit dem Gleichberg bei Meiningen, der durch seine Funde als keltische Anlage aus dem 3.—2. Jahrh. vor Chr. gegen die Germanen erwiesen ist, dient als letzter, wenn auch nicht notwendiger Beweis. Denn daß diese Befestigungsbauten, die als System und einzeln eine ganz außerordentliche Anstrengung darstellen, nur ganz ungewöhnlichen Verhältnisse ihre Entstehung verdanken können, ist sicher. Und solche Verhältnisse finden wir nur zur Zeit der vorgeschichtlichen germanischen Völkerwanderung.

Es besteht übrigens noch eine zweite derartige keltische Befestigungslinie, die von der Mosel über Kaisersesch, Steineberg, Ditzenbay bei Gerolstein führt. Sie stellt wohl eine frühere Etappe des Kampfes dar. Hier ist noch ein großes dankbares Arbeitsfeld. Auf die Natur und Entstehung dieser Befestigungen im oben besprochenen Sinne hat schon Schumacher aufmerksam gemacht.

Zusammenfassend wäre also festzuhalten: In der ersten Hälfte des Jahrtausends vor Chr. wurde von den Germanen der Niederrhein erreicht; im 5. Jahrhundert die Kölner Gegend. Im 2. Jahrhundert war die Bewegung schon bis ins mittlere Moseltal gedrungen. Zugleich auch erfolgte der Einbruch der Germanen in das übrige belgische Gebiet, wo sie sich mit zurückbleibenden Kelten mischten, wie auch im Trevererlande. Ein Bild von den unruhigen Zeiten geben uns noch einige Höhlenfunde: Im Kartstein und im Buchenloch haben sich etwa um die Frühlatènezeit die keltischen Einwohner Zufluchtsstätten gesucht, und zwar nur während dieser Zeit. Sieben Jahrhunderte später, im 4. Jahrhundert, als die zweite germanische Welle, diesmal für immer, über das Land fegte, wiederholt sich das, und wir finden einen Grund für die vielen Münzen von Maxentius usw., die bei der Kartsteinausgrabung in der römischen Schicht zum Vorschein kamen. Genau dieselben Funde liegen von den Höhlen im Lahngebiet vor (zum Teil Museum Köln, zum Teil Wiesbaden und Diez). So können sogar unscheinbare Höhlenfunde uns auf die Zeiten harter Not für die keltischen Einwohner hinweisen und runden das Bild der germanischen Eroberung ab!

Nach Entscheidung der Kämpfe von 500—200 vor Chr. wurden die Germanen Herren des Landes, aber sie vermischten sich mit sitzengebliebenen Resten keltischen Stammes, woraus sich die keltischen Einflüsse erklären, die wir in ihrer Hinterlassenschaft finden.

Gegen 100 nach Chr. folgte die zweite germanische Welle und ihr die Bildung des Frankenbundes.

Hat nun dieses ganz aus den Bodenfunden und Befestigungsanlagen gewonnene Material keinen Niederschlag in den Überlieferungen des römischen Schrifttums gefunden? Cäsar erzählt ja einiges, was aber schon späterer Zeit angehört. Von den Keltenzügen ist vieles bekannt. Einiges gehört hierher. Livius erzählt 5, 34, 1 von dem Aufbruch zweier keltischer Völker unter Segovesus und Bellovesus, von denen der eine durch das Los nach Italien, der andere nach dem deutschen Mittelgebirge gewiesen wird. Das geschah etwa

Digitized by Google

600 vor Chr. zur Zeit des Tarquinius Priscus. Ein genaues Beziehen auf unsere Gegenden ist nicht möglich. Anders aber ist es mit einer Nachricht bei Appianus vom Jahre 390 vor Chr. Celt. 1, 2: Pars satis magna Celtarum apud Rhenum habitantium se accinxit ad aliam terram quaerendam et Clusinis bellum inferebat. Um 400 sahen sich also die Rheinkelten zum Auswandern genötigt, und wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir den Druck der Germanen als Ursache annehmen. Die Keltenzüge nach Italien dauern lange an. Cenomanen, Salluvier, Boier, Lingonen zogen nach Süden. Das wiederholt sich bis zum 2. Jahrhundert immer wieder (vgl. Properz 5, 10, 19). Immer ist der Grund derselbe: Durch den Druck der Germanen ist die ganze keltische Völkermasse in Bewegung geraten und sucht nach Süden auszuweichen. Dem trat Rom durch die Eroberung Galliens und dann durch die großangelegten Pläne zur Eroberung Germaniens bewußt entgegen. Bei den Galliern gelang es ihnen; bei den Germanen nicht.

Für alle diese Verhältnisse gibt die germanische Völkerwanderung, die somit schon im Anfange des letzten Jahrtausends vor Chr. beginnt und mit kürzeren und längeren Ruhepausen in einer Unzahl von Stößen nach Westen, Osten und Süden bis zum 8. Jahrhundert nach Chr. andauerte, den Grund an.

Die Kelten, deren Auftreffen auf die Römer uns die frühesten schriftlichen Überlieferungen bewirkt hat, waren stets die Geschobenen, nicht die aus eigener Kraft heraus selbst Schiebenden.

Möge die vorliegende Arbeit uns als Baustein zur Kenntnis des Herkommens und des Vordringens unserer Vorfahren am Rhein Nutzen bringen und auf die außerordentliche Wichtigkeit der Beobachtung vorgeschichtlicher Funde, auch der unscheinbarsten, aufmerksam machen. Wer sich am meisten mit diesen Fragen beschäftigt hat, wird stets auch der Bescheidenste sein, weil er weiß, wieviel ungezähltes Material erforderlich ist und wie groß die Lücken unserer Erkenntnis sind. Nur durch sorgsame Mitarbeit vieler kann sich Strich auf Strich unser Bild von der Vor- und Frühzeit unseres Volkes zusammensetzen.

Hoffen wir, daß so wie im Kölner Gebiet auch an anderen Stellen redende Zeugen aus unseres Volkes Kindheitstagen dem Erdboden entsteigen werden und uns so die Heimat und das Volk, dem wir angehören, stets deutlicher und hingebender erkennen lassen.

Trier, Juli 1921. **E. R.**

Digitized by Google

Kritische Gruppierung und Neubenennung der geologischen Abschnitte des Eiszeitalters.

Von J. Bayer, Wien.

Mit 1 Textabbildung.

Inhalt: a) Wegfall der Günzeiszeit; b) Zusammenschluß der Riß- und Würmeiszeit zu einer einzigen Vereisungsperiode.

Ergebnis: Das Diluvium besteht aus 2 durch eine lange Zwischeneiszeit getrennten Eiszeiten.

In einem am 17. II. lfd. Js. in der Wiener Geologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage habe ich das bisher vom Diluvium entworfene Bild einer kritischen Überprüfung unterzogen, welche bezüglich des Altquartärs zu wesentlichen inhaltlichen, bezüglich des Jungquartärs zu formellen Änderungen führte.

Die wesentliche Neuerung besteht in der Ablehnung der Günz-Eiszeit und der Feststellung der Zugehörigkeit der beiden jüngeren, bisher als durch ein Interglazial voneinander getrennt angenommenen Eiszeiten zu einer und derselben Vereisungsperiode. Damit einher geht eine schärfere Fassung der Begriffe Alt-, Mittel- und Jungquartär und eine Neubenennung der geologischen Abschnitte, die, glaube ich, so gehalten ist, daß sie in internationalen Kreisen leicht Eingang finden kann.

Diese Neubenennung war schon lange beabsichtigt, aber es schien mir im Interesse der gegenseitigen leichteren Verständigung gelegen, in den Chronologiedebatten möglichst lange mit den herkömmlichen, gewohnten Namen zu arbeiten. Heute, wo meine Chronologie in weiten Kreisen bekannt ist und unzweideutige Beweise für ihre Richtigkeit vorliegen, ist auch bei Neubenennung kein Mißverständnis zu befürchten und ich erachte deshalb die Zeit für gekommen, die bisher angewendeten Penckschen alpinen Lokalbezeichnungen endgültig fallen zu lassen, zumal sie sich großenteils mit unseren Begriffen sachlich nicht mehr decken. Sie hatten nur solange und auch nur für

Digitized by Google

die Alpen eine Berechtigung, als die Vorstellung von vier Eiszeiten bestand und allen Aufstellungen zugrunde gelegt wurde. Jetzt, wo von den 4 Eiszeiten nur 2 verbleiben, also statt 3 Zwischeneiszeiten nur eine, sind sie unzutreffend und würden, wie aus unseren späteren Ausführungen ersichtlich ist, lediglich zu irrigen Auffassungen Anlaß geben.

Damit haben wir die Neugestaltung bereits in den großen Umrissen angedeutet: es handelt sich um eine gewaltige Verkürzung des Eiszeitalters gegenüber allen bisherigen Darstellungen, indem einerseits die Günz-Eiszeit wegfällt, andererseits die beiden jüngeren Eiszeiten Pencks als Teile einer einzigen erkannt werden [1]).

Von welcher Tragweite besonders die letztere Erkenntnis für die Geschichte der Menschheit ist, braucht nicht gesagt zu werden.

Nur auf das eine will ich verweisen, daß nunmehr Altpaläolithikum und Frühneolithikum zeitlich so zusammenrücken, daß die gegen das Askalonien als Verbindungskultur vorgebrachten Bedenken eines zu großen zeitlichen Abstandes, welche bei der Annahme des Penckschen Schemas voll berechtigt waren, nunmehr ganz wegfallen und mit voller Klarheit die großen Kulturzusammenhänge Europas und Afrikas vor das Auge treten.

Wir entrollen das neue Bild vom älteren Quartär aus.

Die Nichtexistenz einer Günz-Eiszeit.

Bei Penck beginnt das Quartär mit der Günz-Eiszeit, welche von ihm auf Grund seiner Untersuchungen in den Alpen aufgestellt wurde.

Die in Betracht kommenden Reste sind spärlich, was schließlich begreiflich wäre, aber sie sind, was schwer ins Gewicht fällt, vor allem nicht eindeutig.

Dazu kommt nun, daß in dem durch zahlreiche Bohrungen sehr gut bekannten Boden Norddeutschlands von einer entsprechenden Vereisung keine Spur gefunden wurde. Wollte man annehmen, daß es sich um eine schwächere Vereisung gehandelt habe, welche ihr Inlandeis nach Süden nicht bis auf den Kontinent vorzuschieben vermochte, so steht dem entgegen,

[1]) Die von H. und R. Lehmann in dieser Zeitschrift, Bd. 13, Heft 4, Die ältere Steinzeit in Mitteldeutschland, S. 307 angegebenen Zahlen sind aus diesem Grunde ebenso falsch, wie die Auslassungen über den weiten zeitlichen Abstand von Alt- und Jungpaläolithikum unzutreffend sind, wo doch noch ein gutes Stück Altpaläolithikum (vom Jungacheulöen an) derselben jungquartären Eiszeit angehört, in welche das ganze Jungpaläolithikum fällt. Wir haben diesen hohen Zahlen die geologische Grundlage entzogen. Daran ändert auch die Übereinstimmung Lehmanns mit der Penckschen Berechnung nichts, welche sich einfach daraus erklärt, daß die genannten Autoren von den gleichen unrichtigen geologischen Voraussetzungen ausgehen. Diese haben sie dazu verführt, die ungefähr gleichaltrigen „Stufen" von Weimar und Wangen um 200000 Jahre auseinanderliegend darzustellen. Übrigens finden wir die Zahlen an und für sich viel zu hoch gegriffen. Es wird schwer halten, dem ganzen Diluvium viel mehr als eine Viertelmillion Jahre zu geben.

Digitized by Google

daß die für sie angeblich zeugenden Moränen in den Alpen sich „allenthalben in den Grenzen der Würm-Vergletscherung“ [1]) halten, deren Inlandeis bekanntlich Norddeutschland immerhin in sehr großer Ausdehnung eingedeckt hat, so daß eine Günz-Grundmoräne hier zweifellos an einer Anzahl Stellen hätte erbohrt werden müssen. Auch England gibt keine Anhaltspunkte.

Aus ihrem vollständigen Fehlen schließen wir, daß die in den Alpen und deren Vorland der Günz-Eiszeit zugeschriebenen Ablagerungen anderer Natur sind und daß es keine Günz-Eiszeit gegeben hat.

Ein zweites für ihre Nichtexistenz sprechendes Moment ist folgendes:

Wie später noch hervorgehoben wird, gibt es im Diluvium nur eine einzige glaziale Säugetierfauna.

Daß während der ersten Eiszeit keine vorhanden war, erscheint begreiflich, aber es muß sich während der ersten Eiszeit eine herausgebildet haben, die dann bei der zweiten in den südlichen Strichen auf den Plan tritt. Daß sie nun während der Penckschen Mindel-Eiszeit nicht erscheint, ist mir ein Beweis, daß dieser keine Eiszeit vorausgegangen ist.

Aus diesen und anderen Gründen lehnen wir die Annahme einer Günz-Eiszeit ab.

Die altquartäre Eiszeit (= das Altquartär).

Die Penckſche Mindel-Eiszeit ist nicht nur im Alpengebiete, sondern von England bis Rußland durch unverkennbare Ablagerungen bezeugt.

Ihre Moränen in den Alpen und die Südgrenze ihres Inlandeises lassen auf eine ungefähr gleichmächtige Ausdehnung schließen wie die Riß-Eiszeit Pencks, ja wenn wir auf die sehr wahrscheinliche Alpenhebung zwischen den beiden Vereisungen Rücksicht nehmen, würde der Mindel-Eiszeit „die größte Depression der eiszeitlichen Schneegrenze“ [2]) zukommen.

Sie muß aus den oben angegebenen Gründen als die älteste quartäre Eiszeit angesehen werden und ihr Beginn bedeutet daher zugleich den Beginn des Quartärs.

So gut sie geologisch bezeugt ist, so sehr fehlt in der Tierwelt ein deutlicher, unverkennbarer Beleg für sie, wenigstens in der Säugetierwelt. Als Ausdruck dieser Eiszeit sehen wir den Chillesford Crag und die noch tieferen Glieder der Crag-Serie Englands mit arktischen Conchylien an. Mit ihm beginnt nach unserer Auffassung das Quartär [3]).

Der Umstand, daß vor der Riß-Vereisung keine glaziale Säugetierfauna erscheint, hat manche Forscher bestimmt, die Zeit vor Riß als präglazial

[1]) Alpen im Eiszeitalter, S. 1156.

[2]) a. a. O. S. 1156.

[3]) Auch J. Geikie läßt es hier beginnen, nur paralleliſiert er den Chillesford Crag mit der von uns geleugneten Günz-Eiszeit. Streng genommen müßte man das Quartär schon mit dem Coralline Crag beginnen lassen.

Digitized by Google

zu bezeichnen [1]). Das ist verfehlt, da die in Rede stehende Eiszeit nicht geleugnet werden kann.

Daß es aber auch unlogisch ist, eine glaziale Säugetier-Fauna in der ersten Eiszeit, als welche wir diese Eiszeit betrachten, zu erwarten, haben wir bereits oben angedeutet.

Wenn nämlich die Mindel-Eiszeit die erste Eiszeit ist, wie wir annehmen, so überraschte sie sozusagen die endpliozäne Fauna und es ist mehr als unwahrscheinlich, daß während ihrer geologisch kurzen Dauer bereits eine durchgreifende Umwandlung der Tierwelt, besonders im europäischen Gebiete, vor sich gegangen sein kann. Vom Herabdrücken einer nordischen Fauna kann hier deshalb nicht die Rede sein, weil im Pliozän auch in Nordeuropa keine arktische Fauna existiert hat. Somit ist es einleuchtend, warum die erste Eiszeit durch keine arktische Fauna gekennzeichnet wird, sondern eine solche erst bei der Wiederkehr der Vereisung erscheint, nachdem sie Zeit hatte, sich langsam herauszubilden, wofür wohl besonders das unvereiste Nordasien in Betracht kommt.

Da diese erste Eiszeit die einzige des Altquartärs ist und, wie wir sehen werden, einer einzigen im Jungquartär gegenübersteht, wollen wir sie „die altquartäre Eiszeit" nennen, die bisherige alpine Lokalbezeichnung „Mindel-Eiszeit" fallen lassend.

Die Zwischeneiszeit (= mittleres Quartär).

Auf der mächtigen Grundmoräne Norddeutschlands usw., welche der altquartären Eiszeit angehört, liegt eine ausgesprochen interglaziale Ablagerung, deren charakteristische Fauna und Flora hinlänglich bekannt ist.

Ihr entsprechen Ablagerungen in den Alpen mit der gleichen warmen Fauna und Flora, wie die Höttinger Breccie, welche auf der Moräne der altquartären Eiszeit aufliegt. Ihre Pflanzen lassen ein wärmeres als das heutige Klima voraussetzen.

Weiters gehören hierher die Schweizer Schieferkohlen mit einer gleichwarmen Fauna und Flora. Es ist die Zeit des Prächellèen und Chellèen in Westeuropa, der Forest beds in England.

Geologische Erwägungen führen zur Annahme einer sehr beträchtlichen Dauer dieser Warmzeit.

Da sie, wie wir sehen werden, die einzige Zwischeneiszeit ist, die es im Quartär gibt, ist für sie der bestimmte Artikel in Anwendung zu bringen, und wir werden fortan also nicht mehr von einem Mindel-Riß-Interglazial sprechen, sondern einfach von „der Zwischeneiszeit".

Ihr Ende fällt in das Acheulèen. Während dieser Kulturstufe kündet das Erscheinen einer zuerst noch gemäßigten, später zunehmend arktischen Fauna den Anbruch einer abermaligen Vereisung.

[1]) J. B. J. Éhit, The glacial theories in the light of biological Investigation. Annales musei nationalis hungarici XVIII, 1920—21, S. 89—110.

Digitized by Google

Die jungquartäre Eiszeit (= Jungquartär)

(bestehend aus der Penckschen Riß-Eiszeit, der Aurignacschwankung und der Penckschen Würm-Eiszeit).

Nach seinem Mindel-Riß-Interglazial hat Penck in den Alpen bekanntlich noch 2 Eiszeiten festgestellt: die Riß- und die Würm-Eiszeit, getrennt durch eine warme Zeit mit ähnlicher Fauna und Flora wie das eben besprochene Interglazial.

Archäologisch besetzte er diese Warmzeit mit dem sog. „warmen Moustérien", das von anderen „Micoquien" genannt wurde. Ihm folgen die norddeutschen Geologen.

Die Franzosen mit Boule an der Spitze stellten in diesen geologischen Abschnitt ihr Chellèen ein. Diese Ansicht teilen süddeutsche Forscher wie Birkner und R. R. Schmidt.

Ich vertrete seit mehr als 10 Jahren die Ansicht, daß in diese Zeit das Aurignacien fällt.

Das sind drei so verschiedene Systeme, daß es keine Kompromisse gibt.

Nun haben in den letzten Jahren die Höhlenprofile Spaniens die Entscheidung gebracht, indem sie hier die Stellung des Aurignacien zwischen Riß und Würm klar erkennen ließen. Daraus geht hervor, daß das Aurignacien auch in Mitteleuropa in diese Zeit fällt; damit fallen die Aufstellungen Boules und Pencks.

Für uns ergibt sich aber nunmehr die Notwendigkeit aus dieser bewiesenen Tatsache die Folgerungen zu ziehen und die Begriffe hier schärfer zu fassen als das bisher geschehen ist. Bis nun verwendete ich, wie oben bemerkt, mit Absicht die von Penck gewählten Bezeichnungen, obwohl sich mit ihnen zum Teil ein ganz anderer Begriff verband. Das geht nun nicht mehr an.

Schon in meinen letzten Arbeiten haben sich die beiden Vereisungen Riß und Würm derart genähert, daß sie als einer und derselben Vereisungsperiode angehörig in Erscheinung traten [1]). Diese Tatsache wollen wir nunmehr mit allem Nachdruck betonen: Riß und Würm sind lediglich zwei Hochstände einer und derselben Eiszeit, getrennt nicht von einem Interglazial, sondern bloß von einer Schwankung.

Wenn wir diese bis zuletzt als Riß-Würm-Interglazial bezeichneten, so geschah dies aus dem eingangs angegebenen Grunde. Alle diese alpinen Lokalbezeichnungen sind nun unter den neuen Gesichtspunkten überlebt und wir werden fortan nur von einer „jungquartären Eiszeit" sprechen, deren drei Hauptabschnitte wir am besten zu bezeichnen glauben, wenn wir die Namen der ihnen in Mittel- und Westeuropa gleichaltrigen Kulturstufen

[1]) Vgl.: Die Unhaltbarkeit der bisherigen Eiszeitchronologie Norddeutschlands, diese Zeitschrift X, 1918, S. 191, dann besonders die graphische Darstellung in „Spaniens Bedeutung für die Diluvialchronologie". Mitteil. der Anthrop. Ges. Wien LI 1921, S. 63.

Digitized by Google

zur Anwendung bringen. Das hat den Vorteil, daß hier schon im Namen sozusagen eine Begriffsvereinigung von Archäologie, Geologie und Anthropologie gegeben ist und daß die Bezeichnungen in internationalen Kreisen geläufig sind.

Die jungquartäre Eiszeit gliedert sich sonach in den Moustier-Vorstoß, in die Aurignacschwankung [1]) und den Solutré-Vorstoß [2]).

---

[1]) Die Größe dieser Schwankung ist zur Zeit noch nicht ganz genau festzustellen. Es wird sich besonders darum handeln, ob gewisse Torfmoor- oder Kohlenablagerungen in den Alpen hierher gehören, desgleichen welche Ablagerungen in Norddeutschland.

Eine wichtige Aufklärung verspreche ich mir von der Aufwärtsverfolgung der großen Talverschüttung im Inngebiete, welche erkennen lassen wird, wie weit die alpine Vereisung in dieser Schwankung zurückgegangen ist. Soweit jetzt bekannt, verzahnen sich ihre Endmoränen mit der Inntalterrasse in der Gegend von Landeck, ein Befund, der recht gut zu dem mutmaßlichen Stande des nordischen Inlandeises während der Rixdorfer Phase paßt. Insolange das Ausmaß der Schwankung nicht genau festgestellt ist, behalte ich mir eine eventuelle kleine Korrektur im Verlaufe der Schneegrenze vor. Es dürfte nebenstehende Fassung die tiefste Lage, die in meiner Abhandlung: „Die Unhaltbarkeit der bisherigen Eiszeitchronologie Norddeutschlands“ (diese Zeitschrift Bd. 10, 1918, S. 190) gegebene den höchsten in Betracht kommenden Schneegrenzenverlauf in der Aurignacschwankung darstellen.

[2]) Freunde mitteleuropäischer Bezeichnungen werden am besten dafür einsetzen Markkleeberger Vorstoß, Willendorfer Schwankung und Předmoster Vorstoß.

Mit den beiden letzteren Bezeichnungen greife ich auf schon 1909 gebrauchte Stufennamen zurück, sowie auch die Bezeichnung des Riß-Würm-Interglazials als Schwankung von mir bereits 1912 als möglich ins Auge gefaßt wurde. Im Interesse des internationalen Verstehens wäre es allerdings gelegen, wenn von Sonderbezeichnungen ganz abgesehen würde; an solchen leisten sich in letzter Zeit gewisse deutsche Forscher Hervorragendes. Der Ruhm des einen läßt den anderen nicht schlafen und so sehen wir bald nach Wiegers Verdeutschung der paläolithischen Stufenreihe eine noch deutschere Neuauflage von H. und R. Lehmann, a. a. O. Diese beiden Verfasser vertreten in Unkenntnis der westeuropäischen stratigraphischen Verhältnisse Penks Diluvialsystem und versuchen darauf eine „selbständige deutsche Gliederung“.

Das ist unberechtigt. Wangen gehört in den Kreis des Chelléen sowohl archäologisch als geologisch. Wettin ist ungefähr mit Markkleeberg gleichalt, anscheinend etwas älter. Die Artefakte sind wenig typisch. Wenn Abb. 35 in Wirklichkeit nicht schöner ist, als die Zeichnung erkennen läßt, verstehen wir nicht, wie man (S. 291) einen solchen flüchtig bearbeiteten Abspliß „einen außerordentlich gut gearbeiteten spitzmandelförmigen Faustkeil“ nennen kann. In Österreich heißt so etwas nicht Faustkeil, sondern atypischer breiter Klingenabspliß. Mit solchen Funden stellt man keine neue Stufe auf: Im übrigen ordnen sich die Wettiner Stücke ohne weiteres dem viel reicheren Ilmtalpaläolithikum ein, wenn dieses auch zweifellos beträchtlich älter ist.

In einem pflichte ich den Verfassern bei: „Sicher ist nur so viel, daß die Kulturstufe der zweiten Zwischeneiszeit, die Weimarer Stufe, nicht unmittelbar aus der Wettiner Stufe abgeleitet werden kann“ (S. 296). Auch nicht mittelbar, weil die Weimarer Stufe der von Wettin vorausgeht!

Auf das werden H. und R. Lehmann kommen, wenn sie keine Mauer zwischen dem diluvialen Frankreich und Deutschland aufrichten, sondern sich in Westeuropa über die Abfolge von Fauna und Kultur Bescheid holen; sie werden dann nicht wie Wiegers und

Digitized by Google

Von einem Riß-Würm-Interglazial soll nicht mehr länger gesprochen werden, denn die arkto-alpine Fauna verbleibt während dieser ganzen Zeit in Mitteleuropa, ja sogar in Süd-Frankreich, was beweist, daß es sich vom Riß bis Würm um ein und dasselbe Vereisungsphänomen handelt.

Da diese Neufassung des Quartärs anderen Ortes eingehender behandelt werden wird, soll hier auf Einzelheiten nicht weiter eingegangen werden.

Einen Überblick mag nachfolgende graphische Darstellung geben:

Siehe Seite 257.

Wenn man dieses Bild des Schneegrenzenverlaufes mit dem der anderen Systeme vergleicht, so drängt sich die große Ähnlichkeit mit dem Schema Boule-Obermaier auf. Sie ist aber nur äußerlich und nicht inhaltlich, denn unser Moustier-Vorstoß entspricht dem Riß-Phänomen, das französische Moustérien dagegen dem Würm. An der Stelle unserer Aurignac-Schwankung steht im französischen Schema das Chelléen, unser einziges, langes, zentrales Interglazial, so daß hier zwei geologisch unvereinbare Auffassungen einander gegenüberstehen.

Im Stadium des Überganges zu meiner Aufstellung befindet sich derzeit das System Penck insoferne, als nunmehr die Achenschwankung als postglazialer geologischer Abschnitt von ihrem Urheber so gut wie fallen gelassen wurde, nachdem zuerst Ampferer im Inntale die irrige Deutung Pencks, welche

---

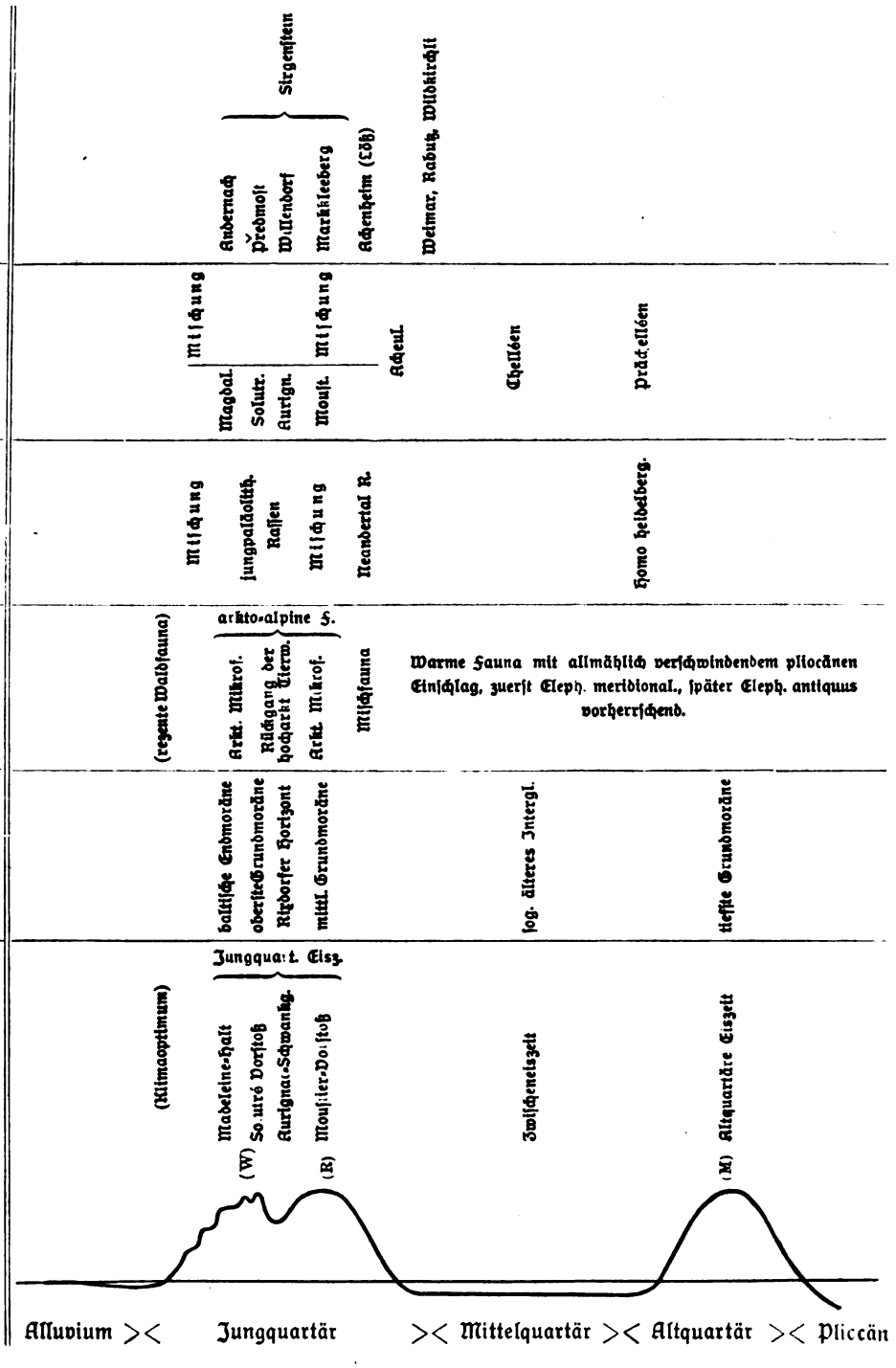
die anderen über die elementarsten Begriffe stolpern, sondern erkennen, daß es im ganzen Paläolithikum nur am Anfange eine warme Fauna gibt.

Die vorgeschlagene Gliederung in eine Wangener, Wettiner und Weimarer Stufe ist — abgesehen davon, daß sie an und für sich falsch ist — gegenüber der französischen ebenso ein Rückschritt wie das seinerzeitige Chelléo-Moustérien von M. Hoernes. Wir lehnen es entschieden ab, die in Westeuropa auf Grund zahlreicher Fundstellen mit prächtiger Kulturausprägung aufgestellte Kulturfolge gegen eine auf den typologisch so belanglosen Fundorten wie Wangen und Wettin aufgebaute in Deutschland einzutauschen. Was aber Weimar betrifft, so sollte denn doch schon einmal, vom archäologisch-paläontologischen Befunde abgesehen, die anthropologische Situation berücksichtigt werden, welche m. E. in unzweideutiger Weise lehrt, daß hier ein älterer Horizont als der des Homo Mousteriensis vorliegt.

Genau so ablehnend wird sich jeder Kenner der Steinzeitkulturen in bezug auf den Seite 308 gemachten Vorschlag auf Zusammenfassung des Jungpaläolithikums und des Mesolithikums zu einer „mittleren Steinzeit" verhalten. Jungpaläolithikum und Mesolithikum sind zwei verschiedene Welten, jenes eine europäische, dieses eine afrikanische Kultur und es hieße alle Erkenntnisse über Bord werfen, wenn man hier im Wesen grundverschiedene Dinge gewaltsam vereinigen wollte.

So bedeutsame Fragen sind nicht vom nationalen Gesichtspunkte aus zu lösen und ich für meine Person verzichte gerne auf diese „neue rein deutsche Gliederung", weil sie ebenso falsch und unzutreffend ist als die französische, diese in bezug auf die Einreihung in den geologischen Rahmen des Eiszeitalters, jene auch noch in bezug auf Archäologie, Anthropologie und Paläontologie.

Digitized by Google



Digitized by Google

zu ihrer Aufstellung führte, aufdeckte [1]), während ich ihre Nichtzugehörigkeit zum Postglazial bzw. wahre Natur auf Grund der archäologisch-paläontologischen Situation erweisen konnte [2]).

Freilich, an dem Hauptfehler seiner Aufstellung hält Penck auch heute noch „mit aller Entschiedenheit" fest [3]), aber es ist meines Erachtens nur eine Frage der Zeit, daß er aus dem Aufgeben der Achenschwankung die richtigen rückwirkenden Folgerungen für die Auffassung seines letzten Interglazials zieht. Wenn er das macht, so nimmt eben diese Achenschwankung den Zeitraum zwischen dem Mousstier- und Solutré-Vorstoß ein und es bleibt hier kein Platz für ein Interglazial.

Wien, 22. März 1922.

---

[1]) Glazialgeologische Beobachtungen im unteren Inntale. Zeitschr. f. Gletscherkunde II, 1907, S. 29—54 und 112—127.

[2]) Identität der Achenschwankung Pencks und des Riß-Würm-Interglazials. Mitteil. d. Wiener geol. Ges. VII, 1914, S. 195—204. Die hier auch von mir gebrachte Blaas-Pencksche Ansicht, daß der Zillertalgletscher die Bildung des „Stausees von Innsbruck" und der Inntalterrasse verursacht hätte, ist, wie Ampferer bewiesen hat, gänzlich unhaltbar.

[3]) Die Höttinger Breccie und die Inntalterrasse nördlich Innsbruck. Abhandl. d. preuß. Akad. d. Wissensch. Jahrg. 1920, phys.-math. Klasse Nr. 2. Berlin 1921, S. 122.

Digitized by Google

Die Götter der südskandinavischen Felsenzeichnungen.

Von Just Bing.

Mit 39 Textabbildungen.

I.

Wir kennen die nordische Götterlehre aus der Edda und aus Snorre, d. h. aus der Wikingerzeit. Allein Axel Olrik hat nachgewiesen, daß die Religion der Lappen nordische Bestandteile enthält, die älter sind als die Wikingerzeit und typisch mit den Ergebnissen stimmen, die man aus Bronzezeitfunden ziehen kann. Hier tritt besonders eine nordische Göttergruppe auf:

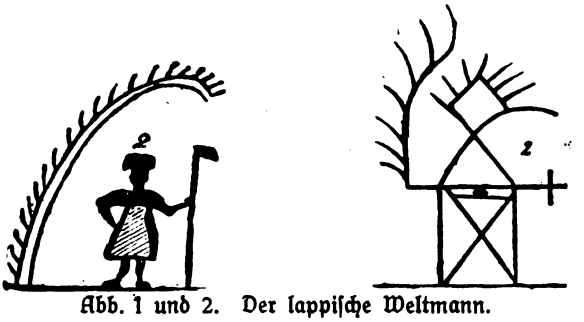


Abb. 1 und 2. Der lappische Weltmann.

Thor und sein Diener und der Weltmann (Waralden Olmay) oder der Weltgott (veraldar goð — Frey). Die Bilder dieser Götter, wie sie auf den lappischen Zaubertrommeln gezeichnet sind, lassen sich auf Bilder der Felsenzeichnungen zurückführen. Der Weltmann hält in der Rechten eine Hacke, links hat er ein Renngeweih, auf einem älteren Bilde ist die Linke in ein Renngeweih umgebildet. Es ist einfach die Umbildung einer Felsenzeichnung, wo der Mann in der Rechten ein Beil hält und seine erhobene Linke mit den fünf ungeheuer langen Fingern spreizt. In einer der nordischen Religion noch näher stehenden Form hat Kossinna gemeint, diese Gestalt im Bilde Olavs des Heiligen mit

Digitized by Google

seiner Art wiederzufinden. Und auf den ältesten Olavsbildern, auf Münzen seines Sohnes Magnus des Guten, findet man den Beweis für diese Ansicht. Auf einer Münze ist die Art beibehalten und die Hand in ein christliches Kreuz umgebildet, auf einer anderen hat man versucht, die Art in das Kreuz zu verwandeln, und hat die Hand behalten und byzantinisch stilisiert. Später hat die

Abb. 3. Kinnekulle.

erste Form gesiegt (Abb. 1—5). Allein diese Gestalt auf den Felsenzeichnungen ist eine Verbindung vom Beil mit der Grundgestalt, einem Manne mit großen erhobenen Händen; auf einer Felsenzeichnung ist das Beil einfach auf der gehobenen Hand zugesetzt (Abb. 6—7). Dieser Gott mit den erhobenen Händen

Abb. 4. St. Olav.

Abb. 5. St. Olav.

Abb. 6. Skomakaren.

Abb. 7. Aspeberget.

scheint im Mythus durch. Frey hatte sein Schwert verschenkt und erschlug den Bele mit bloßen Händen oder mit einem Hirschgeweih. Die Sage soll das Bild erklären, die bloßen Hände finden wir auf den Felsenzeichnungen, das Hirschgeweih entspricht dem Renngeweih, in das die Linke des lappischen Weltmanns verwandelt worden ist.

Digitized by Google

Auf einer lappischen Zaubertrommel finden wir den Thor mit zwei Hämmern, was der nordischen Götterlehre fremd ist, und seinen Diener mit einem Hammer, den er wohl von seinem Herren entlehnt hat und den wir nicht wiederfinden werden, und nur mit einem Arme, was merkwürdiger ist. Auf der Felsenzeichnung von Björnstad steht in einem großen Schiffe diese Gruppe zweimal, und im Hintersteven ist der eine Arm des Dieners gekürzt; Gustafson hat nicht gewußt ob er nach oben oder nach unten zu verlängern sei, gesehen

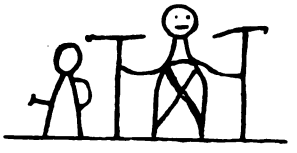


Abb. 8. Thor und sein Diener auf lappischer Zaubertrommel.

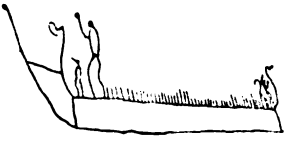


Abb. 9. Björnstad (nach Coll).

hat er nur den gekürzten Arm (Abb. 8—10). Alle drei Götter stehen zusammen in einer Gruppe auf der Felsenzeichnung von Evje, oben der Gott mit den großen Händen, unten der Hammergott, in der Mitte der Diener, dem der eine Arm gekürzt ist (Abb. 11). Auf den Felsenzeichnungen haben wir öfters den Thor mit Bockskopf oder gehörntem Helm und mit einem oder zwei Hämmern (Abb. 12—13). Im Museum von Kopenhagen findet sich eine bronzene Gestalt, knieender Mann mit gehörntem Helm. Nach einer Katalog-

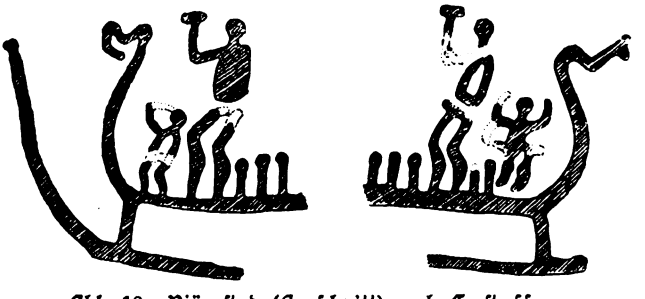


Abb. 10. Björnstad (Ausschnitt) nach Gustafson.

notiz hat er, als er gefunden wurde einen Hammer in der Hand gehalten. Wer ist nun der Thorsdiener? Thor hat als Diener Thjalve, Loke, und in der Hymiskvida ist Tyr sein Diener. Tyr ist einarmig, „einhendr"; die Sage erzählt, daß der Fenriswolf seine Hand abgebissen habe. Hier kennen wir den ursprünglichen einarmigen Thorsdiener wieder.

Wir haben also nicht nur die Lappengötter wiedergefunden, sondern auch deren nordische Abänderungen (den waffenlosen Frey, Thor mit einem Hammer) und wir können den Thorsdiener mit dem einarmigen Tyr gleichsetzen. Und nun zeigt sich hier eine merkwürdige Übereinstimmung mit den

Digitized by Google

großen germanischen Göttern, die Tacitus in der Germania, Kap. 9, nennt. Da haben wir auch Thor und Tyr, an Freys Stelle tritt Odin auf. Odin ist ein neuer Gott im Norden, doch hat er gemeinsame Attribute mit Frey, das

Abb. 11. Die Götterdreiheit von Evje.

Abb. 12. Ryk.

Abb. 13. Bronze, Kopenhagen.

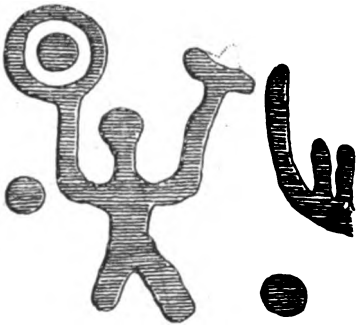


Abb. 14. Nedre Solberg.

Abb. 15. Norre Trättelanda.

Schiff Skidbladnir, den Ring Draupnir und das Pferd; der neue Gott Odin scheint auf einen alten Stamm aufgepfropft zu sein.

Montelius hat Thors Hammer mit der Doppelaxt des kretischen Sonnengottes gleichgesetzt und seine Auffassung wird bekräftigt durch die

Digitized by Google

Felſenzeichnung von Nedre Solberg, wo der Gott ſowohl Hammer als Sonnenrad trägt (Abb. 14). Seinen kleinen Diener, dem der eine Arm öfter, wenn auch nicht immer gekürzt iſt, behält er auch, wo er mit den Sonnenzeichen, Rad oder Doppelſpirale, auftritt (Abb. 15). Aus den Bildern geht hervor, daß ſein Tier der Bock iſt. Dem Thorsdiener fehlen alle

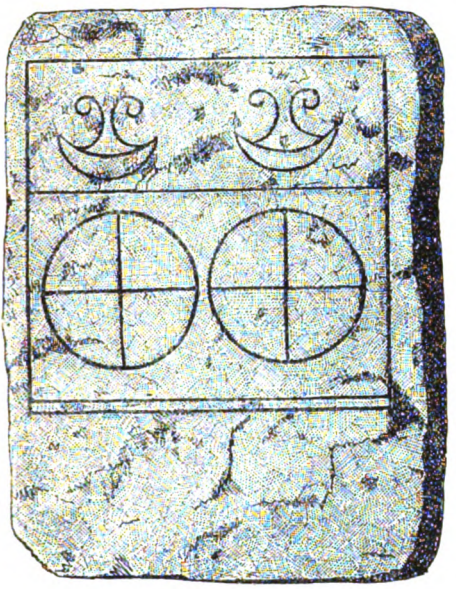


Abb. 16. Kivik.

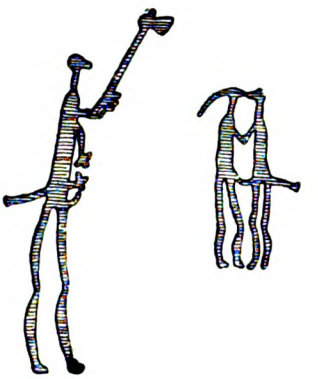


Abb. 19. Hvitlycke.

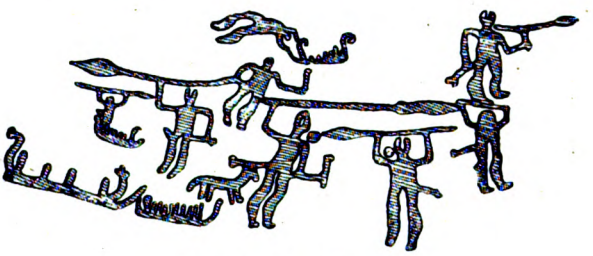


Abb. 17. Bro Utmark.

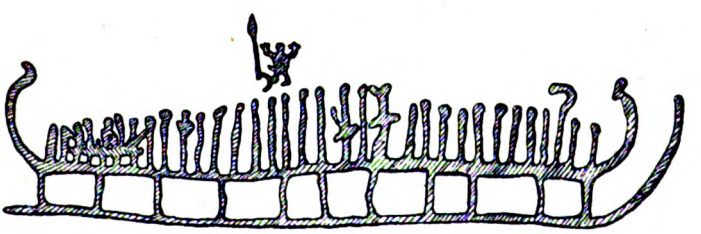


Abb. 18. Hvitlycke.

Atributte. Auf dem Kivikgrabe kommt der Mond mit dem Sonnenrade zuſammen vor (Abb. 16), der Thorsdiener iſt Mondgott. Auch ſonſt erkennt

Digitized by Google

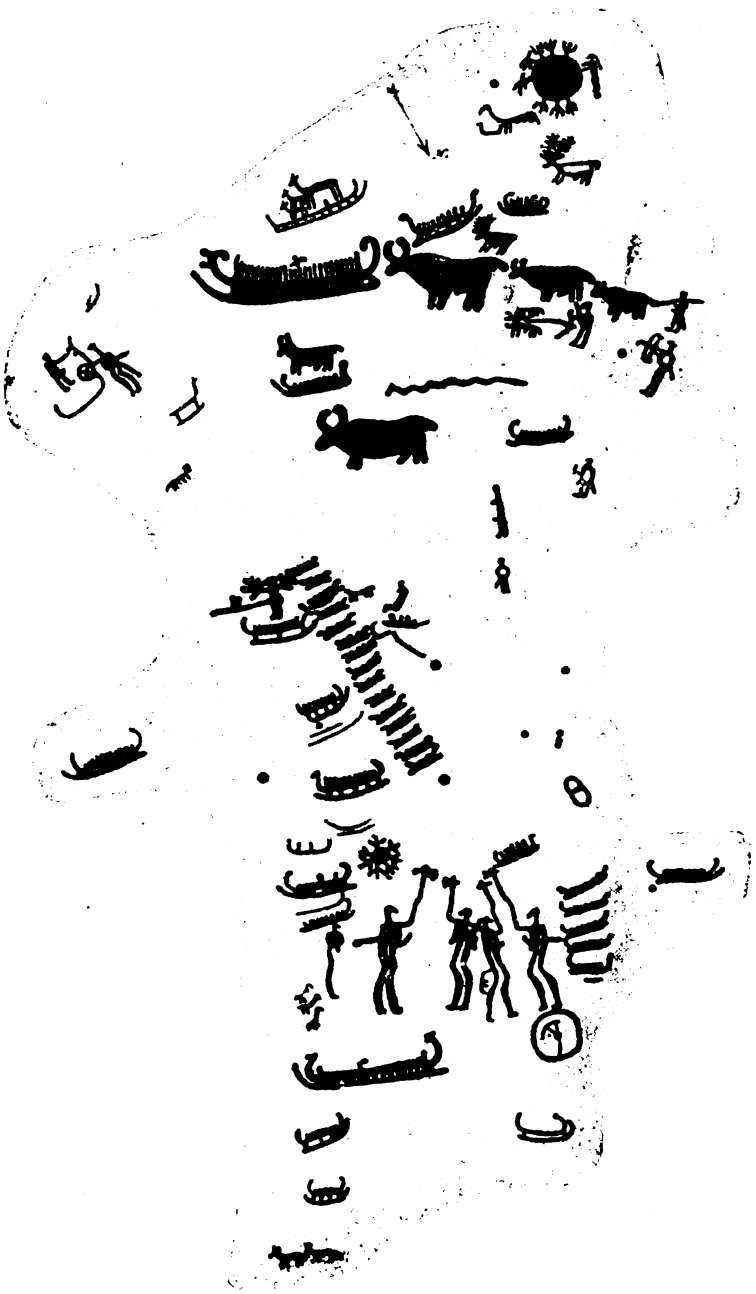


Abb. 20. Aspeberget.

man, daß Tyr Mondgott gewesen ist. Sein Name bedeutet nur „Gott", er ist der „namenlose Gott" dem die Keltiberen und ihre nördlicheren Nachbarn nach

Digitized by Google

Strabon in Mondnächten Tanzfeste feierten; er ist Gott des Dinges (Diestag = Dingstag), und nach Germania, Kap. 11, hielten die Germanen Ding bei

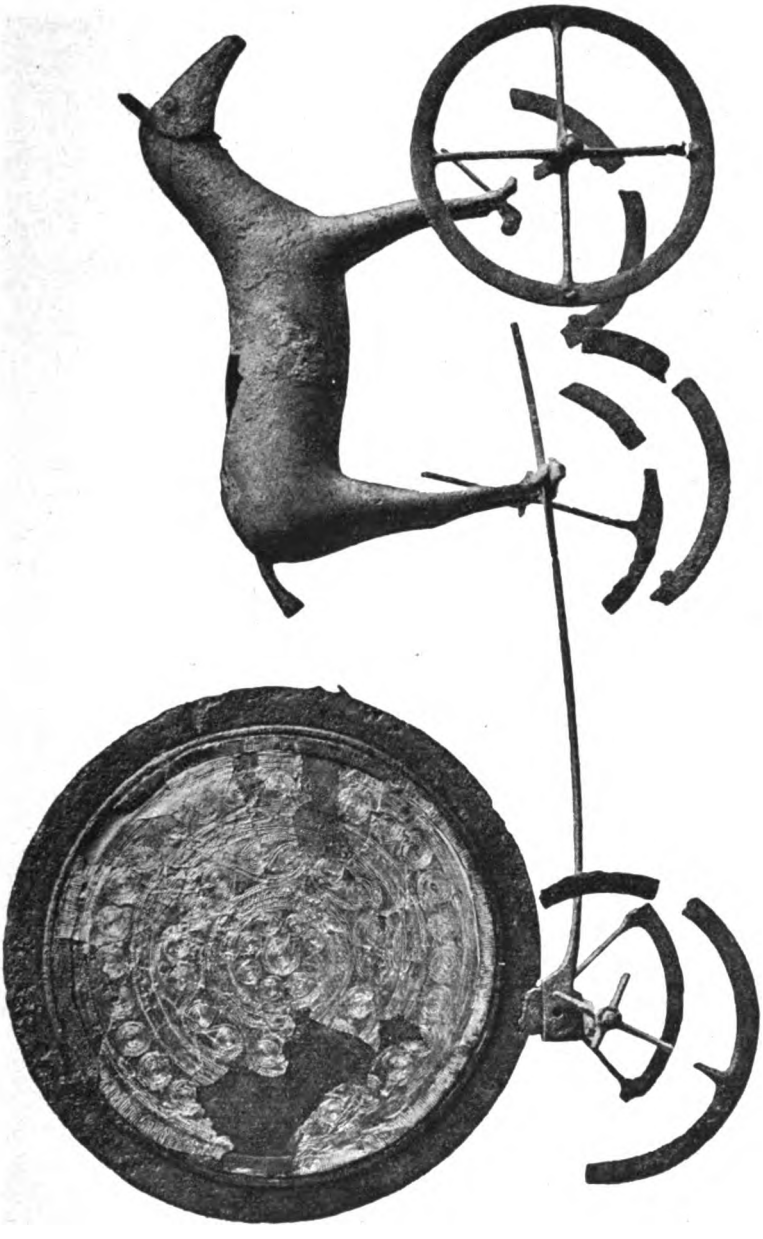


Abb. 21. Trundholm.

Neumond und Vollmond. Der andere Hauptgott führt Speer und Beil, sein Tier ist das Pferd, sein Zeichen der Ring (Abb. 17, 18). Die erhobenen spreizenden

Digitized by Google

Hände bedeuten gewiß Feuersflammen, doch ist das Feuer hier so wie bei dem indischen Feuergott Agni, dem Fruchtbarkeitsgott, zu verstehen. Fruchtbarkeitszeichen ist das Beil sicher: zweimal auf den Felsenzeichnungen erhebt ein Mann sein Beil über einem Ehepaar (Abb. 19). Der erste Bericht über den Götterglauben der Germanen, Caesar, De bello Gallico VI, 21, sagt, daß sie Sonne, Feuer und Mond als Götter verehren; er stimmt mit den Felsenzeichnungen. Diese Götter treten öfters zusammen auf, auch ihre Zeichen sind vereinigt, der Ring ist um das Sonnenrad gelegt. Auf der großen Felsenzeich-

Abb. 22. Telemark, Norwegen.

Abb. 23. Tröndelag, Norwegen.

Abb. 24. Morlungo, Italien.

Abb. 22—24. Pferd und Rad.

nung von Aspeberget (Abb. 20) stehen sie als führende Götter, jeder seiner Gruppe voran, der Gott mit den großen Händen vor der Schiffsreihe, der Sonnengott mit seinem Diener vor der friedlichen Gruppe mit Viehtreiber und Pflüger. Über dem Ganzen schwebt eine nicht ermittelbare Göttin mit sonderbaren Zeichen, einer runden „Gabelscheibe", einem kleinen Boot und einem kaum bestimmbaren Tiere. Unten bei der Kampfgruppe kehren die Zeichen wieder, oben die „Gabelscheibe", unten das Sonnenrad vom Ring umgeben, das gemeinsame Zeichen unserer Götterdreiheit.

Die Zeichen dieser zwei Hauptgötter finden wir auf dem Trundholmer Wagen (Abb. 21). Daß sie hier auf einem Wagen stehen, stimmt mit den

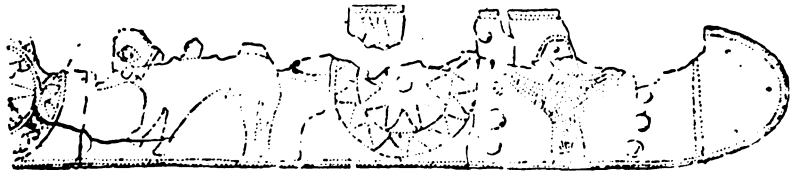


Abb. 25. Syros.

Kesselwagen der Bronzezeit, dem Strettweger Wagen, dem Rinderwagen der Nerthus in Germania, Kap. 40, dem Götterwagen Athanarichs, mit Thor der auf Märe unter seinem Karren und unter seinen Böcken Räder hat. Die Trundholmer Gestalten sind kaum so zu verstehen, wie man es sich gewöhnlich vorstellt, daß das Pferd das Sonnenrad zieht. Die entsprechenden Seitenstücke, deren es eine Reihe gibt, machen es unwahrscheinlich: auf der Urne von Morlungo steht das Rad sogar vor dem Pferd (Abb. 22—24). An der Öse am Radrand ist zwar das Band befestigt, aber so würde das ganze beim ersten

Digitized by Google

Schritt umfallen, wenn das Pferd das Rad zöge. Es sind hier die Sonnenscheibe und das Pferd als gleichstehende göttliche Mächte nebeneinander gestellt, wie wir auf den Felsenzeichnungen den Sonnengott und den Pferdegott gefunden haben.

Abb. 26. Phylakopi.

Unsere Ergebnisse stimmen also mit diesem Funde, sie stimmen mit den ältesten Nachrichten über die germanischen Götter bei Cäsar und bei Tacitus.

Diese Götter sind die großen Götter der Germanen; allein die zwei Hauptgötter scheinen in die indogermanische Zeit hinaufzureichen. Ihre Tiere, der Bock und das Pferd sind mit den Hauptgöttern der indogermanischen Völker verknüpft. Die Römer opfern dem Juppiter monatlich einen Bock auf dem Kapitol und dem Mars das Oktoberpferd. Bei den Hellenen hat Zeus seine Aigis und Poseidon wird Hippios genannt, bei den Indern

Abb. 27. Mykenai.

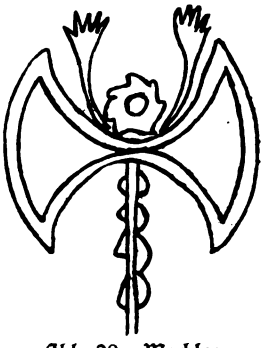


Abb. 28. Mochlos.

ist Indra mit dem Bock, Agni mit dem Pferd verbunden. Und im Bildmaterial kann man die Zeichen dieser Götter vielleicht bis auf die kretisch-mykenische Zeit

Abb. 29. Südrußland.

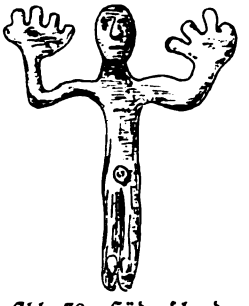


Abb. 30. Südrußland.

zurückführen. Auf einer Urnenscherbe von Phylakopi steht unter einer Sonne ein Mann mit erhobenen Händen, allerdings mag es ein Adorant sein (Abb. 26).

Digitized by Google

Auf einem Jaſpis von Mykenai ſieht man Sonne, Mond und eine Hand, auf einem Siegelſtein von Mochlos die Sonnenaxt mit zwei erhobenen Händen darüber, die indes auch Palmenblätter ſein können (Abb. 27—28). Immerhin hat der Gott mit den großen Händen ſichere Verbindung mit ſüdlichen Formen.

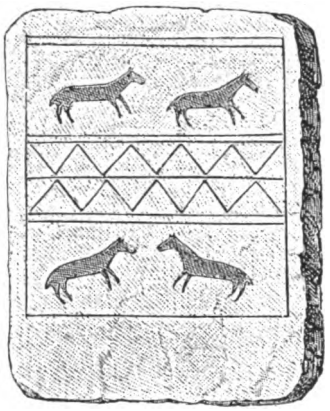


Abb. 31. Kivik.

Aus Südrußland (Kiew, Kaukaſus) (Abb. 29, 30) hat man eine Reihe ähnlicher Formen, zuweilen ſind die erhobenen Hände mit dem Kopf zuſammengewachſen, nach Hörnes könnte daraus der keltiſche Cernunnos, der Gott mit dem Hirſchgeweih entſtanden ſein, ſo wie die Hände Freys und des lappiſchen Weltmanns in Hirſch- und Renngeweih verwandelt ſind.

Dieſe Göttergruppe kreuzt ſich wie häufig bei den indogermaniſchen Völkern mit dem Pferdepaare, den „Dioſkuren". Das Pferdepaar vor dem heiligen Wagen ſchildert Germania, Kap. 10. So haben wir das Bild dieſes Pferdepaares auf dem Kivikdenkmal, wir ſehen es vor dem Wagen und auch allein, nacheinander und gegeneinander geſtellt (Abb. 31, 35). Durch die Einführung des Kultwagens iſt dieſe Doppelgottheit durchgedrungen; in Bohuslän hat man anfangs die alten Göttertiere, den Bock und das Pferd, zuſammen vor dem Götterwagen geſpannt, aber ſchließlich wird das eine göttliche Pferd mit dem Pferdepaare umgetauſcht. In Menſchengeſtalt ſteht das Paar im Ring (auf dem Kivikgrabe, wo ſie gewiß Feuer-

Abb. 32. Kivik.

Abb. 33. Seeland.

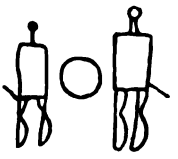


Abb. 34. Bardal.

zünder ſind) und um den Ring (Seeland, Bardal in der jüngſten Schicht, Abb. 32—34). Sie haben das Beil des Pferdegottes übernommen, vermutlich auch ſeinen Speer. Als beſonderes Dioskurenſymbol haben ſie das Boot in dem ſie in Menſchengeſtalt und auch in Pferdegeſtalt auftreten. Dies Verhältnis ſtimmt mit dem, was Magnus Olſen aus Ortsnamen nachgewieſen hat, daß im Norden Ull und Frey als göttliche Brüder verehrt worden ſind. — Seltener findet ſich auf den Felſenzeichnungen ein Rinderwagen, der vielleicht mit dem Nerthuswagen gleichzuſetzen iſt.

Digitized by Google

II.

Dies iſt der Götterkreis, der auf den Felſenzeichnungen gewöhnlich erſcheint und den wir mit der geſchichtlich bezeugten Religion des Nordens in Verbindung bringen können. Allein hinter dieſen Göttern zeigt ſich eine ältere Stufe mit tierförmigen Göttern, deren Hauptdenkmal die große Felſenzeichnung von Foſſum iſt (Abb. 35a). Auf der Foſſumzeichnung geht es lebhaft zu. Da laſſen Lurenbläſer ihre Hörner ertönen, daneben ſteht eine nackte Frau mit erhobenem Arm, gewiß eine Zauberin die ihr Zauberlied jodelt. Zwei Männer erſtechen einen Hund, ein Mann erſticht ein Pferd, Hunde und Pferde ſind Opfertiere im Norden und auf der Felſenzeichnung von Backa Utmark (Abb. 35b) ſehen wir ſie mit dem dritten nordiſchen Opfertiere dem Hahn zuſammen um ein Sohlenpaar gruppiert. Häufig treten auf der Foſſumzeichnung Beilmänner auf; das Beil iſt hier gewiß das heilige Gerät, das ſpäter als die Waffe des Pferdegottes aufgenommen iſt. So haben wir auch zwei Stücke von der Gabelſcheibe, die in gleicher Weiſe auf der Aſpebergszeichnung mit der Göttin verbunden iſt. Weil ſonſt die Gabeln auch los um die Scheibe ſtehen, muß man es ſo auffaſſen, als ob die runde Scheibe damit geſchmückt iſt, und ich glaube dieſe Figuren ſtellen „gemaite" Schilde vor. Der Schild kommt bei Frühlingsaufzügen vor (das ancile der Römer), gemaite Schilde kennen wir freilich nicht, doch haben wir ein entſprechendes in der heiligen Verbindung des Schildes mit der Garbe (Scyld Scefing, Schild Sohn der Garbe, in der engliſchen Königsreihe).

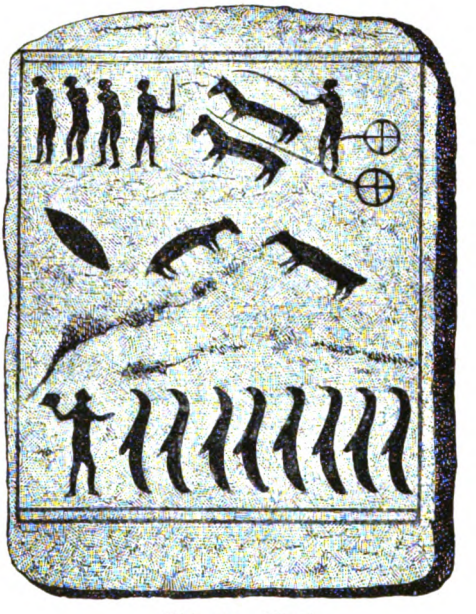


Abb. 35. Kivik.

Die Beilmänner ſchwingen ihre Beile im Zweikampf, was auch eine Sitte des Frühlingsfeſtes iſt, und heben auch ſonſt rundum das Beil der Fruchtbarkeit. Ein Beilmann ſtürzt aus einem Schiff hervor und vertreibt einen Bogenmann, der als Unhold zu betrachten iſt. Bei einem Ehepaare auf Hoghem und beim großen Vieh auf Aſpeberget ſtehen auch ſolche Bogenmänner, doch da ſteht auf jeder Stelle eine „Opfergrube" vor dem Bogenmann, das heißt: Bis hierher und nicht weiter, es iſt Opfer gebracht, damit er ſich zurückhalte (Abb. 36, 20). Im Volksglauben herrſcht die Vorſtellung von

Digitized by Google

solchen Unglückswesen, die mit Pfeilen schießen. Die Vorstellung reicht vom tötenden Elfenschuß zum mehr alltäglichen Hexenschuß. In der indogermanischen

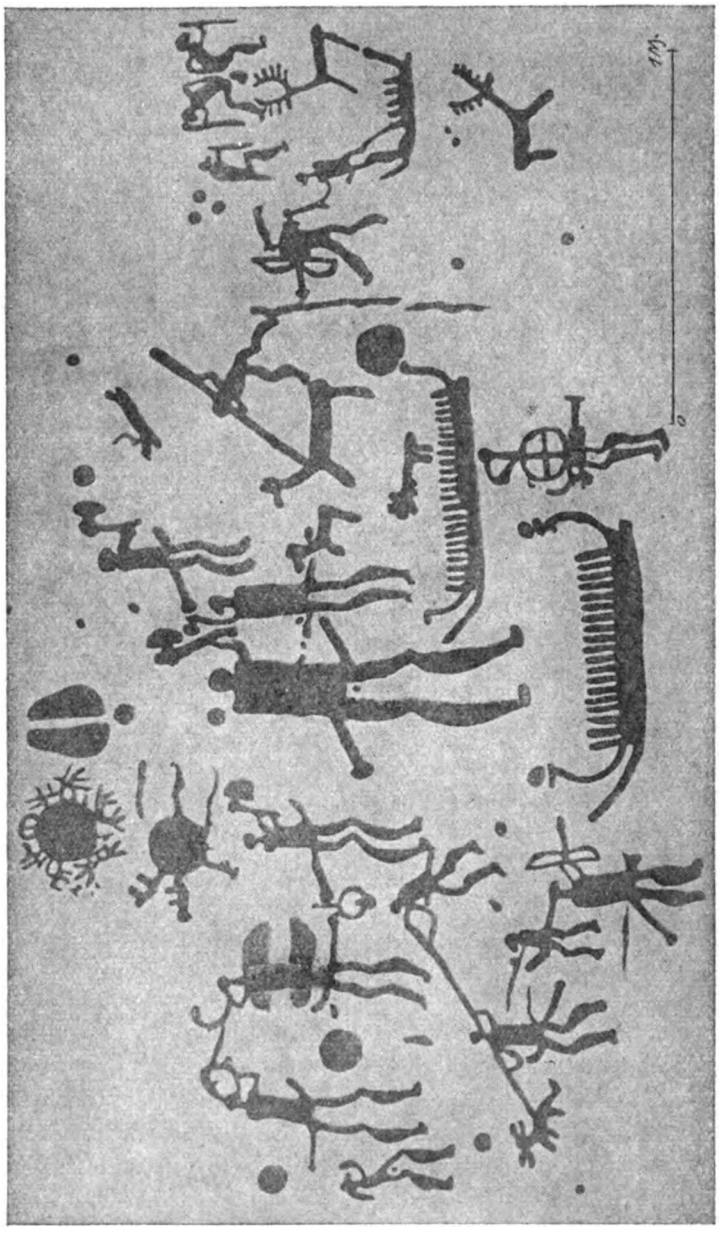


Abb. 35a. Gossum.

Götterwelt ist dieser Unhold unter die Götter aufgenommen. Bei den Indern schießt Rudra Tod und Krankheit über Volk und Vieh; man opfert ihm abge-

Digitized by Google

sondert von den Göttern und von diesem Opfer wird ein Wort gebraucht das „sich abfinden" bedeutet, man gibt ihm seinen Teil, damit er sich fernhalte. Bei den Hellenen schießt Apollon im ersten Buche der Ilias Pest über das Heer der Achäer. Dem Apollon opfert man am Stein vor der Tür, man läßt ihn nicht ins Haus herein. Diese Art Opfer stimmt mit dem, was wir in der Opfergrube vor dem Bogenmann auf den Felsenzeichnungen zu sehen glauben. Bei den Römern ist dieser Unhold dem Gotte Mars einverleibt. Er ist der „wilde Marmar", den das Salierlied bittet, die Pest zu stillen und „satt" zu sein, er ist der Mars Silvanus, dessen Tier der Wolf ist, so wie Apollon auch den Wolf zum Tiere hat. Allein im Mars ist auch ein ganz anderes Element, der

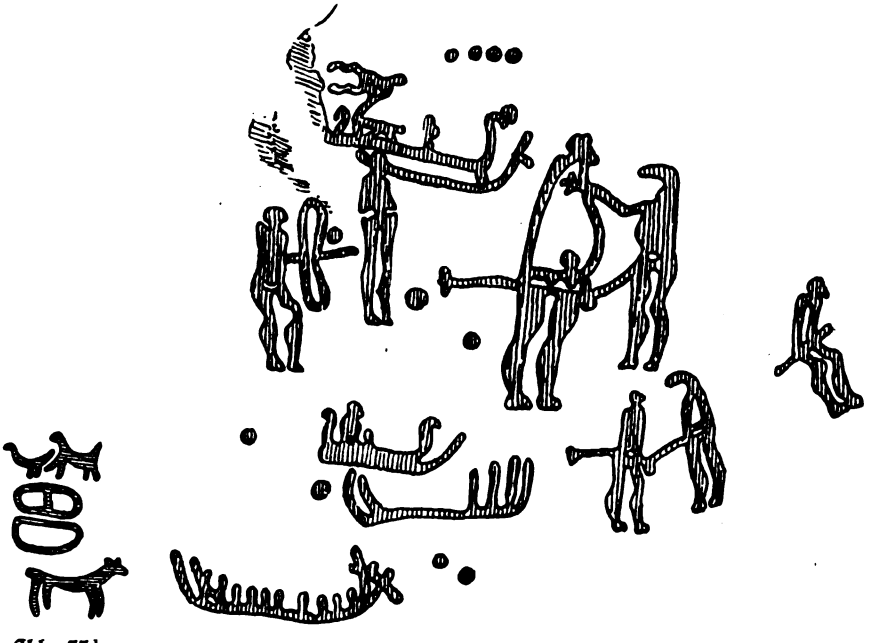


Abb. 35 b.
Backa Utmark.

Abb. 36. Hoghem.

„Maspiter", dem das Oktoberroß geopfert wird und der unserem Pferdegott entspricht. In der nordischen Götterlehre ist der Unglücksgott zum Winterdämon geworden. Die Bogengötter sind auch Skigötter, so Ull, so Skade, der der Bogen ursprünglich gehört, deren Name männlichen Geschlechts ist und die ursprünglich ein Mann gewesen ist. Skade wohnt im Gebirge wie Rudra, ihr Tier ist der Wolf. Ihr Gatte Njord (d. h. ursprünglich ihre Gattin Nerthus) klagt, daß er es nicht im Gebirge bei ihr aushalten kann: „Der Wölfe Geheul schien mir böse zu sein neben Schwanengesang". Auf dem Gundestrupkessel sehen wir eine Vogelgöttin, der in einem Arm ein Mann, in dem anderen ein Wolf liegt. Es ist die ursprüngliche Form der Ehe zwischen Nerthus

Digitized by Google

und dem männlichen Skade. — Dieser Unhold wird vom heiligen Platze vom Bogenmann vertrieben, so wie man in Frühlingsfesten „den Tod austreibt". Und dann geschieht das Höchste: die Götter erscheinen, und je zweimal, zwei Schweinepaare und zwei Hirsche. Vielleicht sind die Tiere auf der Mittelgruppe von Kivik Nr. 7 (Abb. 30) ein Schweinepaar, gegeneinander gestellt so wie die unsrigen, sicher ist ein solches auf der Urne von Borgstedfeld und auf der Flasche von Matzhausen (Abb. 37—38). Es ist mit der „Mutter der Götter" zusammenzustellen, der zu Ehren die Ästier nach Germania, Kap. 43, ihre Kampfeber tragen. Eine gleiche Vorstellung scheint durch im Beinamen Freyas „syr", die Sau. Freya ist hier sowie öfters gewiß die Erbin der alten Göttermutter Frija. Bei den Hellenen werden in den Thesmophorien zwei Ferkel auf eine alte barbarische Weise der Demeter geopfert. Da erkennen wir unser Schweinepaar wieder. — Der Hirsch kehrt auf der Felsenzeichnung von Lilla Gerum wieder, auch da zweimal wiederholt, und der hintere von den verbundenen Hirschen trägt auf den Hörnern das Sonnenrad. Hiermit stimmt genau ein Bild vom Kaukasus (Abb. 38 u. 38a). Es ist der Sonnenhirsch. Zwar

Abb. 38. Lilla Gerum.

Abb. 38a. Kaukasus.

ist es zweifelhaft, ob wir den Sonnenhirsch des Solarljods darauf zurückführen können. Mit der Deutung stimmt es, daß zwei Hirsche auf der Aspeberg-zeichnung am ausgehobenen Platze in der Gruppe vorkommen, die von dem Sonnengott und seinem Diener geführt wird; die alte Sonnengottheit wird von der neuen als Hintersasse aufgenommen.

Wir haben zwei Götterkreise festgestellt, die zwei Stufen kennzeichnen, beide reichen über den Norden hinaus. Es scheint also, als seien wir zu dem Schlusse gedrungen, daß bei den indogermanischen Völkern Europas ein Religionswechsel eingetreten sei, bei dem der Sonnenhirsch vor dem neuen Bockgott gewichen, und das Schweinepaar als Zeichen der Erdgottheit, der ewigen Mutter, zurückgetreten, und ein neuer Gott hinzugekommen, der Feuergott, der Pferdegott. Die ältere Stufe ist nicht ganz verschwunden, sie findet sich jedoch nur in den Winkeln der Götterlehre (Freya-syr), bei einzelnen abseitigen Stämmen (Ästier) und bei auffallend uralten Opferformen (Thes-mophorien) und beim Sonnenhirsch ist die ältere Auffassung, wenn der Sonnen-hirsch des Solarljods nicht herbeizuziehen ist, nur aus dem Bildmaterial zu ersehen. Die neuen Götter aber führen unmittelbar auf die großen Götter

Digitized by Google

der indogermanischen Völker hin. Hier haben wir die Grundlage dessen, was in geschichtlicher Zeit stehen geblieben ist.

Göttertiere können Opfertiere sein oder auch Totemtiere. Allein bei den Indogermanen ist kein sicheres Zeugnis von Totemismus. Betrachten wir unsere Tiere als Opfertiere der Götter, Schweine (Eber) und Hirsch der alten Götter, Bock und Pferd der neuen Götter, da tritt auf den Felsenzeichnungen noch ein Kreis von Opfertieren hinzu, Pferd und Hund und Hahn (später Falke), der sich im Norden, aber auch nur im Norden, bis zur geschichtlichen Zeit gehalten hat. Dieser Kreis kommt schon auf der Fossumzeichnung vor: da werden Pferd und Hund geopfert. Schweine und Hirsch sind dann hier

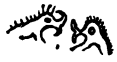


Abb. 37. Borgstedfeld.

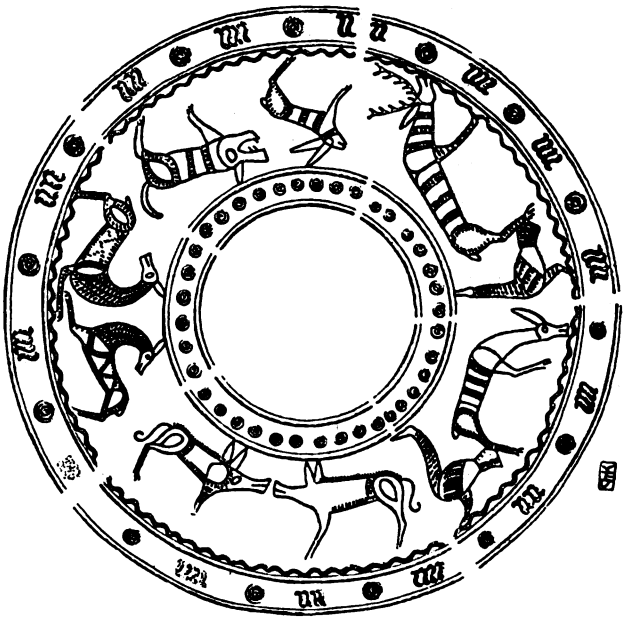


Abb. 39. Matzhausen.

Göttertiere, weil sie „versteinerte" Opfertiere sind. Sie zeigen auf eine Zeit zurück, wo man Eber und Hirsche, die edelsten Jagdtiere den Mächten opferte, allein schon damals opferte man auch zahme Tiere, Pferd und Hund. Die Tiere der neuen Götter sind Bock und Pferd, während im Norden schon Pferd und Hund als Opfertiere vorkommen. Hält man daran fest, daß die Tiere ursprüngliche Opfertiere sind, wird man zu dem Schlusse gedrängt, daß der neue Götterkreis nicht aus dem Norden herstamme, daß er hier eingeführt ist. Doch nur mit der äußersten Zurückhaltung kann man hier Schlüsse ziehen. Beachtenswert ist indes, daß das Pferd, das beiden Tierkreisen gemeinsam ist, auf den Felsenzeichnungen sehr häufig vorkommt und daß nach unserer Deutung

Digitized by Google

auf dem Trundholmer Wagen das Pferd allein als Vertreter seiner Gottheit auftritt.

Auf der Fossumzeichnung überwiegen die Darstellungen von heiligen Handlungen und Opfern, den Göttern ist nur ein kleiner Raum gegeben. Es scheint, als sei die Meinung, daß wenn alles rite ausgeführt wird, schließlich die Götter sich offenbaren müssen. Entsprechende Darstellungen finden sich auf mykenisch-kretischen Bildern. Die Erscheinung der Götter ist das Siegel, das den Opfern und Festgebräuchen die rechte Gültigkeit sichert. Die Götter sind hier unter magischen Zwang. Wir haben vor uns eine Religion, die auf magischer Grundlage ruht.

Ganz anders ist das Verhältnis auf der Aspebergzeichnung. Hier stehen die neuen Götter vor ihren Gruppen, der Gott mit den großen Händen vor der Schiffsreihe, der Sonnengott und sein Diener mit dem Rade vor der großen friedlichen Gruppe mit dem Pflüger und dem Viehtreiber. Sie offenbaren sich nicht, sie sind selbstverständlich als führend da. Das Verhältnis spricht von religiösem Gefühl in unserem Sinne des Wortes, wir sehen vor uns das volle, unbedingte Vertrauen auf die Führung der Götter, die „schlechthinnige Abhängigkeit" im Verhältnis zu den Göttern. Die Veränderung, die die neuen, die großen indogermanischen Götter zur Herrschaft gebracht hat, scheint demgemäß eine gewaltige Geistesmacht besessen zu haben. Durch sie wird das Verhältnis zu den Göttern in unbedingte religiöse Hingabe und Glauben umgewandelt.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Literatur zur Vorgeschichte Schlesiens 1900 – 1921.

Von Martin Jahn.

Mit dem Abschluß des vorigen Jahrhunderts beginnt eine neue Epoche der schlesischen Vorgeschichtsforschung. Die Sammlungen des Schlesischen Altertumsvereins[1]), der bis dahin der einzige Pfleger der Vorzeitforschung in Schlesien war, gingen 1899 in den Besitz der Stadt Breslau über und erhielten in dem neu gegründeten „Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer" zum ersten Male eine ihrer Bedeutung entsprechende Unterkunft. Die Zeitschrift des Vereins: „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift", von der damals sieben Bände erschienen waren, wurde in einem neuen, größeren und üppigeren Gewande gemeinsam mit der Museumsleitung herausgegeben unter dem Doppeltitel: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Neue Folge[2]) — Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer. Der erste Band dieser neuen Reihe erschien 1900, mit dem siebenten Bande hat sie im Jahre 1919 einen vorläufigen Abschluß erreicht. Der erste Teil eines jeden Bandes enthält Arbeiten vorgeschichtlichen Inhalts, die auch gesondert erschienen sind, eine Zeitlang unter dem Sondertitel: Beiträge zur Urgeschichte Schlesiens. Ihr Herausgeber, Museumsdirektor Dr. Seger, zugleich ordentlicher Honorar-Professor für Vorgeschichte an der Universität Breslau und Vorsitzender des Schlesischen Altertumsvereins, ist während der ganzen hier zu besprechenden Zeit der eigentliche Träger der schlesischen Urgeschichtsforschung. Ihm vor allen verdankt das Breslauer Museum den Aufschwung, durch den es sich zu einer der bedeutendsten und bestgeordneten Altertumssammlungen Deutschlands entwickelt hat. Die Fundveröffentlichungen und Bearbeitungen von schlesischen Altertümern, auf die wir im folgenden zu sprechen

[1]) Der Verein nannte sich damals noch „Verein für das Museum Schlesischer Altertümer".

[2]) Ich führe die Zeitschrift im folgenden in der Abkürzung Schl. Vz. N. F. an.

Digitized by Google

kommen, geben trotz ihrer großen Zahl kein ausreichendes Bild von der Grabungs- und Sammeltätigkeit der Anstalt. Auch die Zugangsverzeichnisse, die am Ende jedes Bandes der Museumszeitschrift veröffentlicht worden sind, sind zu kurz gehalten, um einen näheren Einblick in das Anschwellen des Fundstoffes zu ermöglichen. Leider sind die ausführlicheren Fundchroniken, die Seger in den letzten Bänden der alten Folge von Schlesiens Vorzeit gegeben hatte, dem anders gearteten Zuschnitt der neuen Folge zum Opfer gefallen.

Für alle, die sich eingehender mit der Vorgeschichte Schlesiens beschäftigen wollen, sind ein ausgezeichnetes Hilfsmittel die von Partsch und Nentwig herausgegebenen Literaturübersichten, von denen die letzten so ausführlich sind, daß sie sogar Zeitungsberichte über Funde anführen. Es sind folgende Bände erschienen: Literatur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien, Teil 1 (bis 1900), Breslau 1892—1900 von Partsch (Vorgeschichte auf S. 137—146 und 460); Teil 2 (1900—1903), Breslau 1904 von Nentwig (Vorgeschichte auf S. 38—42); Teil 3 (1904—1906), Breslau 1907 von Nentwig (Vorgeschichte auf S. 50—53); Teil 4 (1907—1912), Breslau 1914 von Nentwig (Vorgeschichte auf S. 111—119).

Unter den die gesamte Vorgeschichte Schlesiens behandelnden Schriften nimmt die erste Stelle der Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens von Oskar Mertins (Breslau 1906) ein. Mertins widmete seine freie Zeit, die ihm sein Beruf als Professor an einem Breslauer Gymnasium ließ, ganz der schlesischen Urgeschichtsforschung. Er unternahm im Auftrage des Breslauer Museums Ausgrabungen und machte sich besonders durch wertvolle Bearbeitungen von Fundgruppen dieser Anstalt verdient, bis längere Krankheit und 1909 der Tod seinem Schaffen Einhalt gebot [1]). Die Mehrzahl seiner Arbeiten ist bereits in der alten Folge von Schlesiens Vorzeit erschienen, die hier nicht mehr herangezogen wird. In dem Wegweiser hat Mertins sein abschließendes Hauptwerk herausgegeben. Hier bringt er seine bis ins einzelne gehende Sachkenntnis und Materialbeherrschung aufs glücklichste zur Geltung. Wie sehr dieses Buch einem allgemein empfundenen Bedürfnis entgegenkam, zeigt der für eine wissenschaftliche Arbeit auffallend rasche Absatz, der in wenigen Monaten eine neue Auflage nötig machte. Auch die zweite Auflage ist bereits vergriffen. Wenn auch jetzt, 15 Jahre nach dem Erscheinen des Werkes, viele Punkte veraltet sind, so bietet der Wegweiser trotzdem noch eine ausgezeichnete Einführung in die Vorzeit unserer Provinz, die sich mit ähnlichen Arbeiten in anderen Landesteilen durchaus messen kann. Besonderer Wert ist auf die chronologische Gruppierung der wichtigen Fundtypen und die Darstellung ihrer Formenentwicklung gelegt, die durch 352 ganz vortrefflich ausgeführte Abbildungen zur An-

[1]) Vgl. die Nachrufe in Schl. Vz. N. F. V, S. 273 und im Mannus I, S. 166.

Digitized by Google

schauung gebracht wird. Der Kenner bewundert die gewaltige Arbeitsleistung, die in diesem gediegenen Werkchen ruht.

1913 veröffentlichte Seger in der von Kampers herausgegebenen Schlesischen Landeskunde (Leipzig 1913) einen Abriß über Schlesiens Urgeschichte, der auch gesondert als Festschrift für die damalige Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Breslau erschienen ist. In kürzester Fassung, auf 27 Seiten zusammengedrängt, wird hier eine treffliche Übersicht über die Entwicklung der vorgeschichtlichen Kulturen Schlesiens gegeben. Legt Mertins in seinem Wegweiser den Hauptwert auf die Darstellung des Fundstoffes, da ihm nach seinen eigenen Worten (im Vorwort) das Fundmaterial noch zu lückenhaft erscheint, um eine Geschichte des Lebens der Vorzeit zu geben, so faßt Seger seine Aufgabe gerade mehr von dieser kulturgeschichtlichen Seite an und sucht dem Leser in knappen Zügen ein Bild des Kulturlebens in der Vorzeit zu entwerfen. Schon in diesem Unterschied der Anlage beider Arbeiten kennzeichnet sich der schnelle Fortschritt, den die Forschung in Schlesien gemacht hat. Über die Bevölkerungsgeschichte der schlesischen Vorzeit hat Seger schon 1907 eine Studie: die vorgeschichtlichen Bewohner Schlesiens in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Heft XVII (Breslau 1907; 18 Seiten) veröffentlicht.

Im Jahre 1920 brachte Seger einen Führer durch die Vorgeschichtliche Abteilung und das Antikenkabinett des Breslauer Museums (Breslau 1920, Verlag des Museums) heraus, der in erster Linie für den Besucher der Sammlung berechnet ist. Da aber jedem Abschnitt kurze allgemein gehaltene Einführungen vorangesetzt sind, wird er auch den übrigen Lesern als knappe, auf den neuesten Forschungsergebnissen beruhende Übersicht über Schlesiens Vorzeit willkommen sein, zumal dem Texte 20 Abbildungstafeln beigefügt sind. Gelegentlich der Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Breslau 1913 gab Seger bei der Führung durch die Sammlung einen Überblick über den Stand der Urgeschichtsforschung in Schlesien, der in dem Protokoll dieser Hauptversammlung (Sonderdruck des Korrespondenzblattes des Gesamtvereins, Berlin 1914, S. 124—131) wiedergegeben ist.

Von den über das Lokalgebiet Schlesien hinausgreifenden Arbeiten Segers führe ich hier nur zwei an, die im einzelnen die schlesischen Verhältnisse stärker heranziehen. Sie sind in den Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (Breslau) erschienen: 1904 behandelte Seger dort auf 13 Seiten die Denkmäler der Vorzeit im Volksglauben. Aus Schlesien führt er Sagen an, die sich auf Burgwälle und Urnenfelder beziehen und gibt anschauliche Beispiele von dem Aberglauben vieler Landleute, die an eine Schutz- und Heilkraft der Steinbeile oder Donnerkeile glauben. In dem 1911 als Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität zu Breslau

Digitized by Google

erschienenen Doppelbande der Mitteilungen brachte Seger S. 554—569 einen Beitrag über die Grundlagen der vorgeschichtlichen Chronologie, in dem er auch eine Reihe schlesischer Beispiele bringt. Unter den Abbildungen ist die photographische Aufnahme des Fundplatzes von Malkwitz, Kr. Breslau, von Belang, die darstellt, wie mitten in ein hallstattzeitliches Urnenfeld hinein slawische Skelettgräber bestattet worden sind. Die Abbildung ist bisher nur an dieser Stelle veröffentlicht worden.

Von nichtschlesischen Forschern ist die schlesische Altertumskunde mehrfach in Arbeiten, die weitere Gebiete behandeln, berücksichtigt worden. Hier mögen nur solche Abhandlungen erwähnt werden, die die schlesische Forschung stark gefördert haben oder Fundzusammenstellungen bringen, die in der schlesischen Literatur noch nicht erschienen sind. An erster Stelle sind hier Arbeiten von Kossinna anzuführen, die gerade über die Vorzeit Ostdeutschlands von grundlegender Bedeutung sind und auf die schlesische Forschung ungemein befruchtend gewirkt haben. Auch durch einen 1902 in Breslau gehaltenen Vortrag über die vorgeschichtliche Stammeskunde Schlesiens, von dem nur ein Zeitungsbericht veröffentlicht wurde (Globus Bd. 81 S. 93f.), machte Kossinna seine Forschungsergebnisse den Schlesiern zugänglich. Es seien folgende Schriften erwähnt: Kossinna, die indogermanische Frage archäologisch beantwortet (Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. 161 ff.). Während Kossinna die in dieser Arbeit gemachten Ausführungen über die Steinzeit und entwickelte Bronzezeit durch spätere Aufsätze ersetzt hat, sind seine Aufstellungen über die älteste Bronzezeit (S. 189 ff.) neben der Arbeit von Montelius über die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien (Braunschweig 1900) noch heute von Wert. Ausschließlich Ostdeutschland gewidmet und in ihrem weitgehenden Einfluß auf die Klärung der ostgermanischen Verhältnisse allgemein anerkannt ist Kossinnas Abhandlung über verzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen (Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 369 ff.), die im einzelnen durch neuere Arbeiten Kossinnas und seiner Schule fortgeführt und ausgebaut wurde. Auf die steinzeitlichen Verhältnisse ging Kossinna in der Abhandlung: Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach Osten (Mannus II, 1910, S. 59 ff.) erneut ein. Von besonderer Bedeutung ist die dort beigegebene, mit einer Karte ausgestattete, umfangreiche Fundstatistik. Eine ausgezeichnete Ergänzung hierzu bildet Kossinnas letzte Darstellung der Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen im Mannus XIII, S. 13 ff., 143 ff. und 239 ff. mit drei Verbreitungskarten. Durch seine umfangreiche Materialzusammenstellung und die Fundkarte ist das Buch von Wahle, Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch (Mannusbibl. Nr. 15, Würzburg 1918)

Digitized by Google

von großem Werte. Auch das zweibändige Werk von Åberg, das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit (Uppsala-Leipzig 1918) ist für die schlesische Forschung von Belang. Ich weise auf Åbergs Verbreitungskarten und -listen nordischer Steinbeilformen hin. Auch sind von ihm mehrere schlesische Steinäxte zum ersten Male abgebildet worden.

Über die sog. Lausitzer Kultur hat Kossinna seine Auffassung bisher nur in kurzer, gedrängter Fassung bekannt gegeben (Kossinna, Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas, Mannus III—V). Den Fortgang und Abschluß dieser Kultur behandelt Kossinna in den Arbeiten über die illyrische, die germanische und die keltische Kultur der frühesten Eisenzeit im Verhältnis zu dem Eisenfunde von Wahren bei Leipzig (Mannus VII, S. 87 ff.) und über die goldenen „Eidringe" und die jüngere Bronzezeit in Ostdeutschland (Mannus VIII, S. 1 ff.), in denen die genauen Übersichten über die Verbreitung einer Anzahl von Ringtypen der Lokalforschung besonders zugute kommen. Einen kurzen Überblick über die gesamte Besiedelungsgeschichte des Ostens gibt Kossinna schließlich in dem Aufsatz Die deutsche Ostmark, ein Urheimatboden der Germanen (Monatsschrift „Oberschlesien" XVII, 1919). Über die germanische Zeit Ostdeutschlands sind wir neuerdings durch mehrere aus der Schule Kossinnas hervorgegangene Arbeiten aufs genaueste unterrichtet worden. Der Hauptwert dieser Abhandlungen liegt in dem vollständig und wohlgeordnet veröffentlichten Fundstoff, dessen Reichhaltigkeit ganz erstaunlich ist. Die Kaiserzeit behandelt Blume in seinem zweibändigen Werk: Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit (Mannusbibl. Nr. 8 und 14. Würzburg 1912 und 1915). Obwohl Blume sich in der Hauptsache auf Nordostdeutschland beschränkt, zieht er auch die schlesischen Funde besonders in der Materialzusammenstellung heran. Kostrzewski dehnt sein Arbeitsgebiet über ganz Ostgermanien aus und behandelt die der Kaiserzeit voraufgehende Epoche. Seine Arbeit: Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit (Mannusbibl. Nr. 18 und 19. Leipzig 1919) gibt also auch eine eingehende Darstellung der schlesischen Verhältnisse in dieser Zeitstufe und eine ausführliche Zusammenstellung des schlesischen Fundstoffes. Kossinna hat jüngst einige Nachträge zu dieser Materialsammlung veröffentlicht (Mannus XI—XII, S. 409 ff., Wandalen an der Oder in der frühen Eisenzeit). Hier sind auch die beiden Arbeiten von Jahn, Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit und Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung (Mannusbibl. Nr. 16 und 21. Würzburg und Leipzig 1916 und 1921) zu erwähnen, in denen die Waffen- und Sporenfunde auch von Schlesien zusammengestellt und eine Reihe schlesischer Fundstücke zum ersten Male abgebildet worden sind. Weiter

Digitized by Google

sind wichtig die landschaftlich geordneten Fundzusammenstellungen in den von der deutschen Anthropologischen Gesellschaft herausgegebenen prähistorischen Typenkarten, die zuerst Lissauer und dann Beltz bearbeitete. Es sind bisher erschienen:

Lissauer, 1. Bericht (Flach- und Randäxte; Ruder- und Scheibennadeln; Radnadeln). Zeitschr. f. Ethnol. 1904, S. 537—607, mit 3 Fundkarten.

Lissauer, 2. Bericht (Absatzäxte). Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 793 bis 847, mit 1 Fundkarte.

Lissauer, 3. Bericht (Lappenäxte). Zeitschr. f. Ethnol. 1906, S. 817 bis 862, mit 1 Fundkarte.

Lissauer, 4. Bericht (Älteste Gewandnadeln). Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 785—831, mit 1 Fundkarte.

Beltz, 5. Bericht (Die Latènefibeln). Zeitschr. f. Ethnol. 1911, S. 664—817 und 930—943, mit 1 Fundkarte.

Beltz, 6. Bericht (Die bronze- und hallstattzeitlichen Fibeln). Zeitschr. f. Ethnol. 1913, S. 659—900, mit 1 Fundkarte.

Auch auf die Bearbeitung der Bronzesicheln, die Hubert Schmidt in der Zeitschr. f. Ethnol 1904, S. 416 ff. veröffentlicht hat, mag wegen der Aufzählung von schlesischen Sicheln auf S. 427, 434 und 437 hingewiesen werden.

Unter den schlesischen Einzelarbeiten schicke ich eine Gruppe voraus, die Übersichten über die Vorzeit von Teilgebieten geben. Die übrigen führe ich nach den vorgeschichtlichen Epochen geordnet auf. Ich habe mich bemüht, auch die in Lokalzeitschriften veröffentlichten Beiträge, soweit sie von Belang sind, vollzählig zusammenzutragen, obwohl vielen diese Veröffentlichungen schwer zugänglich sein werden.

Die vorgeschichtlichen Funde aus dem Neißer Lande hat Seger im Jahresbericht des Neißer Kunst- und Altertumsvereins (Jahrgang 13, Neiße 1910, S. 14—22, mit 13 Abbildungen) zusammengestellt. Außer einigen Steinbeilen ist ein sehr interessanter Depotfund von Steingeräten aus Matzwitz, Kr. Grottkau, aufgeführt, dessen Fundumstände von Seger damals noch angezweifelt wurden, nach neueren Erkundungen aber völlig gesichert sind. Aus der Bronze- und Hallstattzeit sind einige Urnenfelder und die beiden Depotfunde von Matzwitz und Köppernig bekannt. Letztere hat Seger auch in Schl. Vz. N. F. IV, S. 26 und 40 veröffentlicht.

Die Grafschaft Glatz in vorgeschichtlicher Zeit behandelte Seger in der Volkmer-Festschrift (Bd. 5 der Glatzer Heimatschriften, herausgeg. vom Verein für Glatzer Heimatkunde. Habelschwerdt 1921, S. 124—129, mit 3 Abbildungsgruppen). Diese Arbeit ist von besonderer Wichtigkeit, da sie Alter und Bedeutung des Glatzer Paßgebietes erläutert. Es ist daher zu bedauern, daß sie an so entlegener Stelle erschienen ist. Nach Aufführung

Digitized by Google

der wenig zahlreichen Funde des Glatzer Beckens, die aus der Steinzeit, der Zeit des Lausitzer Typus, der keltischen Latènegruppe und der germanischen Siedelungsepoche stammen, weist Seger auch auf indirektem Wege nach, daß das Glatzer Becken während der gesamten Vorzeit besiedelt war und als wichtiger Verkehrsweg zwischen Böhmen und Mittelschlesien diente. Läßt sich doch in allen vorgeschichtlichen Epochen ein reger Kulturaustausch zwischen beiden Gebieten feststellen, der nur auf dem Wege durch das Glatzer Gebiet vermittelt worden sein kann.

Die spärlichen Funde des Kreises Neustadt, O.-S., stellt Franke in der Zeitschrift Oberschlesien IX (1911), S. 281—289 zusammen (Forschungen und Funde im Kreise Neustadt, O.-S.).

Eine Folge der politischen Verhältnisse ist es, daß die Vorzeit Oberschlesiens in mehreren Arbeiten kurz geschildert worden ist. Bot doch die Vorgeschichtsforschung dem Deutschtum in seinem geistigen Kampfe um diesen Landesteil eine wertvolle Stütze, da sie eine lange germanische Besiedlung Oberschlesiens nachweisen konnte, die der ersten slawischen Einwanderung voraufging. In dem Führer durch die Ausstellung Arbeit und Kultur in Oberschlesien, die in Breslau im Oktober 1919 veranstaltet wurde (Breslau, Selbstverlag der Ausstellung) veröffentlichte Seger einen kurzen Abriß der oberschlesischen Urgeschichte (S. 17—21). Die vom Breslauer Museum in vier Räumen eingerichtete Abteilung: Urgeschichte dieser Ausstellung gab weiteren Kreisen zum erstenmal einen Einblick in die reichen Fundbestände des Museums aus diesem Landesteil, die sonst wegen Platzmangels zum größten Teil in Depoträumen des Museums ruhen müssen. Zu Beginn des Jahres 1921 veröffentlichte der Heimatverlag Oberschlesien ein Sammelheft: Oberschlesien. Ein Land deutscher Kultur (Gleiwitz 1921), in dem Seger auf S. 42—49 Oberschlesiens Vorgeschichte schildert. Der Aufsatz ist von 15 fast sämtlich sonst unveröffentlichten Abbildungen der wichtigsten Funde und einer Besiedelungskarte Oberschlesiens in der Bronze- und frühen Eisenzeit begleitet und verdiente gleichfalls eine Veröffentlichung an zugänglicherer Stelle. In einem ähnlichen, im gleichen Verlage erschienenen, vom Verein für die Geschichte Schlesiens herausgegebenen Hefte: Aus Oberschlesiens Vergangenheit (Gleiwitz 1921) gab Jahn auf S. 4—7 „Aus Oberschlesiens Vorzeit" einen kurzen Überblick über die germanische Besiedlung Oberschlesiens. Auch hatte er Gelegenheit, im Breslauer Altertumsverein und in der Berliner Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte über dieses Thema vorzutragen (Mannus XI—XII, S. 416 bis 418). Die Breslauer Dissertation von Joel: Die kulturelle Entwicklung Oberschlesiens von der Völkerwanderung bis zur Gegenwart in ihrer Abhängigkeit von dem Boden (der Versuch einer anthropogeographischen Entwicklung; Breslau 1920) geht auf die frühgermanische Siedelung nur flüchtig ein.

Digitized by Google

Weit wertvoller und gründlicher durchgearbeitet als die eben erwähnte geographische Arbeit sind zwei Breslauer Dissertationen von Schülern des Universitätsprofessors Passarge, die Landesteile von Schlesien siedelungsgeographisch behandeln. Treblin hat in den Beiträgen zur Siedelungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz (Bd. 6 der Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, Breslau 1908) eine treffliche Darstellung des die Kreise Reichenbach, Schweidnitz, Striegau, Waldenburg, Landeshut und Bolkenhain umfassenden Gebietes gegeben. Obwohl er sich nicht näher mit den Ergebnissen der Vorgeschichtsforschung bekannt gemacht hat — er hält die Germanen für halbe Nomaden — so ist seine Arbeit doch für unser Fach von Belang, da er die vorgeschichtlichen Fundplätze nach den Akten des Breslauer Museums zusammengestellt und auf einer Fundkarte wiedergegeben hat. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die vorgeschichtlichen Siedelungen die Höhenlinie von 250 m kaum überschritten haben. Die Gebiete, die mehr als 250 m über dem Meeresspiegel liegen, sind mit zusammenhängendem Wald bedeckt gewesen. Dies Verhältnis ändert sich auch in slawischer Zeit nicht. Die von Treblin aus den verschiedensten Quellen zusammengestellte Karte der slawischen Besiedelung zeigt, daß auch die Slawen an der Höhenlinie von 250 m Halt machten. Erst die deutschen Kolonisten machten die höher gelegenen Waldgebiete urbar.

In ähnlicher Weise wie Treblin das Fürstentum Schweidnitz, hat Fedde das Fürstentum Brieg, d. h. die Kreise Nimptsch, Strehlen, Ohlau und Brieg behandelt. Leider hat der Verfasser nach dem Teildruck seiner Dissertation: Beiträge zur Siedelungskunde im ehemaligen Fürstentum Brieg (Breslau 1908) für die Veröffentlichung der ganzen Arbeit keine Sorge getragen. Daher ist der für den Vorgeschichtler wichtigste Teil, die Karte der Fundplätze, nicht erschienen. In dem kurzen der vorgeschichtlichen Zeit gewidmeten Text ist die Aufzählung der Funde aus römischer (S. 26, Anm. 2) und slawischer Zeit (S. 28, Anm. 1) und die Zusammenstellung der Burgwälle (S. 30—32) hervorzuheben.

Der Erforschung der Steinzeit Schlesiens hat sich Seger mit besonderer Vorliebe und mit dem größten Erfolge gewidmet. Der große, wohlgefüllte Steinzeitsaal des Breslauer Museums ist Segers ureigenes Werk. Als er in den neunziger Jahren seine Tätigkeit am Museum begann, befanden sich nur vereinzelte Steinzeitgefäße in der Sammlung, deren Bedeutung noch kaum erkannt war. Den größten Aufschwung nahm diese Abteilung durch die vieljährigen Ausgrabungen in Jordansmühl, deren Ergebnisse durch Segers Veröffentlichungen Gemeingut der Wissenschaft geworden sind. Im Jahre 1904 berichtete Seger über die Funde in Jordansmühl auf der Breslauer Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte (Verhandl. d. Gesellsch. deutscher Naturforscher und Ärzte, 76. Versammlung zu Breslau. Teil II, Leipzig 1905, S. 268 f.),

Digitized by Google

die er auch an die Fundstelle führte. 1906 veröffentlichte Seger die bandkeramischen Kulturgruppen Schlesiens in einer mustergültigen mit vielen ausgezeichneten Abbildungen versehenen Abhandlung: Die Steinzeit in Schlesien (Arch. f. Anthropol. N. F. V, S. 116 ff.). Von ähnlicher Bedeutung wie Jordansmühl ist der steinzeitliche Siedelungsplatz von Ottitz bei Ratibor, der nur in geringem Umfange fachmännisch untersucht wurde. Charakteristisch für ihn sind die Unmengen der dort gefundenen Feuersteingeräte und -absplisse. Bei der von Dr. Richter für das Breslauer Museum ausgeführten Grabung im Jahre 1909 wurde unter anderem eine Grube aufgedeckt, die Richter für einen zusammengestürzten Töpferofen ansehen möchte. Richter versucht eine Rekonstruktion dieses Brennofens zu geben und glaubt durch praktische Versuche die Brauchbarkeit eines derart aufgebauten Ofens erwiesen zu haben. Richter hat seinen Grabungsbericht in Schl. Vz. N. F. VI (1911), S. 33—38 (Ausgrabungen in Ottitz bei Ratibor) und kürzer in der Monatsschrift Oberschlesien VIII 1910, S. 529—536 (Aus Oberschlesiens Steinzeit) veröffentlicht. Das interessanteste Ergebnis der Grabung sind eine Anzahl Reste von weiblichen Vollfiguren aus Ton, durch die der Fundplatz allgemein bekannt wurde. Das am besten erhaltene und häufig abgebildete Stück hat zuerst Seger in der Zeitschrift Schlesien, Bd. III, S. 158 (Ein steinzeitliches Idol aus Ratibor) gewürdigt. Der dritte bedeutende Siedelungsplatz aus der Steinzeit Schlesiens ist Roßwitz bei Glogau, auf dem 1913 von dem Breslauer Museum in großem Stile gegraben wurde. Dieser Fundplatz ist in der Vorzeit so oft als Siedelungsstätte oder Friedhof benutzt worden, daß hier die verschiedenartigsten Funde nebeneinander liegen. Außer steinzeitlichen Resten kamen Gräber der Gesichtsurnenkultur, der Spätlatènezeit und römischen Kaiserzeit zutage, endlich auch Siedelungsgruben und Gräber aus historischer Zeit. Eine Veröffentlichung dieser Fundmassen bereitet das Breslauer Museum vor. Eine kurze Mitteilung über die Roßwitzer Grabungen brachte Jahn in der Zeitschrift Schlesien VII, S. 174 f. Die steinzeitlichen Funde von Roßwitz hat bereits Seger in den Hauptzügen in seiner letzten umfassenden Behandlung der schlesischen Steinzeit veröffentlicht, die die zeitliche Folge der Kulturstufen zum erstenmal klar herausarbeitet: Seger, die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens in Schl. Vz. N. F. VII (1916), S. 1—89, mit 294 Abbildungen. (Vgl. die Besprechungen in der Prähist. Zeitschr. VII (1915), S. 228 f. von Schumacher und in der Wiener Prähist. Zeitschr. III (1916), S. 125 f. von Menghin.) Über die älteste schlesische Kultur, die Spiral-Mäanderkeramik, hat gerade die Roßwitzer Grabung gute Aufklärung gebracht (Seger, a. a. O. S. 10—18). Auch die ersten schlesischen Hausgrundrisse aus der Steinzeit sind dort nachgewiesen worden (Seger, S. 13, Abb. 29; vgl. auch Bersu, der die Roßwitzer Grabung im Auftrage des Breslauer Museums leitete, im Protokoll der Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Ge-

Digitized by Google

schichts- und Altertumsvereine in Breslau, S. 138). Schließlich stammt von dort der Rest einer verzierten weiblichen Vollfigur (Seger, Abb. 52). Für die folgende Stichreihenkeramik kann Seger eine ganze Reihe neuer Funde anführen (Seger, S. 19—26). Der schönste unter ihnen ist der reichverzierte Prunkpokal von Schrepau, Kr. Glogau (Abb. 71), der der berühmten Bschanzer Vase an Kunstfertigkeit nahekommt. Er ist schon von Richter in der Zeitschrift Schlesien Bd. I (1907/08), S. 75 abgebildet worden. Den Schluß der bandkeramischen Stile bildet der Jordansmühler Typus (Seger, S. 2—9). Die Kenntnis dieser Kultur ist seit 1906 besonders durch die bis zum Jahre 1911 fortgeführten Grabungen in Jordansmühl selbst bereichert worden (vgl. auch den kurzen Bericht in der Prähist. Zeitschr. III, S. 195). Erschwerend für die zeitliche Scheidung der einzelnen Steinzeitstile in Schlesien war es, daß in Jordansmühl neben der Hauptmasse der Funde vom Jordansmühler Schlage sich Reste von den beiden älteren bandkeramischen Stilen und von nordischer Keramik fanden. Seit Segers Steinzeitveröffentlichung von 1906 ist ein neuer Fundplatz von Jordansmühler Art in Alt Gandau, Kr. Breslau, untersucht worden (Seger, S. 7 f. und Richter, Zeitschrift Schlesien VI, 1912, S. 2, mit 2 Abbildungen). Galt in Segers erster Bearbeitung (1906) der Jordansmühler Typus als lokale schlesische Gruppe, so lag bei seiner letzten Bearbeitung bereits in Böhmen ein etwas jüngerer Ableger (mit Brandbestattung!) vor (Seger, S. 9). Jüngst hat nun Niklasson (Mannus 11/12, 1920, S. 309 ff.) den Jordansmühler Typus sogar in Rössen, Kr. Merseburg, festgestellt, und erklärt wohl mit Recht sein Auftreten durch Einwanderungen von Schlesien auf dem Wege über Böhmen. Dadurch gewinnt dieser Stil an allgemeiner Bedeutung (vgl. auch Kossinna, Mannus 13, 1921, S. 38 ff.). Konnte sich Seger in seiner Steinzeitarbeit bei den drei bandkeramischen Stilen kürzer fassen, da er diese schon 1906 behandelt hatte, so schildert er die folgenden Gruppen zum ersten Male und demgemäß ausführlicher. Eine von Norden nach Schlesien eingedrungene Bevölkerung, die sich zum Teil, wie in Jordansmühl, mit der älteren Bewohnerschaft mischte, zum Teil reinlich von dieser abschloß wie in Noßwitz, brachte die Tiefstich- oder nordische Keramik in unsere Provinz. Erst die Grabungen in Noßwitz gaben näheren Aufschluß über diesen Stil, den Seger an der Hand zahlreicher Abbildungen vorführt (Seger, S. 27—54). Besonders in den Arbeiten Kossinnas, in denen das Vordringen der nordischen Bevölkerung nach Südosten verfolgt wird, ist die Bedeutung dieser Kultur für die Bevölkerungsgeschichte der Steinzeit dargelegt worden. Derselben Kultur gehören ein interessanter Brunnenfund von Herrnprotsch, Kr. Breslau (Seger, Schl. Vz. N. F. VII, S. 90 ff.) und vier sehr große Gefäße an, die mit der Mündung nach unten in einer Grube bei Landau, Kr. Neumarkt, standen (Richter, Schl. Vz. N. F. IV, S. 44 f.). Ein Nebenzweig des nordischen Stils ist die ältere Schnurkeramik, die Seger für Schlesien zum ersten Male

Digitized by Google

mit gutem Formempfinden herausschält (S. 55—64). Sie schlägt eine Brücke von der nordischen Keramik zur späten Oberschnurkeramik und wird sowohl von der Kugelamphorenkultur wie auf dem Wege über die Oberlausitz von der thüringischen Schnurkeramik beeinflußt. Die jüngere schlesische Schnurkeramik nennt Seger nach dem wichtigsten Fundort Marschwitzer Typus (Seger, S. 65—77). Die Marschwitzer Funde hatte Seger schon in Schl. Vz. N. F. III, S. 27 ff. ausführlich veröffentlicht. In der neuen Arbeit schließt er die zahlreichen anderen Funde dieser Kulturstufe an, die einen allmählichen Übergang zur ältesten Bronzezeit bildet. Hervorzuheben ist eine Teilbestattung aus Roßwitz mit dem ersten trepanierten Schädel Schlesiens (Abb. 279). Den Abschluß bildet die auch in Schlesien vertretene Glockenbecher-Gruppe (Seger, S. 78—81). Neben den Grab- und Siedelungsfunden bilden die Einzelfunde aus Schlesiens Steinzeit eine umfangreiche Gruppe. Es sind die vielen Arten von Steingeräten, über die Mertins in einer Arbeit: Steinzeitliche Werkzeuge und Waffen in Schlesien (Schl. Vz. N. F. III, S. 1 ff.) berichtet. So erwünscht diese Zusammenstellung mit ihren 78 vortrefflichen Abbildungen ist, erscheint sie mir zu sehr beschränkt auf eine bloße Formengruppierung. Sicher würde Mertins heute auf Grund der neueren Ergebnisse Segers eine tiefere Gliederung nach den Kulturstufen vorziehen. Auch wegen der vielen fehlerhaften Fundortsbezeichnungen wäre eine Neubearbeitung dieses Fundstoffes notwendig. Einige Steinhämmer aus Bolatitz, Kr. Ratibor, bildet Szodrok in der Zeitschrift: Oberschlesische Heimat IX (Groß Strehlitz 1913) S. 11 ff. und einen großen Schuhleistenkeil, der vom Zobten stammen soll, Forrer in seiner Urgeschichte des Europäers auf Tafel 55, 1 ab.

Die schlesischen Steinzeitgräber haben ein zahlreiches Skelettmaterial geliefert, das mehrfach Bearbeitung gefunden hat. Schon 1902 hat Thilenius auf Grund des damals noch unzureichenden Fundstoffes feststellen wollen, daß eine kleinwüchsige Bevölkerung in Schlesien von der Steinzeit bis in die slawische Zeit hinein nachweisbar wäre (Globus, Bd. 81, S. 273 f. Prähistorische Pygmäen in Schlesien). Diese Aufstellungen haben sich in dem Ausmaße nicht als stichhaltig erwiesen. Nach den genauen Untersuchungen von Reche im Archiv für Anthropologie N. F. VII, S. 220—237 (zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen) sind in Schlesien zur Steinzeit zwei verschiedene Rassen vertreten, eine auffallend kleinwüchsige, nicht langköpfige, mit breitem Gesicht, und eine größere, langköpfige, mit schmalem Gesicht. Während in der bandkeramischen Kultur die erstere überwiegt, gewinnt in der Schnurkeramik und noch mehr in der ältesten Bronzezeit die zweite die Oberhand. Diese Ergebnisse stimmen gut mit den kulturellen Verhältnissen überein. Die von Süden eingewanderte bandkeramische Bevölkerung wird von Stämmen der nordeuropäischen Rasse, denen nach Reche der langköpfige schlesische Typus völlig entspricht, zuerst

Digitized by Google

durchsetzt, dann völlig überwuchert. Dieser so einleuchtende Sachverhalt wird aber durch die Forschungen von Schliz wieder schwieriger gestaltet (Schliz, Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den einzelnen Kulturkreisen der Urgeschichte, Arch. f. Anthropol., N. F. VII, S. 239 ff. und IX, S. 202 ff.). Schliz hält nämlich beide schlesische Menschengruppen nur für verschiedene Zweige derselben bandkeramischen Rasse. Es ist ein dringendes Bedürfnis nicht nur der Anthropologie, sondern auch der Vorgeschichtswissenschaft, daß diese so hoffnungsvoll einsetzende vergleichende Methode von Schliz fortgesetzt und die etwaigen Fehlschlüsse von Schliz aufgedeckt werden. Hoffentlich wird dann auch über die schlesischen Verhältnisse endgültige Klarheit geschaffen werden.

Die in den steinzeitlichen Ansiedelungen, besonders in Jordansmühl, zahlreich angetroffenen Tierknochen haben bisher nicht so eingehende Bearbeitung gefunden. Seger teilt in seiner Arbeit im Archiv für Anthropologie, N. F. V, S. 121, die Bestimmungen, die Professor Keller über die Tierknochen abgab, kurz mit. Etwas ausführlicher berichtet über sie Holdefleiß in den Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, 76. Versammlung zu Breslau, Teil II. Leipzig 1905, S. 269—272, Prähistorische Haustiere in Schlesien.

Die schlesischen Funde der ältesten Bronzezeit (Periode I) haben noch keine zusammenfassende Behandlung gefunden, doch wird eine solche von Seger vorbereitet. An Fundberichten sind erschienen: Seger, Hockergräber bei Rothschloß, Kr. Nimptsch, Schl. Vz. N. F. II, S. 15—24, von Gräbschen, Kr. Breslau und Gleinitz, Kr. Glogau, Schl. Vz. N. F. IV, S. 1—5. Die Gräber von Gräbschen schließen sich unmittelbar an die jüngste Steinzeitkultur an und leiten zu den echten Aunjetitzer Formen der drei anderen Fundplätze über. Kürzere Berichte mit Abbildungen hat Richter von Schönbankwitz, Kr. Breslau, in der Zeitschrift Schlesien, Bd. I, S. 29f. und von Ottwitz, Kr. Strehlen in den Schlesischen Heimatblättern, Bd. III (Hirschberg 1910), S. 308f. und Plettke über einen frühbronzezeitlichen Grabfund mit Teilbestattung aus Groß-Würbitz (Mannusbibl. Nr. 22 S. 51f.) veröffentlicht. Auch die Skelette dieser Zeitstufe sind mehrfach anthropologisch untersucht worden. Die Kleinwüchsigkeit, die Thilenius an Resten von zwei Skeletten aus Rothschloß errechnet hat (Schl. Vz. N. F. II, S. 16 ff.), hat sich durch spätere Funde als vereinzelte Ausnahme erwiesen. Die schlesische Bevölkerung der damaligen Zeit ist groß von Wuchs und langköpfig; es sind echte Nachkommen der jungsteinzeitlichen Langkopfrasse, wie die Untersuchungen von Reche (Arch. f. Anthropol. N. F. VII, S. 227ff.) und Schliz (ebendort N. F. IX, S. 222ff.) gezeigt haben. In Schl. Vz. N. F. II, S. 3ff. hat Seger die Goldfunde aus der Bronzezeit Schlesiens zusammengestellt, die zum größten Teil aus dieser Zeitstufe

Digitized by Google

stammen [1]). Es sind spiralig gerollte Schmuckstücke, die als Kopf-, Hals- oder Fingerschmuck getragen wurden. Sie finden sich meist in größerer Zahl vereint in Schatzfunden. Auch Bernsteinperlen und Bronzeringschmuck, wie ihn z. B. der Fund von Weigwitz, Kr. Breslau (a. a. O. S. 5 ff.) aufweist, waren damals beliebt. Eine Zusammenstellung der schlesischen Depotfunde der Periode I gibt Seger in Schl. Vz. N. F. IV, S. 43 und bespricht sie näher, soweit sie nicht schon früher veröffentlicht worden sind (Seger, Depotfunde aus der Bronze- und Hallstattzeit, Schl. Vz. N. F. IV, S. 9 ff.). Über die Kunstfertigkeit, mit der eine Kettennadel von Klein Gandau und ein Kettenschmuck von Gurkau in vierteiliger Kastenform gegossen wurde, hat Götze gehandelt und das technische Verfahren klargestellt (Götze, Monteliusfestschrift, Stockholm 1913, S. 155 ff., Die Technik gegossener Bronzeketten; siehe auch Götze in der Zeitschrift: Die Saalburg, Heft 32/33, Homburg vor der Höhe 1914, S. 520 ff.). An Einzelfunden hat Seger zwei Kupferäxte von ungarischer Form (Schl. Vz. N. F. III, S. 51 ff.) und eine kupferne Doppelaxt aus Alt-Altmannsdorf (Schl. Vz. N. F. V, S. 1 ff.) bekannt gegeben. Kaum vorgeschichtlich hingegen ist wohl das merkwürdige schlesische Kupferbeil mit langem Kupferstiel, das Seger im Korrespondenzblatt für Anthropologie 1909, S. 90 f., veröffentlichte und das Hertzog (ebendort 1910, S. 8) nach seiner Form als Wiesenbeil zum Ausschneiden von Erdstreifen ansehen möchte.

Die zweite Periode der Bronzezeit ist in Schlesien nicht stark vertreten. Aus dieser Zeit stammen Schlesiens älteste Hügelgräber, die Seger in Schl. Vz. N. F. V, S. 29—35, behandelt hat. Bei ihnen wird das Skelett von großen Steinsetzungen überdeckt, wie sie häufig auch in den gleichalten Flachgräbern nachweisbar sind. Weitere Grabfunde veröffentlichte Seger in Schl. Vz. N. F. IV, S. 6—8 und in der Prähist. Zeitschr. I, S. 55 ff. in einem Aufsatz: Zur Chronologie der ostdeutschen Ösennadeln. Seger legt hier die in der Typenkarte (Zeitschr. f. Ethnol. 1907) ungenügend herausgearbeitete Typologie und Chronologie dieser wichtigen Nadelgruppe klar. Von besonderem Interesse sind die Gräber von Massel, Kr. Trebnitz (Seger, Maslographia, Schl. Vz. N. F. VI, S. 1 ff.) [2]), da sie den Übergang von der Körper- zur Brandbestattung aufs trefflichste veranschaulichen.

Die zuletzt erwähnte Arbeit Segers bildet zugleich eine Jubiläumsschrift für einen der ältesten Vorgeschichtsforscher Schlesiens, Pastor Hermann aus Massel, dessen dickleibiges Werk „Maslographia" im Jahre 1911 zweihundert Jahre alt war. Hermann beschreibt darin seine umfangreichen

[1]) Den Goldfund von Halbendorf, Kr. Oppeln, hat Seger noch einmal in der Zeitschrift Oberschlesien, Bd. I (1902), S. 15—18 besprochen.

[2]) Einen kürzeren Bericht veröffentlichte Seger im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1911, S. 180 ff.

Digitized by Google

Grabungen auf einem bronzezeitlichen Urnenfelde auf dem „Töppelberge" bei Maſſel in einer für damalige Zeit recht ſachlichen Weiſe. Sein Buch iſt noch heute beſonders auch wegen der vielen Abbildungen als Quellenſchrift von Wert. Hermanns große Altertümerſammlung iſt faſt völlig verſchollen. Eine kleine Typenſammlung von Tongefäßen vom Töppelberg ſchenkte er 1705 in einer Holzpyramide der Breslauer Bernhardin-Bibliothek. Sie befindet ſich jetzt im Breslauer Muſeum. Ihre Wände ſind mit Abbildungen von Altertümern, ſymboliſchen Darſtellungen und Bibelſprüchen eigenartig bemalt. Eine genaue Beſchreibung von ihr gab Richter in der Zeitſchrift Schleſien II, S. 327—332, mit 5 Abbildungen (Ein ſchleſiſcher Urgeſchichtsforſcher vor 200 Jahren). Eine ausführliche Biographie Hermanns veröffentlichte Nitſchke in der Zeitſchrift des Vereins für Geſchichte Schleſiens 46 (Breslau 1912), S. 90—123 (Leonhard David Hermann, Paſtor zu Maſſel). Der ſchleſiſche Altertumsverein hat Hermann 1911 auf der Stätte des ehemaligen Töppelberges einen Gedenkſtein errichtet.

Wichtigere Bronzetypen aus der zweiten Periode der Bronzezeit hat Seger an verſchiedenen Stellen bekannt gegeben, ſo die ungariſche Bronzeaxt aus Gleinau (Schl. Vz. U. F. III, S. 52 ff.), eine andere gleichfalls importierte Bronzeaxtform aus Haynau (Mitteil. d. Geſch.- u. Altertumsvereins zu Liegnitz V, S. 112 ff., Seger, Neue Bronzefunde aus Niederſchleſien), Armbergen mit Spiralenden (Korreſpondenzblatt für Anthropologie 1906, S. 125 f., Abb. 1), ein Bronzeſchwert (Schl. Vz. U. F. VI, S. 39 f.) und einige Bronzedolche (Schl. Vz. U. F. V, S. 11 ff.).

Die Zeit der Urnenfelder des ſog. Lauſitzer Typus (in weiterem Sinne), die die Perioden III—V der Bronzezeit und die älteſte Eiſenzeit (Periode VI) umfaßt, hat die zahlreichſten Funde geliefert. Faſt unüberſehbar ſind die Fundmengen, die das Breslauer Muſeum in ſeinen Schau- und Depoträumen aufgeſtapelt hat. Leider ſind aber die Urnenfelder bisher am wenigſten veröffentlicht worden, ſo daß man ſich allein auf Grund des Literaturſtudiums von ihrer Häufigkeit und Größe ein ganz falſches Bild machen würde. Dieſe ſtiefmütterliche Behandlung der Lauſitzer Kultur in den letzten Jahrzehnten iſt ja auch außerhalb Schleſiens gang und gäbe. Gerade die übermäßige Reichhaltigkeit des Stoffes erſchwert ſeine Bearbeitung. In Schleſien ſind neuerdings Arbeiten im Gange, periodenweiſe den Fundſtoff bekannt zu geben. Als erſter hat Mertins verſucht, die Lauſitzer Kultur typologiſch und chronologiſch zu zerlegen: Mertins, Über die chronologiſche Gliederung der ſchleſiſchen Gräberfelder (Verhandlungen der Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher und Ärzte, 76. Verſammlung zu Breslau, Teil II, Leipzig 1905, S. 273 f.). Weiter ausgeführt hat er ſeine Auffaſſung in ſeinem Wegweiſer durch die Urgeſchichte Schleſiens. Trotz vieler richtiger Beobachtungen von Mertins iſt dieſer Teil ſeines Buches beſonders einer Überarbeitung bedürftig. An Fundveröffentlichungen ſind

Digitized by Google

folgende erschienen: Aus der Buckelurnenzeit (Periode III) stammen die meisten schlesischen Hügelgräberfelder. Richter gibt in Schl. Vz. N. F. V, S. 36—40 einige von ihm untersuchte niederschlesische Hügelgräber bekannt, Jahn berichtet kurz über solche aus Merzdorf, Kr. Sagan, in der Zeitschrift Schlesien VII (1913), S. 92 f. Ein Flachgrab aus derselben Zeitstufe von Aufhalt, Kr. Freystadt, ist im 5. Bande der Zeitschrift Schlesien auf S. 342 abgebildet. Endlich bespricht auch Leporin Grabfunde gleichen Alters aus Beckern, Kr. Striegau (Schl. Vz. N. F. V, S. 41 ff.). In dieser Arbeit Leporins über Urnenfelder um Kuhnern, Kr. Striegau, sind außerdem Gräber der jüngeren Bronzezeit und ältesten Eisenzeit dargestellt. Der jüngeren Bronzezeit gehören auch die von Will veröffentlichten Gräber von Hünern (Niederlausitzer Mitteilungen VIII, 1904, S. 63—75, mit 4 Tafeln. Ergebnisse meiner Ausgrabungen auf dem Gräberfelde von Hünern, Kr. Trebnitz), das Gräberfeld von Kreuzburg (Richter, Zeitschrift Oberschlesien IX, 1911, S. 485—492, das Gräberfeld von Kreuzburg) und die Urnengräber von Kottwitz, Kr. Trebnitz (Jahn, Zeitschrift Schlesien VII, 1913, S. 92 f.) an. Von Wert für die Gliederung der Urnenfelderkultur sind die Grabungen in Ober-Bielau. Der Leiter der Untersuchungen Welter stellte fest, daß das umfangreiche Gräberfeld von West nach Ost zu belegt wurde und veröffentlichte drei typische Gräber aus den drei Teilen des Friedhofes, die der vierten, fünften und sechsten Periode angehören (Welter, Aushebung von 3 Gräbern der jüngeren Bronzezeit in Ober-Bielau, Kr. Goldberg-Haynau. Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins VI, 1917, S. 89—96, 289, 295). Aus der Schlußstufe der Bronzezeit und besonders aus der ältesten Eisenzeit stammen die Gräberfelder von Groß Carlowitz, Alt-Patschkau und Matzwitz, die Dittrich und Dau in den Jahresberichten des Neißer Kunst- und Altertumsvereins, Heft 4 (1900), S. 27—29, Heft 6 (1902), S. 23—26 und Heft 8 (1904), S. 19 f. veröffentlicht haben. Ein Urnenfeld von Bienowitz, Kr. Liegnitz, aus der ältesten Eisenzeit durchforschte und behandelte Purmann in den Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins IV (1912), S. 262—268. Auffallend ist eine rohe Graburne, die Spuren einer alten Flickung aufweist (a. a. O. Abb. 3a). Auch die von Nordheim untersuchten Siedelungen und Urnenfelder bei Leschwitz, Kr. Liegnitz, gehören meist dieser Zeitstufe an (Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins VII, 1919, S. 164—180). Aus den Beständen des Berliner Museums für Völkerkunde bildet Voß eine Henkeltasse aus Tschammer Ellguth, Kr. Groß-Strehlitz, die eine Nachahmung einer Bronzetasse in Ton ist (Zeitschr. f. Ethnol. 1901, Verhandlungen S. 281, Abb. 8), und eine späte Buckelvase mit falschem Schnurornament aus Brauchitschdorf, Kr. Lüben (ebendort 1903, S. 177, Abb. 32b) ab. Für ein bemaltes Gefäß mit eigenartigem Ringgriff sieht Grempler in etruskischen Bronzetassen die Vorbilder (Schl. Vz. N. F. II,

Digitized by Google

S. 1 f.). Eine eigenartige Gruppe von messerbänkchenartigen Tonböcken, die bisweilen auf Tontellern angebracht sind, behandelt Seger näher in einer Studie: Kultsymbole aus schlesischen Gräbern der frühen Eisenzeit (Monteliusfestschrift 1913, S. 215 ff.), in der er auch höchst naturgetreue farbige Abbildungen von bemalten Gefäßen mit heiligen Zeichen, wie Sonnenbilder, Dreiwirbel und ähnliches, bringt.

Die Bronzegeräte und Depotfunde aus der Zeit der Lausitzer Kultur sind viel vollständiger veröffentlicht worden als die Gräberfelder. Die Ösennadeln, deren jüngere Formen aus der dritten Periode stammen, besprach Seger in der bereits erwähnten Arbeit in der Prähist. Zeitschr. I, S. 55—64. In demselben Bande veröffentlichte Seger auf S. 196—199 drei schlesische Bronzefunde aus der mittleren und jüngeren Bronzezeit. In dem bereits angeführten Bericht Segers über neue Bronzefunde aus Niederschlesien (Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins V, S. 112—120) sind auch Armringe der mittleren Bronzezeit besprochen und abgebildet worden. Die Zeitstellung ähnlicher Ringe und einer Reihe von kennzeichnenden ostdeutschen Formen erläuterte Seger in einem Vortrage über einige ostdeutsche Bronzetypen (Korrespondenzblatt für Anthropologie 1906, S. 125—128)[1]. Die Depotfunde aus der Bronze- und Hallstattzeit faßte Seger in der ausführlichen Abhandlung in Schl. Vz. N. F. IV, S. 9—43 zusammen. Auf der Schlußseite dieser Arbeit sind sie, fünfzig an der Zahl, in einer Tabelle zeitlich geordnet aufgezählt. Als Nachtrag ließ Seger in Schl. Vz. N. F. VII, S. 126, den Bronzefund von Bergel, Kr. Ohlau, ein Bündel von vier Halsringen, erscheinen. Ebenso brachte Richter in der Zeitschrift Oberschlesien VI, 1907, S. 273 bis 275 (Der Bronzefund von Lohnia, Kr. Gleiwitz) eine Ergänzung zu dem Depotfunde von Lohnia. Schon vorher hatte Grempler den Depotfund von Klein-Zöllnig veröffentlicht (Schl. Vz. N. F. III, S. 40—45), dessen Hauptstück ein prächtiger italischer Bronzeeimer ist.

Es ist dies die letzte Veröffentlichung Gremplers. Zu Beginn des Jahres 1907 erlöste ihn der Tod von langem Leiden. In ihm verlor die schlesische Altertumskunde einen tatkräftigen Förderer und Gönner. Sein Hauptverdienst war es, als Vorsitzender des schlesischen Altertumsvereins der Urgeschichte in Schlesien wieder den ihr gebührenden Platz verschafft zu haben, weitere Kreise für sie zu interessieren und eine mehr wissenschaftliche Vertiefung auf diesem Gebiet auch in Schlesien anzubahnen. Indem er sein beträchtliches Vermögen dem Breslauer Museum vermachte, gab er diesem die nötige wirtschaftliche Bewegungsfreiheit, um sich in erfreulicher Weise entwickeln zu können. Im Jahre 1902 brachte ihm der Schlesische Altertums-

[1] Eine Inhaltsangabe dieses Vortrages ist auch in den Oberlausitzer Jahresheften II, S. 324f. erschienen.

Digitized by Google

verein zur Erinnerung an sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum ein Verzeichnis der prähistorischen Schriften von Wilhelm Grempler dar, das in dem Nachruf auf Grempler im 85. Jahresberichte der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur (1907), Nekrologe S. 1—5, wieder abgedruckt worden ist. Weitere Nachrufe sind in Schl. Vz. N. F. IV, S. I—IV und V, S. 278 f. und in der Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 182 f., erschienen. Gremplers Asche ist seinem Wunsch gemäß in der vorgeschichtlichen Abteilung des Breslauer Museums beigesetzt worden (vgl. die Abbildung seines Grabdenkmals in Schl. Vz. N. F. V, S. 229).

Auch die Bronzeschwerter und Dolche Schlesiens haben von Seger eine zusammenfassende Bearbeitung erfahren (Schl. Vz. N. F. V, S. 3—15 und VI, S. 39 f.). Von größerer Bedeutung ist das goldene Stirnband vom Mönchswald, Kr. Jauer, das Seger im Korrespondenzblatt für Anthropologie 1911, S. 154 f. und ausführlicher in Schl. Vz. N. F. VI, S. 41 bis 47 (Der Goldfund aus dem Mönchswalde) bekannt gegeben hat [1]). Nach den heiligen Zeichen, die in dieses Schmuckstück eingepunzt sind, und den Fundumständen, schließt Seger auf eine alte Kultstätte, die auf diesem Berge bestanden hat und an der das Goldband als Weihegeschenk für die Gottheit niedergelegt worden ist. Eine wichtige Zusammenstellung der schlesischen Gußformen bringt Seger in Schl. Vz. N. F. V, S. 16—27. Am anschaulichsten ist die in allen Teilen erhaltene Form eines Tüllenbeils aus Beckern, an der das Gußverfahren bis ins einzelnste klargestellt wird. Einige schlesische Bronzenadeln bespricht Senf in der Zeitschr. f. Ethnol. 1900, Verhandlungen S. 376 ff. (Bronzenadeln von auffälliger Spitzigkeit).

Eine für die Kulturgeschichte besonders wichtige Frage wurde gelegentlich der Grabungen in Tarxdorf, Kr. Steinau, angeschnitten. Dort waren eine große Anzahl Schmelzöfen der Hallstattzeit aufgedeckt worden. In den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie suchte man sich über den Aufbau und die ursprüngliche Gestaltung der Öfen klar zu werden, ohne jedoch zu einer allgemein anerkannten Lösung zu kommen (Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 53 ff., 60 ff. und 88 ff.). Die wichtigsten Ausführungen machten dort in dieser Angelegenheit Olshausen und Krause. Weitere Grabungen, die zur Klärung unbedingt notwendig sind, haben noch nicht in größerem Maßstabe stattgefunden. Doch sind inzwischen aus Posen und Sangerhausen neue Schmelzöfen bekannt geworden (Zeitschr. f. Ethnol. 1914, S. 447 ff.), und auch in Schlesien, in der Nähe von Tarxdorf, hat Nordheim in Leschwitz, Kr. Liegnitz, den Tarxdorfern ganz ähnliche Öfen aufgedeckt (Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins V, 1914, S. 209 und 212; VII, 1919, S. 164 ff., Die vorge-

[1]) Eine ungenügende Abbildung des Stirnbandes ist bereits in den Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins III (1910), S. 317 veröffentlicht worden.

Digitized by Google

schichtlichen Funde von Leschwitz). Auf die Untersuchungen von hallstattzeitlichen Burgwällen gehe ich unten ein.

Da während der Zeit der Urnenfelder die Brandbestattung herrscht, fehlt anthropologisch verwertbares Skelettmaterial. Nur in Oberschlesien tritt auf wenigen früheisenzeitlichen Gräberfeldern neben Urnengräbern Körperbestattung auf. Schliz hat in seiner mehrfach angeführten Arbeit (Arch. f. Anthropol. N. F. IX, S. 245 f. und Tafel XIII) vier Schädel von Adamowitz, Kr. Groß-Strehlitz, beschrieben und ihre Zugehörigkeit zur Hallstattgruppe nachgewiesen, die er mit Recht einer illyrischen Bevölkerung zuschreibt. Mit diesem anthropologischen Ergebnis stimmt die auf die Kulturgemeinschaft aufgebaute Zuteilung der Lausitzer Kultur zur illyrischen Gruppe, die Kossinna neuerdings aufgestellt hat, aufs beste.

Von der keltischen Kultur, die zur Frühlatènezeit Teile von Schlesien innehatte, veröffentlichte Seger einen typischen Grabfund einer Frau von Oberhof, Kr. Breslau (Schl. Vz. N. F. III, S. 54—57). Die keltischen Funde aus der Grafschaft Glatz, die Seger in der Volkmer-Festschrift behandelte, erwähnte ich bereits oben. Schliz hat in seiner Arbeit über vorgeschichtliche Schädeltypen (Arch. f. Anthropol. N. F. IX, S. 250 f.) auch drei keltische Schädel aus Schlesien bestimmt und ihre Zugehörigkeit zur böhmischen Keltengruppe gezeigt.

Die frühgermanische Zeit Schlesiens, deren Leitform die Gesichtsurne in fester Steinkiste ist, entbehrt noch einer neueren Bearbeitung; eine solche wird aber bereits vorbereitet. Über die Steinkistengräber von Peterkaschütz, Kr. Militsch, berichtet Seger kurz im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1911, S. 183 f. Das Gräberfeld von Peisterwitz, Kr. Ohlau, das Seger in Schl. Vz. N. F. II, S. 24—31, veröffentlicht hat, gehört gleichfalls zu dieser frühgermanischen Gruppe, obwohl die Urnengräber ohne jeden Steinschutz in die Erde gebettet waren [1]). Es zeigt sich bei diesen südlichen Ausläufern der Kultur ein Abschleifen der Haupteigentümlichkeiten der Gesichtsurnengruppe und das Übernehmen von Charakterzügen der Lausitzer Kultur. Noch deutlicher tritt diese Mischung bei dem südlichsten frühgermanischen Vorposten vor Augen, dem Grabe aus dem Poppelauer Forst, Kr. Oppeln (Seger, in Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur, S. 47 und Abb. 12). In Schlesien sind bisher zwei Glockengräber bekannt geworden. Das eine von Schönbankwitz, Kr. Breslau, bespricht Richter in der Zeitschrift Schlesien I, S. 29 f.; das andere von Rayschen, Kr. Wohlau, findet sich bei Plettke: Germanische Gräber aus dem dritten Jahrhundert nach Chr. (Schl. Vz. N. F. VII, S. 119, Grab 1, Abb. 35, 36 und 41). Als ich diese Arbeit nach Plettkes Tod druckfertig

[1]) Jentsch hat in den Niederlausitzer Mitteilungen VII, S. 288f. (Schlesische Anklänge an Lausitzer Funde) auf Fundstücke der Niederlausitz hingewiesen, die mit solchen von Peisterwitz und Zeippern (siehe Spätlatènezeit) vergleichbar sind.

Digitized by Google

machte, fiel es mir nicht auf, daß das Grab 1 früheisenzeitlich ist und nichts mit den kaiserzeitlichen Gräbern desselben Fundplatzes zu tun hat. Daher ist das Glockengrab dort fälschlich als kaiserzeitlich aufgeführt worden.

Aus der Spät-Latènezeit stammt das Gräberfeld von Zeippern, Kr. Guhrau, das Seger in Schl. Vz. N. F. II, S. 31—44 (Ein Begräbnisplatz der mittleren Ia Tènezeit) veröffentlichte. Als erster planmäßig untersuchter schlesischer Friedhof dieser Zeitstufe ist er von besonderer Bedeutung. In der Nähe ist später ein wichtiges Grab mit einem Bronzeeimer als Urne aufgedeckt worden, das Jahn in der Kossinna-Festschrift, Mannus X, S. 15 bis 24 (Der Spätlatènefund von Tschiläsen, Kr. Guhrau), bekannt gab. Die verzierten Waffen der Spätlatènezeit und der Kaiserzeit stellte Jahn in Schl. Vz. N. F. VII, S. 93—112 (Die schlesischen verzierten Waffen der Eisenzeit) zusammen. Die wichtige Arbeit Kostrzewskis über die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit, die auch die neueren schlesischen Funde berücksichtigt, habe ich bereits oben aufgeführt, ebenso die Nachträge, die Kossinna im Mannus XI—XII, S. 409—411 (Wandalen an der Oder in der frühen Eisenzeit) dazu gebracht hat. Beachtenswert ist Kossinnas Hinweis auf den Fund von Lindau, Kr. Freystadt, mit seinem altertümlichen Charakter. Für die Geschichte der Wandalen, die damals Schlesien besiedelten, ist ein westdeutscher Grabfund von Muschenheim, Kr. Gießen, von großer Bedeutung, der die Beigaben eines wandalischen Kriegers enthält. Schumacher veröffentlichte diesen Fund in der Germania 1920, S. 76 ff. Kossinna ergänzte und berichtigte dessen Ausführungen im Mannus XI—XII, S. 405—408 (Wandalen in der Wetterau) und deutete den Fund als Hinterlassenschaft einer kleinen Wandalenschar, die von der Oder nach Westdeutschland gezogen ist.

Über die Kaiserzeit Schlesiens liegen neuerdings mehrere Veröffentlichungen vor; doch harren noch eine reiche Zahl wichtiger Funde ihrer Bekanntgabe. Die schlesischen Skelettgräber des ersten nachchristlichen Jahrhunderts stellte Jahn in der Jubiläumsschrift: 25 Jahre Siedlungsarchäologie, Mannusbibl. Nr. 22, S. 78—94, in der Studie Zur Herkunft der schlesischen Wandalen zusammen. Er spricht diese Gruppe den wandalischen Silingen zu und leitet sie von Seeland und Nordjütland her. Über das altgermanische Heiligtum auf dem Zobten, das mitten im Gau der Silingen liegt, hat Seit in der Zeitschrift Schlesien V (1912), S. 482—484 (Eine urgermanische Opferstätte) vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt kurz gehandelt; doch dürften seine Ausführungen vielfach der Kritik nicht standhalten. Die oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit hat Jahn in der Prähistorischen Zeitschrift X, S. 80—149 (mit 14 Tafeln) ausführlich bekanntgegeben. Der Schluß dieser Arbeit, in dem die Siedelungs- und Einzelfunde behandelt werden, ist wegen des Aussetzens dieser Zeitschrift seit 1920 noch immer nicht veröffentlicht worden. Durch Oberschlesien

Digitized by Google

ging seit dem zweiten Jahrhundert nach Chr. die wichtige Handelsstraße, auf der samländischer Bernstein nach dem römischen Reich geführt wurde. Ihre Rastorte auf Grund der Angaben des Ptolemäus festzustellen, ist seit alters das rastlose Bemühen berufener und noch mehr nichtfachmännischer Kreise. So versucht ihren Verlauf innerhalb Oberschlesiens Wilpert in der Zeitschrift Oberschlesische Heimat IV (1908), S. 148—152 (Der Gau der Opolini in vorgeschichtlicher Zeit I, die Bernsteinstraße) genauer festzulegen. Mit einer geradezu leidenschaftlichen Begeisterung warf sich Dug auf die Erklärung des Ptolemäus und glaubte, seiner Phantasie freien Lauf lassend, das Rätsel gelöst zu haben. Bis zu seinem Tode hat er es nicht verwinden können, daß sein Ptolemäusbuch keinen Verleger fand (vgl. Dug, Wanderungen durch das Leben von der Urzeit bis zur Gegenwart. Leipzig 1912, S. 7 ff.; darin auch einige Fundangaben). Seger hielt in Wien 1906 einen Vortrag über Spuren der römischen Kultur in Schlesien (Protokoll der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Wien. Berlin 1907, S. 57—65), in dem er unser tatsächliches Wissen von der Bernsteinstraße und die Kultur- und Verkehrsverhältnisse zwischen Rom und Schlesien darlegt. Die Funde römischer Münzen in Oberschlesien hat Klose in der Zeitschrift Oberschlesien I (1902), S. 301—313, in übersichtlicher Weise zusammengestellt und dabei auch die Münzen des übrigen Schlesiens tabellarisch verzeichnet; kürzer ist die Darstellung der Funde antiker Münzen in (ganz) Schlesien, die Günther im 5. Bande der Zeitschrift Schlesien auf S. 549—553 (1912) gegeben hat. Eine wichtige Gruppe von Gräbern der späten Kaiserzeit veröffentlichte Plettke in Schl. Vz. U. F. VII, S. 113—125 (Germanische Gräber aus dem dritten Jahrhundert nach Chr.). Auf die in demselben Bande erschienene Zusammenstellung der schlesischen verzierten Waffen durch Jahn wies ich schon bei der Besprechung der Spät-Latènezeit hin. In Thiemendorf, Kr. Steinau, fanden sich zwei Skelettgräber der späten Kaiserzeit, deren eines in einer großen Steineinfassung lag und unter anderem einen Holzeimer mit Bronzebeschlägen enthielt. Seger berichtet kurz über diese Funde im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1911, S. 184 f. Ins vierte Jahrhundert nach Chr. führt uns ein Kriegergrab, das Seger in den Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins I (1905), S. 138—144 (Ein Grabfund der Völkerwanderungszeit aus Neuhof bei Liegnitz) veröffentlicht hat. Einer der wenigen Funde aus der Völkerwanderungszeit Schlesiens und zugleich der bedeutendste ist das Grab von Höckricht, Kr. Ohlau, das sich im Berliner Museum für Völkerkunde befindet. Krause hat in Schl. Vz. U. F. III, S. 46—50, die vorhandenen Fundnotizen und gute Abbildungen der Fundstücke veröffentlicht. Götze ist es jüngst gelungen, die ursprüngliche Bedeutung der mit roten Steinen besetzten Goldbleche, die des

Digitized by Google

Bestatteten Gürtel schmückten, festzustellen. Sie sind Teile eines schon im Altertum zerschnittenen Diadems, das aus einer südrussischen Werkstatt stammt (Götze, Ein goldenes Diadem der Völkerwanderungszeit, Bezzenberger-Festschrift, Göttingen 1921, S. 52—59, Tafel 5).

Die slawische Zeit hat gleichfalls noch keine zusammenfassende Bearbeitung gefunden. Hahn berichtet in den Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins Bd. V, S. 212 f. (mit 1 Abb.) kurz über ein bei der Bautätigkeit zerstörtes umfangreiches Skelettgräberfeld in der Liegnitzer Vorstadt Carthause. Ebenso kurz ist ein Hinweis auf slawische Funde bei Gustau, Kr. Glogau, von einem angeblichen Burgwall, der in den Schlesischen Heimatblättern IV (Hirschberg 1911), S. 307 f. zu finden ist. Einen Schädel mit klaffender, aber verheilter Hiebwunde aus Bauerwitz, Kr. Leobschütz, erwähnt Jahn in der Zeitschrift Schlesien VII, S. 175. Über slawische Wohngruben von Marschwitz, Kr. Ohlau, und ein ebendort gefundenes spätes Schwert schreibt Seger in Schl. Vz. N. F. III, S. 39 und 189. Von besonderem Belange sind die von Lustig untersuchten zahlreichen Werkstätten für Mühlsteine am Zobtenberge, die dort gebrochen und verarbeitet wurden (Lustig, Die Trichtergruben (Mardellen) vom Zobtenberge in Schlesien, Globus, Bd. 85, 1904, S. 85—89, mit 4 Abbildungen). Von den geographischen und kulturellen Verhältnissen in damaliger Zeit entwirft Treblin ein allgemeines Bild in der Zeitschrift Schlesien III, S. 100—106 und 145—149 (Das schlesische Landschaftsbild in slawischer Zeit). Zwei Hacksilber- und Münzfunde von Winzig, Kr. Wohlau, und Rudelsdorf, Kr. Nimptsch, sind in Schl. Vz. N. F. II, S. 45—54 von Bahrfeldt und Friedensburg veröffentlicht worden. Sie stammen beide aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Eine der im damaligen Geldverkehr üblichen Schalenwagen bespricht Seger in Schl. Vz. N. F. III, S. 57 f. (Bronzewage aus Dürschwitz). Bereits in die Zeit der deutschen Kolonisation weist uns die Abhandlung von Hahn in den Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins V, S. 158—208 (Der Fund mittelalterlicher Gefäße im Baugrunde alter Häuser zu Liegnitz und dessen Bedeutung für die Volkskunde).

Die bedeutendsten Überreste aus slawischer Zeit sind die Burgwälle, Befestigungsanlagen, die man früher fast durchweg für slawisch ansah. Erst die neuere Spatenforschung hat auch in Schlesien erwiesen, daß ein beträchtlicher Teil von ihnen schon in der Hallstattzeit angelegt wurde. Trotzdem sollen hier alle Burgwälle gemeinsam behandelt werden. Im Auftrage des Breslauer Museums hat Hellmich die schlesischen Burgwälle vermessen und aufgenommen. Über die geeignetste Art der Vermessung mit Hilfe des von ihm verbesserten Götzeschen Böschungsmessers und die kartenmäßige Darstellung der Messungsergebnisse berichtete er in der Zeitschrift für Ethnologie 1904, S. 885—890 — hier gibt er auch als Beispiel eine Darstellung des Burg-

Digitized by Google

walles von Linz, Kr. Guhrau — und im Korrespondenzbl. für Anthropologie 1909, S. 6—11. Einen Überblick über die schlesischen Burgwälle und eine Statistik von ihnen bringt Hellmich in der Zeitschrift Schlesien II, S. 67—74. Den Steinwall auf dem Geiersberge, der dem Zobten benachbart ist, untersuchte und beschrieb Lustig in Schles. Vorzeit, N. F. IV, S. 46—53. Diese Anlage stammt aus der Bronzezeit. Der Burgwall auf dem Breiten Berge bei Striegau ist vom Breslauer Museum aufs eingehendste durchforscht worden. Die Veröffentlichung der ergebnisreichen Grabungen steht bevor[1]). Eine vorläufige Notiz von Jahn findet sich in der Zeitschrift Schlesien, Bd. VII. S. 63f. Es wurde eine hallstattzeitliche und darüber eine spätslawische Befestigungsanlage festgestellt. Die Anschauungen, die Schmidt-Löbau über den Burgwall entwickelt (Mannus I, S. 280—287, Ergebnis meiner Wallforschung auf dem Breiten Berge bei Striegau in Schlesien) sind von Grund aus verfehlt. Während des Krieges hat das Breslauer Museum ebenso eingehend den Burgwall auf der Schwedenschanze bei Oswitz, Kr. Breslau untersucht; die erfreulichen Ergebnisse der Grabungen stellte Seger in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 1919, S. 79—93 (die Schwedenschanze bei Oswitz) zusammen. Es ist der erste schlesische Burgwall, der nachweislich keine slawische Befestigung trug, sondern nur zweimal am Schluß der Bronzezeit und am Beginn der Eisenzeit befestigt war. Die Holzkonstruktion der Mauer hatte sich teilweise ausgezeichnet erhalten. Kurze Mitteilungen über Burgwälle finden sich mehrfach in der schlesischen Literatur. Ich erwähne: Hahn, Über den Burgwall von Riemberg, Kr. Goldberg, in den Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins V, S. 166f, Abb. 1; Sprotte, Über oberschlesische Burgwälle in der oberschlesischen Heimat I (Oppeln 1905), S. 57; Gregor und Schulte, Über den Burgwall Grzendzin, Kr. Kosel, ebendort IV (1908), S. 137ff und 243ff; Vermehren, Der Kopietz oder Tempelberg bei Oberwitz, Kr. Gr.-Strehlitz, Zeitschrift Oberschlesien VII, S. 244—247; Vermehren, Die Zlönitzer Schanze, Kr. Oppeln, ebendort VIII, S. 353 bis 355; Kutzer, Die Kastellanei Gradice Golensicecke, ebendort, IX, S. 344 bis 347; Franke, Forschungen und Funde im Kreise Neustadt, Oberschlesien, ebendort IX, S. 284ff.

Wohl aus spätslawischer Zeit stammen die Langwälle Niederschlesiens, die sogenannten Dreigräben, deren Bedeutung trotz vielfacher Bearbeitungen noch nicht einwandfrei festgestellt werden konnte. An neueren Arbeiten erwähne ich: Schöpke, Die Dreigräben (Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 36, 1902, S. 405—414); Matuszkiewicz, Steht die mittelschlesische Preseka zu den niederschlesischen Dreigräben in Beziehung? (ebendort 41, 1907, S. 392—401); Hellmich, Zeitschrift Schlesien II

[1]) Die Behandlung der auf dem Breiten Berge gefundenen Getreidereste von Paz und Hoffmann habe ich weiter unten angeführt.

Digitized by Google

(1909), S. 68f und Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. 76. Versammlung zu Breslau, 1904, Teil II, Leipzig 1905, S. 277 bis 281 (Die Dreigräben im Bobergebiet).

Die Einbäume Schlesiens, deren Alter nicht genauer zu bestimmen ist, die aber in der Mehrzahl nicht mehr vorgeschichtlich sind, hat Hellmich zusammenfassend veröffentlicht in Schles. Vorzeit, N. F. VI, S. 17—32 und VII, S. 127f (Einbäume in Schlesien).

Die vorgeschichtlichen Pflanzenreste Schlesiens haben mehrfach fachmännische Bearbeitung gefunden. 1902 sprach Pax über einen Fund prähistorischer Pflanzen aus Schlesien (80. Jahresbericht der Schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur, II. Abteilung, S. 1—4) und glaubte Roggenfunde aus hallstattzeitlichen Gräbern nachweisen zu können (vgl. auch Schles. Vorzeit, N. F. II, S. 197). 1914 und 1915 beschrieben Pax und Hoffmann in Englers Botanischen Jahrbüchern, Bd. 50 (Englers Festschrift), S. 593—606 (Alte Kulturpflanzen aus Schlesien) und Bd. 52, S. 346—353 (Prähistorische Pflanzen aus Schlesien und der Oberlausitz) eine ganze Reihe von Getreide- und Holzproben, die ihnen zur Bestimmung vorgelegt worden waren. Die wichtigsten Saatgutreste stammen aus dem Burgwall vom Breiten Berge bei Striegau. Die Tierreste aus schlesischen Vorzeitfunden haben bisher nur in geringem Umfange eine Bearbeitung gefunden. (Siehe oben unter Steinzeit.)

* * *

Der schlesische Teil der Oberlausitz ist von dem eigentlichen Schlesien durch einen fundarmen Waldgürtel getrennt und weist auch eine andersartige kulturelle Färbung auf; er bildet mit der sächsischen Oberlausitz und der Niederlausitz eine Kulturprovinz, die durch die jetzigen politischen Grenzen zerrissen wird. Wir gehen daher auf die preußische Oberlausitz hier nur in einem kurzen Anhange ein. Den Mittelpunkt der Vorgeschichtsforschung in diesem Landesteil bildet das Kaiser-Friedrich-Museum in Görlitz und die Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, beide begründet und noch heute geleitet von Prof. Peyerabend. Ihr Organ sind die Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, die seit 1890 erst jährlich, dann in immer größeren Abständen erschienen. In den hier besprochenen Zeitraum fallen das letzte Heft des 1. Bandes dieser Zeitschrift (1902), der zweite Band (1913) und das 1920 erschienene erste Heft des dritten Bandes. In den neueren Heften überwiegen immer mehr die Veröffentlichungen aus dem uns hier nicht angehenden sächsischen Teil der Oberlausitz, wo eine Bautzener Zweiggesellschaft aufblühte.

Einen Überblick über die Oberlausitzische Vorzeit gab Peyerabend 1906 bei der Görlitzer Versammlung der deutschen Anthropologischen Ge-

Digitized by Google

sellschaft: Oberlausitzer Jahreshefte II, S. 292—298 und Korrespondenzblatt für Anthropologie 1906, S 88—91, Der gegenwärtige Stand der vorgeschichtlichen Forschung in der Oberlausitz. Schon 1900 veröffentlichte Seyerabend eine Tafel vorgeschichtlicher Altertümer der Oberlausitz, auf der er die wichtigsten Vorzeitformen in chronologischer Gruppierung vorführte und für deren weiteste Verbreitung er Sorge trug. In dem Führer durch die Oberlausitzer Gedenkhalle mit Kaiser-Friedrich-Museum (2. Auflage, Görlitz 1910) gibt Seyerabend auf S. 108—110 kurz die Verteilung der Funde in den drei Räumen der vorgeschichtlichen Abteilung an. Die letzte Übersicht über die Vorgeschichte der Oberlausitz findet sich in der Festschrift zum zehnjährigen Bestehen des Museums (Seyerabend, Die Oberlausitzer Gedenkhalle mit Kaiser-Friedrich-Museum, 1902—1912. Görlitz 1912), in der die vorgeschichtliche Abteilung auf S. 85—100 besprochen wird.

Steinzeitfunde sind in der schlesischen Oberlausitz zum Unterschied von der sächsischen nur vereinzelt gemacht worden (vgl. Seyerabend, Oberlausitzer Jahreshefte II, S. 294 und Stock, Die ältesten Steinzeitfunde aus der Oberlausitz, ebendort, S. 256—259). In der Zeit der Urnenfelder unterscheidet Seyerabend einen älteren und einen jüngeren Lausitzer Typus (Gruppierung und Zeitstellung der Gräber vom sogenannten Lausitzer Typus in der Oberlausitz, Oberlausitzer Jahreshefte I, S. 337—342 und Tafel XVIII), seine zeitlichen Ansetzungen dieser Kulturen sind jedoch völlig verfehlt. Bemerkenswert ist, daß der mittlere Lausitzer Typus — also etwa die Perioden IV und V der Bronzezeit — hier so gut wie zu fehlen scheint. Mehrere Gräberfelder des Lausitzer Typus bespricht Stock in den Oberlausitzer Jahresheften II, S. 106—118 (Urnenfunde im Kreise Rothenburg, O.-L.). Vom jüngeren Lausitzer Typus behandelt Seyerabend näher die wichtige Gruppe der bemalten Tongefäße der Oberlausitz und ihre Beziehungen zum Süden (Oberlaus. Jahreshefte II, S. 38—55). Kurze Berichte von Ausgrabungen auf Urnenfeldern finden sich in den Oberlaus. Jahresheften II, S. 60f (Paritz) und S. 154—156 (Hennersdorf). Ausführlicher berichtet Seyerabend über das Gräberfeld bei Groß-Särchen, Kr. Hoyerswerda, das dem jüngeren Lausitzer Typus angehört. Senf macht einige von ihm aufgedeckte Gräber aus Sproitz und Jänkendorf in der Zeitschrift für Ethnologie, 1900, Verhandl. S. 376ff (Bronzenadeln von auffälliger Spitzigkeit) bekannt. Auch zwei Schatzfunde veröffentlichte Seyerabend (Oberlaus. Jahreshefte II, S. 34—37, Die Schatzfunde von Jahmen und Ullersdorf, Kr. Rothenburg, O.-L.), während Stock die Fundberichte von einem leider eingeschmolzenen Goldfunde zusammenstellte (Oberlaus. Jahreshefte II, S. 90—93, Nachrichten über Goldfunde bei Gehege, Kr. Rothenburg, O.-L.). Einen anderen Goldfund aus demselben Kreise bewahrt das Bautzener Stiebermuseum (Ober-

Digitized by Google

lauf. Jahreshefte II, S. 295). Zwei Bronzedolche aus Nenndorf an der Landeskrone, die ganz einzigartige Formen besitzen, bringt Seyerabend in den Oberlauf. Jahresheften II, S. 88—90; ausführlicher hat sie Seger in Schles. Vorzeit, N. F. V, S. 13ff. behandelt.

Während der Latènezeit war die Oberlausitz nach unserer bisherigen Kenntnis nicht besiedelt und auch aus der Kaiserzeit sind nur wenige Funde bekannt geworden (Oberlauf. Jahreshefte II, S. 297). Wie in der Steinzeit war auch damals wieder das sächsische Nachbargebiet stärker besiedelt.

Aus slawischer Zeit sind vor allem die Burgwälle zu nennen, die freilich auch in der Oberlausitz mehrfach ein viel höheres Alter haben. Über die Oberlausitzer Schlackenwälle gibt es bereits eine ziemlich umfangreiche Literatur. Nach den vielen Fehldeutungen früherer Zeiten und den gleichfalls ganz in die Irre gehenden Anschauungen, die noch neuerdings Schmidt-Löbau besonders für die sächsischen Wälle vertrat, konnte Seyerabend, vereint mit Seuchhardt, den Aufbau und den Zweck dieser Anlagen in den Hauptzügen richtig aufklären (Seyerabend im Korrespondenzblatt für Anthropologie, 1909, S. 88f, Die Ringwälle der Oberlausitz im Lichte der neuesten Forschungen und im Mannus, Ergänzungsband I, Würzburg 1910, S. 51—53, Die Entstehung der Schlackenwälle und die verschiedenen Typen der Burgwälle in der Oberlausitz; Schuchhardt im Korrespondenzblatt für Anthropologie, 1909, S. 89, Schlacken- und Brandwälle und in der Zeitschr. f. Ethnologie, 1909, S. 508f., Neues von Befestigungen der Oberlausitz). Die Langwälle (Dreigräben) in der preußischen Oberlausitz besprach Stock in den Oberlauf. Jahresheften II, S. 120—125 und 310ff., ebenso im Korrespondenzblatt für Anthropologie, 1906, S. 99—103.

Durch die umfangreiche Grabungstätigkeit des Breslauer Museums vor dem Kriege sind große Mengen von vorgeschichtlichen Funden angesammelt worden, von denen ein großer Teil erst während und nach dem Kriege verarbeitet werden konnte. Daher liegen jetzt eine ganze Anzahl größerer Fundveröffentlichungen und zusammenfassender Darstellungen fast druckfertig vor, deren Herausgabe unter den jetzigen Verhältnissen nur bei tatkräftigster materieller Unterstützung möglich sein wird. Bei der abgelegenen Lage Schlesiens im Südosten Deutschlands werden leider die Schätze des Breslauer Museums viel zu selten von der Fachwelt an Ort und Stelle studiert. Im allgemeinen begnügt man sich mit der Kenntnis der veröffentlichten Funde. Desto notwendiger ist die Bekanntgabe der vielen wichtigen Entdeckungen und neuen Ergebnisse auf dem Gebiete der schlesischen Vorgeschichte, auf die in unserer Literaturübersicht nur selten hingewiesen werden konnte und die doch auf so viele Epochen ganz neues Licht werfen.

Breslau, März 1922.

Digitized by Google

Literatur zur Vorgeschichte der Provinz Posen 1900–1920.

Von Martin Jahn.

In der Provinz Posen verblieb die Pflege der vorgeschichtlichen Funde unverhältnismäßig lange völlig in den Händen privater Kreise. Durch die anerkennenswerte Tätigkeit des Gymnasialdirektors W. Schwartz erlebte sie seit den achtziger Jahren eine erste Blüte[1]). Die beiden deutschen historischen Zeitschriften der Provinz: das Jahrbuch der historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt zu Bromberg und die Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen brachten in den neunziger Jahren mehrfach Berichte über vorgeschichtliche Funde. Noch reger war die Tätigkeit der polnischen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Posen unter von Jazdzewski, der zusammen mit Erzepki 1890 ein Heft: Posener archäologische Mitteilungen herausgab, dem 1893 der erste Teil des großen Tafelwerkes: Album der im Museum der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aufbewahrten prähistorischen Denkmäler des Großherzogtums Posen, herausgegeben von Koehler und Erzepki, folgte. 1900 veröffentlichte Koehler den zweiten Teil dieses Albums.

Da damals alle diese Bestrebungen vom Staate noch nicht tatkräftig gefördert wurden, erlahmte das vorgeschichtliche Interesse nach dem Tode der führenden Altertumsfreunde immer mehr. Weder die Jahrbücher der historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt, die in der Zeitschrift der Posener historischen Gesellschaft aufgingen, noch auch diese Zeitschrift brachten mehr Beiträge aus der Vorgeschichte. Nur in den seit 1900 erscheinenden historischen Monatsblättern für die Provinz Posen finden sich ganz vereinzelt kleine Fundmitteilungen. Auch die Veröffentlichungen der Gesellschaft der

[1]) W. Schwartz, Materialien zur prähistorischen Kartographie der Provinz Posen, 1875—1882. Fünf Beilagen zu den Programmen des Kgl. Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Posen.

Digitized by Google

Freunde der Wissenschaften wurden nicht fortgesetzt. Endlich griffen Staatsregierung und Provinzialverwaltung ein. 1904 wurde das neu erbaute Kaiser-Friedrich-Museum in Posen eröffnet, in dessen Besitz auch die vorgeschichtliche Sammlung der Posener historischen Gesellschaft überging. Mit dem Jahre 1908 beginnt ein neuer Abschnitt in der Posener Vorgeschichtsforschung durch Schaffung einer Beamtenstelle für einen Berufsprähistoriker an der vorgeschichtlichen Abteilung des Kaiser-Friedrich-Museums.

Erich Blume übernahm mit 24 Jahren, noch vor dem Abschluß seines Universitätsstudiums, die nicht leichte Aufgabe, die Bestände des Museums an vorgeschichtlichen Altertümern dem neuesten Stande der Forschung gemäß zu bestimmen und chronologisch und kulturgeographisch zu ordnen. Außerdem suchte er sofort mit großer Tatkraft und gutem Organisationsvermögen auch die nicht im Kaiser-Friedrich-Museum befindlichen Funde zu erfassen und der Forschung zugänglich zu machen. Schon ein Jahr nach seinem Amtsantritt konnte er der 1909 in Posen tagenden deutschen Anthropologischen Gesellschaft eine wohlgeordnete Ausstellung von Posener Altertümern aus öffentlichem und privatem Besitz in einer Reichhaltigkeit vorführen, die ganz überraschend war. Der von ihm verfaßte Katalog dieser Ausstellung[1]) enthält außer dem Material einen kurzen Abriß der Vorgeschichte Posens, der ein Beweis ist von einer bei der kurzen Vorbereitungszeit erstaunlichen Beherrschung des gesamten Fundstoffes und der noch heute die beste Einführung in die Vorzeit der Provinz bildet. Besonders möchte ich auf die wertvolle Darstellung der sogenannten Lausitzer Kultur hinweisen, deren verwickelte chronologische und lokale Gliederung Blume mit Geschick versucht. Als Ergänzung zu dieser Arbeit ist die 1911 erschienene dritte Auflage des Amtlichen Führers des Kaiser-Friedrich-Museums heranzuziehen, in der Blume auf Seite 31—51 die vorgeschichtliche Abteilung behandelt. Er gibt hier eine in manchen Punkten, hauptsächlich auf Grund eigener Grabungen, verbesserte Darstellung der vorgeschichtlichen Entwicklung in Posen. Mit sehr nachahmenswertem Eifer legte sich Blume auf die sofortige Veröffentlichung der Neuerwerbungen und Grabungsergebnisse seines Museums in kurzer aber für wissenschaftliche Verwertung ausreichender Form. Diese Zugangsberichte sind erschienen im Mannus, Bd. I, S. 137—140 und 303—305; Bd. III S. 289—298; Bd. VII S. 147—167. Faßt Blume hier die Erwerbungen eines Halbjahres oder eines vollen Jahres zusammen, so führt er in der Zeitschrift: Aus dem Posener Lande seit 1911 fast jeden Monat die Museumseingänge auf. In dem Bestreben, möglichst von allen vorgeschichtlichen Funden Kenntnis und genaue Angaben für die Museumsakten zu erhalten, leitete Blume nach Schluß der Ausstellung von 1909 eine Inven-

[1]) Blume, Ausstellung im Kaiser-Friedrich-Museum. Vor- und frühgeschichtliche Altertümer aus dem Gebiet der Provinz Posen. Posen 1909. 173 Seiten. 21 Tafeln.

Digitized by Google

tarisierung der Funde in Privatbesitz ein, über deren Ausführung er beachtenswerte Mitteilungen im Mannus IV, S. 327—332 gemacht hat. So wußte Blume in kurzer Zeit im Kaiser-Friedrich-Museum einen Sammel- und Mittelpunkt aller für die Vorgeschichte der Provinz interessierten Kreise, ein Provinzialmuseum im besten Sinne des Wortes, zu schaffen[1]). Leider wurde diese vielversprechende Entwicklung durch den plötzlichen tragischen Tod Blumes im September 1912 jäh abgebrochen[2]). Nur vier Jahre ist Blume in Posen tätig gewesen; es ist klar, daß trotz des in dieser kurzen Zeitspanne schon Erreichten noch viel mehr erst im Werden begriffen war, das nun unvollendet blieb. An Arbeiten allgemeineren Inhalts von Blume sind noch zu erwähnen: Thrakische Keramik in der Provinz Posen im Mannus IV, S. 75—90, in der er die Formenentwicklung der Lausitzer Kultur stilistisch gliedert und durch zahlreiche Abbildungen (23 Abbildungen und 7 Tafeln) gut vor Augen führt. Mir scheinen bei der Gleichsetzung der Formen mit den Perioden von Montelius mehrfach Typen zu früh datiert zu sein, doch bedürfen diese noch wenig im einzelnen untersuchten Fragen weiterer Klärung. Viel bedeutender und eingehender sind Blumes Forschungen auf dem Gebiet der germanischen Kulturen, die er in seiner Dissertation und in weiterem Umfange in dem zweibändigen Werke: Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit[3]) behandelte. Auf die Bedeutung dieser hauptsächlich die nördlich von Posen liegenden Gebiete bearbeitenden Abhandlung brauche ich hier nicht einzugehen und verweise auf die ausführlichen Würdigungen aus der Feder Almgrens im Mannus V, S. 147—151 und VIII, S. 287—292. Für die Posener Forschung der Kaiserzeit erhält das Werk besonderen Wert, weil Blume auch die Posener Funde mit herangezogen hat, was aus dem Titel nicht zu ersehen ist. Besonders die Materialzusammenstellungen des zweiten Teiles berücksichtigen ständig die Funde aus Posen. Trotzdem gedachte natürlich Blume die Germanenzeit Posens in besonderen Arbeiten zu beleuchten. Von großem Werte für die frühgermanische Forschung hätten Blumes Beobachtungen bei der Ausgrabung des Gräberfeldes von Golencin, Kr. Posen-Ost, werden können, wo er gegen 60 Gräber ausgegraben hat. Schon in seinem Ausstellungskatalog von 1909 und im Museumsführer von 1911 hatte Blume auf ein zeitweiliges Nebeneinanderhergehen einer westgermanischen Kultur neben der ostgermanischen Gesichtsurnenkultur hingewiesen. Das Gräberfeld von Golencin schien ihm nun die Entwicklung dieser westgermanischen Kultur in der Latènezeit von etwa 500—200 vor Chr. vor

[1]) Vgl. auch Blumes Aufsatz: Aufgaben der Vorgeschichtsforschung in Posen im Korrespondenzbl. f. Anthropol. 1909, S. 72.

[2]) Über Blumes Lebenslauf vgl. Mannus IV, S. 349 und 451—457.

[3]) Mannusbibliothek Nr. 8 und 14. Würzburg 1912 und 1915. Teil II aus dem Nachlaß herausgegeben von Martin Schultze.

Digitized by Google

Augen zu führen, eine Entwicklung, die erst durch unregelmäßige, ursprünglich vielleicht von Holzbauten gestützte Steinkammern gekennzeichnet ist, dann durch rechteckige Steinkisten, weiter durch einfache Steinpackungen mit nur je einer Urne (während vorher bis zu vier Urnen in einer Kammer standen) und schließlich durch Urnengräber ohne Steinschutz (Aus dem Posener Lande, 1912, S. 326 und 378). Einen näheren Nachweis dieser Aufstellung konnte Blume nicht mehr bringen. Wie wichtig er für die ostdeutsche Forschung gewesen wäre, erhellt daraus, daß es bisher noch nicht gelungen ist, den großen zeitlichen und kulturellen Abstand der frühgermanischen Gesichtsurnenkultur von den spätlatènezeitlichen Germanengräbern zu überbrücken. Ebenso wichtig ist eine andere Frage, die Blume angeschnitten hat, welcher Bevölkerung die spätkaiserzeitlichen Hügelgräber Posens angehören. Den Anstoß für diese Fragestellung gaben die neun Hügelgräber in der Umgegend von Siedlemin, Kr. Jarotschin, in denen von verschiedensten Seiten gegraben worden ist. Blume selbst untersuchte u. a. den Hügel 6 genauer (Ausstellungskatalog Posen, S. 18 und 98; Mannus I, S. 140; III, S. 295ff; Führer des Kaiser-Friedrich-Museums, 3. Aufl., S. 44 und 51. Aus dem Posener Lande 1911, S. 390f. und 595; 1912, S. 140; Germanische Stämme I, S. 203; Schultze, Historische Monatsblätter 1913, S. 33—36). Er glaubte schon 1909, diese Hügelgräber nicht mehr den Germanen zuschreiben zu sollen und hielt es bis 1911 für gesichert, diese Kultur trotz ihrer stark germanischen Färbung für nachgermanisch, also frühslawisch zu erklären. Erst kurz vor seinem Tode ging er von dieser Auffassung ab (German. Stämme I, S. 203) und bereitete eine umfangreiche Veröffentlichung darüber vor, die er gerade noch in seinen letzten Tagen vollenden konnte. Es ist höchst bedauerlich, daß diese Behandlung der Posener Hügelgräber jetzt fast 10 Jahre nach Blumes Tod, noch immer nicht veröffentlicht worden ist. Nachdem von polnischer Seite, wie wir noch sehen werden, der Versuch gemacht worden ist, Blumes frühere Auffassung in slawischem Sinne auszubeuten, ist es unumgängliche Pflicht, dieses nachgelassene Manuskript aufs schnellste bekannt zu geben, damit die Forschung sich mit dieser eigenartigen Grabgruppe näher beschäftigen kann. Ähnliche Hügelgräber aus Selgenau, Kr. Kolmar, veröffentlichte Götze in den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1904, S. 3—5.

Mit dem Tode Blumes hören leider die Veröffentlichungen aus der vorgeschichtlichen Abteilung des Kaiser-Friedrich-Museums auf. Nur die Zugangsberichte in der Zeitschrift „Aus dem Posener Lande" sind von Richter bis zum Kriege in kurzer Fassung fortgesetzt worden. Der schnelle Aufschwung, den die Vorgeschichtsforschung im Kaiser-Friedrich-Museum unter Blume genommen hatte, brach nach seinem Tode ebenso schnell ab.

Fast zu gleicher Zeit wie in Posen blühte auch in Bromberg die Vorgeschichtsforschung auf unter der kundigen Leitung von Martin Schultze,

Digitized by Google

der mit seinem Studiengenossen Blume Hand in Hand arbeitete. Auch hier gab der Anthropologenkongreß des Jahres 1909 den Anlaß, die Sammlung der historischen Gesellschaft zu ordnen und nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten aufzustellen, eine Aufgabe, die Schultze mit großer Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis ausführte. In einem Vortrage auf diesem Kongreß über die Vorgeschichte des Netzedistrikts[1]) hob Schultze die wichtigeren Funde der Sammlung hervor und gab einen guten Überblick über die Gesichtsurnenkultur Nordposens in dem der Anthropologentagung gewidmeten Heft der Zeitschrift „Aus dem Posener Lande[2])", das auch einige andere Beiträge vorgeschichtlichen Inhalts enthält. Beachtenswert sind besonders seine Andeutungen über die Formenentwicklung in der Keramik der Gesichtsurnenkultur, deren ältere und jüngere Typen er in mehreren Gruppenbildern gegenüberstellt. Von der regen Sammeltätigkeit des Museums in seiner Blütezeit gibt Schultzes Bericht über Neueingänge des Jahres 1909 in der vorgeschichtlichen Sammlung im Museum der historischen Gesellschaft zu Bromberg (Mannus II, S. 220—232 mit 20 Abbildungen) Aufschluß, zu dem Blume eine Ergänzung im Mannus III, S. 156f. brachte.

Leider war die Tätigkeit Schultzes in Bromberg noch kürzer als die Blumes in Posen. Schon 1910 verließ er die ihm so lieb gewordene Wirkungsstätte, der er seine freie Zeit fast völlig gewidmet hatte, um eine Pfarrstelle außerhalb der Provinz zu übernehmen. Student Strödicke betraute dann bis 1913 die Sammlung und veröffentlichte einige kleine Fundnotizen in den historischen Monatsblättern für die Provinz Posen[3]). Bis in den Krieg hinein blieb Schultze aber noch in Fühlung mit dem Bromberger Museum und brachte zwei wichtige Fundgruppen der Sammlung zur Veröffentlichung. 1914 stellte er die frühneolithischen Geräte Posens aus Renn-, Elch- und Hirschgeweih und -knochen zusammen, von denen die Mehrzahl in dem Arbeitsgebiet des Bromberger Museums gefunden worden ist und einen der wertvollsten Bestandteile dieser Sammlung ausmacht. Die schönen Harpunen mit Widerhaken, die Wurfspeerspitzen, die Hackenschäfte mit eingesetzter Hacke aus Elchgeweih und die Hirschgeweihäxte waren der Forschung fast unbekannt geblieben, bis Schultze bei der Neuordnung der Sammlung ihre Bedeutung erkannte. Seine mit guten Abbildungen ausgestattete Veröffentlichung, die auch die Renngeweihhacke von Murowana-Goslin, Kr. Obornik, des Kaiser-Friedrich-Museums zum ersten Mal in einer Abbildung bringt, ist leider an einer Stelle erschienen, die dem Vorgeschichts-

---

[1]) Korrespondenzblatt für Anthropologie, 1909, S. 100f.

[2]) Schultze, Aus der Zeit der ostgermanischen Gesichtsurnen. Aus dem Posener Lande, 1909, S. 303—313.

[3]) Strödicke fiel im Weltkriege. Vgl. Mannus IX, S. 228.

Digitized by Google

forscher wenig geläufig ist[1]); sie wird daher nicht die Verbreitung erlangen, die ihr zukommt. Auch die Behandlung desselben Stoffes, die Schultze in der Zeitschrift „Aus dem Posener Lande", 1914, S. 193—202 (mit 4 Tafeln) unter dem Titel: Die ältesten menschlichen Geräte aus der Provinz Posen und ihre Stellung im nordeuropäischen Kulturkreis gegeben hat, dürfte bei dem lokalen Charakter dieser Blätter vielen nicht zugänglich sein. Die zweite Kulturgruppe des Bromberger Museums, die Schultze im Zusammenhange veröffentlichte, sind die Grab- und Depotfunde der Periode II der Bronzezeit[2]). Wie wichtig solche Veröffentlichungen gerade aus kleinen Museen sind, die nicht oder nicht ständig von Sachleuten geleitet werden, dafür ist diese Arbeit wieder ein guter Beleg. Nur mit Mühe ließ sich teilweise noch die Herkunft und Zusammengehörigkeit der Fundstücke feststellen, die bei dem Fehlen einer geregelten Katalogisierung und dauerhaften Signierung der Fundstücke nur eine Zeitlang im Gedächtnis der das Museum pflegenden Herren haften bleibt. Mit den Jahren wächst dann die Zahl der Altsachen, deren Fundort nicht mehr nachweisbar ist, erschreckend an oder es entstehen durch Verwechselungen die noch schlimmeren falschen Fundangaben, die den wissenschaftlichen Wert einer ganzen Sammlung herabdrücken und zweifelhaft machen können.

Zur Tagung der Anthropologischen Gesellschaft in Posen im Jahre 1909, die die Posener Forschung auf ihrem Höhepunkt vorfand, wurde als Festschrift der Posener historischen Gesellschaft eine Arbeit von hervorragendem Werte und grundlegender Bedeutung herausgegeben: Fredrich, Funde antiker Münzen in der Provinz Posen[3]). Fredrich hat in siebenjähriger Sammeltätigkeit mit großer Sorgfalt den überaus verzettelten Fundstoff zusammengetragen und übersichtlich vorgelegt. Es ist ihm gelungen, mehr als 2000 Münzen nachzuweisen. Seine Schlüsse aus ihrer örtlichen Verteilung innerhalb der Provinz und der Zeitstellung der Münzen sind für die Kultur- und Verkehrsgeschichte der Germanen von großem Werte. Da Fredrich auch die sonstigen römischen Einfuhrstücke zusammengestellt und sich Einblick in die Verhältnisse der Nachbarländer, besonders Polens, verschafft hat, kann er an der Hand der Fundkarte den Hauptverkehrsweg der damaligen Zeit, die sogenannte Bernsteinstraße, recht genau festlegen. Dieser ging von

---

[1]) M. Schultze, Frühneolithische Jagd- und Fischereigeräte der Provinz Posen. Archiv für Fischereigeschichte, Berlin 1914, Heft 2, S. 109—132.

[2]) Mannus VIII, S. 245—265 mit 14 Abbildungen und 2 Tafeln. Ebendort S. 241 bis 244 bespricht Schultze die Schädelkalotte mit Trepanöffnung von Balzweiler, Kreis Hohensalza.

[3]) Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen XXIV, S. 193ff. mit Nachträgen im Bande XXVIII (1913), S. 153ff. und in den historischen Monatsblättern für die Provinz Posen XV (1914), S. 174ff. Siehe auch Schultze, Funde römischer Münzen auf der Insel Ostrow im Lednica-See in den Monatsblättern 1916, S. 179ff.

Digitized by Google

der Südostecke Posens über Kalisch und das polnische Grenzgebiet nach dem Goplosee und durch den Kreis Hohensalza zum Weichselknie.

Der fundreiche Nordostteil der Provinz Posen, Kujawien, hat außer von Bromberg und Posen auch von seinem Mittelpunkt Hohensalza aus einige Untersuchungen erfahren, die Kalliefe als für die Vorzeit begeisterter Privatmann unternahm. Es liegen darüber mehrere Veröffentlichungen von Kalliefe vor. Im Mannus VI, S. 326ff. berichtet er über ein Hügelgrab von Schedbojewitz bei Hohensalza, das trotz mächtiger Steinsetzung in der Grabgrube nur winzige Reste von verbrannten Knochen enthielt, aber gerade wegen seiner Beigabenarmut vielleicht zur Gruppe der spätkaiserzeitlichen Hügelgräber, von denen ich oben sprach, zu zählen ist. In der Prähistorischen Zeitschrift VII, S. 200ff. legt er bronzezeitliche Urnengräber, spätlatènezeitliche Brandgräber und slawische Skelettgräber, ebendort im Bd. X, S. 169ff. zwei nordische Steinzeitgefäße, bronzezeitliche Nadeln, einen Gürtelhaken und Gefäße der Spätlatènezeit vor. Letztere setzt er ebenso wie den Gürtelhaken fälschlich in die Kaiserzeit und glaubt in Kruschwitz-Hohensalza eine kaiserzeitliche Siedelungsschicht über spätlatènezeitlichen Brandgräbern annehmen zu sollen, während in Wirklichkeit nur eine spätlatènezeitliche Kultur und zwar Brandgrubengräber vorliegen. Die umfangreichste Grabung unternahm Kalliefe in einer Siedlung bei Hohensalza, die zwar zahlreiche Funde von der Steinzeit bis zur Eisenzeit ergab, aber gerade wegen dieses vielfachen Übereinanderbauens von Häusern über Hausformen und Grundrisse keine klaren Verhältnisse brachte[1]). Auch der benachbarte westpreußische Verein in Thorn hat einen kleinen Beitrag zur Vorgeschichte Kujawiens geliefert. Semrau bespricht im 16. Heft der Mitteilungen des Koppernikus-Vereins 1908, S. 62—65 eine Fundstelle aus der jüngeren Steinzeit mit Trichterrandbechern bei Tarkowo (jetzt Tannhofen), Kreis Hohensalza. Über dieselbe Fundstelle berichtet Schultze in den historischen Monatsblättern der Provinz Posen 1916, S. 57—63. Er fand hier unter anderem den Rest eines Kragenfläschchens. Schließlich möchte ich auch noch auf den kurzen Abriß über die Vorgeschichte Kujawiens hinweisen, den Blume 1910 in Prümers Geschichte Kujawiens[2]) gegeben hat.

Über ein reiches Gräberfeld der jüngsten Bronzezeit von Wilhelmshöhe, Kr. Kolmar, das leider noch keine wissenschaftlich befriedigende Untersuchung erfahren hat, sondern bisher nur von Liebhabern und Privatsammlern ausgebeutet worden ist, berichten Tummeley, Kossinna und Wilcke im Mannus V, S. 319—324 (mit 4 Tafeln) und VI, S. 202—209 (mit 2 Tafeln). Mehrere seltenere Keramiktypen dieses Gräberfeldes sind beachtenswert. Im Museum Neiße befinden sich fünfzehn Gefäße der jüngeren Bronzezeit

[1]) Kalliefe, Das bronzezeitliche Dorf Hohensalza. Prähistorische Zeitschrift III, S. 281ff. und S. 388; VI, S. 89—114.

[2]) Zeitschrift der histor. Gesellschaft für die Provinz Posen XXV (1910), S. 2—6.

Digitized by Google

aus Bomblin (Jahresbericht des Neißer Kunst- und Altertumsvereins für 1906. Neiße 1907, S. 19).

In der Zeitschrift „Aus dem Posener Lande", die von 1906 bis zum Kriege erschienen ist, finden sich außer den bereits erwähnten Arbeiten noch mancherlei Mitteilungen, die als Fundberichte nicht ohne Wert sind. Mehrfach wird über Ausgrabungen von Steinkistengräbern berichtet und Abbildungen von ihnen vorgeführt. In den Jahrgängen 1909, 1910, 1912 und 1913 sind eine Anzahl von Burgwällen zusammengestellt und abgebildet und schließlich ist noch eine systematische Arbeit von Schultze über die vorgeschichtliche Technik des Bronzegusses nach Funden in der Provinz Posen und den Nachbarprovinzen hervorzuheben („Aus dem Posener Lande" VIII, 1913, S. 193—198, mit zwei Tafeln). Funde aus einem Brandgrubengräberfelde der Spätlatènezeit von der Südwestgrenze der Provinz bei Schlichtingsheim, Kr. Fraustadt, befinden sich im Breslauer Museum und sind in Schl. Vz., N. F. II, S. 42f. von Seger veröffentlicht worden.

Die allgemeineren Arbeiten, die Posen im Zusammenhange mit ganz Ostdeutschland behandeln, führe ich im einzelnen hier nicht auf. Ich habe auf sie in der Übersicht über die schlesische Literatur hingewiesen. Doch muß noch die Abhandlung Wahles in der Mannusbibliothek Nr. 15: Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit erwähnt werden, da Wahle im Anhang einen Bericht über die steinzeitliche Siedlung von Lassek-Lubau, Kr. Posen-West, bringt (S. 210—212), die er im Auftrage des Kaiser-Friedrich-Museums untersucht hat. Er erklärt die eigenartigen Lagerungsverhältnisse dieser Ansiedlung, die auf einer neuerdings wieder ins Wandern geratenen Sanddüne angelegt ist und veranschaulicht seine interessanten Ergebnisse auf zwei Abbildungstafeln. Von anderweitig veröffentlichten Funden aus der Provinz erwähne ich nur die Bekanntgabe der Steinzeitgräber von Iwno, Kr Schubin durch Brunner in der Zeitschr. f. Ethnologie 1905, S. 899—912, die eigenartige, mit heiligen Zeichen tauschierte spätkaiserzeitliche Lanzenspitze von Jankowo, Kr. Mogilno, die Kossinna in seiner deutschen Vorgeschichte (3. Auflage) Taf. 36, Abb. 396 abgebildet hat[1]), und eine spätnordische, reich tauschierte Lanzenspitze von einem slawischen Fundplatze, aus Libau, Kr. Gnesen, die der Besitzer Engel in der Zeitschr. f. historische Waffenkunde VI (1912—14), S. 328, Abb. 3 veröffentlicht hat (vgl. auch „Aus dem Posener Lande" 1913, S. 284). Einen prächtigen Goldhalsring aus dem 6. Jahrhundert nach Chr. aus Radosiew, Kr. Czarnikau, bildet Kossinna im Mannus IX, S. 102 ab.

Die Tätigkeit der polnischen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen hatte mit der Veröffentlichung des zweiten Teiles des Posener Albums im Jahre 1900 einen gewissen Abschluß erreicht. Weder wurden

[1]) Ebendort S. 174, Abb. 345 ist das Muster einer Mäanderurne aus Szymborze, Kr. Hohensalza, zum ersten Male wiedergegeben worden.

Digitized by Google

die angefangenen Veröffentlichungen fortgesetzt, noch kamen neue heraus. Das Mielzynskische Museum der Gesellschaft wurde durch Neu- und Umbauten beträchtlich erweitert und konnte gerade zum Posener Anthropologenkongreß (1909) seine Pforten von neuem öffnen. Frisches Leben kam aber erst 1914 in die vorgeschichtliche Abteilung durch die Schaffung einer zweiten Konservatorstelle für einen Fachprähistoriker, die Dr. Kostrzewski übertragen wurde. In den Jahren 1914 und 1915 verfaßte Kostrzewski den Text zu den Heften 3 und 4 des Posener Albums und ermöglichte so endlich die Herausgabe der von Erzepki längst zusammengestellten Tafeln und den Abschluß dieses Tafelwerkes[1]). Die Tafeln bringen typische Fundstücke aus der sog. Lausitzer Kultur, aus germanischen Funden der Gesichtsurnen-, Spätlatène- und Kaiserzeitkultur und aus der slawischen Epoche. Die Zusammenstellung der Tafeln ist mehrfach recht planlos, da Gegenstände der verschiedensten Zeitstufen neben- und durcheinander stehen. Doch wird dieser Mangel durch die zuverlässigen Zeitbestimmungen, die Kostrzewski im Textteil gegeben hat, gemildert. Als Typenatlas der Provinz Posen wird dieses Album einen dauernden Wert behalten. Im Jahre 1914 veröffentlichte Kostrzewski eine polnisch geschriebene Darstellung der Vorgeschichte Posens, der zahlreiche Abbildungen beigegeben sind (Kostrzewski: Wielkopolska w czasach przedhistorycznych. Heft 2—3 der Biblioteka Wielkopolska Posen 1914)[2]). Im Jahre 1917 erschien ein: Kurzer Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung des Gräfl. Mielzynskischen Museums der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (Posen 1917), der trotz seines geringen Umfanges (26 Oktavseiten) und des völligen Mangels an Abbildungen insofern erwünscht ist, da er einen schnellen Überblick über den Bestand an Altertümern der Sammlung gibt. 1918 brachte Kostrzewski einen umfangreicheren polnisch geschriebenen Katalog heraus, dem 12 Tafeln beigegeben sind[3]).

Neben der sachgemäßen Ordnung und Aufstellung der vorgeschichtlichen Abteilung seines Museums sah es Kostrzewski von vornherein als seine Aufgabe an, aus der Unmasse unveröffentlichten Fundstoffes wichtige Funde nach und nach der Allgemeinheit bekannt zu machen. In deutscher Sprache erschienen seine Fundberichte über einen Depotfund der späten Hallstattzeit

[1]) Album der im Museum der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aufbewahrten prähistorischen Denkmäler des Großherzogtums Posen, Heft III, mit 19 Tafeln (Posen 1914); Heft IV mit 11 Tafeln (Posen 1915). Herausgegeben von Erzepki und Kostrzewski.

[2]) Da ich der polnischen Sprache nicht mächtig bin und bis auf eine unten angeführte Ausnahme bisher keine Gelegenheit hatte, Übersetzungen der polnischen Arbeiten zu erhalten, kann ich von den polnisch geschriebenen Aufsätzen nur die Titel anführen.

[3]) Przewodnik po zbiorach przedhistorycznych Muzeum im. Mielzynskich. Posen 1918.

Digitized by Google

aus Schroda, Provinz Posen (Mannus V, S. 336ff.[1]), den Depotfund von Grodnica, Kr. Gostyn, aus der Periode II der Bronzezeit (Mannus VIII, S. 266ff.) und den Depotfund von Chrzypsko, Kr. Birnbaum, aus der ältesten Eisenzeit (Prähistorische Zeitschrift VII, S. 74ff.). Die Zweifel, die Reinecke gegen die Zusammengehörigkeit und Gleichzeitigkeit der Fundstücke von Chrzypsko äußerte (Prähistorische Zeitschrift VII, S. 209ff.) wußte Kostrzewski mit guten Gründen zu beheben (Prähistorische Zeitschrift X, S. 166ff.). Endlich veröffentlichte Kostrzewski im Mannus, Bd. IX, S. 87ff. eine Gruppe von metallenen Beschlagteilen der Gesichtsurnenkultur, die er mit richtigem Blick als Reste von Schwert- oder Dolchscheiden erkannte. Polnisch geschrieben sind seine Berichte über ein Kriegergrab der Kaiserzeit aus Przygodzice, Kr. Ostrowo (Swiatowit X, 1912, S. 65—73) und über ein Hügelgrab der jüngeren Kaiserzeit von Siedlemin, Kr. Jarotschin (Krakauer Materialien XIII, 1914, S. 50ff.). Von der letzten Arbeit ist mir auch der Inhalt zugänglich, da ich 1916 Gelegenheit hatte, sie mir übersetzen zu lassen. Kostrzewski hat 1912 als Student den Hügel 4 dieses Hügelgräberfeldes, auf dessen Bedeutung besonders Blume hingewiesen hat, untersucht. Der Aufbau des Hügels entspricht dem von Blume geschilderten. Die spärlichen Funde, die der späten Kaiserzeit angehören, gelangten ins Krakauer Museum. Kostrzewski knüpft an den Tatbestand etwa folgende Ausführungen: Das Hügelgräberfeld gehört ins 3.—4. Jahrhundert nach Chr., fällt also in die Zeit der Auswanderung der Germanen aus Ostdeutschland. Die Bevölkerung muß demnach schon slawisch sein, wenn ihre Kultur auch noch unter germanischem Einfluß steht. Auch Blume habe sich mehrfach in diesem Sinne ausgesprochen. Hier versäumt freilich Kostrzewski zu erwähnen, daß Blume seine Meinung in dieser Frage geändert hat (Blume, Germanische Stämme, Bd. I, 1912, S. 203). Für den slawischen Charakter des Hügelgrabes sprechen nach Kostrzewski einige Scherben, die ihm slawischen Schlag zu haben scheinen, während die Mehrzahl mit der germanischen Keramik der Kaiserzeit übereinstimmt. Die Art der Bestattung in Hügelgräbern, die auch später typisch für die Slawen sei, spreche gegen eine germanische Bevölkerung. Die beste Stellungnahme zu diesen Sätzen wäre die Herausgabe der oben erwähnten, nachgelassenen Arbeit Blumes über dies Hügelgräberfeld. Solange die Forschung nicht genauere Berichte über diese eigenartige Fundgruppe zur Verfügung hat, ist eine Diskussion darüber wenig zweckentsprechend. Versucht Kostrzewski bis hierhin noch eine gewisse Begründung seiner Auffassung, so schweben die folgenden Anschauungen völlig in der Luft. Die Slawen sind nach ihm nicht erst nach der Völkerwanderungszeit nach Ostdeutschland eingewandert, sondern hier längst ansässig. Sie standen

[1]) Derselbe Fundbericht erschien in polnischer Sprache in den Krakauer Materialien XIII (1914), S. 44ff.

Digitized by Google

nur völlig unter dem Einfluß der germanischen Kultur und wurden erst nach der Auswanderung der Germanen kulturell selbständig. Die Hügelgräber von Siedlemin des 3. bis 4. Jahrhunderts füllen nach Kostrzewski endlich die auffallende Fundlücke, die zwischen den letzten germanischen Kulturresten und den slawischen Skelettgräbern des 10. Jahrhunderts klafft. Mir ist es unerklärlich, wie die Siedleminer Gräber, mag man sie nun für germanisch oder slawisch halten, diese Fülleistung zustande bringen sollen. Es fehlt doch noch der Nachweis von Funden, die diese beiden, ein halbes Jahrtausend auseinanderliegenden Gruppen miteinander verknüpfen. Inwieweit Kostrzewski seine Anschauungen in der 1917 erschienenen polnischen Monographie über Siedlemin und Umgegend in archäologischer Hinsicht (Roczniki towarzystwa przyjaciol nauk Poznanskiego, Bd. 44, Posen 1917) ausgeführt hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Daß er sie aber noch vertritt, bezeugt ein deutsch geschriebener Propagandaartikel in der Kreuzburger Zeitung vom 27. Januar 1921: Die Bevölkerung Oberschlesiens in vorgeschichtlicher Zeit von Dr. Josef Kostrzewski, Professor der Vorgeschichte an der Universität Posen. Der Aufsatz läßt in Form wie Inhalt so viele Blößen und Entstellungen erkennen, daß ihn Kostrzewski in dieser Fassung wohl kaum einer wissenschaftlichen Kritik ausgesetzt sehen möchte. Ich würde auch davon absehen, einen derartig tendenziösen Zeitungsartikel[1]) in einer Fachzeitschrift heranzuziehen, wenn es nicht die einzige mir zugängliche Quelle für die Auffassung Kostrzewskis über die ostdeutschen Bevölkerungsfragen wäre. Nach ihm ist die „Lausitzer Kultur" höchstwahrscheinlich[2]) slawisch, wofür schon der Umstand spricht, daß diese Kultur fast genau dasselbe Gebiet einnimmt, das später von den Westslawen bewohnt wird. „Auch andere Gründe sprechen übrigens für die Richtigkeit dieser Annahme.". Auf diese Gründe geht aber Kostrzewski nicht ein. „Die slawische Bevölkerung der Lausitzer Brandgräberfelder" bleibt ständig in Ostdeutschland seßhaft. Die von Norden einwandernden Germanen „legen sich nur als dünne, herrschende Oberschicht über sie". Durch die Abwanderung der Germanen zur Völkerwanderungszeit wird „die alteingesessene slawische Bevölkerung wieder selbständig, kann sich aber erst allmählich von der durch die Unterjochung und Ausbeutung entstandenen Schwächung erholen. So

[1]) Um einen Einblick zu geben, wie weit sich Kostrzewski durch den politischen Zweck, den er mit diesem Artikel verfolgt, von dem rein sachlichen Wege ablenken läßt, genügt ein Beispiel. Kostrzewski hat 1919 ein zweibändiges Werk über die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit herausgegeben, in der er mit einem riesenhaften Fundstoff aufs genaueste den germanischen Charakter dieser Kultur darlegt und die einzelnen germanischen Wurzeln der Träger dieser Kultur aufdeckt. In dem Artikel von 1921 schreibt derselbe Kostrzewski von derselben Kultur: „im letzten Jahrhundert vor Chr. machen sich hier fremde Einflüsse geltend in Gestalt der nordischen Brandgrubengräberkultur, deren Vertreter möglicherweise Germanen waren (Burgunder?)".

[2]) Dies einschränkende „höchstwahrscheinlich" läßt K. dann völlig fallen.

Digitized by Google

kommt es, daß die Funde aus den nächstfolgenden Jahrhunderten recht spärlich fließen und erst im 9. und 10. Jahrhundert nach Chr. wieder häufiger werden." Diese Anschauungen sind ja nicht neu. Von slawischen Forschern sind sie häufig aufgestellt worden. Neu ist es aber für mich, daß auch ein Sachmann, der in seinen Hauptarbeiten bewiesen hat, daß er methodisch exakt geschult ist und dies auch in seiner Dissertation dankbar seinem Lehrer gegenüber anerkennt, solche haltlosen Aufstellungen vertritt. Denn die Annahme, daß die Lausitzer Kultur ein Jahrtausend lang im Verborgenen blühte, ist methodisch unhaltbar. Wenn sich die Lausitzer Bevölkerung wirklich als Hauptmasse unter einer germanischen Oberschicht gehalten hätte, müßten doch Kulturhinterlassenschaften von ihr während der germanischen Zeit nachzuweisen sein. Hier können nicht die lokalen Vermischungserscheinungen beider Kulturen in der ältesten Eisenzeit angeführt werden, auf die besonders Blume hingewiesen hat, die ja nur während der Epoche der germanischen Einwanderung nachweisbar sind und sich dann verlieren. Auch die Vorliebe der Wandalen für Urnengräber und für mehrere Beigefäße kann nicht als Beweis für ein Fortleben der Lausitzer Kultur herangezogen werden, wie Kostrzewski (Ostgerman. Kultur der Spätlatènezeit, Bd. I, S. 237) es versucht. Denn beides findet sich in viel genauerer Übereinstimmung in der dänischen Heimat der Wandalen. Selbst wenn sich solche einzelnen Züge oder Anklänge der Ornamentik u. a. bis auf die Lausitzer Kultur zurückführen ließen, so darf man doch allein auf diese schwachen Verbindungsunterlagen nicht ein so schweres Hypothesengebäude aufbauen wollen und völlig außer acht lassen, daß ja die Verwandtschaft und die engste Verbindung der jüngsten Lausitzer Kultur mit der österreichischen Hallstattkultur archäologisch und anthropologisch aufs klarste erwiesen ist. Diese von der slawischen Forschung immer wieder vorgetragene Verknüpfung der Lausitzer mit der slawischen Kultur springt ebenso unbegründet über ganze Epochen der Vorgeschichte hinweg und ist methodisch ebenso falsch wie der Versuch, der von anderer Seite unternommen wurde, die Lausitzer Kultur wegen ihrer Buckelverzierung und ähnlicher Einzelheiten mit der sächsischen Buckelkeramik zusammenzubringen und sie deshalb als germanisch zu erklären.

Eine weitere polnisch geschriebene Arbeit von Kostrzewski behandelt die Skelettgräber der frühen Bronzezeit (Perioden 1—2) aus Posen (Roczniki towarzystwa przyjaciol nauk Poznanskiego, Bd. 43, Posen 1916). Schließlich ist noch eine wichtige Fundveröffentlichung aus derselben Posener Zeitschrift zu erwähnen. Die Gräfinnen Szembek haben auf ihrem Gute in Siemianice, Kr. Kempen, mit anerkennenswertem Eifer ein wandalisches Gräberfeld aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert ausgegraben und 81 Gräber freigelegt. Es ist das bei weitem umfangreichste Gräberfeld der wandalischen Kulturgruppe, das bisher bekannt geworden ist. Die Gräfinnen schenkten nicht nur die Ergebnisse ihrer Grabung dem polnischen Museum

Digitized by Google

in Posen, sondern besorgten auch ihre Veröffentlichung[1]) gerade in einer Zeit, in der die Pflege der vorgeschichtlichen Denkmäler in der Provinz darniederlag. Trotz des polnisch geschriebenen Textes sind diese vier Berichte, deren letzten Kostrzewski mit herausgegeben hat, wegen ihrer zahlreichen Abbildungen auch für einen der polnischen Sprache nicht mächtigen Leser von Wert.

Im Jahre 1916 wurde von einem neu ins Leben getretenen polnischen Museumsverein ein erstes Heft von Museumsmitteilungen: Zapiski muzealne (Posen 1916) herausgegeben, in dem Kostrzewski einen vorgeschichtlichen Beitrag lieferte: Z badan nad przeszloscia przeddziejowa Wielkopolski w ostatnich trzech latach (S. 22—38), der mit vielen guten Abbildungen aus allen Zeitstufen der Vorgeschichte versehen ist. Endlich ist 1919 unter der Leitung von Kostrzewski eine neue polnische prähistorische Zeitschrift: Przeglad archeologiczny in Posen gegründet worden, deren erster Band in den Jahren 1919—1920 erschienen ist. Ihr Arbeitsgebiet umfaßt aber nicht nur die Provinz Posen, sondern auch Galizien und Russisch-Polen. In unser Gebiet fallen die Beiträge von Kozlowski über Posen in neolithischer Zeit, von Kostrzewski über einige Erscheinungen der Steinkistenkultur[2]), von Antoniewicz über die Bernsteinspindel von Kowanowka, von Gibasiewicz und Kostrzewski über einen Backofen der römischen Kaiserzeit aus Kapalice, Kr. Jarotschin, von Kostrzewski über einen Bronzedepotfund von Macznik, Kr. Schroda, und über neolithische und latènezeitliche Fundstücke von Borkowo und Posen. Es ist zu bedauern, daß beide Zeitschriften nur in polnischer Sprache erscheinen und daß man von dem früheren Brauch der polnischen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, ihre Veröffentlichungen in polnischer und deutscher Sprache herauszugeben, abgegangen ist. Die Zeitschriften müssen deswegen auf einen weiteren Leserkreis verzichten und werden notgedrungen ebenso wie die schon bestehenden polnischen Fachorgane der Mehrzahl der Fachvertreter unzugänglich bleiben.

Die Hauptarbeit von Kostrzewski über die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit (Mannus-Bibliothek Nr. 18—19, Leipzig 1919) erwähnte ich bei Behandlung der allgemeinen Literatur im Abschnitt Schlesien. Auf die Bedeutung der Abhandlung habe ich im Mannus 11/12, S. 419—427 hingewiesen.

Über das polnische Museum zu Rapperswil in der Schweiz hat 1916 Demetrykiewicz in einer polnischen Abhandlung berichtet. Der deutschen

[1]) J. und Z. Szembek, Sprawozdanie z poszukiwan archeologicznych w Simianicach. Roczniki towarzystwa przyjaciol nauk Poznanskiego. Bd. 29 (1902), S. 57 bis 77 mit 53 Abbildungen; Bd. 31 (1904), S. 137—153 mit 50 Abbildungen; Bd. 35 (1908) S. 339—365 mit 70 Abbildungen; Bd. 43 (1916), S. 167—189 mit 50 Abbildungen.

[2]) Dieser Aufsatz deckt sich zum Teil mit der deutsch geschriebenen Arbeit im Mannus IX, S. 87ff.

Digitized by Google

Inhaltsangabe, die Antoniewicz von dieser Arbeit in der Wiener Prähistorischen Zeitschrift V, S. 89ff. gibt, entnehme ich folgende Angaben über Posener Funde, die bis in das so entlegene Museum verschlagen worden sind. Aus Nadziejewo, Kr. Schroda, stammt eine verzierte, steinzeitliche Amphora mit zweimal vier Henkeln, die in zwei Reihen übereinanderstehen. Von einem dreieckigen Bronzedolch und drei Armringen aus der Periode I der Bronzezeit ist nur bekannt, daß sie in der Provinz Posen gefunden wurden. Ebenso verhält es sich mit einem Gefäß aus der Hallstattzeit, auf dem acht Menschenfiguren dargestellt sind.

Überblicken wir den von uns besprochenen Teil der Geschichte der Vorgeschichtsforschung in Posen, so können wir den Ausdruck unseres Schmerzes über den schweren Schlag, den die deutsche Forschung dort erlitten hat, nicht unterdrücken. Die Posener Forschung hat von Anfang an nur im Zusammenhange mit der gesamtdeutschen Vorgeschichtswissenschaft Leben gewinnen und gedeihen können. Auch die polnischen Kreise Posens, deren Tätigkeit und Verdienste auf dem Gebiete der Altertumspflege nicht geschmälert werden sollen, haben sich dem fördernden Einflusse der deutschen Forschung nicht entzogen. So nahm die Altertumswissenschaft der Provinz einen kräftigen Aufschwung, der aber noch in der ersten Blüte jäh unterbrochen wurde. Mögen die Kreise, denen jetzt die Pflege von Posens Altertümern obliegt, sich bewußt sein, ein wie wertvolles Erbe sie angetreten haben und mögen sie sich davor bewahren, diesem Erbe aus politischen Gründen die Wurzeln abzuschneiden, denen es Leben und Wachstum zu verdanken hat.

Breslau, Juli 1921.

Digitized by Google

II. Bücherbesprechungen.

Gustaf Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Mannus-Bibliothek Nr. 6. 2. Auflage. Leipzig 1920.

Durch einen erweiterten Neudruck ist diese seit langem vergriffene Schrift Kossinnas weiteren Kreisen von neuem zugänglich gemacht worden. Kossinna gibt in ihr eine kurze Darstellung seiner siedlungsarchäologischen Forschungsmethode, auf Grund deren es gelungen ist, auch in vorgeschichtlicher Zeit die Geschicke der Völker, ihr Blühen und Absterben, ihre Wanderungen und gegenseitigen Kämpfe zu verfolgen, kurz, auch in der Vorzeit Völkergeschichte zu treiben. Der Leitsatz dieser Forschungsart lautet: scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern und Völkerstämmen. Da die Neuauflage in der Hauptsache ein Neudruck ist, bringt sie wiederum die Verteidigung dieses Grundsatzes in einer Ausführlichkeit, die jetzt glücklicherweise nicht mehr notwendig erscheint, da in dem verflossenen Jahrzehnt die Richtigkeit der von Kossinna verfochtenen Forschungsweise immer mehr anerkannt worden ist. Daß sich auch die Historiker nach anfänglicher Ablehnung immer mehr von der Bedeutung dieser Methode überzeugt haben, dafür sind die Arbeiten des Spezialisten für frühgermanische Geschichte Ludwig Schmidt ein gutes Zeugnis. In seinem letzten Aufsatz zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens im Neuen Archiv für sächsische Geschichte Bd. 40 (1919) schließt sich Schmidt völlig an Kossinna an und betont, daß die Lücke, die die historischen Quellen über die älteste Geschichte offen lassen, „wesentlich ausgefüllt worden ist durch die in neuerer Zeit zu einem großen Aufschwung gelangte Bodenforschung, der wir Ergebnisse von nicht geahnter Tragweite und Zuverlässigkeit verdanken".

Als Beispiel für seine Methode schildert Kossinna die Entwicklungsgeschichte des Germanenvolks. Er knüpft an die durch klassische Schriftstellernachrichten gesicherte Ausdehnung der Germanen zu Beginn der eigentlichen Geschichte an und verfolgt dieses germanische Kulturgebiet rückwärts bis zum ersten Auftreten der Germanen in Deutschland am Anfang der Bronzezeit. Seine Auffassung über den Ursprung der Germanen hat Kossinna neuerdings genauer durchgearbeitet und vertieft. Nach ihm sind die Germanen in den letzten Jahrhunderten des 3. Jahrtausends v. Chr. durch die Verschmelzung von Finno-Indogermanen mit Nordindogermanen entstanden. Eine genauere Darstellung dieser Vorgänge steht bisher noch aus.

Eine wichtige Ergänzung für den Text bilden die der neuen Auflage beigegebenen neun Karten, auf denen das germanische Besiedlungsgebiet aus verschiedenen Stufen der Vorzeit dargestellt wird. Dem Fachmann fällt die ganz neue Darstellung der Verbreitung der ostgermanischen Gesichtsurnenkultur besonders auf. Neben den Karten, auf denen die sämtlichen Fundorte einer Zeitstufe angegeben sind und die durch Trennung der Kulturen die Grenzen von Völkern oder Stämmen deutlich erkennen lassen, bringt Kossinna auch eine Reihe von Karten über die Verbreitung einzelner, die Germanen kennzeichnender Formen von Fundstücken, die mit überzeugender Stetigkeit ständig das germanische Gebiet hervortreten lassen, während die Verbreitungskarten von ungermanischen, meist keltischen Formen auf Tafel 4 einen südlicheren Kulturkreis aufweisen. Aus allen diesen Karten erkennt auch der Nichtfachmann, auf welchen Unmengen von Funden, auf einer wie großen Zahl sich gegenseitig stützender Einzelbeobachtungen Kossinnas Schlüsse aufgebaut sind und welch ungeheure Arbeitsleistung z. B. in der letzten Tafel steckt, die in übersicht-

Digitized by Google

licher Weise die Siedlungsgebiete der Germanen, Kelten und Nordillyrier in der älteren Bronzezeit wiedergibt.

Die in knappem Umfang gehaltene Schrift ist daher nicht allein für den Vorgeschichtsforscher berechnet, sondern auch in hohem Maße geeignet, den Vertretern der Nachbarwissenschaften, wie überhaupt weiteren Kreisen, einen guten Einblik zu geben in die Forschungsweise und die aus ihr zu erzielenden weittragenden Ergebnisse der neueren Vorgeschichtsforschung.

Breslau, im Januar 1921. M. Jahn.

Georg Girke, Die Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit mit einem Anhange: Vom heutigen landläufigen Germanenbildnisse. Bd. 23—24 der Mannus-Bibliothek. Leipzig 1922. Bd. 1: VIII und 59 Seiten und 30 Tafeln. Bd. 2: VIII und 129 Seiten und 41 Tafeln. Preis zusammen 100 Mk. Vorzugspreis 80 Mk.

In diesem zweibändigen Werke ist die erste und zugleich infolge seines frühen Todes [1]) letzte Arbeit Girkes niedergelegt, das Lebenswerk eines Dreiunddreißigjährigen, die Frucht vieljähriger, emsiger Studien. Es war eine in mehrfacher Hinsicht nicht gerade dankbare Aufgabe, an die sich Girke auf Anregung seines Lehrers Kossinna herangemacht hatte, ein Bild der Entwicklung der germanischen Tracht zu geben. Für lange Zeitepochen fehlen jegliche Quellen, kaum überbrückbare Lücken unseres Wissens gähnen dem der Entwicklung nachspürenden Forscher entgegen. Andererseits haben die dazwischen so hell aufstrahlenden Lichtpunkte in der germanischen Trachtkunde, die reichen Baumsargfunde der frühen Bronzezeit, die Menge von Germanendarstellungen zur Römerzeit und die Moorleichenfunde, schon grundlegende Einzelbehandlungen erfahren, zum Teil sogar erst in letzter Zeit. Wenn es trotzdem Girke gelungen ist, nicht allein die Forschung im einzelnen vielfach zu fördern, sondern zum ersten Male eine gut begründete Gesamtdarstellung der Tracht unserer Vorfahren von den ersten Anfängen bis hinab zur Karolingerzeit zu geben, so war ihm dies nur durch völliges Zusammentragen und Verarbeiten aller in Frage kommenden Quellenarten möglich. Von allen Seiten weiß Girke seine Aufgabe anzupacken, er ist ebenso Vorgeschichtler und Archäologe wie Altphilologe und Historiker, wie besonders Germanist. Die Nachweise über die Tracht, die er aus dem indogermanischen und germanischen Sprachschatz schöpft, sind ihm ebenso wichtig wie die Funde aus der Vorzeit, die bildlichen Darstellungen der Antike zieht er ebenso zu Rate wie die Überlieferungen der alten Schriftsteller. Einen riesenhaften Quellenstoff hat er auf diese Weise zusammengetragen, dessen Menge für die nachchristliche Zeit fast ermüdend wirkt. Bei seiner genauen Beherrschung und scharfen kritischen Wertung dieses so verschiedenartigen Materials legt uns Girke ein abgeschlossenes Handbuch vor, das seinen dauernden Wert behalten wird.

Im ersten Bande wird die Tracht von den ältesten Zeiten bis zum Ende der vorchristlichen Eisenzeit behandelt. Nach einem Überblick über die bisherige einschlägige Forschung stellt Girke das Wenige zusammen, was wir über die Tracht der älteren und jüngeren Steinzeit wissen. Erst von der Bronzezeit an kann sich die Darstellung auf das eigentliche Thema, die Tracht der Germanen, beschränken. Von der Tracht, zu der ja auch nach Girkes Auffassung alle Arten des Schmuckes gehören, behandelt Girke nur den Hauptbestandteil: die Kleidung; sonst hätte der Rahmen der Arbeit unendlich erweitert werden müssen. Gleich für die frühe Bronzezeit liegt das reiche Fundmaterial aus den Eichensärgen Schleswigs und Jütlands vor. Obwohl Girke diese Funde nur aus den

[1]) Vgl. den Nachruf auf Girke im Mannus XII, S. 431 ff. und Girkes Bild vor dem Titel des 1. Bandes der obigen Arbeit.

Digitized by Google

Veröffentlichungen kennt, weiß er doch die Forschung auch hier zu fördern. Mit Recht lehnt er (S. 30 f.) S. Müllers Annahme ab, daß der schwere wollene Rock der Frau wegen seiner schlechten Handlichkeit auch des Nachts nicht abgelegt wurde, eine Auffassung, die nur bei einer starken Unterschätzung der germanischen Kultur verständlich ist. Den Schnitt der Ärmeljacke der Frau von Borum Eshöi (Taf. 14) weiß Girke besser zu erläutern als seine Vorgänger, indem er den Brustschlitz als Bestandteil des damals üblichen Blusenschnitts erkannte, wie er sich in Skandinavien bei der Landbevölkerung zum Teil bis heute erhalten hat[1]). Die bildlichen Darstellungen aus der Bronzezeit treten in ihrer Bedeutung für die Trachtkunde hinter den Funden weit zurück. Aus dem weiteren Verlauf der Bronzezeit und der vorchristlichen Eisenzeit setzen die Quellen so gut wie ganz aus. Zu der völlig andersgearteten Kleidung der Germanen am Beginn unserer Zeitrechnung gibt es kaum Überleitungen. Girke sucht aus der Tracht der Nachbarvölker Einflüsse auf die germanische abzuleiten.

Der zweite, weit stärkere Band bringt die germanische Tracht vom 1. bis zum 8. Jahrhundert nach Chr. In dieser Zeit fließt das Quellenmaterial besonders üppig. Die Kleidung ist nicht nur reichhaltiger als in der Bronzezeit, sondern auch verschiedenartiger. Es lassen sich bereits Unterschiede der Tracht bei einzelnen Völkergruppen der Germanen nachweisen. Mit besonderer Hingabe hat sich Girke dem Studium der Hose gewidmet und hier ganz neue Ergebnisse gefördert. Seine Ausführungen im Band 1, S. 50—56 und Band 2, S. 42 bis 72 bieten fast eine allgemeine Geschichte des Beinkleides. Ich führe nur die germanische Entwicklung an. Girke nimmt an, daß sich bei den Germanen schon zur älteren Bronzezeit aus einer Lendenbinde eine Hüfthose entwickelt hat, wie er sie an einer Bronzefigur von Stockhult in Schweden erkennt. Während der Bronzezeit bilden die Germanen diese zur Kniehose aus, die besonders von den Seegermanen bis weit in die geschichtliche Zeit hinein getragen wird. Die übrigen Germanen übernehmen spätestens in der frühen Eisenzeit von den Illyriern die lange Hose. Sowohl die Kelten als auch später die Römer entlehnen die Hosentracht von den Germanen. Über die Kleidung der Germanin sind die Quellen nicht so zahlreich. Das Hauptkleidungsstück der Frauen seit der Latènezeit ist ein Hemdrock, der auf den Schultern durch zwei Fibeln geschlossen wurde und nach Girke ein aus der Fremde entlehntes Modestück ist. Ausführlich wird die vielfach verbreitete Annahme widerlegt, die Germaninnen hätten Hosen getragen. Die antiken Darstellungen von germanischen Frauen in Hosen sind mit Recht von Kossinna als Verkörperungen des ganzen Volkes angesehen worden, denen vom römischen Bildhauer zu diesem Zwecke nach damaligem Brauch Männerkleidung angelegt wurde.

Ich habe nur einige wichtigere Punkte der Arbeit berührt. Es ist natürlich in einer Besprechung unmöglich, die vielen Ergebnisse, die Fülle der Einzelbeobachtungen, die wir Girke verdanken, zu erwähnen. Da in dem Buche das gesammelte Material ständig genau aufgeführt und durch eine große Zahl von Abbildungen auf 71 Tafeln erläutert wird, wird es der Fachmann gern und oft nachschlagen und verdient es, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Wie wichtig eine wissenschaftliche, zusammenfassende Darstellung der germanischen Tracht auch für die Allgemeinheit ist, zeigt der Anhang vom heutigen landläufigen Germanenbildnisse, in dem Girke treffend geißelt, wie auf der Bühne, in der Schule und von der bildenden Kunst dem deutschen Volke ständig reine Phantasiegestalten unserer Vorfahren vor Augen geführt werden, Zerrbilder von Theatergermanen, die mit dem schlichten, allen Prunk vermeidenden Äußeren der alten Germanen nichts gemein haben.

Breslau, September 1922. M. Jahn.

[1]) Auf zwei neue Trachtenfunde aus Dänemark und Schweden, von denen der eine unsere Kenntnis der frühbronzezeitlichen Frauenkleidung beträchtlich erweitert, macht soeben Kossinna im Mannus XIV (1922), S. 148 ff. aufmerksam.

Digitized by Google

IV. Nachrichten.

Unser Mitglied Geh. Studienrat Prof. Dr. Walter in Stettin ist vom Ministerium zum Vertrauensmann für Kulturhistorische Bodenaltertümer im Bereich der Provinz Pommern ernannt worden.

Leider bestehen für die Vorgeschichtsforschung und die Rettung der Vorzeit-Denkmäler in Pommern traurigste Aussichten. Es sind gar keine Mittel vorhanden, weder „für den Vertrauensmann, noch für die berufenen Pfleger", sodaß nicht einmal die kleinsten Reisen zur Sicherung neugemachter Funde unternommen werden können. Dazu kommt, daß die durch den Tod Stubenrauchs erledigte Konservatorstelle am Stettiner Museum vom Magistrat nur im Nebenamte, von den Stadtverordneten aber überhaupt nicht mehr besetzt werden möchte. Warum macht hier ein Eingreifen der Provinzialverwaltung diesen geradezu skandalösen Verhältnissen nicht ein Ende? Findet sich in dieser für die Erkenntnis der Entwicklung unseres Volkes in der Vorzeit so ungemein wichtigen Provinz keine einflußreiche Stimme zur Erweckung des völlig fehlenden Sinnes für die Rettung unzähliger, kostbarster und unersetzlicher Zeugen unserer Vergangenheit?

Konservator Stubenrauch, Stettin †.

Die Stettiner Altertümersammlung hat seit ihrer Überführung in das neue Museum der Stadt Stettin 1913 erst ihre gebührende Würdigung finden können, weil sie dort zweckmäßig aufbewahrt und übersichtlich aufgestellt wurde. Hierbei hat sich unzweifelhaft der Konservator Adolf Stubenrauch das größte Verdienst erworben, der zwar nicht fachmäßig vorgebildet, doch mit starker Vorliebe sich der vaterländischen Altertumskunde zugewendet hatte und in der Erweiterung und Neuordnung der schönen Sammlung seine Lebensaufgabe sah. Befähigt war er dazu durch den Gang seiner Entwicklung, die er bei seinem Eintritt in den Dienst der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde 1890 in einer klaren Übersicht darlegte. Er war 1855 auf dem väterlichen Gute Goltz im pommerschen Kreise Dramburg geboren, und Vorliebe für praktische Betätigung sowie Leichtigkeit in Beurteilung landwirtschaftlicher Verhältnisse haben ihm später bei Auffindung und Bergung von Altertümern in der Provinz wesentliche Dienste geleistet. Auf den Gymnasien von Stargard und Dramburg fand er seine Vorbildung, und wollte sich dem Baufach widmen, trat aber nach dem Tode des Vaters in kaufmännische Tätigkeit, und zwar ländliche Buchhaltung ein; diese Umgebung und die alte Bekanntschaft seines Vaters mit Virchow führte ihn auf die Beachtung von Bodenfunden, seine sorgfältig geführten und mit Zeichnungen versehenen Tagebücher brachten ihm das Anerbieten ein, an der Stettiner Sammlung tätig zu werden. Die anfangs bescheidene Privatstellung,

Digitized by Google

die erst später eine gesicherte städtische wurde, bedeutete für ihn die Erfüllung eines Lieblingswunsches, und mit Feuereifer nahm er sich der bunten Sammlung im alten Bogislav-Remter des Stettiner Schlosses an; bald zeigte sich seine nicht gewöhnliche Kunst zu ordnen und zu organisieren, aber auch die für einen Kustos nicht minder wichtige Fähigkeit, mit der Landbevölkerung leicht vertraut zu werden und Nachrichten wie Altertumsfunde mit wachsender Bereitwilligkeit zu erhalten. Und so hat sich im Lauf der Jahre seine Tätigkeit hauptsächlich in den beiden Richtungen bewegt, durch Reisen und Ausgrabungen aus dem Bereich der weit an der Ostsee hingestreckten Provinz neues Material zu beschaffen, wobei er der Zerstreuung in kleinere Lokalsammlungen im allgemeinen abhold war, andererseits das Vorhandene immer besser zu ordnen, im einzelnen zu studieren und dem Publikum wie den Forschern vorzuführen und auf Wunsch in trefflichen Zeichnungen mitzuteilen. Den Lesern des Mannus werden nicht wenige davon erinnerlich sein, wie z. B. sämtliche Abbildungen zu dem Aufsatz über die Entwicklung des Stettiner Museums im 3. Jahrgange, S. 143—154, und etwa im 9. Jahrgange, S. 156, die Bronzeplatte von Gültz u. a.

Im übrigen war Stubenrauch nicht ein Mann vieler Worte, und so spannend er von seinen Ausgrabungsreisen zu plaudern wußte, so wenig mochte er lange Vorträge, obgleich er gelegentlich gute Berichte in den Stettiner Sitzungen zu geben wußte. Auch seine schriftlichen Arbeiten, zu denen ihm seine sorgfältigst geführten Museumsverzeichnisse etwa noch Zeit ließen, betrafen kaum allgemeine Verhältnisse, sondern beschrieben ausführlich seine tatsächlichen Beobachtungen und die greifbaren Ergebnisse seiner Ausgrabungen. In den Pommerschen Monatsblättern trat er seit 1891 mit kleineren Aufsätzen hervor, schon 1894 beschrieb er das Gräberfeld von Jeseritz, 1895 die Steinkistengräber von Strussow, und nun folgten jährlich mehr Beiträge, bis 1914 wohl die größte Arbeit, das Urnenfeld auf dem Hauptfriedhof in Stettin, in mustergültiger Weise behandelte, dessen 60 Urnen er selbst geborgen und wie so viele andere (z. B. die Hausurne von Oblirütz) wiederhergestellt hat. Auch in den Baltischen Studien gab er Berichte, so 1898 über Wollin, 1901 Streckentin, in der Lemcke-Festschrift 1898 über Gnewin, und beschrieb in anschaulicher Weise größere Privatsammlungen, wie die von Maaß, Kuhse, Schumann, die er sorgsam in den Rahmen des Museums einzufügen bestrebt war. Endlich zeichnete er auch zu dem bekannten Werke Schumanns über die Pommersche Prähistorie fünf Anschauungstafeln, die noch heute als typisch gelten können.

Der rüstige Mann erkrankte im Frühjahr heftig und erlag dem Anfall wider Erwarten früh am 23. April 1922. Er hat die Stettiner Sammlung ein Menschenalter über getreulich verwaltet, beträchtlich vermehrt und wohl geordnet hinterlassen. Was er der pommerschen Vorgeschichte hat an Förderung zuteil werden lassen, kommt auch der deutschen Altertumskunde zugute.

Stettin. **E. Walter.**

Druckfehlerberichtigung.

Oben S. 139, Zeile 17: statt Woltnitz lies Soltnitz; hinzuzufügen: Pomm. Mon. Bl. 1907, S. 139.

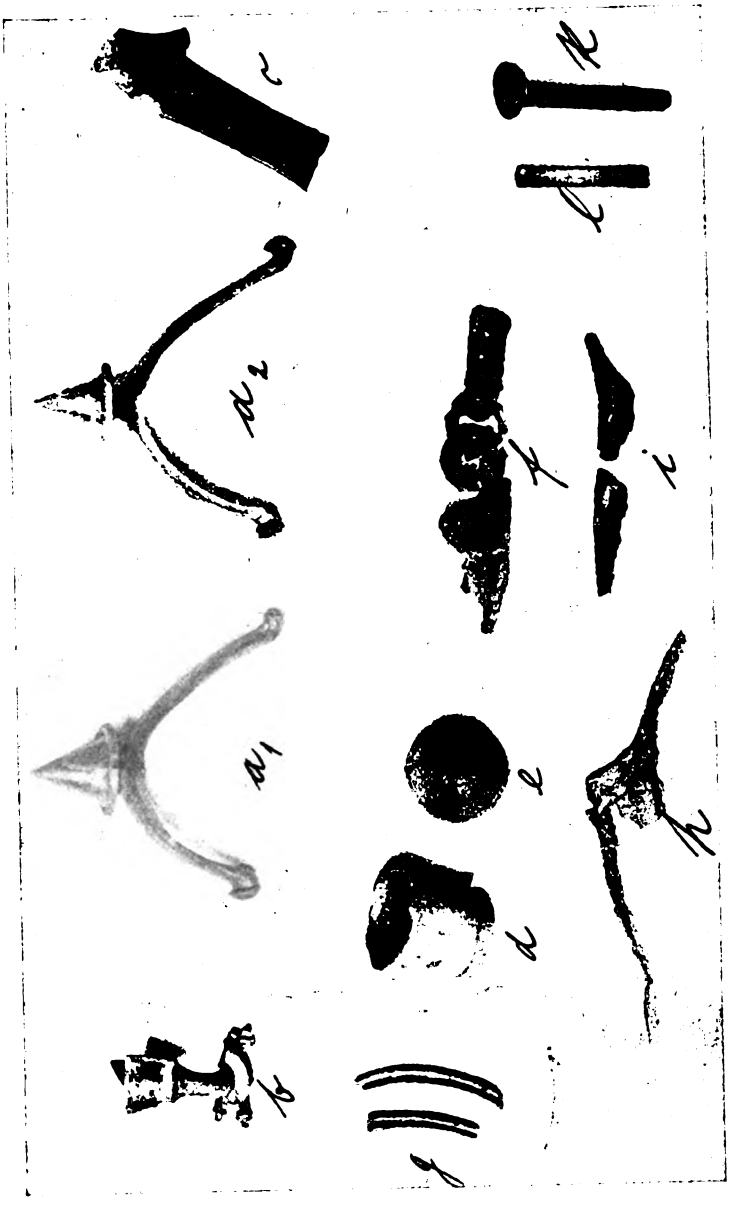
Digitized by Google

Abb. 1.

Abb. 2.

Digitized by Google

Digitized by Google



Günther, Der Goldfund von Kommerau Kreis Schwetz, Westpreußen.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

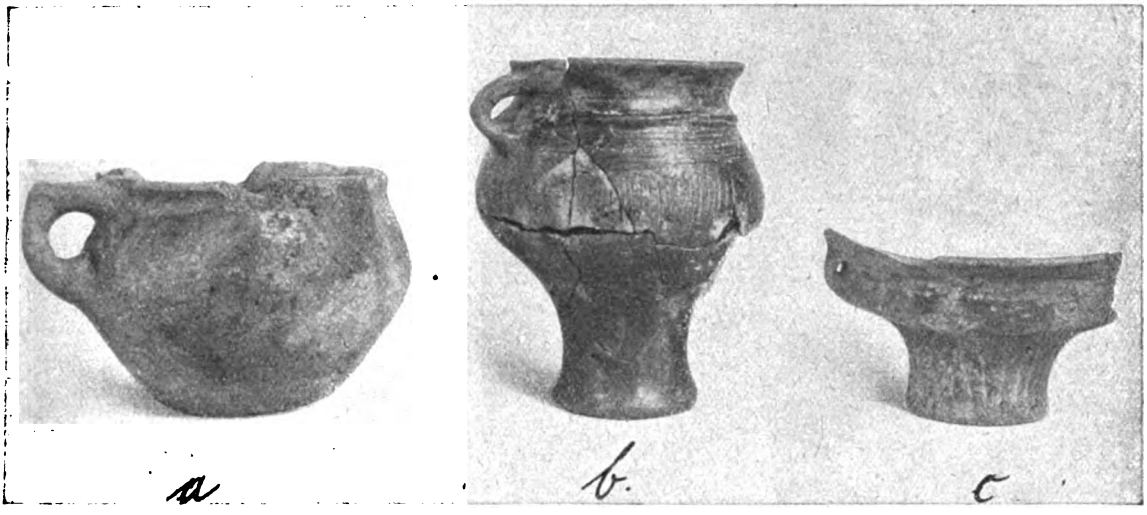


Abb. 1.

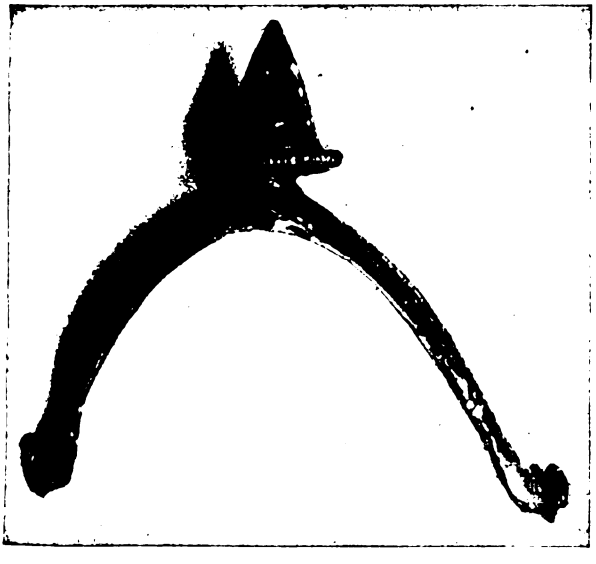


Abb. 5.

Abb. 2.

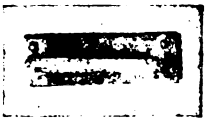


Abb. 3.

Abb. 4.

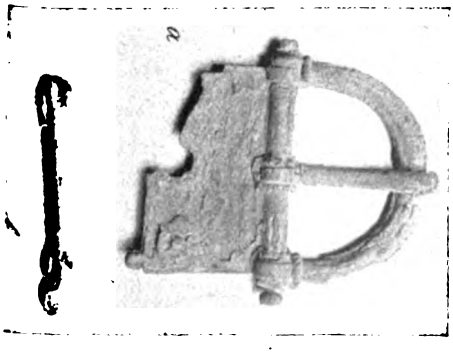


Abb. 6.

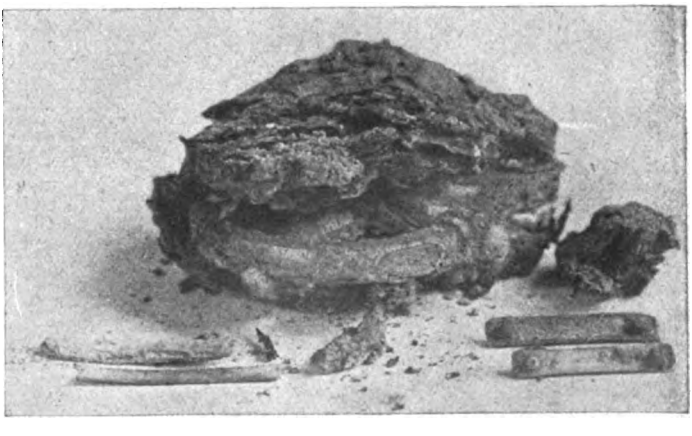


Abb. 7.

Digitized by Google

Digitized by Google

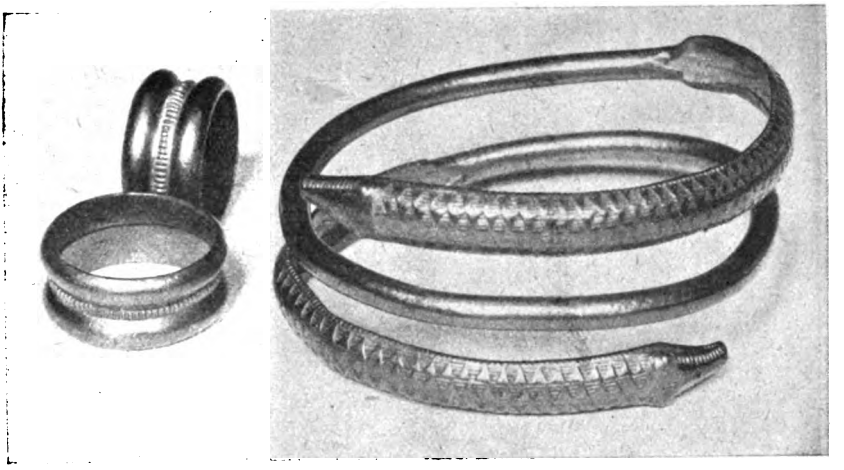


Abb. 1.

Abb. 2.

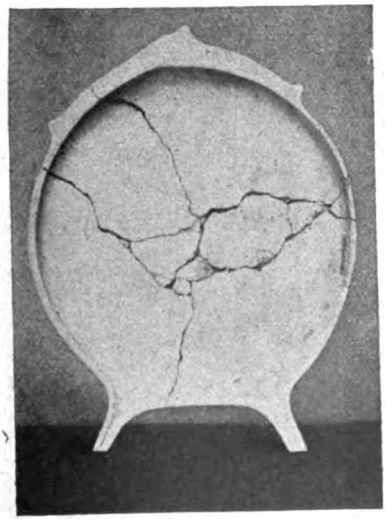


Abb. 3.

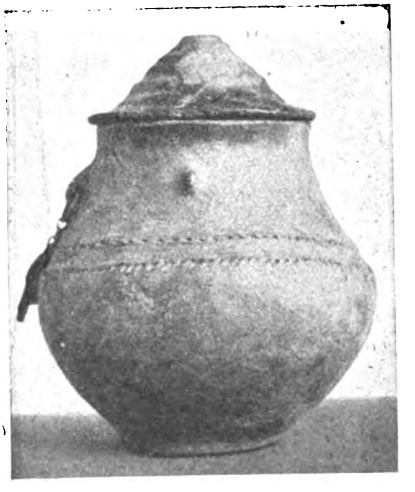
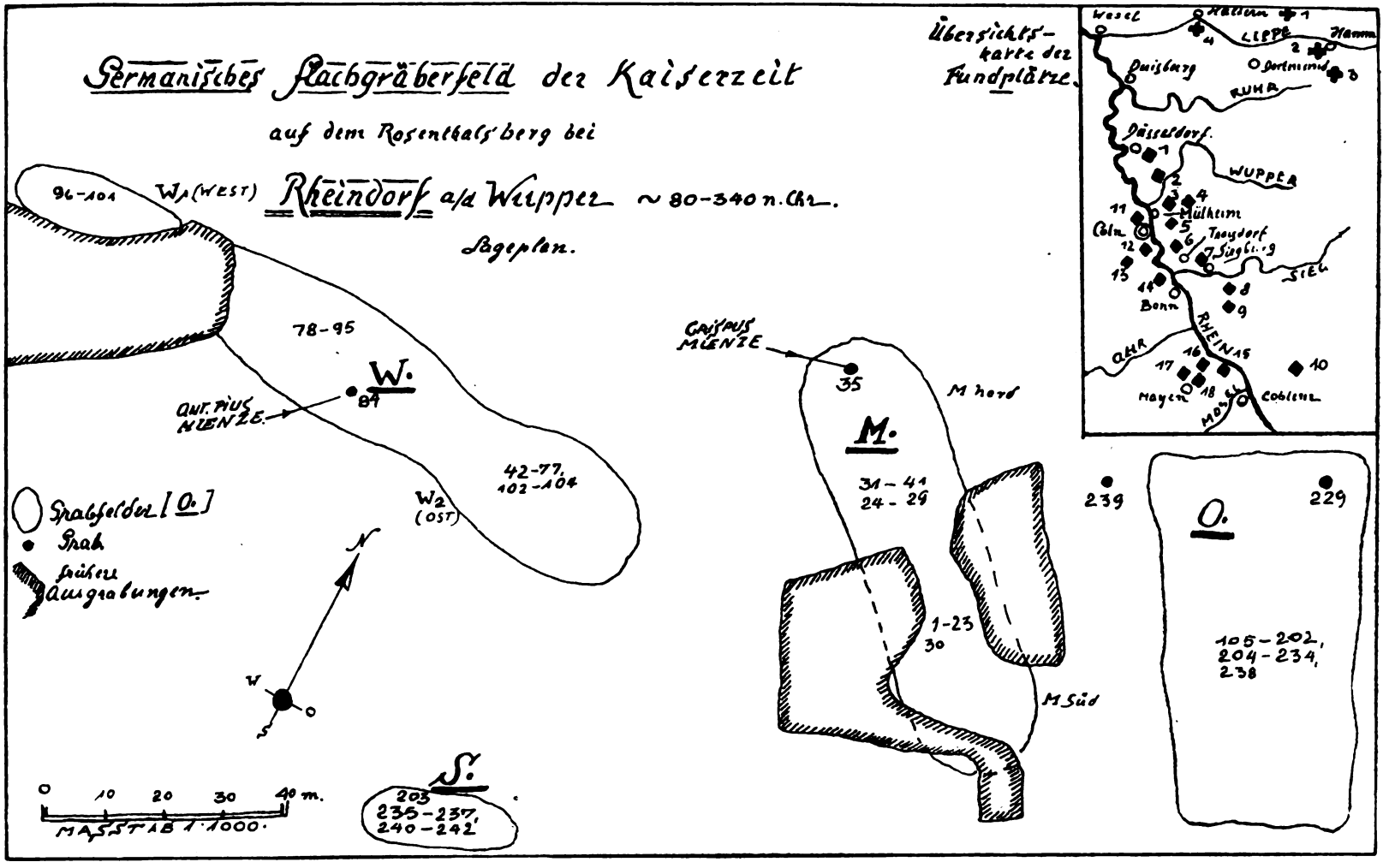


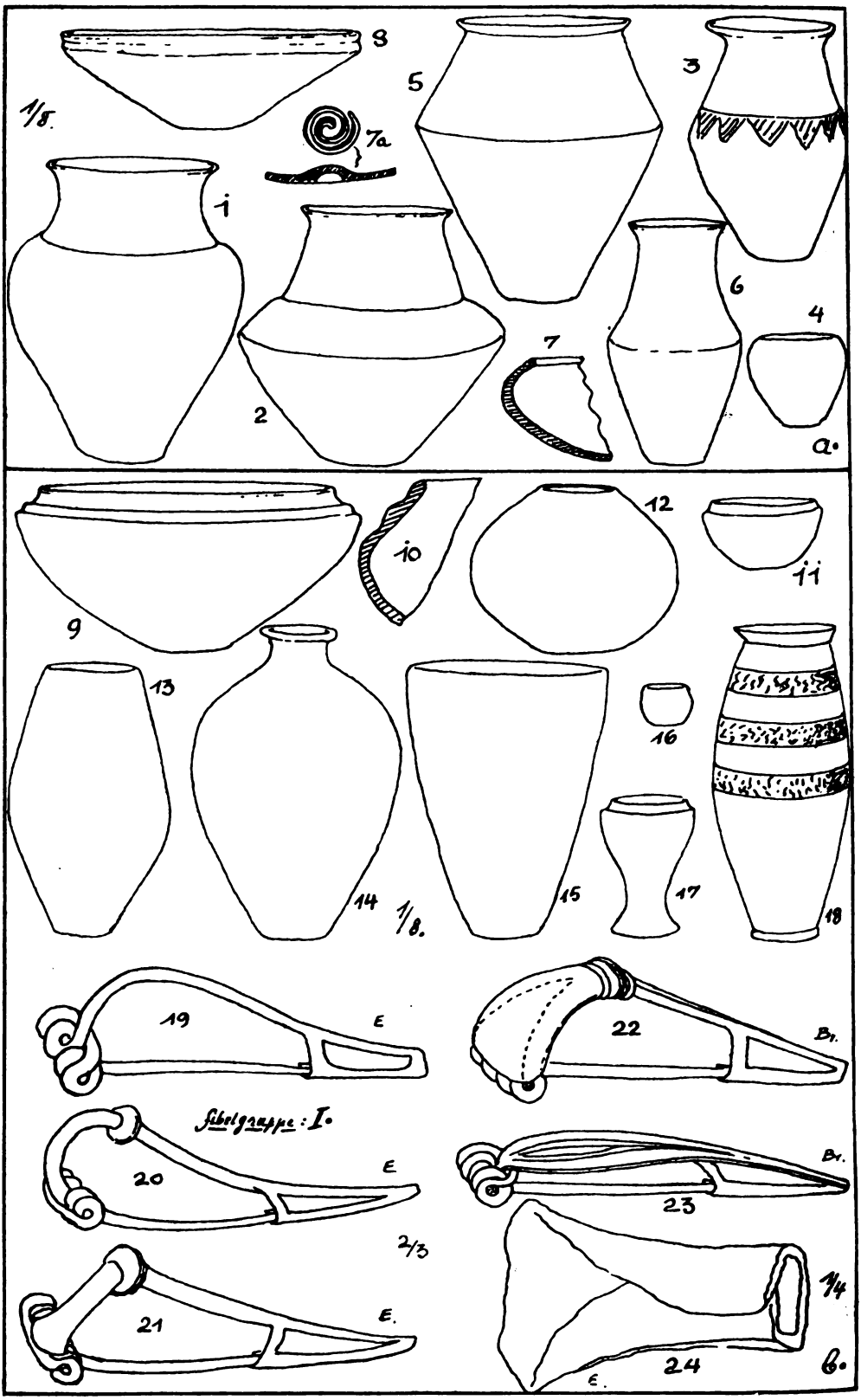
Abb. 4.

Digitized by Google

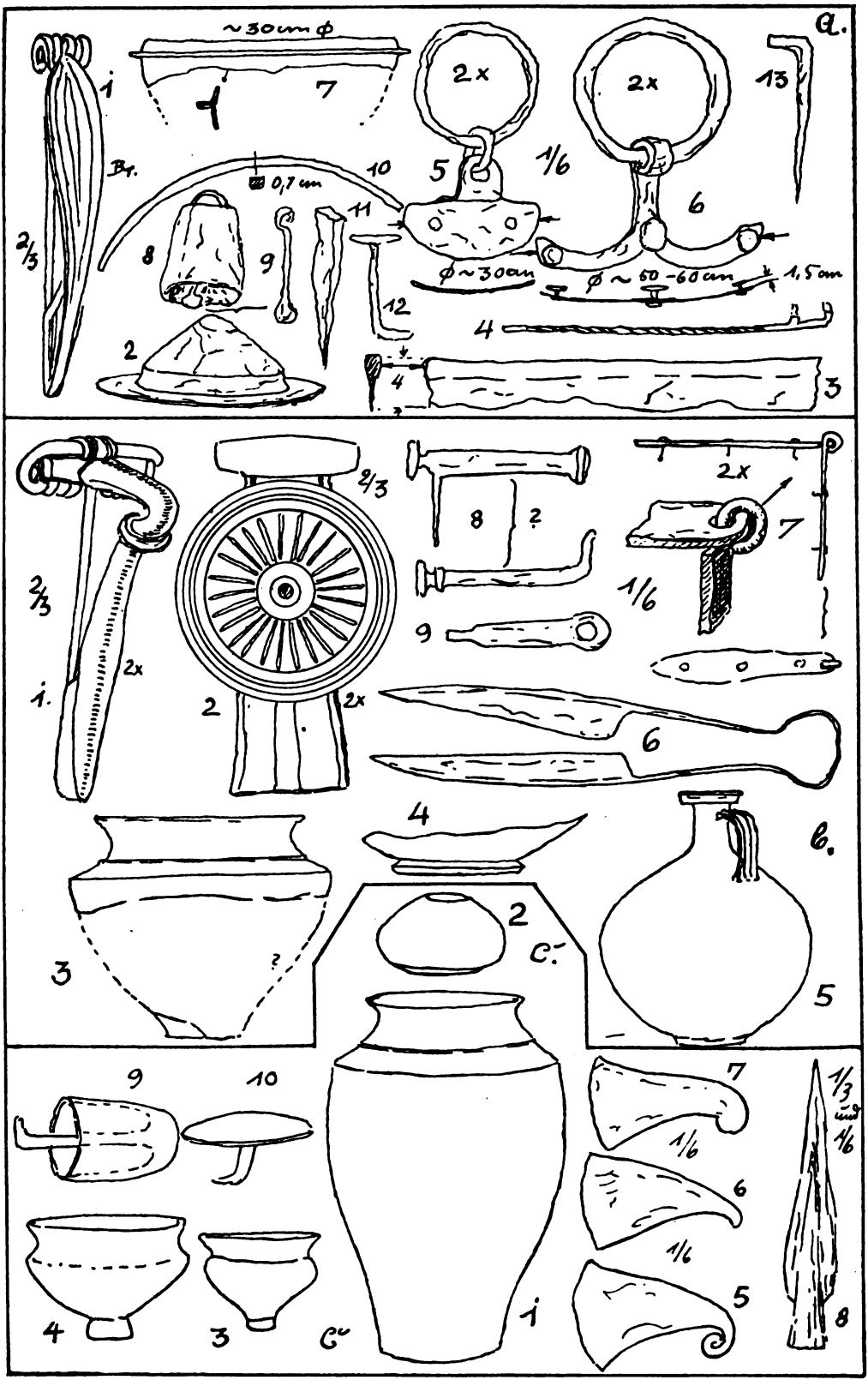
Digitized by Google



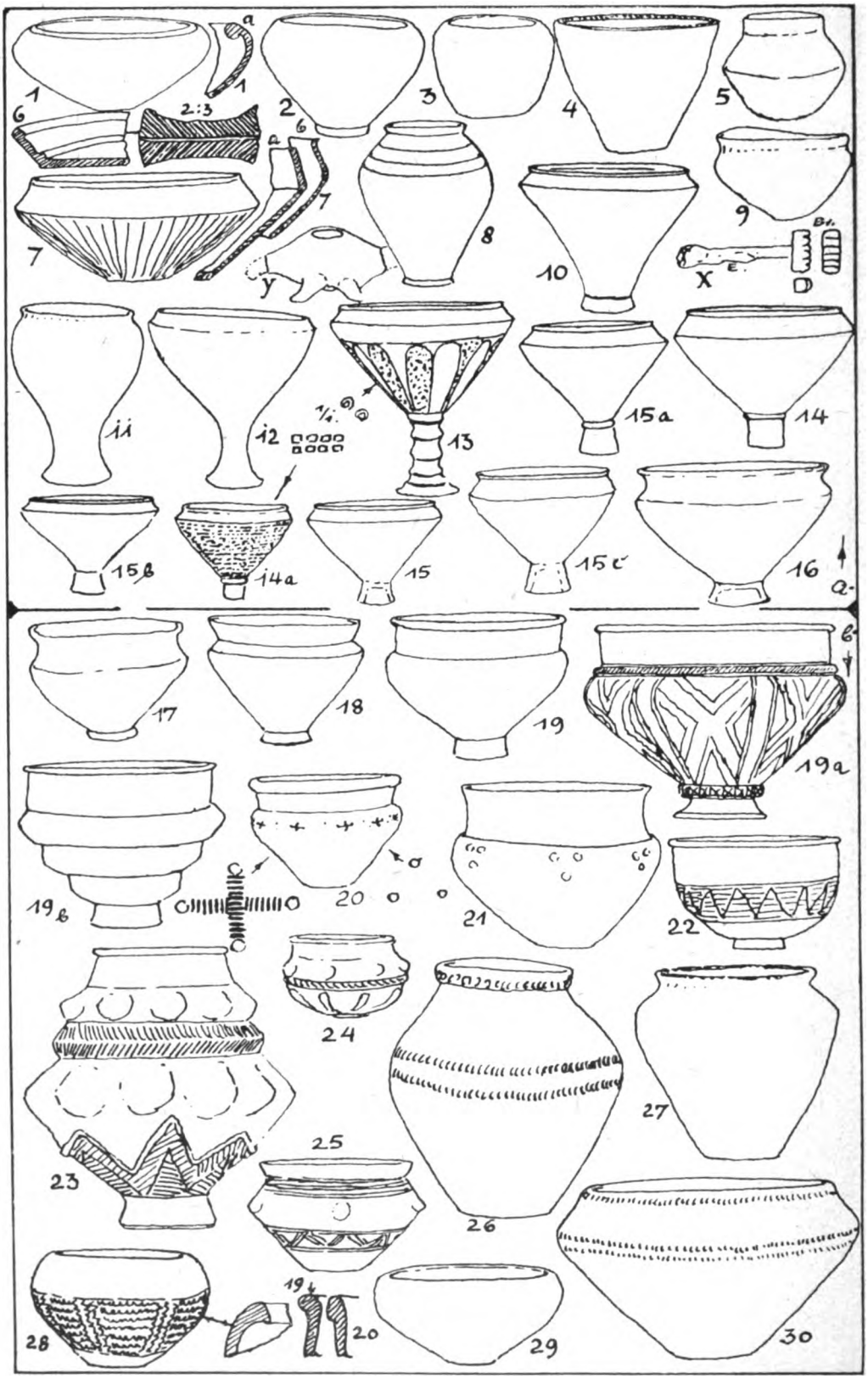
Digitized by Google



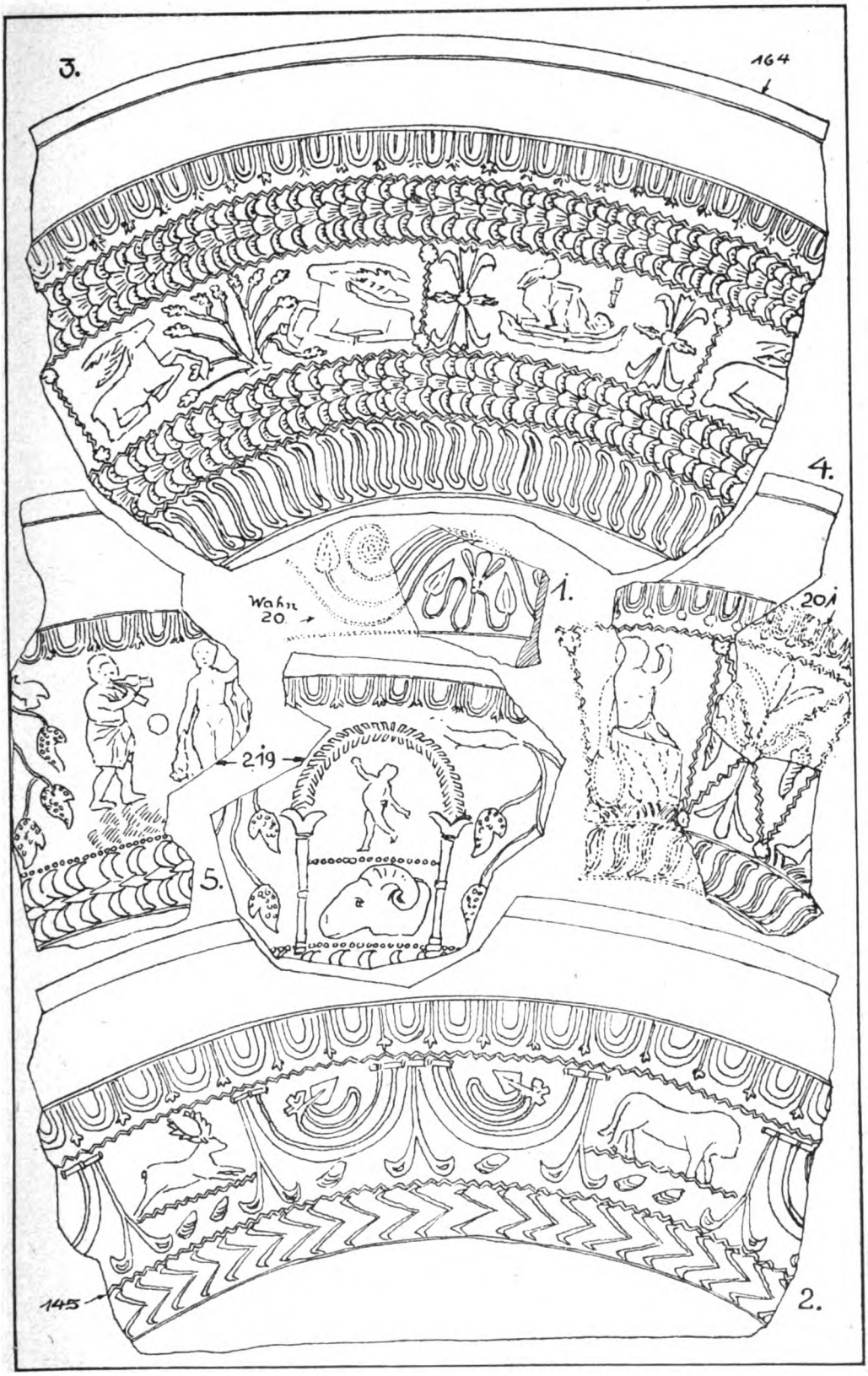
Digitized by Google



Digitized by Google



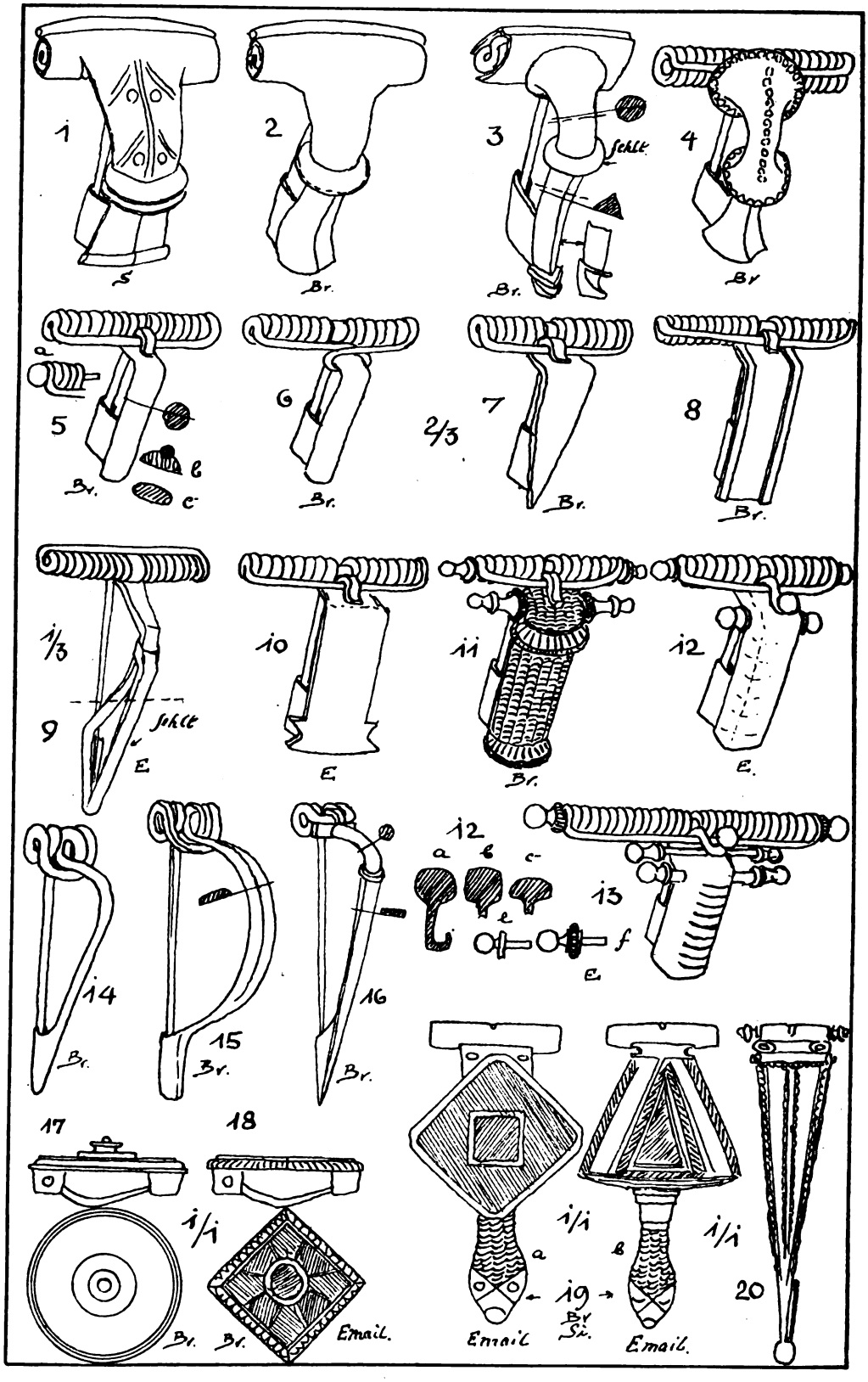
Digitized by Google



Rademacher, Chronologie der Germanengrabfelder.

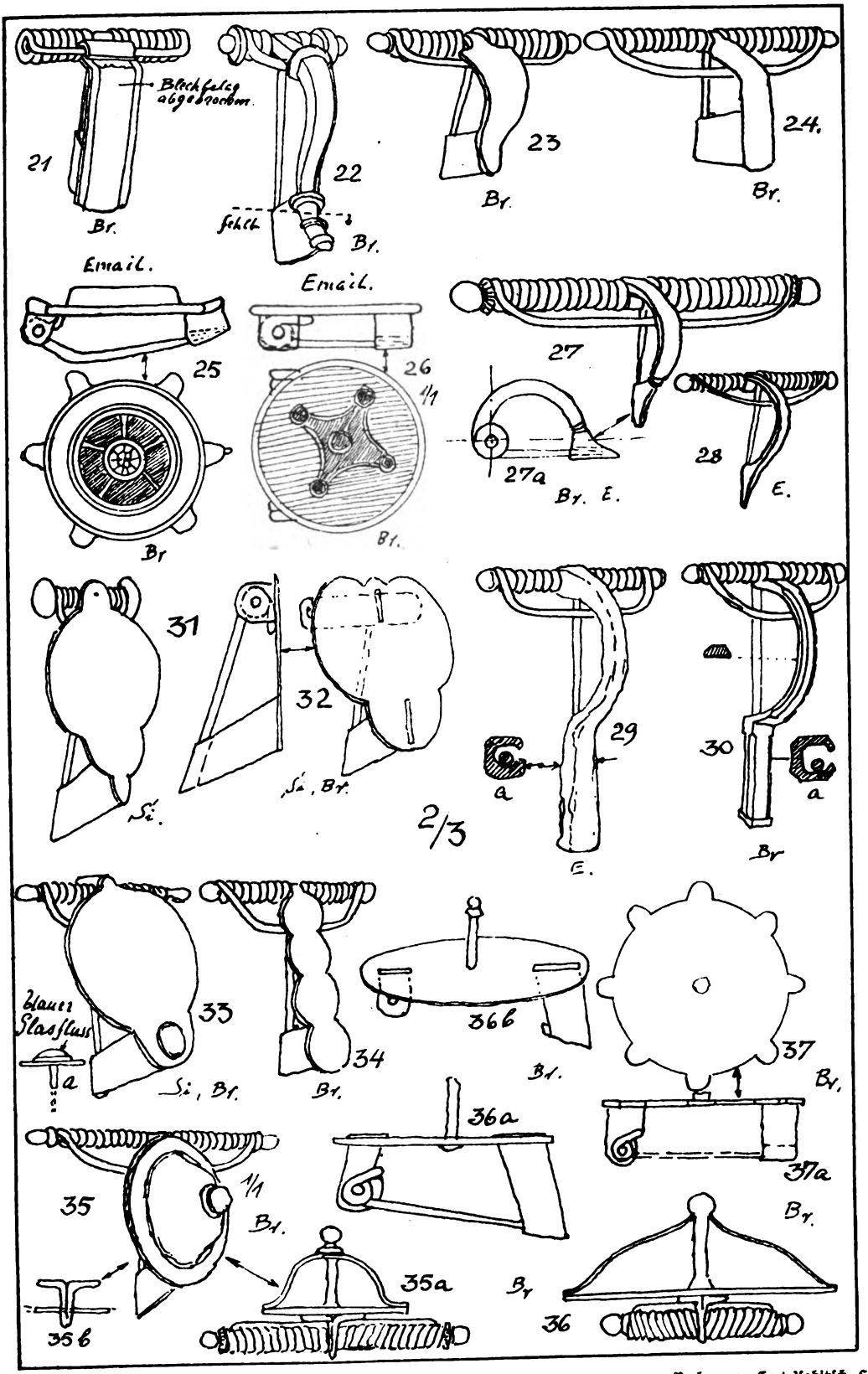
Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

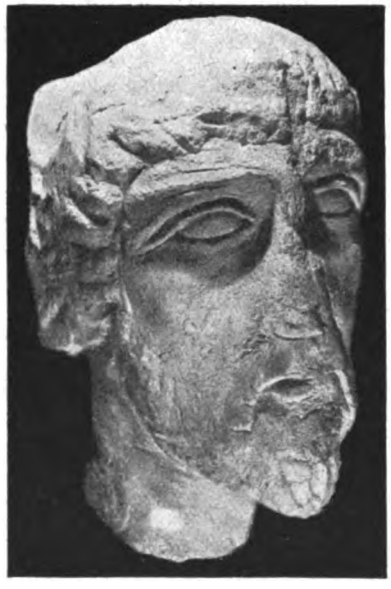


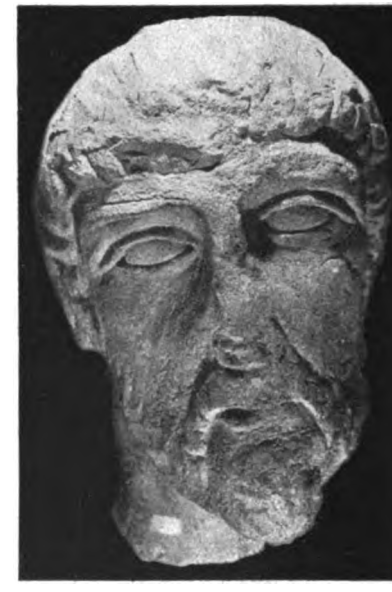
Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

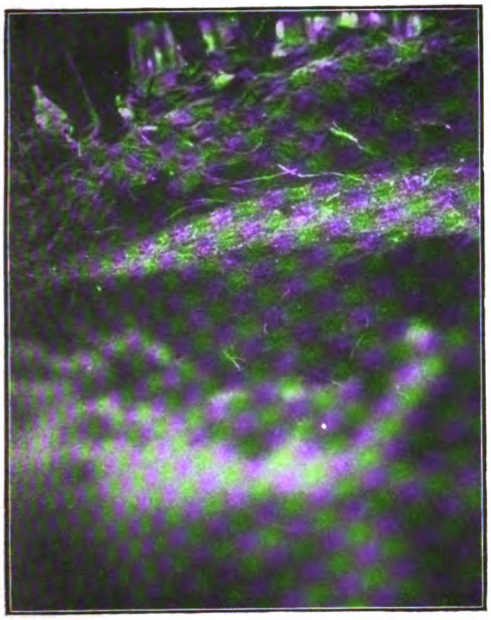


Digitized by Google

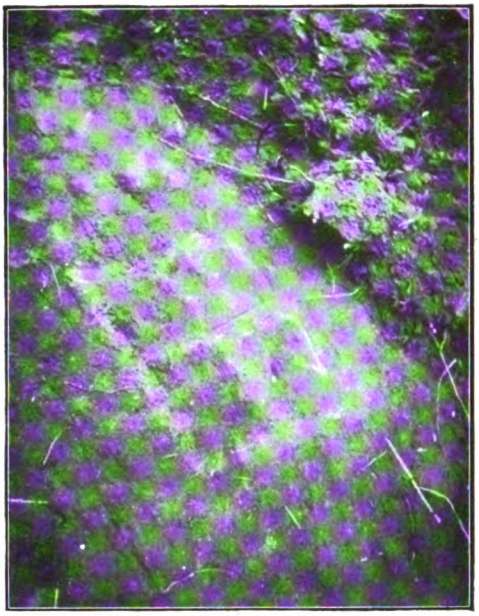




Digitized by Google



a. Querschnitt.

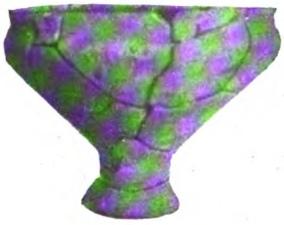


b. Kiste.

Wahn.

1.

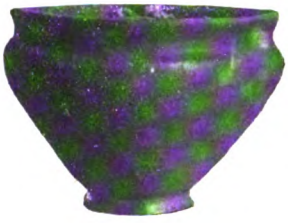
Kl. Ib.



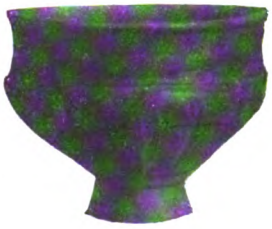
2.

3.

Übergang.

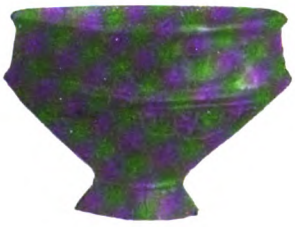


4.



5.

K. II.
Rheindorf.



6.

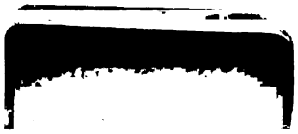
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07029 0849



Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07029 0849

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07029 0849

Digitized by Google

Digitized by Google